Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
C 2 583 095

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preis des Jahrgangs M. 13.—

25. Jahrgang. Heft 6 Preis 1 Mark

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Digitized by Google

Inhalt des sechsten Heftes

Text:

	Seite
Unverbrannte Briefe einer Unbekannten an einen Toten. Von Liesbet Dill (Schluß) . .	1
Vor einem Saatfeld. Gedicht von Georg Busse-Palma	15
Unbekannte Aphoristen. Von Otto Weiß . .	16
Gegenwartsmenschen. Von Dr. Hans Berger. Mit zwanzig Porträten nach künstlerischen Aufnahmen von N. Perscheid, Berlin . .	17
Das Fingerle. Märchen von Clara Ernestine Ries (C. E. Ries)	28
Die Frauenberufsfrage. Von Eliza Ichenhaeuser. IV. Kaufmännische Berufe . .	30
Die Heilige. Gedicht von Emmi Lewald . .	33
Im Wunderreiche unbekannter Gletscher. Von Benno Alexander, Multatuli (Alaska). Mit fünfzehn Abbildungen	34
Einsames Kreuz. Gedicht von Reinhold Volker	40
Faulpelze in der Tierwelt. Von Dr. Th. Zell.	41
Slawisches Mädchenlied. Von Frida Schanz .	44
Kopula. Eine Schulskizze von Carl Busse . .	45
Aus meinem Leben. Von August Sperl. Mit neun Abbildungen	51
Die „erste" deutsche Frau. Ein Lebensbild von Anton Schlossar. Mit vierzehn Abbildungen	58
Aphorismen. Von John D. Warnken . . .	66
Die wirtschaftliche und soziale Verfassung Japans. Von Lindsay Martin	67
Drahtlose Telephonie auf der amerikanischen Flotte. Von Walter L. Beasley. Mit acht Abbildungen	72
Das seidene Kleid aus Amerika. Novellette aus dem italienischen Leben. Von El-Correl	76
Die Möwe. Gedicht von Hermann Löns . .	80
Neues aus der Bewegung für Reformkleidung. Von Cécile Marschner. Mit neun Abbildungen	81
Sprüche. Von Kory Towska	84
Die Eisenbahn. Geschichte eines Kinderschicksals. Von Edward Stilgebauer	85
Literatur	87
Aus aller Welt	89
Für müßige Stunden	98
Aus Industrie und Gewerbe	111

Einschaltbilder:

Ferdinand Keller: **Kunst und Natur** (mehrfarbiges Titelbild).
Franz Simm: **Ankunft** (gegenüber S. 8).
Gilbert von Canal: **Am Mühlenwehr** (gegenüber S. 16).
Wilhelm List: **Die Heilige** (gegenüber S. 32).
Angelo Jank: **Hetzjagd** (gegenüber S. 48).
Theodor Kleehaas: **Die Wahrsagerin** (gegenüber S. 80).

Selbständige Textbilder:

Ein klarer Wintertag (die Kirche in Cortina). Nach einer Photographie von E. Terschak . 69
Eine Konvenienzheirat. Nach einem Gemälde von John Collier 71
Ein schwieriger Moment. Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith . . 79

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Hug & Co., Leipzig
Gegr. 1807. 9 Filialen
Vorteilhafteste Bezugsquelle für
Violinen

Preis 12, 15, 20, 30, 50 M.
mit Kasten, Bogen, Schule u. Zubehör.
Probesendung! Nichtkonvenierende Violinen werden bereitwilligst umgetauscht!
Gratis Preisverzeichnis No. 17 über Violinen und Requisiten.

Antihydor-Tuch

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich, Wiederverkäufern Angebot auf Anfrage. Nach Orten, wo noch keine Verkaufsstellen sind, liefern wir einzelne Tücher gegen porto- und bestellgeldfreie Einsendung von je 50 Pfg.
Chem. Fabrik Wunstorf, G. m. b. H., Wunstorf.

SARG
Berlin, S. 42 Ritterstr. 11
Wien-Paris.
60 Pf.
KALODONT
BESTE ZAHN-CRÊME

Anteile u. Aktien v. Kolonial-Gesellschaften
handelt kulant die Bankfirma E. Calmann, Hamburg.
Auskünfte und Berichte bereitwilligst auf Anfrage. ○○○○○ Gegründet 1853.

MORPHIUM
Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.
ALKOHOL

Perlen-Künstler-
Scheibengardinen, Stores, Heizkörper-Verkl. etc.
Atelier für Perlendecors, Alexander C. A. Otto, Leipzig, Kronprinzstr. 72.

Kronen Quelle
Zu Hauskuren
Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker, Katarrhe. Broschüren gratis.
Adresse: „Kronenquelle, Bad Salzbrunn."

Digitized by Google

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1908|09

Zweiter Band

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
A7
v.25:2

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1908—1909. Heft 6—9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Arno, die Geschichte einer Brieftaube. Von Thompson E. Seton* 335.
Aschermittwoch. Skizze von F. Bram 148.
Begräbnis, das. Von Jacob Picard 173.
Das seidene Kleid aus Amerika. Von El-Correl 76.
Dieb, der. Von Wilhelm Scharrelmann 273.
Eisenbahn, die. Von Edward Stilgebauer 85.
Fingerle, das. Von Clara Ernestine Ries 28.
Frau, die, im Krankenstuhl. Von Norbert Jacques 382.
Ihr Hochzeitstag. Von Else Krafft 160.
Kopula. Von Carl Busse 45.
Kyz-Görüdschü, die. Von Arslan Aga 360.
Lehrzeit. Von Auguste Supper 101. 201. 301.
Mabel, die Aetherische. Von Otto Robolsky 139.
Osmanbegowitsch. Von Emil Peschkau 235.
Unverbrannte Briefe einer Unbekannten an einen Toten. Von Liesbet Dill 1.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Arbeiterhäuser. Von L. F. Fuchs* 343.
Frau, die „erste" deutsche. Von Anton Schlossar* 58.
Stadt, die mittelalterliche. Von Dr. Ed. Heyck* 223.
Volksschule, in der amerikanischen. Von Edna Fern* 176.

Biographien. Porträts

Becker, Nikolaus, zum 100. Geburtstag* 193.
Beresford, Ch. Lord* 394.
Bernstorff, Graf, und Familie auf der Ausreise* 194.
Coquelin der Aeltere † * 291.
Darwin, Charles* 246.
Frapan-Akunian, Ilse † * 93.
Hale, William B.* 91.
Hardt, Ernst* 92.
von Hülsen-Häseler, Graf † * 89.
Hultin, Thekla, eine Vorkämpferin der Frauenemanzipation* 293.
von Münchhausen, Börries, Freiherr. Von Dr. B. Fleischer* 269.
von Oppenheim, Ed. Freiherr † * 292.
Plate, Professor* 192.
Rathenau, Emil* 193.
Roosevelt. Von Lindsay Martin* 384.
Sargent, John S.* 394.
de Serval, Cl., Hungerkünstlerin* 396.
Sverl, August (Selbstbiographie)* 51.
Spielhagen, Friedrich* 293.
Stocker, Adolf † * 294.
Strauß, Richard* 292.
Taft, W. H., und Gemahlin* 387.
von Wildenbruch, Ernst † * 293.
Wright, Orville, und seine Schwester* 294.

Aus hohen Kreisen

Alexandra, Königin von England* 290.
August Wilhelm, Prinz und Prinzessin, in Potsdam* 90.
Bulgarischen Königshofe, vom* 96.
Eduard, König von England* 289.
Eitel Friedrich, Prinzessin, auf einer Spazierfahrt* 89.
Englischen Königspaares in Berlin, Besuch des* 290.
Spanien, der König von, bei Wilbur Wright* 394.
Wilhelm II., Kaiser* 187.
Zusammenkunft des Königs von Spanien mit dem König von Portugal in Villaviçosa* 393.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Brand des englischen Dampfers „Sardinia"* 94.
Erdbeben in Sizilien und Kalabrien, vom* 189. 190. 191.
Erdbebenkatastrophe in Neapel. Heft 7, II.
Feierliche Erklärung des Anschlusses der Insel Kreta an Griechenland* 90.
Gegenwartsmenschen. Von Dr. Hans Berger* 17.
Gesandtschaft, die außerordentliche, des deutschen Kaisers, beim Papst* 94.
Grubenunglück in Westfalen, vom* 93.
Künstlerbundes in Weimar, Tagung des deutschen* 192.
„Nachtreiter", die amerikanischen* 295.
Persien, der Kampf um die Verfassung in* 395.
Roosevelts Jagdausflug nach Ostafrika* 395.
Schadow-Ausstellung, die, in Berlin* 295.
Steinheil, die Affäre* 91.
Studentenkrawalle in Wien* 93.
Türkische Parlamentswahlen* 89.
Zeppelin, Hochzeit im Hause* 392.

Natur

Auf Schneeschuhen durch den Schwarzwald. Von Skiator* 117.
Faulpelze in der Tierwelt. Von Dr. Th. Zell 41.
Geiser und heiße Quellen. Von Dr. M. W. Meyer* 281.
Mikroben als Krankheitserreger, die. Von Dr. E. Frohmann 278.
Rätsel des Vogelfluges. Von Theo Seelmann 328.
Urstier, der goldene. Von Wilhelm Bölsche 157.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Am Gestade der Scylla. Von W. Hörstel* 167.
Im Heiligen Lande. Von Max Peregrinus* 321.
Im Wunderreiche unbekannter Gletscher. Von Benno Alexander* 34.

Kunst

Danhauser, Joseph. Von Arthur Roeßler* 371.
Malschule in Dachau, eine. Von Carry Brachvogel* 241.

Baukunst

Arbeiterhäuser. Von L. F. Fuchs* 343.
Kirche im Dorfe Gaggstadt* 195.
Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin* 392.
Stadt, die mittelalterliche. Von Dr. Ed. Heyck* 223.

Bildnerkunst

Babylonisches Emailrelief eines Löwen* 159.
Jugendbüste Goethes, eine unbekannte* 192.
Kreuzigung Christi, die. Von Adam Kraft* 329.
Wiener Waschermadel. Von Stefan Schwartz* 275.

Malerei

Gemälde

Am Mühlenwehr. Von Gilbert von Canal. Kunstbeilage vor S. 17.
Ankunft. Von Franz Simm. Kunstbeilage vor S. 9.
Bergleute, die. Von Jean Paul Laurens 125.
Bildnis einer vornehmen Genueserin aus der Familie Cattaneo. Von van Dyck. Kunstbeilage vor S. 281.
Burg Monreal in der Eifel. Von Fritz von Wille. Kunstbeilage vor S. 109.
Christus und Nikodemus. Von Ernst Pfannschmidt. Kunstbeilage vor S. 309.
Der einsame Meister. Von Otto Nowak. Kunstbeilage vor S. 241.
Drei Schwestern. Von Walter Petersen. Kunstbeilage vor S. 165.
Eine ernste Stunde. Von William Orchardson. Kunstbeilage vor S. 117.
Eine Konvenienzheirat. Von John Collier 71.
Ein schwieriger Moment. Von Wilhelm Löwith 79.
Faschingsfest. Von Adolf Karpellus 151.
Feierabend. Von Rudolf Tammeier. Kunstbeilage vor S. 317.
Heilige, die. Von Wilhelm List. Kunstbeilage vor S. 33.
Hetzjagd. Von Angelo Jank. Kunstbeilage vor S. 49.
Kupferbasar in Kairo. Von Georg Macco. Kunstbeilage vor S. 217.
Liszt am Klavier. Von Joseph Danhauser. Kunstbeilage vor S. 373.
Maskentrödel. Von Paul Meyer-Mainz. Kunstbeilage vor S. 149.

193234

Digitized by Google

Morgenstunde im Fischerhafen bei Tiefebbe. Von Cornelius Wagner. Kunstbeilage vor S. 209.
Postgäste in einem englischen Dorfwirtshaus. Von Anna Maria Wirth. Kunstbeilage vor S. 173.
Spaziergang vor dem Stadttor. Von Moritz von Schwind 234.
Vor der „goldenen Kanne". Von P. F. Messerschmitt. Kunstbeilage vor S. 365.
Wahrsagerin, die. Von Theodor Kleehaas. Kunstbeilage vor S. 81.
Waisen. Von Theodor Kleehaas. Kunstbeilage vor S. 341.
Zur Soiree. Von Konrad von Kardorff 267.

Zeichnungen

Der alte Mann in Antwerpen. Von Albrecht Dürer 383.
Familiengruppe. Von Karl Heilig. Kunstbeilage vor S. 257.

Mehrfarbige Reproduktionen

Als Großmütterchen noch jung war. Nach einem Gemälde. Von Karl M. Schuster. Kunstbeilage vor S. 101.
Auf dem Lande. Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann. Kunstbeilage vor S. 301.
Brautjungfer (Fanö). Nach einer Farbstiftzeichnung von August Wilckens. Kunstbeilage vor S. 201.
Kunst und Natur. Nach einem Gemälde von Ferd. Keller. Kunstbeilage vor S. 1.

Naturaufnahmen

Ein klarer Wintertag. Von E. Terschak 69.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Amerikas Eisenerzschätze. Von Walter B. Woehlke * 257.
Die gefährlichen Gase der Steinkohlengruben und die Kohlenstaubgefahr. Von Bergassessor R. 122.
Drahtlose Telephonie in der amerikanischen Flotte. Von W. L. Beasley * 72.
Flugmaschine, die neuesten Erfolge der. Von L. Hoff * 250.
Goldschmiedekunst, moderne: Uhr im Rubinenring * 94.
Luftschiffahrt, das Recht der. Von E. Grüttefien 184.
Riesenmaschine zur Herstellung von Flaschen * 95.
Universaluhr, eine * 290.
Wasservelozipied, ein neues * 95.
Wie mißt und bezahlt man elektrisches Licht? Von Hans Bourquin 351.
Wiener Straßenbahn, neue Wagen der * 395.
Zündholzfabrikation, von der * 196.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Frauenberufsfrage, die. V. Kaufmännische Berufe. Von Eliza Ichenhaeuser 30.
Japans, die wirtschaftliche und soziale Verfassung. Von Lindsay Martin 67.

Militär und Marine

Erziehungsanstalten, die militärischen, in Oesterreich-Ungarn. Von Professor Dr. Jäschke * 127.
Feldgeschütz, ein neues französisches. Von Generalleutnant von Reichenau * 333.
Serbischen Armee, von der * 194.
„Vulkan", Hilfsfahrzeug der deutschen Marine für Unterseeboote * H. 6, II.
Zusammenstellung von Uniformen der Großmächte in Tientsin * H. 7, III.

Sport und Jagd, Mode

Auf den Spuren des Urwaldriesen. Von H. Heiland 143.
Neues aus der Bewegung für Reformkleidung. Von Cécile Marschner * 81.

Theater

„An Englishman's Home", die neueste Londoner Bühnensensation. Von L. Hoff * 388.
Bühnenverein, der deutsche, und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger * 296.
„Elektra", von der Aufführung der Musiktragödie * 292.
Hauptmanns „Versunkene Glocke" im Kgl. Schauspielhause zu Berlin * 393.
Kainz, Josef, als „Tantris der Narr" * 92.

Poesie

Abendgedanken. Von S. Barinkay 138.
Am Rocken. Von Th. Wolff-Kettner 222.
Aphorismen. Von Peter Sirius 175.
Aphorismen. Von John D. Warnken 66.
Die langen Nächte. Von Fritz Erdner 116.
Einsames Kreuz. Von Reinhard Volker 40.
Erinnerung. Von Felix Hübel 240.
Glückliche, die. Von Reinhard Volker 121.
Heilige, die. Von Emmy Lewald 33.
Heimat. Von Victor Hardung 277.
Im Nebel. Von Otto Ernst Sutter 381.
Karfreitag. Von Adelheid Stier 320.
Künstler . . . Von Carl Busse 233.
Morgenländische Schwänke. Von Roda Roda 341.
Möwe, die. Von Hermann Löns 80.
Prinzessin und der Hirtenknabe, die. Von Erna Heinemann 142.
Schlagwort. Von Oscar Hofmeister 272.
Selbstgespräch. Von Felix Braun 342.
Slawisches Mädchenlied. Von Frida Schanz 44.
Sprüche. Von Kory Towska 84. 256.
Unbekannte Aphorismen. Von Otto Weiß 16.
Vor einem Saatfeld. Von Georg Busse-Palma 15.
Wachgesicht. Von Katharina Weise 350.
Zigeunergasse. Von Leo Heller 268.

Literatur

Bücherbesprechungen 87. 188. 288. 390.
Tiroler Dichter. Von O. F. Luchner * 152.

Verschiedenes

Englisch des John Chinaman, das. Von Franziskus Hähnel 265.
Schatten aus einem Jenseits. Von Hans Freimark * 353.

Aus aller Welt

89. 189. 289. 392.

Für müßige Stunden

98. 198. 298. H. 9, II.

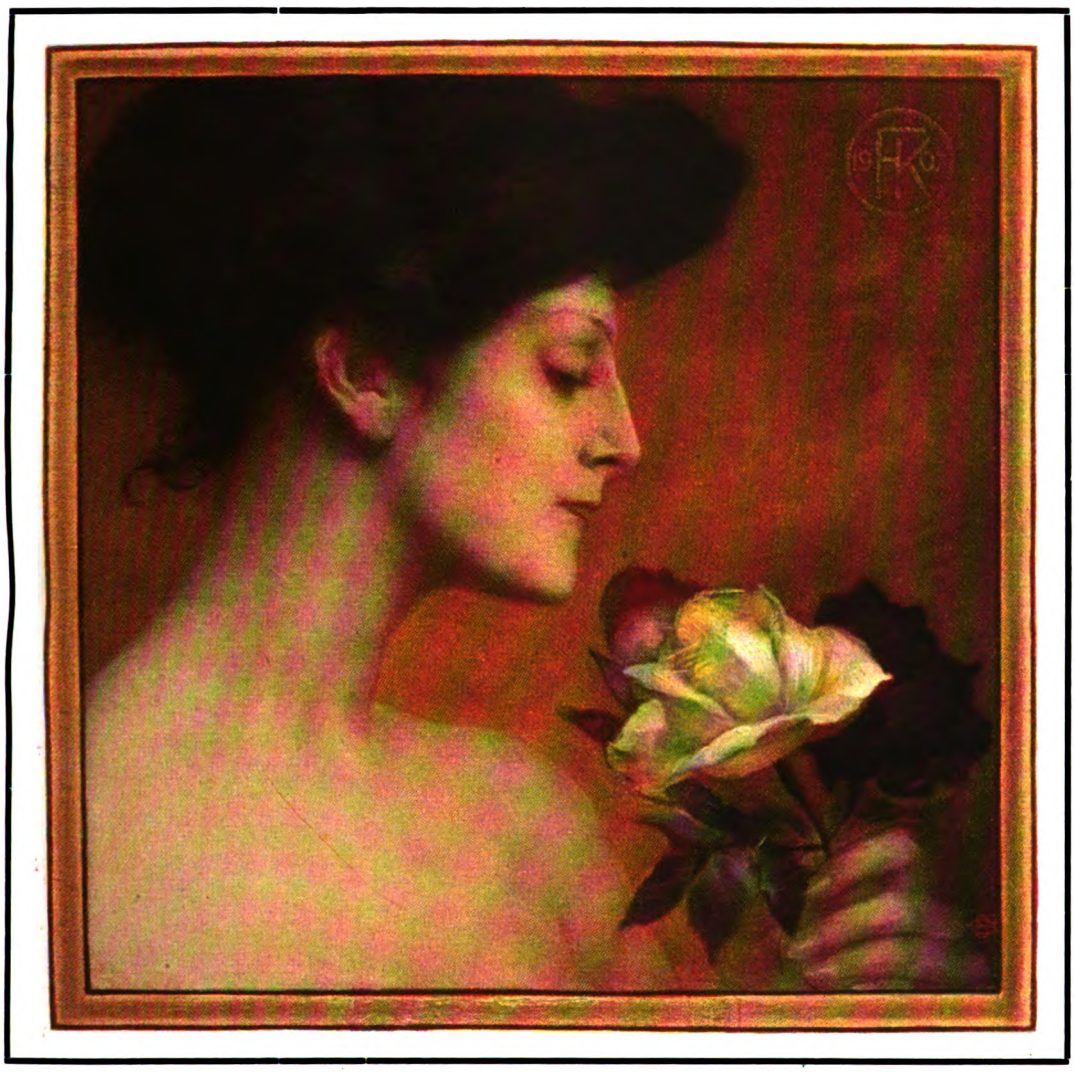
Handschriften-Beurteilung

Heft 8, II. 398.

Schach

100. 200. 300. 400.

Digitized by Google



Kunſt und Natur

Nach einem Gemälde von Ferdinand Keller

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Unverbrannte Briefe

einer Unbekannten an einen Toten

Von

Liesbet Dill

(Schluß)

In feinen Strahlen geht der Regen nieder. Die Sonne kämpft matt mit weißem Nebel. Feuchte Straßen, Schirme und Wind. Ein trübes Weihnachten in diesem Jahre. Ich hatte mich nicht auf Weihnachten vorbereitet und nicht darauf gefreut.

Ich bin im Regen zur Kirche gegangen, die Christmette anzuhören, in eine Kirche, die mit ihren hellerleuchteten spitzen gotischen Fenstern schlank und hoch auf einsamem leerem Platz steht. Die Gegend der Villen und Gärten ist noch ziemlich kahl. Recht eine Kirche für die „Gesellschaft", und die Gesellschaft war es auch, die ihre Bänke füllte. Es war auch um einen Hauch zu kühl in der Kirche, man nahm wohl an, daß die Leute alle Pelze mithätten, was denn auch so ziemlich zutraf. Ich kam auf eine der letzten Bänke am Pfeiler zu sitzen; ich sitze in der Kirche immer gern im Halbdunkel. Man kann an Weihnachten nie wissen, wie einem die Erinnerungen kommen. Vor mir eine Familie, ein junges Paar und ihre Söhne, der eine etwa acht, der andre fünf Jahre. Der Vater offenbar Lehrer oder Dozent, Denkerkopf, etwas zu langes, aber dichtes Haar, die Mutter hat große Mühe, den Kleinsten ruhig zu halten. Der ältere geht schon in die Schule, er kann schon lesen, und um dies zu beweisen, sieht er mit dem Vater in das Gesangbuch. Von Zeit zu Zeit hebt er die Augen und sieht, ob ich ihm auch zusehe. Der Kleine zählt mit Andacht laut die Lichter am Baum, die rechts und links vom Altar auf hohen Tannen knistern.

„Mutti, was brummt denn so?"

„Das ist die Orgel."

„Mutti, warum steigt denn der Mann die Leiter herauf?"

„Das ist der Herr Pfarrer, der geht auf die Kanzel."

„Mutti, was macht er denn jetzt mit dem Kopf?"

„Er betet; sei jetzt still."

Eine Weile Schweigen. Dann ganz leise: „Mutti, gelt, jetzt ist er fertig? Mutti, am Baum sind dreißig —"

„Du sollst still sein, Hans."

„Mutti, ich kann schon in das Buch gucken wie der Max."

Dann reckt sich plötzlich der kleine Arm und deutet nach rechts.

„Mutti, guck mal, der Mann dort hinten macht die Augen zu."

Bis auf einmal von der Empore der Knabenchor hell und sicher einsetzt:

„Es ist ein Reis entsprungen."

Der kleine Mund vor mir schweigt, und das Kindergesicht wendet sich herum und sieht in die Höhe: „Mutti, sind das die Engel?"

Ich weiß nicht, warum mir die Tränen kamen. Sind es die metallklaren Kinderstimmen der kleinen Kerlchen, die so sicher, ohne auf den Lehrer oder den Taktstock zu blicken, ihr Lied singen?

Machtlos lasse ich die Erinnerungen über mich kommen. Wie alles damals war, als man ein Kind war und an Engel glaubte und in der Dämmerung klopfenden Herzens den Tritten des Christkinds lauschte, das im Saal den Baum anzündete, und nach den langen, flimmernden, goldenen Haaren suchte, die am Baum hingen. Als man dem Eselchen des Morgens das kleine Heubündel vor das Fenster legte, das man sich abends aus dem Stall vom Kutscher stahl, und man den Morgen nicht mehr abwarten konnte, um nachzusehen, was es auf die Fensterbank gelegt hatte.

An die Hände dachte ich, die mir Weihnachten festlich gemacht und nun ruhen, an verlorene Liebe, die einem kein Mensch ersetzt. Mächtig und mächtiger kommen sie, die Erinnerungen an die vergangenen Weihnachten, bis auf eines, als das Erwartete nicht eintraf, ohne das man keine Weihnachten feiern zu können glaubte, und man dann doch feiern mußte, mit Gläserklang, und man die

Digitized by Google

Gedanken zusammenhalten mußte und die Zähne zusammenbeißen. Du warst gestürzt und lagst mit Gehirnerschütterung am Tod.

Als jede Kunde ausblieb und die nächste Minute schon die Nachricht bringen konnte, daß — Du uns genommen wärest.

Ach, unsre Weihnachten! Wir haben nie einen brennenden Baum gehabt!

Ich gehe nicht oft mehr zur Kirche. Wenn ich eintrete, ist es mir, als gehöre ich nicht mehr hierher, nicht zu denen, welche die Bänke füllen. Ich komme nicht zu der Andacht mehr, die in einer Kirche wünschenswert ist. Ich bin nicht gedankenlos genug, um einen frommen Genuß an langgezogenem Gesang von mangelhaft gesetzten geistlichen Liedern zu finden, oder mein musikalisches Gehör ist empfindlich geworden. Die Herren Stadtpfarrer haben alle einen so weltmännischen Schliff bekommen, sie sind in ihren Reden gemäßigt und konziliant, ihre Festpredigten sind politisch geworden, mir waren die gedruckten Predigten, die uns die alten Pfarrer noch auf dem Dorfe vorlasen, lieber. Lieber ein alter Pfarrer, der einen weißen Schal um den Hals trägt, oder ein junger Eiferer, als ein moderner lauwarmer Stadtpfarrer.

Es war auch heut keine Weihnachtspredigt, die der elegante Mann mit dem schönen Bart mit großem Ton und Vermeidung jeden pastoralen Klanges an seine Gemeinde richtete. Kein weihnachtliches Wort kam darin vor. Er sprach von der politischen Lage des Landes und wünschte, um allen Wünschen entgegenzukommen, uns schließlich: „Friede auf Erden."

Es war tot und leer in mir. Ich sah mich in der Kirche um, die, grau, kahl und gotisch gehalten, abkühlend wirken mußte. Ich sagte mir, daß der Mann auf der Kanzel ein höflicher, kühler Weltmann sei, der selbst kaum noch an das glaubte, was er von Amts wegen verkünden mußte, und daß die Kinder, die vor mir ungeduldig mit den Füßen baumelten und scharrten, nur den einen Wunsch hatten, bald heraus zu kommen, und die Studenten und die Einjährigen, die verstohlen und unverhohlen hinter der Hand gähnten, von ihrer Familie in die Kirche „mitgenommen" waren, und die andern Leute um mich und vor mir alle das Ende der Mette herbeisehnten, und die meisten an ganz andre Dinge dachten, und daß ich auch kühl und skeptisch bleiben wollte, wie es sich gehört.

Aber als die Predigt innehielt, fiel von der Empore der Gesang ein, fest und rein, hell und metallklar, wie nur Knaben singen.

„Es ist ein Reis entsprungen."

Das alte Lied erklang, unser schönstes Weihnachtslied, wie von Luther und Bach gesetzt. Ich stand noch eine Weile, dann setzte ich mich still in meine Bank hinter dem Pfeiler und der kleine Junge sah mir verwundert zu. Die Tränen rannen mir über das Gesicht. Ich dachte an Dich. Warum ist es mir, als sei etwas zwischen uns nicht so wie früher? Als habest Du Dich von mir entfernt? War es der letzte Brief, oder daß ich noch keine Nachricht von Dir habe wie sonst? Ich preßte die Hände gegen das alte samtene Buch, daß das silberne Schloß sich bog, ich habe gebetet, in Tränen gebetet — Dich zu behalten.

Aber ich weiß nicht, ob solche Gebete erhört werden. Man muß den rechten Glauben haben, und wer hätte den noch?

Ich glaube an Schicksale, die sich fügen, ohne daß wir es wissen, ohne daß wir es hindern können. Soll in unserem Leben ein Wendepunkt eintreten können? Mir ist, als stünden wir davor . . .

Ich ging als letzte aus der Kirche, am Baum knisterte das letzte Licht, der Küster wartete mit dem Schlüssel in der Hand. Da kam es über mich, mich niederzuwerfen vor dem Altar, mein Gesicht in mein Haar gepreßt, zu den Füßen des Kreuzes all meine Schuld zu bekennen und zu schwören, zu lassen von Dir! Wieder rein zu werden wie ein Kind, das nicht weiß, was Schuld und Lüge ist, und noch an Engel glauben kann. Vergib uns unsre Schuld!

Der Mann an der Türe winkte, ich ging stumm hinaus, die schwere Tür schloß sich hinter mir. Der Platz lag öde im rieselnden Regen, die Leute eilten unter Schirmen ihren erleuchteten Häusern zu, aus der Kirchentür trat der Pfarrer, ich erkannte ihn an seinem langen schönen Bart, er kam mit einem andern Herrn, der einen glatten Zylinder trug. Ich stockte, ich zögerte, da hob der Pfarrer seinen Blick, seine Hand griff nach dem Hut, er meinte wohl, ich kenne ihn.

„Ich werde gerne der Einladung Folge leisten," sagte er, lüpfte den Hut und verabschiedete sich von dem andern. Dann ging ich an ihm vorbei wie an den andern. Ich ging nach Hause, den Gesang im Herzen, mit den Gedanken bei Dir, und ich bat Dir ab, was ich geloben wollte. Ich liebe Dich — ich kann nicht von Dir lassen. Und müßte ich es doch einmal — so wäre mir mein Leben nichts mehr wert. Dann ginge ich — aber Dich nähme ich mit!

*

Man sollte niemals Briefe, die man des Nachts geschrieben hat, absenden, ohne sie noch einmal am Morgen gelesen zu haben. Ich weiß heute, nach zwei Tagen, nicht mehr, was ich sagte, ich weiß ja nie, was in meinen Briefen steht, doch ist mir erinnerlich, daß ich aus einer besonderen Stimmung heraus schrieb, die mich gepackt hielt. Dein Brief kam spät. Später, als ich ihn erwartete, und so hat er sich mit

Digitized by Google

dem meinen gekreuzt. Nun habe ich das wenig behagliche Empfinden, daß, wie auch mein Brief gelautet haben mag, er sehr empfindungsreich gewesen sein muß. Jedenfalls zu sehr für Deine jetzige Umgebung.

Du bist im Hause Deiner Mutter, ein fröhlicher Weihnachtstrubel herrscht in dem Herrenhause, viel Besuch, Verwandte und Jagdfreunde. Heute ist eine größere Hasenjagd angesagt, Du wirst den Brief in aller Eile gelesen haben und ihn dann in den Aufschlag Deines Aermels gesteckt haben oder ihn auf dem Schreibtisch liegen gelassen haben. In der Eile solcher Festtage kann einem manches mit Briefen vorkommen, und es ist daher geraten, niemand an solchen Tagen Briefe zu senden. Ich gäbe etwas darum, diesen Brief nicht geschrieben zu haben. Nichts lächerlicher als Gefühlsäußerungen, die den Zeitpunkt verpaßt haben. Heute Schnitzeljagd, morgen wirst Du Tanzsporen anlegen; Deine Mutter überbietet sich in Aufmerksamkeiten gegen ihre Gäste und ihren seltenen Sohn. Eine Mutter ist immer eine kluge Frau. In einem Punkte sind wir es alle. Und weil eine so klug ist wie die andre, so weiß naturgemäß die eine von der andern immer ganz genau Bescheid.

Ich begnüge mich heute damit, Dir zu Deinen Festen Vergnügen zu wünschen und Dir zu sagen, daß mein Brief nur der Ausdruck einer Stimmung war. Daß Stimmungen verfliegen, weißt Du wohl auch.

Mir geht es besser. Ich kann zu Anfang des Jahres zurückkommen. Früher hätte ich Dir dies im Telegramm mitgeteilt, aber unter solchen Umständen bescheide ich mich. Meine Zimmer stehen voller Blumen, weiße Chrysanthemen und Zypressen; es gibt noch Menschen, die an mich denken. Meine Arbeit hat Dir Freude gemacht? Es ist nicht der Rede wert. Ein Stück alten französischen Gobelins, ein paar stumpfe Goldborden und ein bißchen Geduld. Du wirst sie über der Ottomane an die Wand hängen, sie wird dort gut aussehen und zu den dunkeln Farben und Tönen der Bibliothek stimmen.

Und nun der Grund, weshalb ich heute noch einmal zu Dir komme: ich habe mich früher geängstigt wegen Deiner Angewohnheit, die Briefe in den Aufschlägen des Rockes herumzutragen, ich fürchtete Deine Burschen, obwohl Du mir stets versichertest, daß meine Schrift kein Mensch außer Dir lesen könne, dann habe ich allmählich die Furcht verloren und bin kühner geworden und auch, wie das so geht, selbst vergeßlich. Nun hält mich eine Angst in Atem ... Ich kenne Deine Mutter nicht, aber sie ist eine Frau! Sie wird Dich fragen und Du wirst Ausflüchte machen, sie wird Dir in die Augen sehen und Dir nicht glauben. Sie wird nachforschen und wird finden. Und dann wird sie das tun, was ihr als Mutter am besten erscheint. Sie wird versuchen, Dich zu verheiraten.

Du wirst auffahren und ungeduldig abwehren und — dann keinen ruhigen Tag mehr haben. Ich kenne die Mütter, die für ihre Söhne sorgen. Sie ruhen nicht, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Ich bitte Dich, sei achtsam, verbrenne meine Briefe, sie sind es nicht wert, daß Du eine Frage Deiner Mutter mit einer Lüge beantworten müßtest, denke daran; sie ist eine Frau! Ich habe Mütter gekannt, die Schreibtische erbrochen haben.

*

War das der Willkomm, den mir das neue Jahr bereithielt? Die Ueberraschung, die ich bei meiner Rückkehr finden sollte? Du bist versetzt.

Du glaubst es mir schuldig gewesen zu sein? Du hast es selbst herbeigeführt! Es sei notwendig gewesen, sagst Du? Ich weiß nicht, warum Du von mir verlangst, daß ich mich „freuen" soll. Ein wilder Jammer packte mich; Du gehst!

Das ist alles, was ich denken kann. Verzeih, daß ich mich nicht mit Dir freue! Wenn ich mich gefaßt habe, will ich Dir antworten. Das Wetter ist rauh und stürmisch, ich fürchte mich vor neuen Rückfällen, sonst wäre ich bei Dir!

*

Wie rasch alles gekommen ist, wie furchtbar schnell.

Kaum daß ich Zeit hatte, mich an den Gedanken zu gewöhnen, ist alles schon geschehen. Ich sah Dich wohl. Ich nahm Deinen Gruß im raschen Vorüberfahren auf wie einen stummen Händedruck.

Als ich heut früh an Deinem Haus vorüberkam, sah ich den grünen Wagen schon vor Deiner Türe halten. Neben der Haustür stand ein grauer Lederfessel ... Die Leute trugen Möbel heraus und setzten sie vor die Türe.

Als ich durch die Straßen ging, begegnete mir „Chat noir". Du hast das Tier nicht in gute Hände gegeben, ein Kerl saß darauf, der nicht reiten kann. Ich habe es mit Herzklopfen gesehen, wie er mit seinem breiten Rücken vor mir her ritt. Man sollte ihnen nicht erlauben, ein Pferd zu besteigen, wenn sie nicht einmal aufsitzen können.

Im ersten Augenblick wallte es zornig in mir auf, ich wollte ihm in den Zügel greifen. Ich hätte es übernehmen sollen, wie ich gewollt. Doch, es ist vielleicht klüger, daß ich Dir gefolgt bin. Es war ein Stück Abschied heute morgen. Leb wohl, „Chat noir"!

Ich gebe noch Nachricht, ob ich Dich noch zum letztenmal sprechen kann.

„Pont des Morts". Wenn die Nebel steigen. Zum letztenmal!

*

Digitized by Google

Die bist enttäuscht und schreibst aus dieser Stimmung heraus die bitteren Worte! Vielleicht wirst Du andrer Meinung, wenn Du meinen Brief gelesen hast. Nicht die Tatsache, daß wir örtlich getrennt sind, ist daran schuld, daß wir in der letzten Zeit einander so oft umsonst erwarten und an den Enttäuschungen tragen. Du wirfst mir vor, ich habe keinen Mut?!

Ich will Dir etwas sagen, was ich bis heute verschwiegen habe. An Deinem letzten Tag hier, an unserm Abschiedstag, ging ich in der Dämmerung zur Stadt. Ich hätte durch die hellen Straßen auch fahren können, aber es ist eins nicht weniger gefahrvoll wie das andre. Ich ging und begegnete — als ich eben um die Ecke der Marcellenstraße biegen wollte — Freund R. Ich wollte grüßend an ihm vorüber; wir haben in der letzten Zeit nicht mehr viel miteinander gesprochen, aber er trat mir in den Weg.

„Ich habe die Ehre und das Vergnügen."

„Ich habe Eile. Ich muß weiter," sagte ich rasch.

„Wohin ‚weiter'?"

„Zur Stadt," sagte ich klopfenden Herzens.

„Die Stadt ist groß, Verehrteste, gestatten Sie, daß ich Sie unter meinen Schutz nehme."

„Ich danke, ich fürchte mich nicht."

„Nein, in der Tat, Sie fürchten sich nicht," sagte er, und er ging neben mir her.

Freund R. ist einer von denen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, andern zu widersprechen. Es hat nicht viel zu bedeuten, wenn er Wortgefechte eröffnet, aber man kann sich der Tat versehen, wenn er einem einmal etwas zugibt.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen," begann ich. Auch dieses gab er zu.

„Sie haben mich lange nicht gesehen," sagte er, „Sie haben nicht viel versäumt. Mir geht es gut. Ich habe den vorzüglichsten Wachtmeister, die Remonten sind leidlich ausgefallen. Im übrigen, da sich niemand mehr um mich bekümmert, bekümmere ich mich um andre —"

„Und Sie befinden sich wohl dabei?"

„Ich komme dabei auf meine Rechnung. Geben Sie acht, Sie werden sich noch den Hals brechen, es war ein Prellstein." Plötzlich sagt er und lacht: „Wissen Sie, welch sonderbare Entdeckung ich gemacht habe?"

„Nein." (Freund R. macht immer „Entdeckungen", die für andre Leute nicht sehr erfreulich sind.)

„Sie haben hier eine Doppelgängerin."

Ich hielt den Atem an.

„Eine Doppelgängerin?" sagte ich, ebenfalls lachend. „Das ist interessant. Und wie sieht sie aus?"

„Das ist eine dumme Frage für eine kluge Frau. Ihr Gang, Ihre Haltung, Ihr Wuchs, und wenn der Schleier nicht wäre, würde ich Ihnen sagen, was sie für Augen hat."

„Schade, ich trage niemals einen Schleier."

„Das ist auch das einzige, das Sie von der Doppelgängerin unterscheidet."

„Sie sehen sie öfters?"

„Nicht oft, leider. Immer nur flüchtig, denn sie hat auch das mit Ihnen gemein, unterzutauchen, wenn sie will, und gerade dann zu verschwinden, wenn man sie festhalten will. Und der verfluchte Schleier —"

„Ich habe nie von ihr gehört."

„Das kommt daher, weil Sie keinen Freund mehr haben, Verehrteste, oder haben wollen."

Schweigen.

„Ich staune, daß es solche Aehnlichkeiten gibt," sagte ich. Mir zitterte die Stimme.

„Frappant, frappant, ich sage Ihnen, wenn Sie sie nur einmal gesehen hätten, Sie würden staunen. Schade, daß Sie abergläubisch sind. Sie sind es, Sie haben es mir einmal gestanden, alle Frauen sind abergläubisch, alle."

„Und wenn ich es nicht wäre?"

Da lachte er. „Dann würden Sie mit mir einmal im Herbst spazieren gehen. Abends, wenn's nebelt, im Herbst, wenn die Blätter welk und faul werden, nach Pont des Morts heraus, dort hab' ich sie zum erstenmal gesehen —"

Ich war fertig. Ich verabschiedete mich. Als er mir die Hand küßte, wiederholte er:

„Sie ist nicht abergläubisch, Ihre Doppelgängerin, sie fürchtet sich nicht. Adieu, ich muß weiter. Vielleicht kann ich Ihnen noch einmal erzählen, daß jemand von meinen Bekannten einen Doppelgänger hat."

*

Was für Gedanken Du Dir auf einmal machst, „was aus unsern Briefen werden soll, wenn wir einmal ‚getrennt' würden?!"

Wahrhaftig, ich bin noch nie auf den Gedanken gekommen . . .

Ist das nicht ein Beweis, wie sicher ich Deiner bin? Sollte doch im Grund Euers Herzens der Wunsch wachen: Heirat, Heim und Kinder?

Aber nein, ich will den Gedanken nicht von mir weisen, er kommt ja von Dir . . . Ich will mich sogar mit „ihr" beschäftigen, wenn Du willst.

Sie wird hübsch, höchstwahrscheinlich blond und gut erzogen sein. Indifferent und recht niedlich, wie sie Mütter für ihre Söhne aussuchen. Eine „bequeme" Frau wollt Ihr ja alle.

Daß nachher dann diese Frau auf einmal ganz anders aussieht und gar nicht so bequem ist, wie Ihr sie als Mädchen fandet, ist eine Sache für sich. Die Mutter trägt die Verantwortung nur bis zum Altar.

Ihr werdet eine schöne Reise machen, nicht nach Venedig, Ihr geht nach England und Schottland oder mietet ein Landhaus am Meer.

Digitized by Google

Dann kehrt Ihr in die Wohnung zurück, die Euch ein Dekorateur musterhaft hergerichtet hat, und der Werktag beginnt.

Wenn Du einmal diese Absicht auch nur erwägen solltest, so gesteh es mir bald. Deine Worte haben mich eigentümlich befremdend berührt, und fast mehr noch der Ton Deines Briefes. Ich bin leider nicht in der Stimmung zu amüsanten Briefen.

Adieu.

*

Ich bin nicht erzürnt! Nicht im geringsten. Du lachst mich aus. Du suchst mich zu „beruhigen"? Ich bin nicht unruhig. Aber Deine Worte lassen sich nicht verwischen.

„Was würde es mit unsern Briefen, wenn ich einmal in den Hafen der Ehe einliefe?"

Du schreibst so etwas nicht ohne Grund.

Mein letzter Brief war Dir zu kurz?

Der heutige wird noch kürzer sein, ich kann nicht mehr schreiben. Mir tut etwas weh, ich mag nicht sagen, was.

*

Ich habe gestern nacht in alten Briefen geblättert. Die Menschen sagen immer, es sei zwecklos, Briefe aufzuheben, ich kann ihnen nur in einem recht geben. Wenn man einmal voneinander getrennt ist, dann ist das Lesen alter Briefe zwecklose Quälerei. Ich habe bis zum Morgen in Deinen Briefen gelesen, ich ging sie alle durch, ich begann an Deinem Manöverbrief aus diesem Herbst, und dabei kam ich auf eine Spur, die ich suchte. Der ging ich rückwärts nach . . .

Das ist so einfach, wenn man jeden Brief und jedes Wort kennt. Und doch, wie lange habe ich dazu gebraucht, bis ich sie fand.

Vor einem Jahr um diese Zeit, es wird ein paar Tage später gewesen sein, denn es war nach Beendigung des Manövers, warst Du dort, von wo aus Du mir heute schreibst: zu Hause. Erinnerst Du Dich, daß Du in diesen Tagen einen Brief vermißtest, den Du in den Aufschlag Deines Aermels gesteckt und dort vergessen hattest?

Es war viel Besuch in Euerm Haus, am Abend fand ein Ball zu Ehren Deiner Cousine statt, die mit ihrer Mutter bei Euch wohnte. Ein junges Ding mit blonden langen Zöpfen, Du schriebst, sie sei im Augustastift in Pension und kehre eben mit ihrer Mutter nach der Residenz zurück. Es hat mich wirklich nicht im mindesten interessiert, und ich bin überzeugt, Du würdest die kleine blonde Cousine damals nicht erwähnt haben, wenn die Geschichte mit dem verloren gegangenen Brief nicht gespielt hätte. Sie hat Dir und mir viel zu schaffen gemacht, denn wir wußten beide nicht mehr genau, was drin stand und stehen konnte.

Damals habe ich Dich beschworen, meine Briefe zu vernichten. Du hast es nicht gekonnt, und trotz meiner Mahnung nur ein paar verbrannt. Von der Cousine habe ich dann nie mehr etwas gehört, ich hatte sie vergessen.

Die Briefgeschichte ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt worden, aber ich weiß, daß Du vier Wochen zu Hause bleiben wolltest und dann doch nach drei Wochen aus München schriebst, Du habest Dich in die Freiheit geflüchtet.

Auch darauf habe ich damals nicht sehr geachtet. Heute ist es mir klar, weshalb Du den Augen Deiner Mutter entgehen wolltest. Sie hatten allzu besorgt auf Dir geruht, nachdem der Brief sich nicht mehr fand. Ach, Du! Du weißt ja nicht, was Frauen können. Wir scheuen vor nichts zurück!

Das ist die Spur, auf die ich gekommen bin.

*

Du bist empört. Ich dachte es mir. Schon ehe ich Deinen Brief, wappengeschmücktes, elfenbeinfarbenes Büttenpapier, wie ich es nicht von Dir kenne, der sich steif und kalt anfühlte, öffnete, wußte ich, was er enthielt.

Sehr viele Worte und kein einziges Wort von Dir.

Mag Deine Umgebung, mag schuld daran sein, wer will, ich weiß es nicht. Dein Brief klingt anders wie sonst!

Du stehst mir als Verteidiger Deiner Mutter gegenüber, Du nimmst Deine Cousine gegen den „echt frauenhaften und ziemlich niedrigen Verdacht", wie Du schreibst, in Schutz.

„Meine Verwandten erbrechen keine Schubfächer, sie lesen keine fremden Briefe."

Es ist ritterlich von Dir, die Menschen zu verteidigen, die Du liebst. Aber das klärt mir den verschwundenen Brief nicht auf.

Wer kennt seinen Nächsten? Wer kann einstehen für seinen Bruder oder seine Schwester?

Ein Diener kann ihn genommen haben? Diener nehmen andres. Briefe lassen sie liegen. Sie lesen sie, wenn sie ihnen interessant scheinen, aber verschwinden lassen? Wozu? Es kann ja immer nur der Verdacht auf sie fallen, die das Zimmer aufräumen und die Schränke verschließen! Was soll ein Diener mit einem alten Brief?

Ein andres Bild hat mir Dein Brief gegeben.

Zufällig ist Deine Cousine mit ihrer Mutter wieder bei Euch zu Besuch. Zufällig? Weshalb sagst Du das erst jetzt?

Weshalb „zufällig"? Nichts ist Zufall. Ein Zufall ist es nur, daß ich dies jetzt erst erfahre.

Da weiter in Deinem Briefe nichts steht, so denke ich, ihn hinreichend beantwortet zu haben.

Es ist nach dem Regen frisch, die Luft ist klar und der Wind geht stürmend durch die Gassen. Ich habe satteln lassen und will hinaus auf die Schlachtfelder. Mir steht der Sinn nach kalter Luft und weiten Flächen. Den Gaul kann

Digitized by Google

sonst doch keiner reiten. Heut will ich es einmal mit seiner Hoheit versuchen.

Erhalte Dir den Glauben an die Menschheit. Ich könnte Dich darum beneiden.

*

Warum ängstigst Du Dich um mich? Warum die Besorgnis?

Ich werde doch noch mit einem nervösen Fuchs fertig werden. An den Wachtmeistern brauchst Du meine Reitkunst nicht einzuschätzen! Er scheut vor den Gräben. Hat einen unüberwindlichen Abscheu vor Hürden und einen gewaltigen Respekt vor dem Wassergraben. Als wir nach Haus kamen, zitterten ihm die schlanken Beine. Die weißen Flocken standen ihm auf dem seidenglänzenden Leib.

Mir ist der Ritt sehr gut bekommen, ich danke Dir für Deine Frage. Mit was ich mich beschäftige? Das hast Du mich noch nie gefragt. Das Frühjahrsrennen ist in Sicht. Gräfin V. hat einen Basar angerichtet. Das Wohltätigkeitsfieber greift mehr und mehr um sich, eine Krankheit wie die Masern, es steckt an. Man plant Milchküchen und Kinderkrippen, und ich habe versprochen, am zweiten Tage des Basars zu singen ... Ein paar Lieder von Hugo Wolf und Strauß. Ich hoffe, daß ich singen kann. Oft kommt es über mich, daß mir plötzlich die Stimme versagt. Ich breche ab und weiß nicht, was ich gesungen habe. Das muß bis dahin überwunden sein.

Du siehst, daß es mir an Beschäftigung nicht fehlt, wenn man das Beschäftigung nennen mag. Nun habe ich noch eine Bitte, die ich auch wohl zum erstenmal an Dich richte. Schreibe mir nicht in diesen Tagen. Ich habe Grund, Dich darum zu bitten. Wenn ich einen Gruß von Dir will, wirst Du Nachricht erhalten. Laß mich jetzt eine Weile allein. Ich muß ruhiger werden.

Aengstige Dich nicht um mich, wenn Du nichts von mir hörst. Mir geht es gut. Es reut mich nicht, daß ich den Fuchs gekauft habe, ich brauche ja die Füchse nicht mehr zu fürchten.

*

Du findest, unsre Briefe hätten den alten Klang nicht mehr? Du glaubst, daß es daran liegt, daß wir nichts mehr voneinander hörten seit Wochen, oder sind es Jahre? Dir scheint es eine Ewigkeit. Nein, ich habe Dir nicht geschrieben und habe Dich nicht um Deinen Gruß gebeten. Warum, so laß mich einmal fragen, stand denn auf Deiner Stirn eine leichte Verlegenheit geschrieben, als wir uns plötzlich unvermutet in diesen Tagen wiedersahen? Ihr Männer seid eine komische Gesellschaft. Könnt Euch nie genugtun mit Vorsichtsmaßregeln, Brücken und Barrieren, und ewig schwebt um Euch eine leichte Angst, wir könnten eine der klugen Maßregeln vergessen oder die Schranke übersehen und straucheln. Und wenn es gilt? Wenn ein Zufall einen zueinander führt, unvorbereitet, wie es gestern geschah? Dann ist's, als wanke Euch der Boden unter den Füßen.

Weshalb kein Wort, weshalb kein Gruß? Warum dieser scheue, unsichere Blick aus der Ferne? Fürchtest Du Dich? Ist etwas geschehen, was ich nicht wissen soll? Verbirgst Du mir etwas?

Weshalb zucktest Du zusammen – ah, ich sah es wohl. Hattest Du mich nicht auf diesem Basar erwartet? Mir steht der Sinn nicht nach Vergnügen — das weißt Du wohl — und Du weißt auch, was Postenstehen heißt und was auf Fahnenflucht steht.

Als Du eintratest, sahst Du mich gleich. Gräfin X. trat Dir in den Weg, einen Korb mit roten Rosen in der Hand. Sie sprach Dich an — Du küßtest ihr die Hand und kauftest ein paar Rosen.

Ihr standet vor mir — drei Schritte neben mir Du — Ihr sahst dem Gewühl im Tanzsaal zu. Frau N. ging an Dir vorbei, ihre Schleppe verwickelte sich in Deine Sporen, Du bücktest Dich, da wußte ich mit einemmal: Du schwanktest, zögertest. Ich habe heimlich jede Deiner Bewegungen bewacht. Ich hätte Dich an den Händen nehmen mögen: was ist geschehen? Ich weiß nicht, wann ich Dich sehen kann, weiß nicht, ob Du morgen kommst, ich schreibe Dir, schreibe in der Nacht und kann Deine Antwort ja nicht mehr erhalten, aber kommst Du, dann sei im Saal, damit ich, wenn ich eintrete, Dich finde. Kein Gruß, kein Händedruck, nur: komm, komm, daß ich Dich finde!

Eine Frage fiebert in mir ...

Ich weiß nicht, warum ich daran hänge, Dich morgen dort zu finden, ich weiß nur, kommst Du nicht, dann erfüllt sich damit ein böser Traum. Dann brauchst Du mir nicht zu schreiben, daß etwas geschehen wird, dann weiß ich es. Ich warte.

*

Man hat Dich falsch berichtet. Der kleine Unfall war nicht der Rede wert. Die Ueberfülle des Saales, das Perlhalsband war schuld daran. Das Halsband riß mir entzwei.

Es war mir von jeher zu eng, ich hätte es längst reparieren lassen sollen. Meine Großmutter, von der es stammt, muß einen kinderzarten Hals gehabt haben.

Wie es kam? Sehr einfach. In der Garderobe beim Ankleiden war es eisigkalt, die Heizung hatte versagt, mich überlief es kalt, als ich das Podium betrat. Es war gut, daß Du mir noch die Nachricht sandtest, daß Du wichtige Abhaltungen hättest und nicht kommen könntest; Dein Telegramm kam gerade, als ich in den Saal wollte, eine Sekunde später, und ich hätte Dich vielleicht unter den

Digitized by Google

Zuhörern gesucht. Meine Jungfer war benachrichtigt, sie brachte es mir.

Als ich das Lied begann, spürte ich ein leichtes Schnüren am Halse, es war, als legte mir jemand um die Kehle einen eisernen engen Reif, ich sah über die Hunderte von Köpfen hinweg in die flimmernden Lichter des Kronleuchters, der Saal war überfüllt und viel zu warm, und ich begann:

„Und morgen wird die Sonne wieder scheinen,
Und auf dem Wege, den ich gehen werde,"

da war es mir, als ob mich jemand an der Kehle packe. Es setzte sich mir auf die Brust wie Messerstiche. Ich rang nach Atem, und — das Halsband riß mitten entzwei, die Perlen rieselten mir über den Nacken. Ich brach ab. Man drängte sich herbei, wollte wissen, was geschehen sei, man half die Perlen auffammeln ... Der Begleiter brach ab.

Man stützte mich, es legte sich wie Nebel um meine Augen, ich sah nichts mehr. Ich hielt mich am Flügel aufrecht. Nach fünf Minuten war es vorbei. Ich sang nach dieser kurzen Unterbrechung die Lieder Mörike-Wolff und soll sie sogar gut gesungen haben, der Beifall wollte nicht enden, man rief mich viermal heraus. Als ich zum viertenmal das Podium bestieg, wußte ich, nun war der Anfall überwunden, ich hatte mich wieder in der Gewalt. Da geschah das Seltsame — die Menschen verlangten das erste Lied. Sie bestanden darauf, daß ich es zu Ende sänge. Sie riefen immer nur nach diesem Liede. Der Begleiter nahm wieder Platz, ich schüttelte den Kopf, ich bat, doch sie bestanden darauf, das erste Lied! Sie baten immer stürmischer darum, weil sie wissen mochten, daß dies das schönste ist. Ich wollte, ich hätte ihnen nicht nachgegeben. Ich begann das erste Lied — ich kam bis zu demselben Wort, griff in die Luft — griff bestaubten roten Samt und mein Kopf sank gegen eine samtbekleidete Wand.

Ich weiß gar nicht, weshalb die Leute so viel daraus machten, es war wirklich nicht der Rede wert. Perlhalsbänder lassen sich flicken. Um allem überflüssigen Gerede ein Ende zu machen, habe ich heute die Jagd mitgeritten. Und nun laß mich nicht mehr warten mit Deinem Todesstoß.

*

Es ist geschehen!

Ich halte das Blatt in der Hand, worauf das Unbegreifliche steht.

Ich kann meine Worte nicht lesen, sie neigen sich und verschwimmen mir vor den Augen. Das hat sich also vorbereitet, ohne daß ich es wußte! Ich danke Dir, daß Du den Mut nicht fandest, es mir zu sagen.

*

Ich bin ruhig geworden. Die letzte Nacht hat mir Besinnung gebracht. Ich kann wieder denken. „Nicht ganz unvorbereitet," schreibst Du, „stünde ich der Tatsache gegenüber." So lese ich, und ich suche zu begreifen.

Was Du mir sagst, ist vernünftig, sehr vernünftig. Ich verstehe. Du bist entschlossen, ein „andres Leben anzufangen", und hast „einen Menschen" gefunden, von dem Du erhofft, „daß er Dir dazu verhelfen wird". In mir ist seit jenem Abend, als ich die Nachricht erhielt, alles erloschen.

In Romanen heißt es am Schluß, wenn wir mit irgendeiner angenehmen Aussicht entlassen werden sollen: er fing ein neues Leben an.

Die Menschen tröstet ein solch schönes Wort. Ach, glaubt Ihr denn, daß man mitten heraus ein „andres" Leben beginnen kann? Gehört nicht zu dem neuen Leben auch ein neuer Mensch?

Wir können wohl Leidenschaft und Wünsche begraben, aber wir wissen nicht, ob nicht ein Tag kommen wird, an dem alles wieder aufersteht! O, glaube nicht, daß ich Dich halten will mit meinen Worten.

Als Du mir vor einiger Zeit Deinen Entschluß andeuteteſt, ist eine Kälte in mich gedrungen, die alles in mir erstarrt hat. Ich habe seit dem Tage keine frohe Stunde mehr gehabt, aber heute, wo Du mir sagst, es ist geschehen, bin ich erschüttert von dem Plötzlichen, das mich von rücklings überfiel. Es zittern Worte in mir, die ich nicht aussprechen kann und nicht denken mag! Und manches Deiner letzten Worte hat mir fast ein Lächeln entlockt.

Ich solle einsehen, daß es zwischen uns einmal zu „irgendeinem Ende" hätte kommen müssen, und daß dieses nicht „das schlimmste" sei, müßten wir uns als „vernünftige Menschen" sagen.

Als vernünftige Menschen?!

Seit wann? Seit wann? —

Gibt es ein elenderes Ende als freiwilliges Auseinandergehen?!

Willst Du mich das glauben machen? O, wie vernünftig bist Du geworden, daß Du so weise bist! Aber, wenn es denn einmal hat kommen müssen, wie Du meinst, daß es „noch am besten" sei, so ist es gut, daß ich das Wort von Dir habe, daß es „so vernünftig" sei.

Und im stillen füge nur hinzu: so klug.

O, nun kann ich eine beneiden, die, mitten herausgerissen, gehen mußte — ohne Gruß — ohne ein Wort — und doch an demselben Tag mit ihm!

Wie sie jammern konnte nach diesem verlorenen Abschied!! — Und nachdem Du mir Deine Absichten und Anschauungen so klar und eindringlich auseinandergesetzt hast, meinst Du, nun „Abschied" nehmen zu müssen! Ich danke Dir. Ich erlasse Dir den „letzten Händedruck".

Auf der Bühne nimmt man Abschied.

Digitized by Google

Abschied ist Theater. —
Ich habe Dir nichts mehr zu sagen.

*

Du bist verwundet von meinen Worten? Mein Brief hat Dich gekränkt! Meine Worte klingen Dir kalt „und ohne Anteilnahme"? Ich weiß nicht, welche Worte ich wählte, um einer Stimmung Ausdruck zu geben, die mich befallen hat, seit diese Nachricht mich traf.

Du weißt nicht, wie mir ist, sonst könntest Du mir nicht zürnen. Sonst würdest Du nicht verlangen, daß ich mich „in Deine Lage versetze". An Dich zu schreiben, fast überwinde ich mich kaum dazu.

Dieses Blatt Papier kommt mir vor wie ein Weg, auf dem meine Feder bewußtlos wandert. Wie soll man eine Stimmung schildern, die aus Zerrissenheit besteht?!

Wie kannst Du anklagen! Wenn Du wüßtest, wie ich die Tage verbringe, Du kämest schweigend zu mir, um neben mir zu knien.

O, laß mich die Hände um Deinen Kopf schlingen und lehre mich begreifen, daß ich Dich verliere. —

Ich war vorbereitet auf Kampf und Tod.

Auf Ueberfälle war ich nicht gefaßt. Und daß Du, daß Du es bist, der mir das tut! Ich wollte so stolz sein auf Dich ...

Ach, weshalb geht die Sonne auf?!

Weshalb neigt sich der Tag?!

Ich will die Uhren stillhalten, daß ich sie nicht mehr schlagen höre! „Wenn die Uhren schlagen, bin ich bei Dir." Sie gehen und ticken und nicken mir zu und jeder Schlag trifft mich ins Herz.

Vergessen! Kann man denn einen Menschen vergessen? Und Du kannst zu mir kommen und mich bitten, vergiß!

Als ob es von unserm Willen abhinge, zu vergessen! Du brauchtest die wundervolle Wendung, „daß wir gute Freunde bleiben wollten". Auch darauf habe ich nichts zu sagen. Aber ich weiß nun, ich lese es aus jeder Zeile Deiner neuen Briefe: Du verlangst wieder nach Ketten zurück!

Ich teile nicht. Mit keinem Menschen. Was einem andern auch nur mit einem halben Anteil gehört, hat keinen Wert mehr für mich.

Und sollte ich bluten von den Dornen, so will ich lachend meine Wunden tragen!

Denn Dornen sind es gewesen, mehr, als ich Dir und mir gestehen wollte, und Wunden habe ich tragen lernen, mehr als Du jemals wissen solltest, wenn ich auch nie von ihnen sprach. —

„Freundschaft!" O, daß Du es wagtest!

Erinnere Dich des Tages, als ich in Verzweiflung vor Dir lag und bat:

„Vergiß mich!"

Du nahmst meine Hände und legtest sie Dir auf die Stirn, daß meine Hände Deine Augen deckten.

„Man kann dich hassen, dich verachten, dich töten, aber glaubst du, daß einer dich vergessen kann?"

*

Weshalb ich keine Fassung erlangen kann, weshalb ich klage? Das fragst Du mich?!

Wenn ich höre, daß Dich ein Unglück betroffen hat, soll ich nicht weinen?! O, Du, Du bist gewöhnt, so viel zu verlangen, in langen Jahren so daran gewöhnt, daß es Dir — und wenn Du mir auch tausendmal versicherst: nein! — allmählich zu den Selbstverständlichkeiten gehörte. Du nahmst es hin. Es wurden an Dich hohe Ansprüche gestellt, Du hast sie erfüllt! Aber, daß sie von Dir gefordert wurden, auch daran hattest Du Dich gewöhnt. Und Du willst wieder zurück in jene Welt, die Du hinter Dich warfest? Nach unsern Stunden und unsern Jahren! — Bist Du doch am Ende fähig dazu? Wer weiß, ob es ein Glück ist, einen „außergewöhnlichen Menschen kennen gelernt und gehabt zu haben wie das tägliche Brot"? Und Du glaubst, daß sie sich „biegen lassen" und wachsen wird?! Wer hat Euch den Glauben an unsre „Biegsamkeit" eingegeben?! — Wer hat Euch glauben gemacht, daß wir in Euern Händen wachsen?!

Ja, das eine ist sicher, es gibt Frauen, die in den Händen eines Mannes, und er braucht sie nicht einmal zu überragen, sie braucht ihn nur zu lieben, biegsam sind wie weiches Wachs.

Aber die, von der Du es glaubst, die Dir keinen einzigen Beweis ihrer Biegsamkeit gegeben hat, als daß sie zwanzig Jahre alt ist, weshalb Du der das ohne weiteres zutraust, ich weiß es nicht!

Wenn Ihr mit Euern Ansprüchen scheitert, werdet Ihr Euch damit trösten, daß dafür an Euch keine gestellt werden?

Wird Euer Wille abstumpfen, werden Eure Wünsche einschlafen?

Kenne ich Dich oder habe ich Dich nie gekannt?

O, verstehe mich! Das muß alles unglücklich werden, wenn Du der bist, als den ich Dich kenne!

So reich das Leben ist, so reich ist es nicht, daß es das, was es einmal freigiebig geschenkt hat, noch einmal gibt!

Einmal — ich sage es Dir — beschenkt es uns! Und fühltest Du später niemals mehr Verlangen nach Freiheit und Größe, so habe ich mich in Dir getäuscht und das will mir nicht in mein zermartertes Hirn. Alles in mir bäumt sich gegen diesen Verdacht auf, und doch, es sitzt wie Gift in meinen Adern, ich kann nicht so denken, ich will an Dich glauben!

Ich zerbreche meinen Stolz! Zu Deinen Füßen bitte ich Dich, komm zurück.

Ich liebe Dich zu sehr, um zu wünschen, daß Du in kein andres Leben mehr hineinpassest, und ich ertrüge es nicht, wenn ich mich darin in Dir getäuscht hätte.

*

Digitized by Google

Ankunft

Nach einem Gemälde von Franz Simm

Digitized by Google

Digitized by Google

Dann wünsche ich wieder, ich hätte mich in Dir getäuscht!

Dann könnte ich Dir die Hand zum Abschied reichen. Feierlich — festlich — wenn Du es willst. Ich habe nie an Zeremonien gehangen.

Du versuchst es mit „Vernunft", Du meinst, ich kenne „sie" nicht, aber ich sage Dir, ich kenne Dich!

Sie gehört zu denen, die man einmal gesehen zu haben braucht, um sie zu kennen.

Ich habe sie sogar dreimal gesehen!

Das erstemal in „Manfred".

Als das Requiem verklang, wendete ich den Blick. Ich mag nicht, wenn man Ergriffenheit in hellen, menschenerfüllten Sälen zeigt. Zufällig traf ich, ich suchte niemand, ich war mit meinen Gedanken nicht hier, am wenigsten unter denen, die um mich herumsaßen, das Gesicht neben mir. Sie hatte in sehr guter, korrekter Haltung das Konzert angehört. Nun wendete sie sich etwas herum nach ihrer Nachbarin. „Ich finde, der Mensch hat kein schönes Organ, die meisten Worte hat er doch eigentlich nur gesprochen."

Der lange R., dem Sachen wie „Manfred" mit Recht nicht liegen, meinte mit seinem Kommandoorgan: „Der Mann ist Rezitator! Man muß nicht zu viel verlangen, aber wenn die Astarte doch nun mal tot war, hätt' ich sie gelassen, wo sie war. Was hat man von 'nem Gespenst?"

Darüber lachte sie mit den andern. Es lag wie ein Aufatmen über ihrem Gesicht, daß einer einmal endlich „ein vernünftiges Wort" gesprochen hatte. Von da ab unterhielt sie sich mit der Dame neben ihr mit seelenruhiger Unbefangenheit — sie bemühte sich nicht einmal, ihre helle Stimme zu dämpfen. Ich wußte damals nicht einmal, wer sie war, Besuch von irgendeiner Regimentsdame, ihr Gesicht hatte ich oft gesehen, aber nie gefragt, wer es sei. In diesem Augenblick habe ich das Blumengesicht gehaßt, als Vertreterin einer Kaste, die alles ablehnt, was sie nicht begreift. —

Zum zweitenmal sah ich sie beim Empfang bei der Prinzessin.

Es hatte ein Konzert stattgefunden, die Prinzessin ist musikalisch, folglich ist es üblich, in..... auch musikalisch zu sein. Sie hat die „Marotte", zu den großen Empfängen auch die gerade anwesenden Künstler zu bitten. Anstatt Ludwig Wüllner, der an diesem Abend gebeten, aber nicht erschienen war, war der Klavierbegleiter gekommen, und es geschah, daß ich zufällig neben „sie" zu stehen kam. Sie hatte von der Prinzeß einen Wink bekommen, den Künstler zu begrüßen, und ich hörte sie mit wirklich liebenswürdigem Ausdruck in ihrem Gesicht zu dem Pianisten sagen, sie bedaure, „sein Konzert versäumt zu haben, sie habe gehört, er habe die Kinderszenen von Schumann so wunderhübsch gesungen".

Wenn ich mir heute noch das Gesicht von dem Klaviervirtuosen vorstelle, der die Kinderszenen so hübsch gesungen haben sollte — ich glaube, es gibt wenige Augenblicke, die diesen an Komik übertreffen. —

So reizend ich Naivitäten finde und mir die Naiven immer noch lieber sind wie die Uebermenschen — „le ridicule tue". —

Auch meine ich, wir brauchten das Gespött der andern Kreise nicht gerade herauszufordern.

Das Beispiel, so betrübend es scheinen mag, ergibt nicht etwa das Bild einer Ausnahme, die aus dem Rahmen der Gesellschaft heraustritt, sondern das des Durchschnitts. Und so weit ist es gekommen, daß man die, denen solches Bild grotesk erscheint, als Ausnahme empfindet und sie gewissermaßen als unbequem ausscheidet. —

Als ich sie zum drittenmal sah, saß sie neben Dir im Dogcart.

Wir fuhren aneinander vorbei, beinah hättest Du mich „gekannt". Ich sah, wie Dir die Hand nach der Mütze zuckte. Ich behielt die Zügel straff in der Hand und sah in dem kurzen Augenblick nach ihr herüber. Ich sah ihr in das feine, ruhige, klare Mädchengesicht, das sie mit Recht schön nennen. Die Norddeutsche. Schlank, blond, feingeschnittenes Profil, ausgesprochene Rasse, Prinzessinnenhaltung.

Ihr Anblick hat mich beruhigt, ich mag nicht sagen weshalb. — Wir wollen nun ein Ende machen mit unsern Briefen. Es gräbt sich alles tiefer ein, was wir uns jetzt in diesen Tagen sagen. Es können solche Worte zu Flammen werden, die in glücklosen Tagen brennen. Und solche werden Dir nicht ausbleiben.

Vielleicht habe ich mich in Dir getäuscht. Dann ist jedes Wort, was ich jetzt sage, nachdem ich mir dessen bewußt bin, zuviel.

Es gibt doch noch Dinge, die einem an die Ehre gehen.

Und brauche ich nicht für Dein Glück zu zittern, dann hat sich dieser Ausgang selbst vorbereitet, und ich muß mich damit abfinden. Ich bin aus allen Bahnen geschleudert. Vernunft!? Ich habe mein Lebtag gerade genug Instinkt gehabt, mich Gleichgültigen gegenüber dem Zwang der Konvenienz zu unterwerfen. Ich bin geboren für das Glück zu lieben und geliebt zu werden! Lieben und Leiden, das ist die Luft, in der ich leben will. Nur nicht zurück in jene gemäßigte Zone, in der die Automaten existieren! Ich habe keine Ruhe mehr, zu denken! Ich weiß nicht, was ich noch denken soll! Weiß nicht, welche von beiden Annahmen die richtige ist, aber es ist für uns nicht gut, wenn wir noch voneinander hören.

Das erste ist, daß wir nun alles vernichten, was uns aneinander erinnern kann. Sind die Briefe nicht mehr, so ist die erste Notwendigkeit

Digitized by Google

erfüllt. Dann haben wir den Weg betreten, an dessen Scheidepunkt wir jetzt stehen. Gebe Gott, daß sich unsre Wege nie mehr berühren!

Magst Du die Briefe nicht vernichten, so gib sie mir zurück. Ich will sie dann mit den meinen verbrennen. Dann mögen sie den Flammentod miteinander sterben.

*

Du willst es nicht? Warum antwortest Du nicht?

Ich bitte wahrhaftig nicht aus Furcht. Wie kommst Du darauf! Du meinst, wir kennen uns ja nicht. Wir sind uns einmal auf dem Rennplatz vorgestellt worden, es war niemand zugegen als ein Jokey, der kein Französisch verstand, und ein bayrischer Chevauleger, der am selben Tag noch das Genick brach.

Wie kannst Du denken, daß ich mich fürchte?!

Was liegt mir an Tod! Ich habe ihm mehr als einmal ins Auge gesehen.

Um Deinetwillen bitte ich Dich: Vernichte alles, was Du von mir hast! Briefe binden! Briefe sind Denkmäler, die wir den Toten errichten! Was sollen uns Grabkreuze!

Tu es bald, tu's heute noch, heute hast Du Dich noch in der Gewalt. Ob später, das weiß man nie. — Gib mir sie! Wenn das Paket morgen abend in meinen Händen ist, werde ich ruhiger sein. Ich will bis morgen abend warten.

*

Ich komme eben von der Post. Nichts. Ich bin so schwach gewesen, noch einen Tag zu warten, ich redete mir vor, Pakete „gingen nicht so rasch". Ich habe mir Abhaltungen ausgedacht, um Dich vor mir zu entschuldigen. Ich betrog mich noch einmal selbst. Dann fand ich zu Hause Deinen Brief. Du gibst sie nicht her. Ich habe umsonst gebeten. Du sagst „heute nicht". Dann wirst Du nie dazu kommen, und etwas Gutes kann nicht daraus entstehen, nicht für Dich und nicht für mich.

Ich mag nun nicht mehr bitten. Aber weißt Du nicht: wenn nur ein einziger meiner Briefe bei Dir bleibt, bin ich bei Dir!? —

In diesen Tagen trifft ein kleines Päckchen bei Dir ein. Nimm es auf. Es darf mir nichts mehr gehören, was Dein ist. Was darin ist, war einmal mein —.

*

Ich sende Dir heute das zurück, was ich noch von Dir habe.

Viel ist es nicht, ich habe ja nie etwas gewollt, doch haben sich im Lauf der Jahre allerlei Dinge zusammengefunden, daß es doch ein Paket geworden ist. Du wirst sagen, daß ich alles vielleicht zerbrechen und verbrennen konnte. Doch, ich habe die Dinge um mich gehabt, in all den Jahren, sie waren mir bekannt und lieb, und wenn ich nun auch mit Erinnerungen abschließen will, so hat doch der Wille nicht dazu gereicht, sie zu zerstören.

Sie stehn um mich herum, sie sind mir fremd geworden, seit Du es mir wurdest. Sie haben ihren Wert für mich verloren.

Einen Gegenstand wirst Du darunter vermissen. Den behalte ich, wenn ich darf. Wenn Du ihn entbehren solltest, so will ich mich auch von ihm trennen. Es ist das einzige, was ich dann noch von Dir habe. —

Deine Briefe habe ich gestern abend verbrannt.

Ich habe Wort für Wort in den Flammen sterben sehen . . .

*

Schreibe mir nicht so! —

Ich will nicht wissen, daß Du so leidest! Es steht auch nicht im Einklang zu Deiner Tat. —

Ich weiß es ja! Es steht in den Blättern, ich sah es in den Zeitungen. In einem Haus fand ich auf silbernem Teller ein Blatt mit goldenem Rand.

(Mußte es ein goldener sein?)

Da las ich zwei Namen!

Das ist mir Abschied.

Als ich noch nichts von Abschied wußte, glaubte ich, es sei ein Trost in dem letzten Lebwohl. Jetzt weiß ich, es ist nur bitter.

Sieh, ich habe früher oft mit der Möglichkeit gespielt, diesen Tag zu erleben. Damals wußte ich, was ich dann zu tun hätte. Nie war ich einen Augenblick im Zweifel. Heut, da mir alles, was ich jahrelang besaß, genommen werden soll, erscheint mir jener Entschluß nur feige. An einen andern Abschied hatte ich gedacht, an einem Tag zu gehen mit Dir!! Doch dieses armselige „Adieu", weiß nicht, warum ich noch darüber weine . . . Daß Du „es noch einmal mit dem Leben versuchen willst", ich weiß es nun, o, hätte ich damit rechnen gelernt! Oft, wenn ich Dich liebte und haßte zugleich, wenn ich nicht wußte, was größer in mir war, hatte ich mir vorgenommen, zu gehen und Dich mitzunehmen, dorthin, wohin Dich meine Sehnsucht reißen möchte. Bis zum Verbrechen liebte ich Dich. Und Dich nun herzugeben, ein ander Bild von Dir zurückzubehalten, geschmälert — getrübt — ach, ich kann es nicht! Ich kann es nicht. Ich werfe mich vor Dir in den Weg, geh nicht so fort, so gefaßt, so kalt, nimm mich mit Dir! Laß uns zusammen gehen! Es ist Dein Glück nicht, was Du suchst. Gib meine Briefe her! Wenn sie bei Dir sind, bin ich bei Dir! Das ist nicht gut! O, höre mich, Du hast ja meinen Bitten niemals widerstanden. Ich komme mit! Ich gehe gern, heute noch, wenn Du es sagst. Komm, hole mich, ich sehne mich nach einem andern Leben nicht. Neig Dich zu mir, o, höre mich, ich habe soviel gelitten und gezittert um

Digitized by Google

Dich, ich habe Dich geliebt, wie ein Weib lieben kann, ich weiß nicht mehr zu leben ohne Dich, und Du, o, Du! wie willst Du leben ohne mich?

Und hörst Du mich nicht, kommst mich nicht holen und gehst Du dennoch fort von mir, so reiß ich mir das Herz aus meiner Brust, dann will ich nur noch leben, um in Erfüllung gehen zu sehen, was ich ahne, dann geht Dein Leben mich nichts mehr an, und Gott verhüte, daß sich unsre Wege dann noch einmal kreuzen! —

*

Ich habe Dir wilde, bittere Worte gesagt, nun komme ich doch noch einmal zu Dir. Ein letztes Mal, um Dir zu sagen, daß ich ruhig geworden bin und gefaßt. —

Wenn zwei sich aus der Menge zueinander finden und sie zusammenbleiben, einander treu, aus freiem Willen, und nicht mehr voneinander lassen, so müssen diese Bedingungen wohl mächtig gewesen sein! Denn wir wissen, wie wenige sich aus freiem Willen zueinander finden und zusammenhalten.

Wenn diese beiden alles daran gesetzt haben, um ein Leben miteinander leben zu können, und es ist ihnen nicht gelungen, so muß die Macht der Verhältnisse sie bezwungen haben, und es bleibt ihnen nichts übrig, wie sich ihnen zu fügen. Geschieht es aber trotzdem, daß einer sich zum andern bekennt, daß er zu ihm hält in Leid und Schuld, in Not und Gefahr und jeden Tag bereit wäre, für ihn und mit ihm den Tod zu leiden, so wird ihr unselig leidvoll Glück und Schuld sie um so fester binden. Und wenn es auch ein Aufatmen ist, sich davon frei zu machen und ein neues Leben zu beginnen, Ketten, die das Leid geschmiedet, halten ewig.

Das sage ich aber alles nicht, weil ich sehend machen will — nicht zurückrufen will ich mehr.

Ich komme, weil ich fühle, daß meine Worte bitter gewesen sind, und so sollen die letzten Worte nicht sein.

Ich will an alles denken, was ich besaß! Ich kenne den Wert des Lebens wohl, und wenn ich es noch einmal leben sollte, so wollte ich es unter denselben Bedingungen von neuem beginnen! Aber zu denjenigen, die sich Verlorenes zurückwünschen — gehöre ich nicht! Und wenn Du willst, daß es denn einmal ein Ende haben muß, so will ich nicht in elendes Jammern verfallen.

Ich will nicht dastehn in Deinem Gedächtnis als eine, die am Weg zusammenbrach.

Komm!! Komm noch einmal zu mir.

Laß mich in Deine Augen sehn und noch einmal Deine Hand nehmen und Dir sagen: Dank! Für alles Glück, für alles Leid.

Freiwillig, wie ich zu Dir kam, komme ich, um Abschied zu nehmen. Gib mir die Hand. Wir wollen nicht zürnend oder gar beschämt voreinander stehen. Wir wollen wieder dahin umkehren, wo wir hergekommen sind. Wir wollen glauben, wir hätten einen Traum geträumt.

Laß mich noch einmal Deinen Kopf in meine Hände nehmen — kein Wort von Abschied, nichts von Vergessen.

So lösch mich aus! Aus Deinem Herzen reiße mich! Lösch aus die Worte, die ich zu Dir sprach.

Leb wohl!

Und fahre nie auf in den Nächten und denke, daß ich Dich rief.

Ich rufe Dich nicht mehr.

III

Vor einer Stunde komme ich heim und finde diesen Brief.

Ich habe zuerst nicht gewußt, was ich tun sollte, ich wollte ihn zerreißen. Es brannte noch Feuer in dem Kamin, ich trat mit ihm vor das Feuer und hielt ihn lange in der Hand, ihn zu verbrennen. Dann kam mir der Gedanke, ihn wieder an seinen Absender zurückzuschicken. Ich lege ihn bei und bitte, ihn noch einmal lesen zu wollen. Er ist anscheinend in unruhiger Stimmung in der Nacht geschrieben.

Sie werden mir recht geben, daß ich nichts darauf zu antworten weiß.

*

Ein zweiter Brief trifft eben ein. Er wurde mir im Torweg von dem Briefträger übergeben, ich war im Begriff, mit den Schlittschuhen das Haus zu verlassen! Ich würde ihn nicht beantworten, wenn ich mich nicht davor sichern müßte, noch einen solchen Brief derselben Hand in diesen Tagen zu erhalten.

Ich weiß nicht, ob Sie daran denken, daß die Hand mir fremd geworden ist, ich las die Worte zweifelnd und kalt, sollten sie bei ruhiger Ueberlegung nicht etwas anders lauten?

Ich darf wohl noch einmal darauf aufmerksam machen, daß solche Briefe Unheil im Gefolge haben können. Ich bitte Sie dringend, sich meines Abschieds zu erinnern und meiner letzten Worte. Ich halte daran fest.

*

Welche namenlose Unvorsichtigkeit! Sie hier in dieser Stadt! Ich sah Sie, als ich den ersten Schritt auf die Straße setzte. Es war schon zu spät. Ich kam die Stufen zur Post noch herauf, meine Knie wankten mir. Was wollen Sie — ich kann nicht denken, nicht atmen, solange Sie hier sind. Und nun Ihr Brief!! Sie sagen, ich kann alles, was ich will! Nun, ich will vergessen! Den Willen hab' ich mir erkämpft. Und Sie müssen vergessen. Sie würden es nie, kämen wir noch ein einziges Mal zusammen!

Und alles, was ich mir errang, soll niedergebrochen werden? Wissen Sie, was mich der Abschied kostete?! — Nun kommen Sie wieder!

Digitized by Google

Treten in mein Leben, recken den Arm aus und fordern — komm! Komm zu mir — ich muß Dich sehen! O, Männer! Männer!

„Komm!" Das alte Wort! Wie steigt es leuchtend und lebendig vor mir auf! Und andre Worte steigen auf, die in den Flammen verbrannten. Ich will das Wort nicht hören —

Gehen Sie fort aus dieser Stadt, ehe es Abend wird und die weißen Nebel ihren milden Schleier gespenstisch über diese Straßen breiten. — O, gehen Sie!

*

Nun ist es geschehen!

Es ist alles umsonst gewesen, Kampf und Leid. Todmüde komme ich heim... So schwankend werden, nach solchen Stunden, nach diesem letzten Jahr... Auf der Treppe wollte ich umkehren, und ging doch, im Torweg blieb ein Stück Schleppe hängen, ich riß es los. Ist es denn wahr, hab' ich Deine Hand wieder in der meinen gehalten, hat mein Herz das Deine klopfen hören? Wie zitterte ich, als ich Dich sah... Und dann war alles, alles gut. Ich war bei Dir!

O, hättest Du die unseligen Briefe nie gelesen! Hättest Du sie damals verbrannt! Es ist Wahnsinn — Ach Du — Du — Du! Beschütze Dich und — mich! —

*

Mitternacht.

Ich bin aufgestanden in der Nacht wie zu unsern Zeiten so oft, wenn mich die Gedanken nicht schlafen ließen, und wandere in dem Saal auf und ab. Dort hört man meine Schritte nicht, im Haus schläft alles. Ich habe in die Nacht hinausgeblickt, in den klaren Sternenhimmel, der sich nun mit Wolken verdunkelt. Klar steht der Mond am Himmel, weiß leuchtet die Straße von frischgefallenem Schnee. Was nun mit uns wird?! Ich bin stark und hart gewesen und nun haben Deine Worte alles erschüttert. — Ist nicht alles so gekommen, wie ich Dir sagte? Zehn Jahre hab' ich gezittert, Dich zu verlieren. Tag und Nacht und Tag für Tag. Nun hatte ich Dich verloren — und blieb doch bei Dir! Wie unsre Worte in die Totenstille des Winterabends klangen, so hell, so laut. So unwirklich das alles. Waren wir es, die dort gingen?

War ich noch vor einer Stunde bei Dir?

Ich höre noch, wie die Zweige unter unsern Schritten knackten.

Ich kann meine Buchstaben nicht mehr lesen. Es ist spät geworden. Nacht schon, die Zeit vergeht, die Uhren schlagen, auch Du bist wach?!

Flucht? Ich weiß es nicht, weiß nicht mehr, was nun am besten ist. Es ist alles zertrümmert und verloren. Es bäumt sich in mir etwas auf dagegen, es ist Grausamkeit, Mord einer Unschuldigen, doch können wir noch helfen? Zurück? Kannst Du es noch verantworten? Warum erst Flucht? Ist denn das Leben soviel wert? Es gibt kein Vorwärts und kein Rückwärts für uns beide. O, laß mich einen Ausweg finden, einen Rat!...

*

Vier Uhr morgens.

Nein, es geht nicht. Es ist kalt geworden. Der Schnee gefriert auf den Wegen. Es wird nicht ausführbar sein.

Ich zerriß den Brief wieder. Der dritte in dieser Nacht.

Man kennt Dich hier, man hat Dich schon gesehen. Du hast einen Freund besucht? Du hast Dir das Pferd ansehen wollen? Das wird man glauben. Aber zeige Dich nicht mehr auf der Straße. Laß mich denken, denken.

Meine Gedanken sind alle verwirrt, ich kann mich auf nichts besinnen, bin am Tage und besonders morgens wie gehetzt. Der Ball beginnt um acht. Ich fahre gegen halb acht hin. Es ist alles schon seit Wochen bestimmt, ich muß die Quadrille mittanzen an diesem Abend. Wenn ich mich krank melde, muß ich zu Hause bleiben. Es bleibt uns nichts übrig als der eine Weg, den Du vorschlugst. Den Zettel habe ich bei mir. Ich trage ihn an meiner Brust. Nichts ist jetzt sicher, sagst Du? Dort wird er nicht verloren gehen. Ich bin so in Angst, daß ich fürchte, ich vergesse alles, Zug und Zeit. Ich lese ihn immer wieder. — Das Herz hämmert mir bei dem Gedanken daran...

Wir sehn uns wieder! Nun will ich es selbst. Mag kommen was will, ich kann nicht leben ohne Dich —! Du nimmst den Wagen, er fährt in einer Stunde hin, ich komme mit dem Zuge. Am Bahnhof, am Eingang des Waldes erwartest Du mich. Wird auch alles so gehen?

Mein Kopf, mein Kopf, ich muß mich doch auf eine Stunde niederlegen.

*

Sieben Uhr abends.

Der Brief muß fort, ich würde ihn sonst wieder zerreißen, ich will ihn nicht mehr lesen. Mein Herz zittert in wahnsinnigen Schlägen.

Heute abend. Ich bin bereit. Alles ist besorgt. Etwas Schreckliches, Unbegreifliches: der Zettel, worauf der Abgang des Zuges steht, ist fort! Bis eben habe ich danach gesucht. Ich muß ihn beim Auskleiden verloren haben. Als ich heut früh erwachte, war es neun Uhr, draußen stand die Friseuse, ich wurde zur Quadrille frisiert, großer Gott, und all der Flitter, der auf dem Bett ausgebreitet liegt, Goldbrokat, grüne schimmernde Schleier, die Maske von weißer Seide. — Während ich unter Brenneisen und Kamm stillhielt, kam die gute Frau X. herauf. Sie bat um eine norwegische Brosche, die ich erst suchen mußte. Ich blieb keinen Augenblick mehr allein bis jetzt, eine Stunde vor dem Ball. Ich habe

Digitized by Google

mich dreimal umziehen müssen, dabei habe ich den Zettel sicher verlegt. Es ist jetzt keine Zeit, danach zu suchen, ich muß noch einmal in die Stadt, um Deinen Brief zu besorgen, hoffe einen Boten dafür zu finden.

Mein versagender Mut ist furchtbar. Nie kannte ich das. —

Alles schwankt mir vor den Augen. Ich zittere für Dich. Wäre nur der Ball vorüber, wäre alles vorbei und ich bei Dir. —

Der Neunuhrzug ist immer leer, hab keine Sorge. Mein Schleier, der Mantel, den niemand kennt, schützt mich. In dem Städtchen dort kennt mich keiner. Ich war im Sommer öfters dort, den Weg kenne ich genau.

Ich fahre zum Ball und bleibe, bis die Quadrille vorbei und der Ball im Gange ist. Mir ist so unheimlich mit dieser Maske! Wenn es nur gut geht und alles wie verabredet. In der Garderobe nehme ich den Mantel um, der Wagen wartet vor dem Portal. Im Wagen muß ich Zeit haben, mich umzukleiden, das geht. In der Nähe des Bahnhofs steige ich aus und gehe zu Fuß weiter, der Wagen fährt zurück. Neun Uhr zehn geht der Zug, ein Bummelzug, der auf jeder Station hält. Sobald Dir dieser Brief gebracht wird, nimm einen geschlossenen Wagen und fahre fort. Ist nun alles klar? Ich schrieb es noch einmal, damit Du weißt, was ich tue, und Dich danach richten kannst. — Noch eins, auf alle Fälle: erwarte mich am Eingang des Waldes, nicht in der Nähe des Bahnhofes, und komme mir nicht entgegen! Es schlägt halb acht, ich höre schon die ersten Wagen rollen. Wenn alles gut geht, sind wir in drei Stunden zusammen. In drei Stunden! Leb wohl! O, daß uns nichts mehr voneinander trennte.

*

IV (Schluß)

„Der Mensch ist Mensch."

Ich sitze vor diesen Briefen und denke an meinen Toten. Ich durchblättere ihre Seiten, und meine Augen wollen die Schriftzüge nicht loslassen, die zart und flüchtig und kühn sind. Die letzten Briefe fanden sich in der Brieftasche, die er bei sich trug. Auch dieser letzte.

War es die letzte Nachricht, die er erhielt?

Wer trug die Waffe?

Einer von beiden! Wer? Wer?

War es dieselbe, die er ihr gab?

Mein Freund war Liebhaber von schönen Waffen und besaß eine gute Sammlung von Waffen aller Art, auch solche kleinen, zierlichen Pistolen waren darunter, einige trugen seine Namenszeichen wie diese.

Doch war diese nicht mit den andern Geschenken zurückgegangen?

Und jener Zettel, in der Hast der Tage verloren, war er gefunden worden oder war er nur verschwunden, wie Zettel sich verlieren? Wenn er gefunden worden ist, dann bekäme die Sache ein andres Gesicht . . .

Wo fiel der Schuß? Wer gab ihn ab?

Der Stadtwald von M . . . . . beginnt gleich jenseits der Straße, die vom Bahnhofsgebäude nach dem Städtchen hinunterführt. Im Sommer, an kühlen Abenden, wird der schmale Weg, der den Wald durchquert, von Spaziergängern viel benutzt. Doch im Winter, des Abends, vermeidet man den düsteren Weg und geht der beleuchteten Straße entlang, die direkt zur Stadt führt.

Niemand war zugegen, niemand hat einen Schuß fallen hören.

Der Stationsvorsteher glaubte sich an einen Schuß zu erinnern, der zwischen halb und dreiviertel zehn, bald nach der Ankunft des Abendzuges aus X. hinter dem Bahnhof fiel. Er hielt ihn für einen Böllerschuß, wie ihn die Jungens Fastnacht abgeben, und hatte nicht weiter darauf geachtet. Mit dem Zug war eine Karnevalsgesellschaft angekommen, die laut singend den Weg nach der Stadt herunterzog, eine Musikkapelle schritt ihnen voraus, die Masken nahmen die Aufmerksamkeit aller auf dem Bahnsteig Anwesenden in Anspruch, so daß niemand auf die Fahrgäste achtete, die aus dem Zuge stiegen.

Ein Schneegestöber hatte kurz nach neun Uhr eingesetzt, man sah keinen Schritt mehr vor den Augen. Auch waren die Wege verschneit, es war schon am Morgen Schnee gefallen, so daß nicht einmal die Fußspur meines Freundes zu erkennen war, die er vom Bahnhof zum Wald zurückgelassen haben mußte.

Ein Mitreisender wollte einen Herrn gesehen haben, der nicht zur Karnevalsgesellschaft gehörte, der aus der zweiten Klasse ausstieg und den Weg nach dem Wald einschlug, aber die Beschreibung stimmte nicht auf das Aeußere meines Freundes.

Ein Bahnbeamter, der mit einer Laterne den Weg durch den Wald kam, um mit dem Neunuhrzug weiterzufahren, behauptete, einen geschlossenen Landauer gesehen zu haben, der in der Nähe des Bahnhofs hielt, doch der Wagen war, als er den Bahnhof erreichte, nicht mehr zu sehen.

Eine Mitreisende wollte eine tiefverschleierte Person in einer Ecke der zweiten Klasse gesehen haben. Diese sei in einen weiten Mantel gehüllt gewesen und habe mit abgewandtem Gesicht am Fenster gesessen, als sie durch das Abteil gegangen sei. Sie sei groß und schlank erschienen, aber der Mantel habe ausgesehen wie ein Herrenüberzieher, weshalb sie ihr zuerst aufgefallen sei, sie nahm an, es sei ein als Dame verkleideter Herr.

Als die Zeugin aber zugeben mußte, daß sie von dieser wunderlichen Fremden nichts weiter

Digitized by Google

wüßte und daß sie keinenfalls mit ihr auf dem Bahnsteig in M..... ausgestiegen sei, legte man dieser Mitteilung keinen Wert bei, zumal man nicht annehmen konnte, daß mein Freund sich einer solchen Maskerade bedient haben würde. Es hätte sich ja auch der Mantel finden müssen. —

Später meldete sich der Droschkenkutscher, der an jenem Abend einen Herrn aus unsrer Garnison nach dem Bahnhof Bad N. gefahren hatte. Der Herr war hinter dem Stationsgebäude ausgestiegen und hatte eine Weile wartend auf der dunkeln Treppe gestanden. Dort hatte ihn der Kutscher zuletzt gesehen, als er den Wagen wendete, und er hatte sich weiter keine Gedanken über den Herrn gemacht, der seiner Ansicht nach den Zug erreichen wollte.

Nach seiner Beschreibung war der Unbekannte mein Freund.

Die weiteren Nachforschungen blieben ohne besseren Erfolg. —

Mein Freund ist tot. Seine eigne Pistole lag neben ihm im Schnee. Es war sicher nicht der Name allein, der die Waffe zeichnete, die Ursache, weshalb man sich so einstimmig darüber klar war, daß die Tat von seiner eignen Hand und in einem Anfall von Geistesstörung geschehen war. Nicht einmal die Rücksicht auf die unglückliche junge Braut hätte uns bewogen, andre Nachforschungen zu unterlassen, wenn wir nicht alle in diesem Zustand die einzige Lösung der unerklärlichen Tat gesehen hätten.

Nicht seine Kameraden, nicht seine Mutter, nicht die Braut, und nicht sein Freund hatten einen andern Grund angeben können.

Der Tatbestand bewies es ja klar. Schon die Verschleierung seiner Wege deutete darauf hin.

Mit der eignen Pistole ging er in den entfernten Wald. Er ließ sich hinfahren, um nicht erkannt zu werden. Seiner Braut hatte er geschrieben, er müsse nach München zu seinen Verwandten. Dem Burschen, der ihn zur Bahn begleiten wollte wie sonst, hatte er befohlen, zurückzubleiben, am Schalter hatte er sich eine Karte nach S. gelöst, die er aber nur für eine kurze Strecke benutzte, denn er stieg ja schon in M. aus. Daß er mich auf dem Bahnhof traf, sollte das in seinem Programm gestanden haben? Hatte er mich aufsuchen wollen, um die Briefe meinem Schutz anzuempfehlen, oder brachte uns bloß ein Zufall zusammen und sind ihm die Briefe dann nur in Erinnerung gekommen, weil er mit mir zusammentraf? Doch — wir hatten uns ja oft getroffen, und niemals sprach er von den Briefen. Warum gerade an diesem Tag? Sollten ihm die Worte: „Ich teile dir dies nur mit, im Fall du einmal die Briefe in meiner Abwesenheit an dich nehmen mußt" nur zufällig über die Lippen gekommen sein? Oder war es eine Ahnung, daß es einmal so kommen mußte?!

Widersprüche und Verwicklungen, wohin man griff, die alle doch kein Licht in das geheimnisvolle Dunkel warfen und nur dazu beitrugen, das Gerücht von der Geistesstörung zu festigen. Und ich war es, der am festesten daran geglaubt hatte!

Man ließ schließlich von weitern Nachforschungen ab. Die Familie der Braut hatte selbst darum gebeten.

Nun fallen alle Gründe und Ursachen in nichts zusammen.

Das Rätsel löst nur eine, die diese Briefe schrieb.

Wenn sie noch unter uns ist.

Das Merkwürdige und fast Unglaubliche ist: Ich habe in derselben Stadt gelebt, war mit dem einen befreundet, und zwar nicht nur als sein Kamerad, — wir kannten uns seit unsrer Kadettenzeit. Ich habe an ihm stets einen treuen Freund gehabt und wußte, daß ich mich in allen Dingen auf ihn verlassen konnte. Er hat mir das ein paarmal beweisen können. — Ich habe alle seine tollen Streiche, sein kurzes Vagabundenleben, das er in den ersten Jahren als junger Leutnant führte, gekannt und bin bei manchem selbst mit dabeigewesen, denn ich war kein Spielverderber, und wir lebten ein paar Jahre lang in demselben Hause. Ich sitze nun vor diesen Briefen und werde niemals wissen, wer sie geschrieben hat! So sorgfältig ist in den Briefen jede Spur verwischt, es ist kein Name, keine Stadt genannt, die Daten fehlen immer, und die Briefe, die vielleicht Namen oder Daten trugen, und die Zettel, von denen so oft die Rede ist, die Aufschlüsse ergäben, sind alle vernichtet. Zuweilen hat mich der eine oder der andre Brief auf eine Spur geführt, der ich nachgegangen bin, aber wenn ich am Ziel zu sein glaubte und verglich und in den Briefen blätternd las, so schob sich wieder eine geheimnisvolle Wand dazwischen und verbarg, was mir eben noch klar erscheinen wollte. Ich habe mir alle Gesichter ins Gedächtnis gerufen, die im Lauf der Jahre in einer gesellig regen Stadt an einem vorübergleiten. Aber ob es zuviele waren, die man gekannt, oder ob man doch zu wenig auf die Menschen seiner Kreise achtet: von den Gesichtern, derer ich mich erinnere, trägt keines ein verräterisches Mal.

Oder wissen die Frauen ihre Seelen so zu verbergen, daß man ihre Gesichter kennt und doch nichts von den Untiefen ahnt?

Ich bin kein Frauenkenner, doch daß mein Freund es so verstanden, daß er so meisterhaft gelernt hat in diesen Jahren, das will mir nicht in den alten Kopf. In unsern Zigeunerjahren, die wir alle durchmachen, habe ich mir nicht viel Gedanken über des Weibes Psyche gemacht, und als dann die Zeit kam, wo man „vom Weibe" abkommt, wo es sich entscheidet, ob man sich in den Stand der heiligen Ehe begibt oder einsam

Digitized by Google

bleibt, haben wir diesen Punkt nicht mehr berührt. Ich, weil ich mich nicht gern aufdränge und weil mir diese Dinge anfingen, weniger weltbedeutend zu erscheinen, und er, weil er Grund zum Schweigen über seine Wege haben mochte. —

Hätte mir ein andrer indessen die Mitteilung gemacht, daß mein Freund auf gefährlichen und dunkeln Seitenwegen ginge, so hätte ich ihm meinen Sekundanten auf die Wohnung geschickt. Wer kann für seinen Nächsten einstehen?!

Wir kennen so viele Menschen; und — wen kennen wir?

Wir urteilen über das, was wir sehen; und — was sehen wir?

Wer kann von einem Menschen mit Sicherheit sagen, er habe keinen Feind?

*

„Ach, ihr vernünftigen Leute!

Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen. Scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und danket Gott, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen.

Schämt euch, ihr Nüchternen.

Schämt euch, ihr Weisen!

Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Wahnsinnige ausschreien mußte.

Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, immer gleich sprechen müßt: das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist böse! Habt ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah?

Warum sie geschehen mußte?

Hättet ihr das, so würdet ihr nicht so vorschnell mit euern Urteilen sein." (Goethe.)

*

Ich bin über diesen Fragen zu schlaflosen Nächten gekommen.

Die Briefe habe ich nicht verbrannt.

Vor einem Saatfeld

Von

Georg Busse-Palma

1

Ich trank im Kruge braunes Bier
Und biß in graues Roggenbrot.
Ein Saatfeld wogte grün vor mir,
Der Mohn darinnen blühte rot.

Da überkam mich ein Gesicht:
Gelbbärtig und im Schleppenkleid
Klomm in den Halmen auf zum Licht
Ein totes Volk aus toter Zeit.

Lichtsüchtig stieg es aus dem Grund —
Schlafwandler, die verstohlen gingen,
Bis sie geformt vor meinem Mund
Als reife Roggengarben hingen . . .

2

Die Träumerblume nickte rot,
Gespenstisch wogte es vor mir. —
Urväterfleisch aß ich als Brot,
Urväterblut trank ich als Bier.

Durch meine Adern spürt' ich gehn
Verschollner Völker Pilgerzug,
Und gelbe Bärte sah ich wehn,
Als ich mich spiegelte im Krug.

Und enger mir noch anverwandt
Sah ich ein spätes Kornfeld wogen,
In das auch mich die Wurzelhand
Des Lebens aus dem Grab gezogen . . .

3

Ich stach mich in den Finger sacht.
Ein Tropfen Blut war mein Gewinn.
Ich gab auf diesen Tropfen acht
Und fand zwei Streitende darin.

Ein Weiser, der sein Fleisch zerbrach,
Ein Wilder im Despotenschuh,
Die sahn mich an, und jeder sprach:
Der andere gibt keine Ruh . . .

4

Der grüne Roggen rauscht vor mir,
Der Mohn bückt tief sich auf die Flur.
Noch leben andere in mir,
Bald lebe ich in andren nur. —

Traumblume, blüh! Das Leben kreist
In ew'gem Ring. — Ich kann es hören,
Wie still der Tod das Leben speist
Und wie die Toten wiederkehren. — — —

Digitized by Google

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

Ein Bootsmann: „Man vergißt es immer wieder: Der beste Schiffer der Welt kann ertrinken."

*

Ein Heiratsvermittler: „Liebe — nennt man das leidenschaftliche Verlangen nach lebenslänglicher Versorgung."

*

Ein Soldat: „Man fühlt sich im Kampf besonders stark, wenn der Gegner schwach ist."

*

Ein Waffenschmied: „Welch riesige Konkurrenz! Jeder übt meinen Beruf aus!"

*

Ein Kassier: „Auf den ‚Zahltag' warten manche ihr ganzes Leben hindurch."

*

Ein Kalendermacher: „In jedem Jahr sind die schönsten Tage — am kürzesten."

*

Ein Statistiker: „Die öffentliche Moral ist im Durchschnitt zehnmal größer als die private."

*

Eine Wahrsagerin: „Ich prophezeie: die Menschen werden in zehntausend Jahren so sein — wie sie jetzt sind."

*

Ein Administrator: „Kein Moralist der Welt macht die Menschen so ehrlich — wie die Kontrolle."

*

Eine Bonne: „Im Kindesalter sind die Menschen oft so unausstehlich — als wären sie bereits erwachsen."

*

Ein Finanzminister: „Im allgemeinen müssen die Armen dafür sorgen, daß die Reichen nicht zugrunde gehen."

*

Ein Seiler: „Manchem wird eine Richtschnur gegeben — an der er sich am liebsten aufhängen möchte."

*

Ein Konditor: „So manche Süßigkeit des Lebens muß sauer erworben werden."

*

Ein Zoologe: „Eines der angenehmsten und nützlichsten Tiere ist — das Steckenpferd."

*

Ein Kapitän: „Auf dem Ozean des Lebens gibt es leider zu wenig Rettungsboote!"

Ein Bäcker: „Die meisten leiden unter dem Brotneid der meisten."

*

Ein Standesbeamter: „Es gibt mehr gute Partien als gute Ehen."

*

Ein Menageriebesitzer: „Kein Wunder, wenn das Tier weniger Dummheiten begeht als der Mensch — hat es doch weniger Vernunft als der Mensch!"

*

Ein Wollhändler: „Von vielen Lämmern wird verlangt, daß sie ehrfurchtsvoll zu jenen aufblicken, die sie scheren."

*

Ein Zollwächter: „Ueberall, wo es Grenzen gibt, wird geschmuggelt."

*

Ein Feuerwehrmann: „In seinem Streben, zu retten, was noch zu retten ist, verliert so mancher, was noch zu verlieren ist."

*

Eine Köchin: „Vieles im Leben würde besser schmecken — kämen nicht, während es genossen wird, Leute dazu, die es versalzen."

*

Ein Ingenieur: „Oft führt ein Umweg am raschesten ans Ziel."

*

Ein Eskamoteur: „Nichts leichter, als aus jemand das herauszuholen, was nicht in ihm ist."

*

Ein Bauer: „Darin besteht das unantastbare Recht vieler: dasjenige zu ernten, was andre gesät haben."

*

Ein Architekt: „Die Welt wäre unwohnlich — ohne Hintertüren."

*

Ein Seiltänzer: „So wie mich bewundert die Welt auch manch andern, den sie geringschätzt."

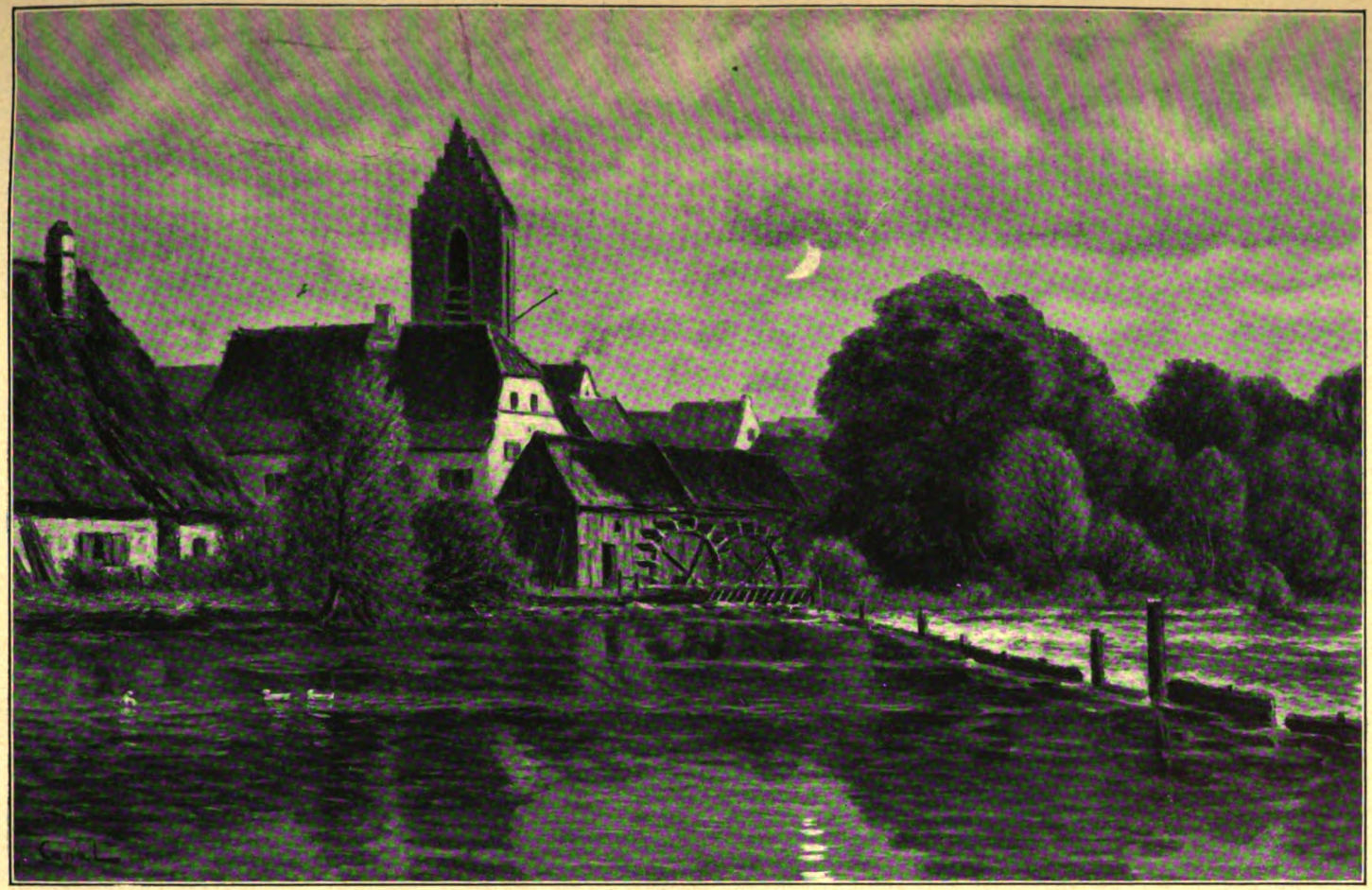
*

Ein Klavierstimmer: „Ebenso wie viele Instrumente, werden auch viele Menschen dadurch verdorben, daß man bei ihnen nicht rechtzeitig ‚andre Saiten' aufzieht."

*

Ein Advokat: „Der Unschuldige bedarf oft einer geschickteren Verteidigung als der Schuldige."

Digitized by Google



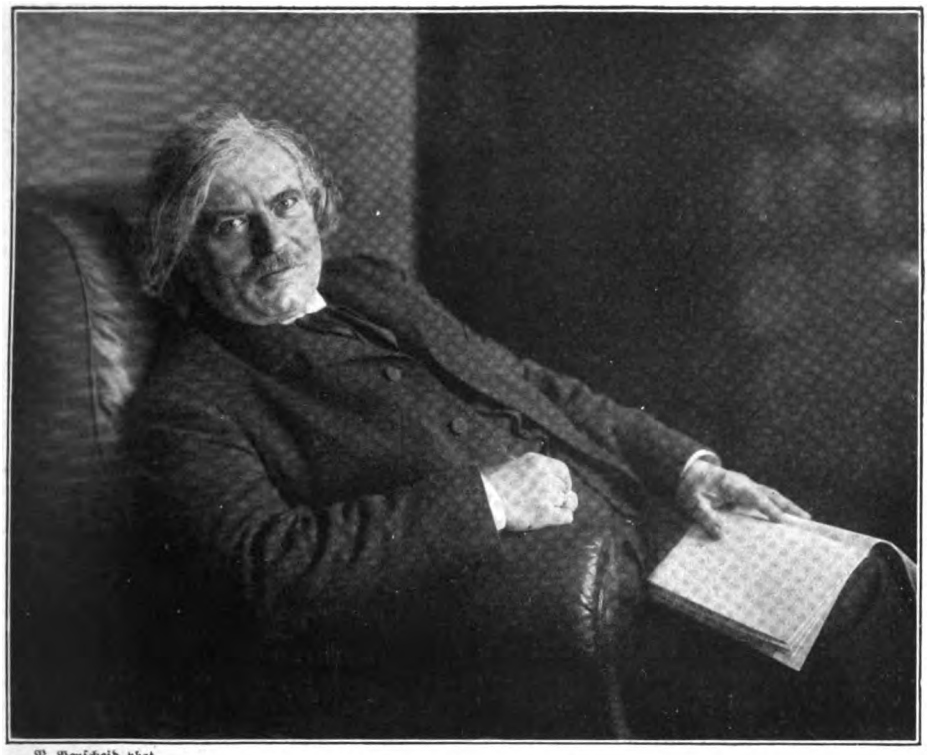
Am Mühlenwehr

Nach einem Gemälde von Gilbert von Canal

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



N. Perscheid phot.

Professor Joseph Kohler

Gegenwartsmenschen

Von

Dr. Hans Berger

(Hierzu zwanzig Porträte nach künstlerischen Aufnahmen von Nicola Perscheid, Berlin*)

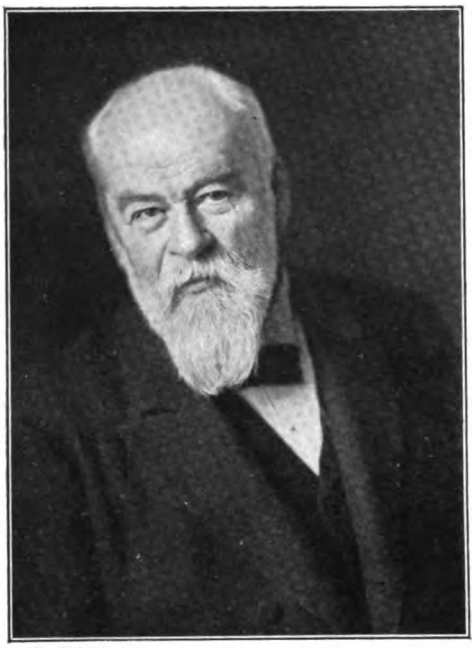
Jedermann weiß, daß es Zeitgesichter gibt. Ich meine damit, daß bestimmte Formungen von Gesichtern jeweils einer bestimmten geschichtlichen Epoche besonders eigentümlich sind. In den Büsten und Münzen, die uns die Züge der Julius Cäsar, M. Agrippa, Oktavianus Augustus, Drusus, Tiberius, Germanikus, Caligula aufbewahren, erkennen wir einen solchen durchgängigen Zeittyp, obwohl dies keineswegs die Köpfe von lauter Blutsverwandten sind und sie sich nicht ohne weiteres ähnlich sehen. Oder wir brauchen nur einen halbverstümmelten sandsteinernen Kopf in der Hand zu haben, um zu sagen: der hat einmal einer kirchlichen Portalfigur gehört und stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert; denn so sahen damals die Menschen nach Ausweis der zeitgenössischen Kunst aus, und diese Art der abgeknappten Gesichter wird auch von den damaligen Dichtern gefordert und gepriesen. Wir sagen ohne weiteres, das ist ein Kopf aus Dürers und Cranachs Zeit oder einer aus dem Dreißigjährigen Kriege. Wir unterscheiden ganz genau die Gesichter, die dem Barock und die dem nachfolgenden Rokoko angehören, auch wenn jene gar keine Perücke aufhaben und diese nicht auf das Zöpfchen hin frisiert sind. Denn wenn sie alle beide uns mehr oder weniger epikureisch ansehen, so gesellt sich bei dem Barockmann die größere Energie, überhaupt die physische Kraft, der vollere Kinnbacken und die Betonung des Gravitätischen dazu; bei dem Rokokoherrn hingegen sind diese Merkmale schon verwischt und geradezu aufgegeben, an die Stelle des Kräftigen ist eine geistreiche Eleganz getreten oder wenigstens das Bestreben, solche hervorzubringen, und das Zeremoniöse steht im Begriff, über sich selber zu lächeln. Eine feine Verächterei liegt, namentlich wenn sie innerhalb dieser Zeit schon altern, in den Zügen der Genialeren, der Weiterdeutenden des achtzehnten Jahrhunderts, eine Resignation in denen der Schwächeren, ein Après nous le déluge in denen der Jämmerlichsten; der gemeinsame Zug aber ist der Unglaube an den Fortbestand des Milieus. Dann eines Tages ist das Déluge in Wirklichkeit da, und auf einmal sind die Köpfe des überzüchteten und überzärtelten Esprit vertauscht mit denen des Fanatismus, mit den

*) Wir verdanken diese Auswahl interessanter Porträtaufnahmen der Liebenswürdigkeit des ausgezeichneten Künstlerphotographen Nicola Perscheid in Berlin, Bellevuestraße 6a, dessen Leistungen auf diesem Gebiete zu den allerbesten in Deutschland gehören.

Digitized by Google

Maratgesichtern, den leidenschaftlichen und eckigen, so sehr viel häßlicheren Zügen der aus kulturell unverbrauchten Schichten heraufdrängenden neuen Persönlichkeiten. Bis auch hier der Ausgleich zu abermals gemeinsamen Anschauungen und gemeinsamen — nämlich antikisierenden — Kulturinhalten sein Werk getan hat und sich in der neuen Generation bemerkbar macht; in den Söhnen der Revolution und des Empire springt uns der wiedererstandene Typus des kaiserlichen Römertums entgegen. Und die Kunst deutet in dieser Richtung vor der Wirklichkeit her, sie retuschiert aus den Napoleon und Murat und Jérôme die neuen Augustus und Drusus und Caligula.

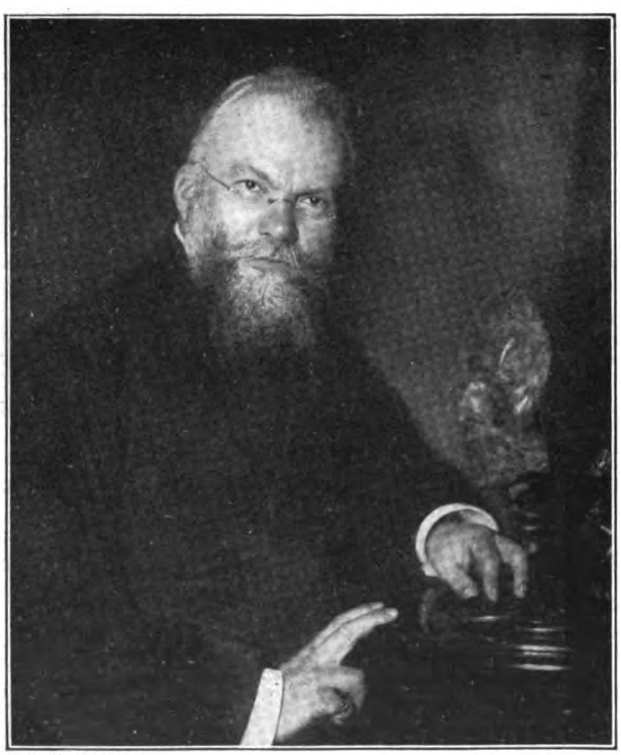
Fast immer sind es die Menschen, die in ihrer Gegenwart am meisten bedeuten oder doch bedeuten möchten, die auch am ehesten geeignet sind, Gedanken über den Zeittypus zu erwecken. Sie wollen sich aussondern und über andre hinwegbringen, aber sie wissen dabei, daß man mit dem Aussondern nicht anfangen darf, sondern daß der beste Schwimmer weit nur mit dem Strome kommt. Es ist ein eignes Ding um die Mode, und mit einer polternden Verurteilung ist sie nicht abgetan. Sie ist doch ein sehr feines Instrument, was sich allein schon aus der Betrachtung ergibt: so sehr sie die Menschen vereinheitlicht, so betont gerade sie, daß der einzelne, der sich ihr anschließt, einen persönlichen Anspruch an das Leben erhebt.



N. Perscheid phot.

Professor Gustav Schmoller

Die Mode trägt zur Hervorbringung der Zeittypen bei. Schon darin, wie man sich kleidet, wie man Haar und Bart trägt, liegt ein Bekenntnis, ob man mitmacht, voran will, oder sich im stillen Widerstand begnügt. Zeiten, die das Geistige voranstellen, haben eine eigentümliche Vorliebe für lange oder doch halblange Haare, wie zum Beispiel die Renaissance; andre, die das Energische, Unternehmende, Militärische, Sportliche, den Willen und die Schneidigkeit betonen, halten die Haare kurz, wie schon die Römer taten, oder sie gehen noch weiter, stutzen das Haar bis zur igelartigen Bürste, zum Stiftekopf, wie man in Süddeutschland sagt. Der einzelne, sofern er von der Zeit abhängig ist, ist dann geradezu genötigt, mitzutun. Käme zu mir ein Herr mit wallender Mähne, um mich für irgendeine kühne Finanzunternehmung zu interessieren, ich würde, selbst zu dem vertrauenswürdigsten Emissionskurs, auf keine seiner Aktien zeichnen. Hingegen würde ich möglicherweise Wein von ihm kaufen, wenigstens eher als von einem gar zu schneidigen Herrn mit Bürstenhaaren, Konservenbüchsenkragen und Revolvergesicht. Aehnliches gilt vom Bart. Der ungehemmt in die Breite wuchernde Vollbart paßte zum Revolutionsredner von 1848. Der gezügelte, geformte Vollbart stand den treufesten Ueberzeugungsmännern in der Zeit der Reformation wohl an, in der er sich dann auch zur Mode verallgemeinerte, oder anderseits den wackeren Landwehrmännern von 1870. Der Bart steht zum Kapuziner, aber nicht zum Jesuiten. Wiederum steht der Vollbart nicht zum cäsarisch tatentschlossenen Eroberer. Da hilft auch nicht viel, daß man ihn halb unter die Schere nimmt. Wer den General Boulanger gesehen hat, weiß, was hier gemeint ist; dieser Boulangerbart war immer wie eine Prophezeiung des schwächlichen lyrischen Endes. Haar, Bart, Halskragen und Kleidung wirken also schon viel

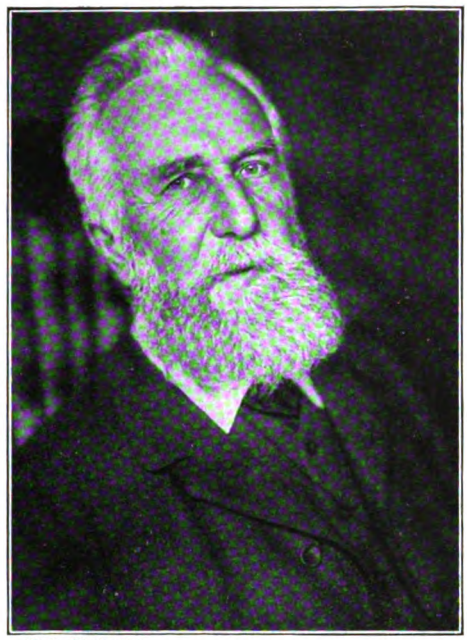


N. Perscheid phot.

Professor Karl Lamprecht

Digitized by Google

zu den Zeittypen mit. Aber doch nur auf die äußerlichste Weise. Wie wir gleich zu Anfang durch Beispiele belegt haben, sind die Züge selbst das Wesentliche, und die Physiognomie einer ganzen Zeit prägt sich in ihnen feiner aus als in jeder bloßen Mode oder Zutat. Man könnte dagegen ja nun einwenden: über unser Gesicht, unser natürliches Aussehen, über Ausdruck, Bau und Anatomie unsrer Züge haben wir doch keine Gewalt. Aber diesen Einwand widerlegt die Tatsächlichkeit. Auf doppelte Weise. Nicht nur bilden die Zeiten als Ganzes sich unbestreitbar ihre Gesichter aus, sondern es modelt sich sogar schon der einzelne bis in die Mimikry der anthropologischen Merkmale hinein nach dem, was er denkt, wie er fühlt und was er will. Nehmen wir einmal drei im Alter nahe aufeinander folgende und sich ähnlich sehende Brüder. An den Sekundanern oder Primanern bemerken wir, wenn ihre Photographien vor uns liegen, noch kaum einen Unterschied. Nun lasse man den einen Oberlehrer werden, den zweiten Geistlichen, den dritten Förster. Nach dreißig Jahren wird uns keine Gattungsähnlichkeit an ihnen mehr verblüffen; dagegen wird der eine am meisten andern Oberlehrern, der zweite andern Geistlichen, der dritte andern Förstern ähnlich sehen. Der Geistliche wird den Mund eines Geistlichen haben und so weiter. Nehmen wir Bismarck und seinen Bruder Bernhard. Wie absolut ähnlich die Züge, die Nase, die Stirn, die Ohren, die Augenbrauen, die ursprüngliche Einbettung der Augen. Aber welche Welt der Unterschiede liegt zwischen den zweien! Wie verschieden treten allein schon die Augen zwischen ihren Lidern hervor, wie anders wölbt der Schädel Ottos sich aus, den doch dieselbe Mutter geboren! Aber wir dürfen uns fragen, ob Otto von Bismarck, wenn er niemals in den Landtag gewählt und der starke kategorische Imperativ in ihm niemals aufgejagt worden wäre, ob er dann als alternder vornehmer Gutsbesitzer nicht *vielleicht* noch ziemlich ganz so ausgesehen *haben* würde wie sein Bruder auf Külz. Wenn man in der langen Reihe der Bildnisse Bismarcks die Züge des gutsherrlichen Abgeordneten oder noch die des angehenden Ministers mit den späteren des Kanzlers vergleicht: hat er sich nicht in der Tat erst zurechtgewachsen zu dieser Gewalt des Auges, zu der machtvoll gemeißelten Schönheit des Mannes, dessen Gedankengängen die Sorge um die Vorgänge innerhalb eines ganzen Erdteils anvertraut war?



N. Perscheid phot.

Ernst Haeckel

Allbekannte Dinge; wie würden wir sonst davon sprechen, daß wir jemandes Bedeutung oder Verehrungswürdigkeit aus seiner Erscheinung lesen, wie würde das bloße Erscheinen eines großen Führers vor den Seinen ihr Vertrauen herstellen und sie mit ihm reißen? Wie würden wir endlich, ganz trivial, sagen, er sieht aus wie ein Geschäftsmann, ein Offizier in Zivil, ein Professor, ein Künstler? Oder wie würden wir umgekehrt sagen, er schaut eigentlich gar nicht wie ein Künstler oder ein Gelehrter, sondern viel eher wie ein Kommerzienrat aus?

Aber auch das steht fest, daß die Zeiten allgemein ihre Typen nach ihren idealen Vorstellungen formen. Wieso dies geschieht, läßt sich schwer konkret bestimmen, da die Dinge noch wenig untersucht worden sind. Man kann nur sagen, es geschieht, weil die einzelnen sich mit ihrem Aussehen in die zeitbeliebte Richtung erziehen, soweit sie das vermögen, und weil umgekehrt diejenigen von ihrer Gegenwart unwillkürlich begünstigt werden, die

N. Perscheid phot.

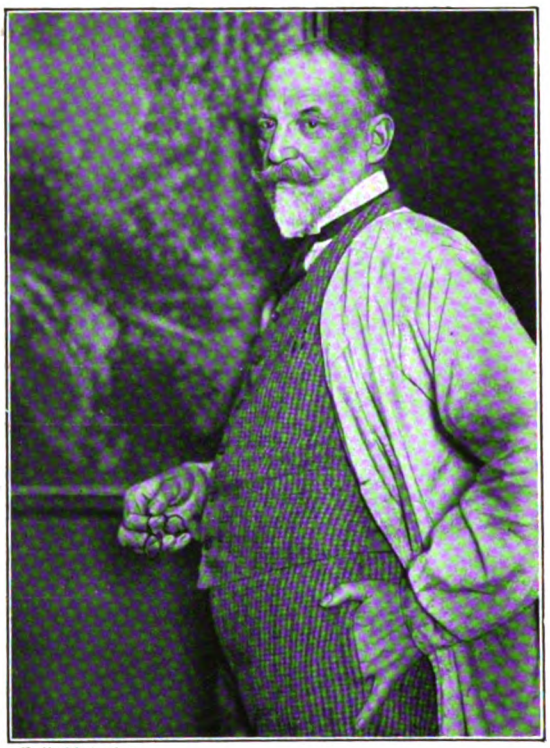
Professor Wilhelm His d. J.

Digitized by Google

deren Vorstellungen und Wünschen mit ihrer Erscheinung am besten entsprechen. Kampf ums Dasein und Auslese üben ihre bildnerische Gewalt, die längst eine wohlbekannte Tatsächlichkeit aus allen Reichen des organischen Lebens ist. Es wirkt ferner aber auch schon ein physiologisches Moment mit, ein Formen der künftigen Geschlechter, während ihr Leben noch in den älteren verborgen schlummert. In der alten lieben Erzählung von Paul und Virginie wird berichtet, daß Frau Margarete, während sie in der Einsamkeit ihr Kind erwartete, täglich ein von ihr sehr geliebtes Bild ihres Schutzheiligen betrachtet habe und daß deshalb ihr kleiner Paul diesem so ähnlich geworden sei. Beobachtungen solcher Art sind von vielen Seiten gemacht worden. So erklärt sich wohl auch, daß in der Regel die erstgeborenen Kinder am ähnlichsten dem Vater sind, während in den jüngeren, wenigstens oft, die Eigentümlichkeiten der Mutter, ihre Farben und Züge, auch ihr persönliches Wesen ersichtlicher ihr Recht zurückverlangen. Auf solche Weise geht es insbesondere auch zu, daß die Erscheinungsideale, die einer Zeit von ihrer Kunst gezeigt werden, in den Kindern und Enkeln sich zu verwirklichen beginnen. Raffaels Madonnen sind nichts weniger als Bildnisse von Mädchen aus dem damaligen Volke; solche haben nur zur allgemeineren Benutzung als Modelle gedient, zum Beispiel für die Sixtinische Madonna jene Bekannte Raffaels, die er auch als Donna velata gemalt hat und die im Bildnis sehr viel trivialer aussieht. An sich ist der Kopf dieser Madonnen oder heiligen Cäcilien frei erwachsen als ein künstlerisches Ideal, zu dessen Entstehung schon Perugino und andre Vorgänger, zu Teilen auch die Anschauung

N. Perscheid phot.

Adolf Hildebrand



N. Perscheid phot.

Hugo von Habermann

der Antike und sogar geometrische Konstruktionen mitgewirkt haben. Auf solche Weise entstehen künstlerische Typen wie die des Raffael, Soddoma, Luini, Andrea del Sarto, die alle unter sich wesensverwandt, nämlich aus suchenden Zeitvorstellungen heraus geformt sind, aber keineswegs schon so im italienischen Volke gefunden werden konnten; erst weiterhin haben dann die Köpfe und Gebärden der Renaissancekunst auf das von ihnen ästhetisch oder religiös begeisterte italienische Volk einigermaßen eingewirkt. Noch viel deutlicher ist das Beispiel der Griechen. Ihre Porträtköpfe, wie zum Beispiel der des Sokrates oder die Statue des mit meisterlicher Treffsicherheit wiedergegebenen Demosthenes — dieses Prototyps des politisierenden Rechtsanwalts — zeigen oft genug, daß auch sehr berühmt gewordene Griechen durchaus nicht immer mit einem Uebermaß von Klassizität der Züge zur Welt gekommen waren. Aber längst gab es, seit der perikleischen Zeit, ein griechisches Ideal, das sich in frei erfundenen Kunstwerken bis zum Kanon typisiert hatte, und jenen einzelnen „unklassischen" Köpfen steht nun eine ganze Reihe von Porträtköpfen gegenüber, die den unverkennbaren anthropologischen Einfluß des angestrebten Ideals auf die Erscheinungen des wirklichen Lebens verdeutlichen.

Nur daß wir freilich nicht genau abgrenzen können, wie weit hier die Natur selbst und wie weit als ihr Mithelfer auch der Künstler nach jenem Ideal geformt hat. Denn letzterer tut dies so sehr leicht und geht darin also über die Natur hinaus. Wir können es aus jeder Zeit belegen, wo die Kunst entgegenkommender in den Dienst der Zeitmoden und der Zeitideale tritt. Ein

Digitized by Google

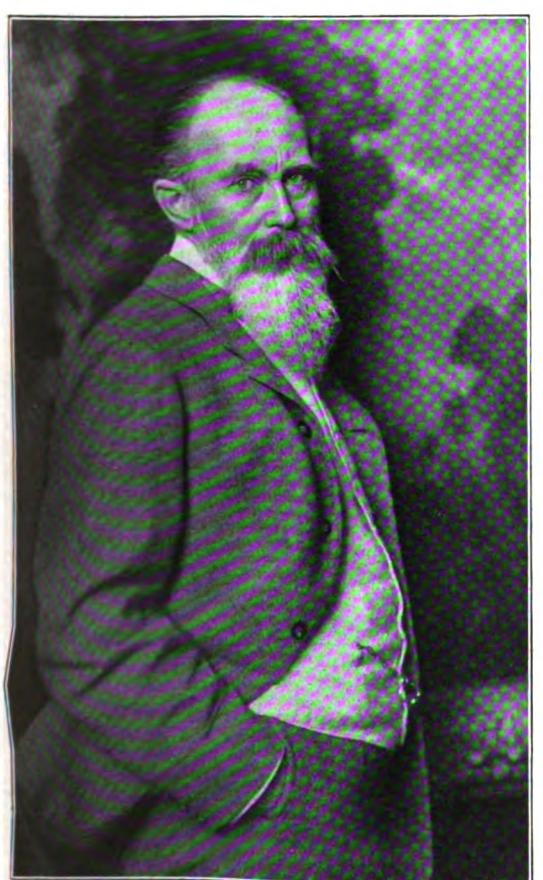
Entgegenkommen, das nicht immer eine Gefälligkeit und Selbstüberwindung sein muß, sondern das zu gewissen Graden unmittelbar geschieht. Man beobachtet es beispielsweise bei Angelika Kauffmann, wie sie ihre genau der Zeitschwärmerei entsprechende „Vestalin“ nicht nur in den eignen, so viel von ihr studierten Kopf, sondern auch in die Züge der vielen in England oder in Rom von ihr gemalten Damen hineinbringt. Ueber dieses Thema wäre noch viel zu sagen; aber es fehlt der Raum, und so mag nur bemerkt werden, daß entgegen der oberflächlichen Annahme auch der durchschnittliche Photograph keineswegs von solchen Unwillkürlichkeiten frei ist, die er ja nicht gleich dem Zeitideal zu entnehmen braucht. Natürlich kann er nicht auf die Platte einwirken, wohl aber auf Haltung und Ausdruck und außerdem auf die Retusche, und so kann man oft beobachten, daß er oder seine Retuscheuse eine gewisse typenhafte Gleichartigkeit in die Bilder bringen. Namentlich die Backen werden von ihnen, je nach dem eignen Ideal, bald wohlgenährter, bald ästhetischer behandelt, und ähnlich bringt das Herumstricheln in den Augen leise Annäherungen der Erzeugnisse untereinander hervor.

Insofern hat man es als einen Fortschritt der Objektivität zu verzeichnen, daß man heute begonnen hat, mit wirklich künstlerischem Sinn zu

N. Perscheid phot.

Emil Orlik

photographieren und zu dem Zweck auch die Retusche gänzlich fallen zu lassen. Die Sache hat zwar ihre zwei Seiten. Ein nichtretuschiertes Bild wird darum noch nicht ohne weiteres absolut getreu. Insbesondere ist es der Teint, der in der unretuschierten Photographie leicht lebensunwahr, vergröbert erscheint. Damen, die in Wirklichkeit Wangen wie Milch und Blut haben, zeigen in der Photographie Sommersprossen, die man nie an ihnen wahrgenommen hat, zahlreiche kleine Fältchen treten eingegraben hervor, die das Auge niemals sieht. Mit letzteren Worten ist schon der Grund dieser Erscheinung ausgesprochen. Die Netzhaut des Menschen verhält sich anders als die photographische Platte. Die Platte addiert ihre Eindrücke, sie verstärkt und unterstreicht ihre Wahrnehmungen sozusagen schichtenweise, je länger sie belichtet wird. Deshalb hat man das Mittel, Inschriften, die so verwischt sind, daß sie mit bloßem Auge nicht mehr zu lesen sind, dadurch wiederzubeleben, daß man sie photographiert, die für längere Belichtung geeignete „langsame“ Platte vertieft die erloschenen Züge. Das Auge dagegen summiert seine Eindrücke nicht, es sieht nicht etwa schärfer, je länger es hinsieht, sondern es wiederholt sich nur unaufhörlich ein und denselben Eindruck. Daher sieht das Auge Sommersprossen und Fältchen nicht, die gewissermaßen noch ungeboren sind, aber durch die Multiplikation des Eindruckes, welche



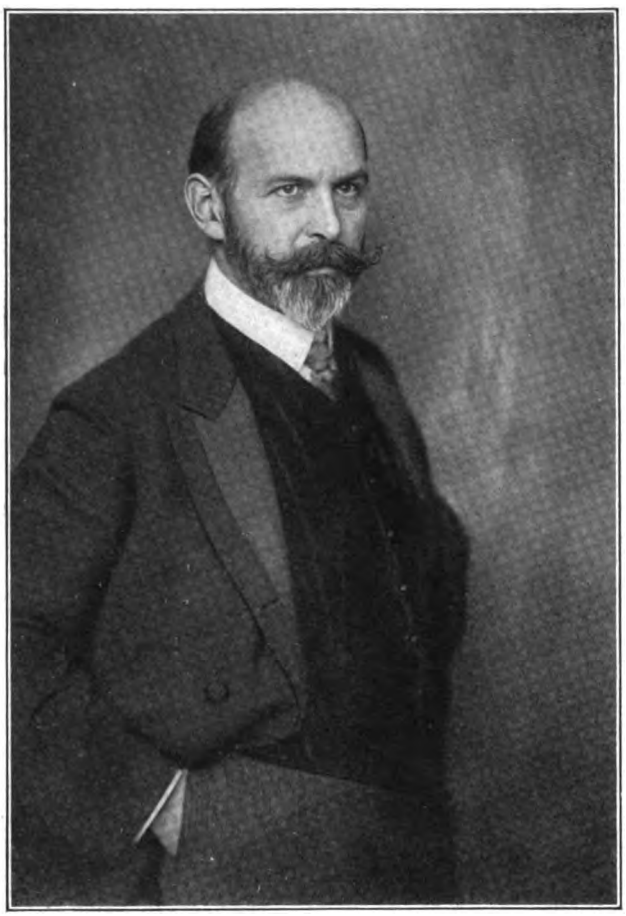
N. Perscheid phot.

Eugen Bracht

Digitized by Google

die Platte vornimmt, schon ans Licht gezogen werden können. Kurzum, unretuschierte Damenbildnisse pflegen nicht ganz mit Unrecht mehr Widerspruch hervorzurufen als solche von Männern. Was ja auch jeder „Amateur“ so lange erfährt, bis er endlich weiser wird und keine Damen mehr mit ihrem Bildnis beglückt. Alles das schließt nicht aus, daß wiederum sehr feine Photographen durch die Art, wie sie belichten, welche Platte sie verwenden und wie lange sie einstellen, auch ohne Retusche eine entstellende Intensität ihrer Aufnahmen vermeiden.

Wir haben heute eine photographische Porträtkunst, die sich hoch über das alte handwerksmäßige Photographieren — Brust etwas nach rechts, Kopf schräg nach links und dann „bitte, recht freundlich“ — erhoben hat. In diesem Fall haben die Liebhaber Bahn gebrochen und allmählich erst die Berufsphotographen angeregt, die zuerst noch über den Dilettantismus jener und über ihre Respektlosigkeit gegen feststehende Regeln die Achseln zuckten. In München zuerst, dann auch in Berlin, Hamburg und an andern Orten haben sich Ateliers aufgetan, deren Arbeiten dokumentarisch und künstlerisch zugleich sind. Besonderen Namen haben sich neuestens die Leistungen von Nicola Perscheid in Berlin gemacht, die sich übrigens nicht allein auf hervorragende Porträtköpfe erstrecken.



N. Perscheid phot.

Geheimrat Hermann Muthesius

Was ist nun wertvoller, das gute Bildnis, das der Maler erschafft, oder die gute künstlerische Porträtphotographie? Nun, diese Fragestellung ist falsch: es wäre ein Streit wie der, ob die Birne oder der Apfel köstlicher sei. Die Photographie gibt nur den Moment, und wenn sie ihn noch so eindrucksvoll erfaßt. Das bedeutet bei den einen Menschen schon eine außerordentliche oder beinahe erschöpfende Aehnlichkeit, denn sie sind solche, die eigentlich nur ein Gesicht, einen Stereotypausdruck haben. In andern Menschen dagegen wechselt der Ausdruck des Lebens mit einer kaleidoskopartigen Mannigfaltigkeit, so daß sie je nach ihrer Stimmung oder ihrem Befinden vollkommen verschiedene Gesichter haben. Dies war ja auch von je den Künstlern bekannt; erinnern wir uns nur an die Unsumme der Beobachtungen, die Rembrandt an den eignen Zügen gemacht hat und in welcher Fülle der Varianten sein Kopf sich in diesen Selbstbildnissen darstellt. Je uneinheitlicher sich ein Gesicht dem Leben gegenüber gibt, desto mehr wird die Aufgabe des Porträtmalers herausgefordert. Um so höher steigert sich der Anspruch an seine Befähigung, sobald es nicht mehr gilt, einzelne Momente in raschen Studienköpfen festzuhalten, sondern aus allen Wechseln der Erscheinung, die ihm eine Persönlichkeit offenbart, nun das „Eigentliche“ herauszuholen, das heißt, auf eine gebildete und kongeniale Weise bis in den Charakter und das Temperament vorzudringen und so von innen her das Gemeinsame und Entscheidende, das hinter den verschiedenen Ausdrucksmomenten des Gesichtes ist, herzustellen. Das war Lenbachs eigentliche Kunst als des großen Bildnismalers, das gab ihm diese Kraft der meisterlichen Charakteristik, die so treffend ist, daß sie dem Dritten oftmals schon ein verständnisvolles Lächeln abnötigt, und die anderseits so fein und so objektiv ist, daß der Dargestellte selbst sich nur befriedigt finden konnte; es war ja das getroffen, was ihm selber wichtig war. Denken wir, um ganz wenige Beispiele zu geben, an das allbekannte Münchner Bildnis Leos XIII., an das Heysebildnis von 1895 im runden Rahmen, an Mommsens und Virchows unübertreffliche Professorenköpfe. Und auch Lenbachs Bildnis des immer heimlich hellseherisch erregten Richard Voß beweist, daß niemals der geniale Porträtmaler von einem selbst genialen Photographen erreicht werden kann, weil eben dessen Instrument ihm nicht in alles folgen kann.

Freilich manche Porträtisten photographieren zunächst in aller Diskretion ihren Auftraggeber und malen danach sein Bild. Dem Publikum pflegen solche Bildnisse dann sogar als ganz besonders „gut“ zu gefallen. Demjenigen Publikum natürlich, das nicht imstande ist, durch das Pinselwerk und die Zutaten hindurch die bloße photographische

Digitized by Google

N. Perscheid phot.

Richard Voß

Aufnahme zu erkennen. Es nimmt die Photographie nur wahr mit dem ungedeuteten Gefühl, und daher ist es so einverstanden.

Auch Lenbach nahm zuweilen Photographien zu Hilfe. Aber niemals nur eine, sondern eine ganze Anzahl. Und ihm waren sie nur Material, anatomisches Präparat, nicht Vorlage. Sie dienten zu demselben Zweck, den sonst nur die längere Bekanntschaft erfüllen konnte; das Objekt genauer und intimer zu studieren, eine Summe seines Wesens aus seinen verschiedenen einzelnen Momenten zu ziehen.

Endlich gibt es Porträtmaler, die zwar nicht photographieren, aber trotzdem nichts andres zustande bringen als eine mit dem Pinsel hergestellte Einzelaufnahme: ein Momentbild des Opfers, wie es ihnen stillhalten muß, wie es sich bemüht, nicht müde zu werden und obendrein noch recht freundlich auszusehen. Das sind sogar die allermeisten derer, die Bildnisse fabrizieren.

Kaum etwas regt so zu Gedanken an über unsre Zeit, als wenn wir eine Anzahl ihrer hervorstechenden Menschen oder deren Köpfe in dokumentarischen Bildnissen durchmustern. Natürlich auch zu Gedanken über unsre Nation, sofern sie dieser allein entnommen sind. Vor allem drängt sich das auf: weiter als andre wichtige Kulturvölker sind wir noch von einem einigermaßen einheitlichen Typus des gebildeten Landsmannes, des weltmännischen Deutschen, entfernt. Dafür sind wir eben als geschlossen wollende und als geschlossen wirkende Nation noch allzu jung. Solche feineren nationalen Durchschnittserscheinungen haben die Franzosen und noch mehr die Engländer, weil sie so sehr viel länger bewußte Franzosen und bewußte Engländer sind. Der Engländer ist in allererster Linie der Angehörige einer Nation mit starkem, seit Jahrhunderten unwillkürlichem Selbstgefühl und mit einer höchst gleichartig durchgeformten und zur Verbindlichkeit eines öffentlichen Gesetzes gesteigerten Lebenskultur. Common sense ist ein großgeschriebenes englisches Wort, und common culture könnte man getrost hinzufügen. Der Brite ist deshalb auch in der Art, wie er äußerlich wirkt, zuerst Engländer, und demgegenüber sind die Unterschiede, ob er uns als Großgrundbesitzer, als Gelehrter, Arzt, Künstler entgegentritt, verhältnismäßig gering. Der Deutsche war dagegen seit langen Jahrzehnten in erster Linie ein Standesmensch, ein Professor oder Künstler oder Geschäftsmann und so weiter, ob er auch noch ein guter Deutscher sein wollte, hing sozusagen von seiner Bereitwilligkeit ab. Im allgemeinen fühlte er sich dem ausländischen Berufsgenossen eher verwandt als dem Landsmann, der etwas andre Dinge trieb als er selber, und um so mehr tat er das, je hoffnungsvoller seine Demut einem persönlichen Selbstgefühl wich. Das hat sich geändert oder zu ändern begonnen, und so läßt sich auch ein gewisser Ausgleich der Deutschen untereinander schon erkennen. Der deutsche Handelsherr heute sieht nicht mehr

N. Perscheid phot.

Wilhelm Bölsche

Digitized by Google

N. Perscheid phot.

Siegfried Wagner

englisch aus, er sucht sich in seiner Erscheinung eher dem einheimischen Aristokraten oder höheren Beamten zu nähern, ebenso wie der Fabrikant, und am leichtesten hilft dazu immer eine gepachtete Jagd nebst zugehörigem Kostüm. Des Schriftstellers Ideal in Kleidung, Schlips, Haar und Augenaufschlag ist nicht mehr der „Dichter" einer zuletzt etwa von Hamerling oder Geibel nicht ohne Hoheit vertretenen Vorstellung; er sucht vor allen Dingen korrekt weltmännisch auszusehen, auch in der Undurchdringlichkeit und Temperamentlosigkeit des Gesichtes, womit er sich am weitesten von jenem legendarisch gewordenen Dichtertypus entfernt. (Denn diesen älteren Dichtertypus meinen wir natürlich, nicht den ganz modernen einiger angehender Lyriker, die als übertriebene Biedermeier herumlaufen und nicht so sehr „durch Feld und Buchenhallen" schwärmend, als in Cafés sitzend und Witzblätter lesend zu beobachten sind.) Der Uebergang in das Weltmännische gilt sogar vom Künstler, wenn auch nicht in solchem Maße wie vom Schriftsteller, aus dem Grunde nicht, weil immer der Künstlerstand stärkere Tradition besaß, fester umzirkelt und sozial selbstbegnügter war. Im allgemeinen steht es so, daß nur hier und da ein angehender Maler den jungen Raffael posiert, der dem Talent nach gewöhnlich gar kein Raffael ist, daß dagegen der Künstler desto weniger nach äußerer Genialität hascht, je echter er wirklich ein Meister ist. Nehmen wir das Bildnis Adolf Hildebrands, das sich unter unsern Illustrationen befindet: vielleicht wenige würden auf dieses Porträt raten, wenn sie nur allgemein wüßten, der berühmte Bildhauer, der anerkannteste Meister der absoluten Form, den wir in Deutschland haben, sei darunter. Hildebrand ist aber auch, so sehr er als Künstler nur der reine Empfinder des Schönen ist, ein sehr kluger, denkerischer Mensch, und das gibt diese Photographie unübertrefflich wieder; diese blauen Augen, die wie zwei scharfe Zangenarme in die des Gegenüberstehenden fassen, und diese Handhaltung mit der Zigarre — sobald man auch aus ihr noch etwas zu erkennen imstande ist. Immer bleibt es das Auge, das, wenn das übrige sich in eine allgemein gebildete Erscheinung einfügt, am ehesten den Künstler ahnen läßt oder ihn doch nachträglich wieder bestätigt. Das gilt so gut von Eugen Bracht, dem Schöpfer auf ernste Schönheit gestimmter Landschaften, wie von dem alles um die Charakteristik hingebenden Freiherrn von Habermann, oder von dem teils als Architekt, teils als tätiger Kunsterzieher wirkenden Hermann Muthesius, dessen eines hauptsächliches Werk die rasche Einbürgerung des Landhausstils nach englischer Art in Deutschland ist. Nehmen wir diese paar Bildnisse künstlerisch veranlagter Menschen als Material und erinnern uns gleichzeitig an andre, die wir sonst im Gedächtnis tragen — ist es nicht, als ob die persönliche ästhetische Veranlagung immer auch an der Plastik der Züge forme, selbst wenn sie einen derart eigensinnigen Aesthetiker zeigt wie von Habermann?

Gegenwartsmenschen! „Den Künstlerhut bedeckt der Staub, es sank der Schopf in Trümmer," könnte man parodieren. Statt des Samtrocks ein englischer Anzug! Aber erst welche Wandlung der Zeit zur äußeren Ruhe, wenn wir daran denken, wie temperamentvoll sich noch im siebzehnten Jahrhundert die Menschen der damaligen Gegenwart porträtieren ließen! Wie der Adlige die Augenbrauen und die Nasenlöcher so weit aufzog, als er konnte, der Soldat nach dem Degen griff, als wollte er ihn flugs aus der Scheide reißen, der Gelehrte seine schweinsledernen Bücher um sich häufte und gespreizt die Hand darauf setzte. Wie sind heute

N. Perscheid phot.

Pianist G. Galston

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

R. Perscheid phot.

Präsident von Borries

die Kundmachungen nach außen gedämpft! Allein der Musiker arbeitet noch drastischer mit dem Apparat, worunter in diesem Fall der besondere Hut und der wallende Haarwuchs zu verstehen sind, den hierhin die Natur so sicher zu bescheren pflegt wie den Förstern den Bartwuchs. Indessen die Mutatio rerum greift auch schon hier herüber, nur noch neun Zehnteln der Musiker sieht man das Genie von hinten an.

Warum wohl der nachdenkliche Herr Perscheid gerade seine Professoren alle en face aufgenommen hat? Wollte er negative Betrachtungen auslösen über das Thema: Der Einzige und sein Profil? Ich glaube, sein Motiv war einfacher und edler; er wollte diese Männer geben, so wie ihre Zuhörer sie sehen. Wundervolle Charakterbildnisse, die sich dem Werke des überlegenen Porträtkünstlers annähern, hat er so geschaffen, und natürlich wird der einzelne nicht alles aussprechen, was auch jeder andre bei einiger psychologischer Begabung herausliest. Wie lebensvoll getroffen zeigt sich Haeckel, wie vortrefflich ist das Bildnis des klugen Württembergers Schmoller, dem Staatswissenschaften, Sozialpolitik und lebendige preußische Staatspolitik ebensoviel verdanken wie die einschlägige geschichtliche Gelehrsamkeit. Wieder ganz anders sieht uns der „richtige Professor" — das heißt eigentlich schon der unrichtige — in Joseph Kohler an. Ein Kopf mit Mommsenhaar, aber ein Mommsen in weichem Moll, eine Gelehrtennatur ohne Pikrinsäure, ein Berliner Professor, dem es nichts ausmacht, mit Gedichtbänden „in die Oeffentlichkeit zu treten" und mit leidlichen Reiseschilderungen in das Feuilleton des Scherlschen „Tag"; ein Jurist, in dem mexikanische und polynesische Volkssagen rumoren, und ein sich behagender Mann, der noch etwas auf die Manier zu sitzen von ci-devant und auf den Lehnstuhl des Gelehrten hält, wenn es auch inzwischen ein moderner Ledersessel geworden ist.

Mancher Professor gilt als etwas eitel, und der naturwissenschaftliche Schriftsteller Wilhelm Bölsche, den wir, obwohl seine Gemeinde größer ist, den Professoren wohl mit anreihen dürfen, nimmt sich auf unserm Bilde beinahe so aus. Ich glaube aber, der Globus neben Bölsche soll nicht so sehr auf Weltenruhm, wie bei den ehemaligen gelehrten Professoren in Kupferstich, als auf die Jagd nach dem Pithekanthropos deuten, dessen Auffindung man vor einiger Zeit bekanntlich von Java oder irgendeiner andern Sundainsel erhoffte.

Den letztgenannten stellen sich dann wieder ein paar Köpfe gegenüber, die weit entschiedener als korrekte Typen der Gegenwart wirken. Mehr als je ist es heute der Aristokrat von alter Familie, der die Richtlinien, denen mit der Erscheinung zugestrebt wird, andeutet. Denn so sehr man geschäftig ist, die sozialen Schranken einzureißen, wir Deutschen sind trotzdem kein Volk der Fraternité

R. Perscheid. phot.

General der Kavallerie z. D. Freiherr von Bissing

Digitized by Google

nach unten. Der Deutſche iſt individualiſtiſch, nicht gleichmacheriſch. Das Wort Freiheit bedeutet ihm vor allem die Freiheit des perſönlichen Vorankommens, der ganze Strudel ſtrebt nach oben, und in den Tüchtigeren bildet ſich fortwährend ein neu ſich nach unten abgrenzendes Standesbewußtſein, das dann auch mehr und mehr Entgegenkommen von „oben“ dargebracht findet. Freilich iſt es immer noch leichter, zu hohen Tageswürden oder zu Reichtum zu gelangen, als zu einem richtig ariſtokratiſchen Kopf mit dem unausdrückbaren gewiſſen Etwas in den Augen und der vornehmen Naſe, das in unſern Bildern ſeine vortreffliche Vertretung durch ein Mitglied des höchſten Grundadels findet. In andrer Hinſicht ſucht das heute ſo charakteriſtiſch ſeine Rolle ſpielende Korpsſtudententum, das ſo viele zugrunde gehende ältere Exkluſivitäten erſetzen muß, Geſichter und Formen zu erziehen, die ſogleich nach außen eine geſchloſſene und bewußte Kaſte verdeutlichen. Dieſe Geſichter, die wir am dichteſten beieinander in den Kreiſen der Verwaltungsjuriſten zu finden pflegen, dehnen ſich über eine lange, wechſelvolle Front aus, und in die ſehr verſchiedenartigen Abſchattierungen fügen ſich je an ihrer Stelle das Porträt des vielgenannten früheren Gouverneurs von Kamerun ſowie der anſprechende Kopf des Herrn von Borries ein. Auch im Haar liegt Charakteriſtik; ſobald uns dieſes glatt und energiſch niedergebürſtete Haar begegnet, das auch der Reichskanzler trägt, wiſſen wir, es mit

N. Perſcheid phot.

Gouverneur a. D. Jesko von Puttkamer

einer ganz beſtimmten Weltanſchauung in Sachen der Oeffentlichkeit und der Geſellſchaft zu tun zu haben, der es zum Bürſtenkopf nicht gänzlich reicht, wie wir hinzuſetzen dürfen, natürlich nur vom Standpunkt der Haarigkeit aus geſehen.

Endlich iſt es noch immer eine leiſe Annäherung an das Ausländertum, was bemerkenswerten Perſönlichkeiten der Gegenwart den Eindruck des Weltmänniſchen verbürgen hilft. Und eines ihrer Mittel iſt die Beſchränkung auf einen nach engliſcher Art kleingehaltenen Schnurrbart, was, nebenbei geſagt, auch bemerkenswert jung macht. Wie alle dieſe Bemerkungen, iſt das allgemein geſagt und nicht gleich eines ganz beſtimmten Kopfes wegen; manche dieſer Beobachtungen würden weniger wahr, ſollten ſie bloß als Text zur Illuſtration aufgefaßt werden.

Bei allen zuletzt beſprochenen Kategorien, auch bei dem Reiſenden C. G. Schillings, der ſo viele durch ſeine Ergebniſſe „mit Blitzlicht und Büchſe“ erfreut hat und wahrhaft als ein friſch zupackender Mann der Gegenwart erſcheint, hat unſer photographiſcher Künſtler das Dreiviertelprofil angewendet. Auch davon ließen ſich Gedanken weiterſpinnen, ähnlich als wenn wir in dem Profeſſor einen Menſchen antrafen, der ungeachtet aller inneren und äußeren Verſchiedenheiten von der Natur am meiſten auf die Vorderanſicht hin komponiert ſein mag, wenigſtens nach Befund einer feinäugigen Kamera.

Nun zu guter Letzt noch — the last, but not the least — Dr. Georg Hirth, der Verleger der „Münchner Neueſten

N. Perſcheid phot.

Herzog von Ratibor

Digitized by Google

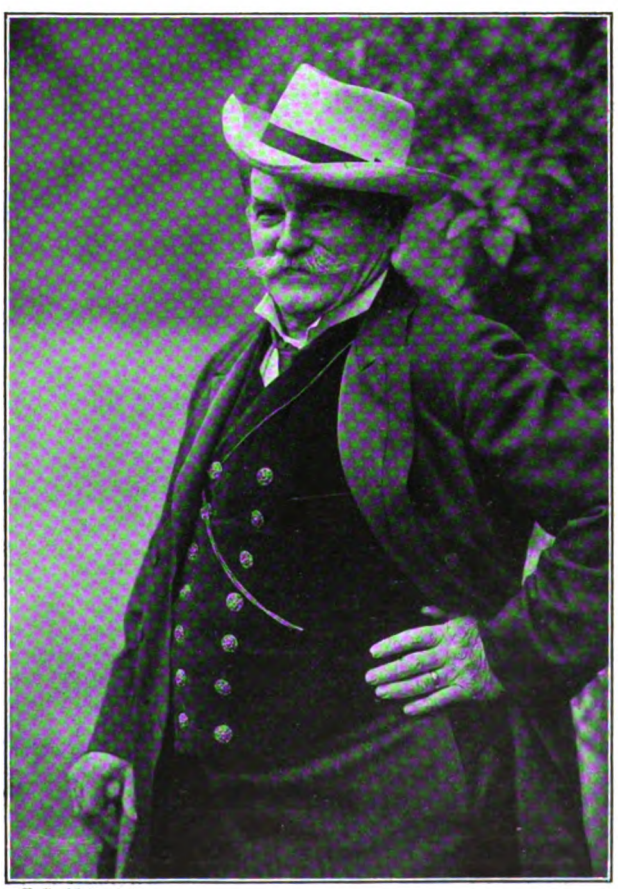
N. Perscheid phot.

Forschungsreisender C. G. Schillings

zu sein zu herausgegriffenen einzelnen Figuren, die selber nur als Aperçus wirken können. Bei weitem konnten auf dem hier zur Verfügung stehenden Raum nicht alle die vereinigt werden, die je für sich eine Spielart des deutschen Gegenwartsmenschen interessant vertreten haben würden und gern dazu bereit gewesen wären. Denn wer denkt über solche Vorführung heute noch so wie einstmals Wieland, dem bei der Porträtierung für die Oeffentlichkeit zumute war, als wenn das Publikum „an den Käfig einer Art fremder Tiere herantritt, die man ohne Umstände in Augenschein nehmen darf"? Und außerdem ist noch eines dazu gekommen: wir suchen zwar heute juristisch „das Recht am eignen Bilde" festzulegen, aber das Recht der Oeffentlichkeit auf das Bildnis derer, die ihr genannt werden, ist nichtsdestoweniger ein ungehemmtes geworden. Es wird wohl sehr wenige geben, die dieses Recht nicht anerkennen und so unhöflich sind, sich den Ansprüchen zu weigern, die daraus entstehen, daß man eben ein Mann der Oeffentlichkeit ist. Ich persönlich bin überzeugt, lebte Diogenes heute, wir würden ihn nebst seiner Tonne beinahe so häufig photographiert und gemalt sehen wie Tolstoi in seinem Bauernkostüm. Wie wollte die nicht mehr in das Weichbild einer führenden einzelnen Stadt geengte Mitwelt auch sonst von seiner Einspännerei mit genügender Nachdrücklichkeit erfahren?

Nachrichten", der „Jugend" und ebenso zahlreicher wie verdienstlicher künstlerischer und kunstgewerblicher Anschauungswerke. Persönlichkeit genug, vielseitig genug und lebensvoll als Idealist wie als feinerer und herzhafter Epikureer eines erfreulichen Daseins. Auch bei ihm ist zunächst der Gehrock festzustellen, den wir als den vorläufigen photographierbaren Herold für den im übrigen noch nicht herausgebildeten nationalen Typ des gebildeten modernen Deutschen zu begrüßen haben. Aber ein Georg Hirth spannt sich in keine Schablone des Korrekten und Gemeingültigen ein; näher als unter dem mondänen Gehrock schlägt sein Herz unter einer künstlerisch erdachten Weste, die an eine feine Stilisierung der oberbayrischen Girglweste mit den silbernen Guldenknöpfen denken läßt. Mildernd reibt sich gegen den modischen Gehrock ein gänzlich individualistischer Hemdkragen, wie er in dieser freiheitsdurstigen Art vor einigen Jahrzehnten getragen wurde, und wer in diesem anziehenden und lebensvollen Gesicht zu lesen versteht, der wird auch finden, daß der Hut, so wie er aufgesetzt ist, mit richtigem Stilgefühl das inhaltreiche und unabhängige Ganze bekrönt. Männer wie Hirth sind Vorwärtsführer, und sie deuten uns darauf hin, daß wir zum Glück noch weit davon entfernt sind, mit oder ohne Gehrock in einer zu engen Hülse des neuen Deutschtums und seines öffentlich-geistigen Inhalts zu erstarren.

Aus diesem Grunde sind aber auch Auseinandersetzungen wie die unsrigen weit davon entfernt, mehr als bloße Randbemerkungen



N. Perscheid phot.

Dr. Georg Hirth

Digitized by Google

Das Fingerle

Märchen

von

Clara Erneſtine Ries (C. E. Ries)

Es war einmal eine Frau, die hatte ein kleines Bübchen. Das war, als es geboren wurde, gar winzig klein. Da nannten ſie es Fingerle, und der Name blieb ihm dann auch, wie es größer wurde. Viel größer wurde freilich Fingerle nie, auch nachher nicht; und es hatte krumme, ſchwache, kleine Beinchen, mit denen es nicht gehen konnte, und hatte kleine, rote, triefende Aeuglein und hatte auch ein kleines Buckelchen. Alles in allem: es war ein gar armſeliger kleiner Tropf.

Aber eines beſaß das unſchöne Fingerle, was ſehr ſchön war, nämlich ſein Stimmchen, mit dem es alle die Liedlein ſang, die ihm ſein Mütterlein vorſang. Am Sonntag, wenn ſie nicht auf die Arbeit mußte, ſangen ſie manchmal den ganzen Tag miteinander zu ihrer Freude und wurden nicht müde. In der Woche aber, wenn ſie auf Arbeit ging, denn ſie war eine gar arme Frau, die aufs Verdienen zu ſehen hatte, nahm ſie das Fingerle, das ſie nicht allein laſſen konnte, weil es ganz hilflos war, in einem Korb auf dem Rücken mit, ſetzte es irgendwo in der Nähe auf einen geſchützten Fleck in die Sonne, gab ihm eine Brotrinde in die Hand und ſagte: „Nu ſing, mei Fingerle, bis i wiederum komm!“ Dann ſaß das Fingerle auf ſeinem geſchützten Plätzchen ſtill in der Sonne, ſchaute umher, ſang und vertrieb ſich die Zeit damit. Ab und zu biß es auch wacker in ſeine Brotrinde. —

Nun geſchah es einmal, daß die Mutter mit andern Frauen hoch oben am Berge zum Heuen gedungen wurde. Aber auch dorthin nahm ſie das Fingerle in dem Korb auf dem Rücken mit, wenn's auch ein biſſele beſchwerlich war, kletterte den ſteilen Berg hinan, ſetzte das Bübchen ſo recht in die Sonne hinter einen großen Stein, gab ihm ſein Stücklein Brot in die Hand und ſagte wie immer: „Nu ſing, mei Fingerle, bis i wiederum komm!“ Dann ging ſie ans Heuen. Und Fingerle ſaß und blickte ſtillvergnügt um ſich her; und es öffnete grad den Mund und wollte anheben zu ſingen, als es mit weit aufgeſperrtem Mund ſitzen blieb. Es war zum Erſtaunen, wie lieblich es um ſich herum ſingen hörte. Ganz feine Stimmchen waren es, die da ſangen. Woher ſie kamen, wußte Fingerle nicht, denn ſehen tat's niemand. Bald klangen die Stimmchen näher, bald ferner. Kamen ſie aus der Luft? Kamen ſie aus dem Berg? Fingerle ſchaute ſich um und um, ſehen tat's niemand. Da ſaß es denn ſtill und horchte weiter. Und die Stimmchen ſangen auch ein Lied, das Fingerle kannte. Bloß, es war ſo kurios: bis zu einer Stelle ſangen die Stimmchen das Lied, und dann hörten ſie plötzlich auf. Sie fingen wieder von vorne an und wieder und wieder und ſangen das Lied bis zu derſelben Stelle, und dann brachen ſie immer wieder ab. Fingerle verſtand das gar nicht. Konnten ſie denn das Liedlein nicht weiter? Und das nächſtemal, als das Singen von neuem anhub und wieder an der gleichen Stelle aufhören wollte, da ſetzte das Fingerle mit ſeinem Stimmchen ein und ſang tapfer das Liedlein zu Ende; denn das hatte es oft und oft von ſeinem lieben Mütterlein gehört. Da tat ſich aber mit einem lauten Krach der Berg weit voneinander, daß das Fingerle gewaltig erſchrak, und heraus ſprangen lauter kleine Männlein in braunen und grauen Kutten und Kappen und mit langen Bärtlein, liefen auf das Fingerle zu und riefen aufgeregt lärmend:

„Du kennſt ja das Lied! Wer biſt du und woher weißt du es denn? — Da probieren wir nun ſchon ſo viel hundert Jahr und kommen nicht darauf, und können uns nicht beſinnen, wie's weitergeht. Woher kennſt du es nur?“

„Ich bin das Fingerle,“ ſagte das Büblein ruhig, denn es ſpürte gar keine Angſt mehr, „und das Liedlein, das hat mein liebes Mütterle mich gelehrt.“

„O, dann ſing es uns doch noch einmal vor,“ baten die Zwerge, „daß wir es lernen.“

„Ja, gern,“ ſagte das Fingerle, „bis ihr es könnt;“ hub an zu ſingen, und ſang es einmal und ſang und ſang es zum zweitenmal, und beim drittenmal fielen die Zwerglein ein und ſangen mit; denn nun konnten ſie es.

Da waren ſie ſeelenvergnügt und hüpften und tanzten vor Freude, und liefen vom Fingerle weg in den Berg und hinein zu der Bergfee, um ihr's zu ſagen. Die Bergfee wunderte ſich nicht wenig und ſprach: „Ja, wo habt ihr es denn jetzt auf einmal her?“

Digitized by Google

„Vom Fingerle draußen, das hinter dem hohen Stein ſitzt.“

„Das bringt mir nur gleich mal herein!“

„Gut!“ ſagten die Zwerge und liefen zum Fingerle: „Du, du ſollſt mitkommen; unſre Bergfee, die will dich ſehen.“

„Ich kann ja nicht gehen,“ ſprach das Fingerle traurig. Es war ſehr neugierig und wäre für ſein Leben gern mitgegangen: „Iſt eure Bergfee ſchön?“

„Na, und ob!“ riefen die Zwerge. „Wart nur, du armer Tropf. Wir werden dich tragen.“

Und ſie lupften das Fingerle behutſam auf, hoben's auf ihre Schultern und trugen's hinein zur Bergfee.

Und die Bergfee ſaß auf dem goldenen Thron und war wunderbar ſchön und lächelte und ſchien gar nicht zu ſehen, ein wie armſeliger kleiner Tropf das Fingerle war.

„Habt ihr auch ‚Dank' ſchön!' geſagt?“ fragte ſie die Zwerge.

„Iſt gar nicht nötig!“ rief ſchnell das Fingerle. Aber die Zwerge ſtanden beſchämt, denn ſie hatten in ihrer Freude das Danken vergeſſen.

„Nun, ſo bedankt euch auf andre Art!“ gebot die Bergfee. „Geht und rüſtet ein Bad von dem Kräftigſten und ſetzt das Fingerle da hinein und waſcht ſeine triefenden Aeuglein. Und dann legt das Büble auf eins von euern Bettchen und reckt ihm die Beinchen lang und gerade, und dann ſchneidet ſein Buckelchen ab.“

„Komm du nur,“ ſagten die Zwerge zu dem ängſtlichen Fingerle, „es tut gar nicht weh!“

Und ſie rüſteten das Bad von dem Kräftigſten und ſetzten das Fingerle hinein, und dem Fingerle wurde ganz wunderbar wohl in dem Waſſer; und dann wuſchen ſie ſeine triefenden Aeuglein, und die wurden auf einmal ganz klar und hell. Und dann hoben ſie das Fingerle ganz ſanft und vorſichtig wieder heraus, trockneten es zart ab und legten es auf ein Bettchen und reckten die krummen Beinchen lang und gerade, und es tat wirklich gar nicht weh; und dann nahmen ſie ſo feine Meſſerlein und ſchnitten damit das Buckelchen ab, daß das Fingerle nichts davon merkte und ſpürte, taten noch heilkräftigen Balſam darauf und ſagten:

„Nu ſchlaf nur, arm's Dingerle,
Und morgen, lieb Fingerle,
Kannſt laufen, kannſt ſingen
Und zum Mütterle ſpringen!“

Und dann faßten ſie ſich an den Händen und gingen ſo lange ſingend um das Bettlein herum, bis das Fingerle ganz feſt eingeſchlafen war. Am frühen Morgen aber weckten ſie's auf: „Du biſt nun ſchon an die ſieben Stunden im Berg. Spring jetzt hinunter zu deiner Mutter; die ſitzt und härmt ſich und weint. Denn ſie weiß nicht, wo du geblieben biſt.“

Da hob ſich das Fingerle hurtig vom Lager, fuhr in die ſchönen Kleider, die ihm die Zwerglein hingelegt hatten, ſteckte die Goldſtücke in die Taſche, die ſie ihm reichten, ſagte ihnen und der Bergfee dankbar Lebewohl und ſprang dann auf zwei ganz geſunden Beinchen den Berg hinunter, ſtürzte in die Hütte hinein und in die Stube und fiel ſeinem Mütterlein grad um den Hals. Aber das Mütterle ſah erſtaunt auf, wiſchte mit der Schürze die Augen und fragte verwundert: „Wer ſind Sie nur, liebes Herrle, und was wollen Sie denn von mir? Ich bin gar eine arme Frau!“

„Ja Mütterle, kennſt du dein Fingerle nicht?“

„Liebes, junges Herrle! Sie ſind mei Fingerle nicht. Mei Fingerle iſt klein und hat krumme Beinchen und kann nicht gehen. Und es hat rote, triefende Aeuglein und es hat auch ein kleines Buckelchen.“

Aber das Fingerle lachte und weinte in einem Atem. „Ich bin's ja dennoch, mein Mütterle. Ich bin dein Fingerle.“

Aber die Mutter wollte und konnte es nicht glauben: „Mei Fingerle iſt auf dem Berge verſchwunden, das iſt jetzt an die ſieben Jahr, und ich kann nicht denken und denken, wo es geblieben und wo's hingekommen iſt.“

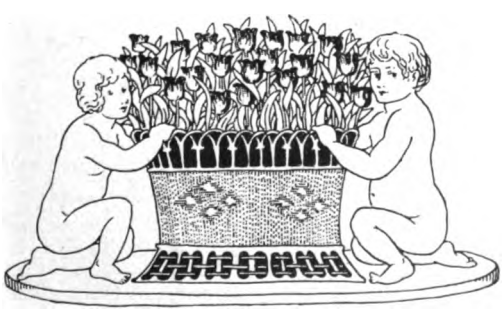
Da merkte das Fingerle, daß die ſieben Stunden bei den Zwergen im Berg ſieben Jahre geweſen waren, und wurde ſehr traurig.

„Ach, ich arm's, arm's Fingerle, was fang' ich an? Nu kennt mich mei Mütterle nicht mehr und will nichts mehr von mir wiſſen.“ Und weil es ſich gar keinen Rat mehr wußte in ſeiner Not, hub's an zu ſingen und ſang alle die Liedlein, die es von ſeiner Mutter gelernt hatte.

Da horchte die arme Frau hochauf, weinte laut und warf ihre Arme um ihn, herzte und küßte ihn und ſprach: „Nu weiß ich, daß du mei Fingerle biſt. Denn ſo wie du ſingen kann niemand.“

— — — — — — — — — — — — —

Danach ſind ſie dann immer beiſammen geblieben und haben von dem Gelde, das das Fingerle von den guten Zwergen bekommen hatte, noch lange froh und glücklich miteinander gelebt.



Digitized by Google

Die Frauenberufsfrage

Von

Eliza Ichenhaeuser

IV

Kaufmännische Berufe

Als auf dem ersten Frauentage in Amerika vor sechs Jahrzehnten Abby H. Price, eine der ersten Vorfechterinnen für Frauenrechte, die Forderung aufstellte, man möchte den Frauen mehr Berufe öffnen und vor allen Dingen sie in Geschäften als Verkäuferinnen beschäftigen, erweckte diese Forderung Erstaunen und Heiterkeit. Die ersten Ladeninhaber, die Verkäuferinnen anstellten, wurden boykottiert, das Publikum überschüttete sie mit Hohn. Die Kollegen empfingen sie mit Mißtrauen und Konkurrenzneid, und selbst die Besitzer großer Geschäfte glaubten an eine Diskreditierung ihres Unternehmens, wenn sie es mit weiblichen Angestellten probierten.

Trotz alledem und alledem, trotzdem vor allen Dingen die fachliche Ausbildung den Frauen vollständig fehlte, weil sie keine Gelegenheit hatten, sie zu erwerben, haben sie doch als Angestellte sowohl wie als selbständig Erwerbende im Handelswesen einen Siegeszug durch die Welt gemacht.

Dazu trug in erster Reihe die außerordentliche Entwicklung des Handels bei und ebenso die Umwälzungen im Wirtschaftsleben, welche die Frau aus dem Hause hinaus- und in das Erwerbsleben hineindrängten. Auch neue Berufe, die erst durch neue Erfindungen gezeitigt wurden, wie die der Maschinenschreiberin und Stenographin, welche die Frauen mit raschem Blick für ihre Bedeutung erkannten und beinahe monopolisierten. Nicht zum wenigsten aber ist ihre kolossale Zunahme auf diesem Gebiete ihren speziellen Fähigkeiten für das Handelswesen zuzuschreiben.

Vor elf Jahren noch mußte ich eine unglaubliche Flut von Zuschriften und Angriffen über mich ergehen lassen, weil ich in einer der meistgelesenen Zeitungen Berlins den Frauen, die ich als „geborene Verkäuferinnen" bezeichnete, riet, sich diesem Berufe mehr zuzuwenden, weil sie sich vielfach besser für ihn eigneten als die Männer.

Heute bekennen sich erste deutsche Frauen zu dieser meiner Meinung. Der „Konfektionär" veröffentlichte vor kurzem Urteile größerer Firmen über diese Frage, die sehr günstig für die Frauen ausfielen. Die Konfektionsfirma Manheimer äußert unter anderm: „Ich halte die Damen im allgemeinen für vorteilhafter. Sie sind den Herren im Verkauf unbedingt überlegen."

Auch die ebenso bekannte Leinenfirma Grünfeld gibt den Damen unbedingt den Vorzug. Sie erkennt dem weiblichen Personal ein besseres Verständnis für den Verkauf der meisten Wirtschaftsartikel zu und findet sie auch in der Konfektion und in allen feineren Arbeiten, wo Geschmack und Farbensinn in Frage kommen, intelligenter. Das Warenhaus Tietz ist der Ansicht, daß das ausgesuchte Damenpersonal so gut wie das Herrenpersonal ist und daß Damen, die schon länger im Geschäft sind, also erste Stellen als Lagerdamen und so weiter bekleiden, im Durchschnitt besser sind wie die Herren.

Auch auf andern Gebieten des Handels haben die Frauen sich als besonders geeignet erwiesen; von der Stenotypistin sprach ich bereits. Aber auch die Kassiererin scheint den Kassierer beinahe in den Schatten zu stellen. In den Vereinigten Staaten gibt es weitaus mehr Kassiererinnen als Kassierer; fast alle Warenhäuser und Läden beschäftigen an ihren Kassen meist Frauen, und doch verhält sich die Unehrlichkeit der Frau zu der des Mannes wie 1:100. Aus den kürzlich veröffentlichten statistischen Berichten der New Yorker Versicherungsgesellschaften gegen Unterschlagungen geht unzweideutig hervor, daß fast alle Betrügereien und Unterschlagungen auf das Schuldkonto der Herren der Schöpfung kommen.

Trotzdem die Frauen also in gewissen Sparten des Handelsgewerbes die Männer beinahe überflügelt haben mit ihren Leistungen, in andern, wie wir weiter sehen werden, neben ihnen ein ganz erfolgreiches Dasein führen, haben sie sie nur in einem nicht erreicht, nämlich in der sehr wichtigen Frage der Bezahlung. Das ist auf folgende Umstände zurückzuführen: auf die mangelnde Fachbildung der Frau und darauf, daß sie, um trotz derselben Fuß zu fassen, gezwungen war, als Lockmittel ihre größere Billigkeit in die Wagschale zu werfen.

Die kaufmännische Berufstätigkeit des Mannes baute sich auf der dreijährigen bis vierjährigen Lehrzeit auf. Den Frauen gab man diese Zeit nur in den seltensten Fällen, weil sie bis vor kurzem nur dann einen Beruf wählten, wenn sie durch die Not und die Umstände bereits zu verdienen gezwungen waren. Diesem Bedürfnis versuchten unternehmungslustige Leute durch die Gründung von Handelskursen abzuhelfen. In diesen Pressen

Digitized by Google

wurden und werden noch immer Mädchen mit minderwertiger Vorbildung in drei bis vier Monaten zu „perfekten" Buchhalterinnen, Stenotypistinnen und so weiter herangebildet und auf diese Weise ein kaufmännisches Gehilfenproletariat herangezüchtet, das die Gehälter und das Ansehen der weiblichen Handlungsgehilfen drückt und schädigt.

Um dem entgegenzuwirken, wurde vor allen Dingen von dem verdienstvollen Kaufmännischen Verein, jetzt Verband für weibliche Angestellte zu Berlin, an die Gründung von Handelsschulen für Mädchen geschritten. Der Lehrplan der Berliner Schule, die 1900 von den Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft übernommen wurde, „schuf geradezu den heutigen Handelsschultypus". Nach diesem Beispiel erstanden allerorts in den letzten Jahren kaufmännische Schulen oder Fortbildungsanstalten für Mädchen. In manchen Städten sind sie zu Knabenhandelsschulen zugelassen, so in Barmen zur Höheren Handelsschule und der Handelsfachschule der Handelskammer, in Danzig zur Städtischen Handels- und Gewerbeschule, in Erfurt zur Städtischen Handelsschule, in Freiburg i. B. zu den städtischen fachwissenschaftlichen Abendkursen, in Konstanz zur Städtischen Handelsschule für Knaben und so weiter. Ferner werden Frauen zu den Handelshochschulen in Berlin und Aachen als Hospitantinnen, in Frankfurt a. M. als Hörerinnen und Hospitantinnen und in Leipzig die immatrikulierten Universitätsstudentinnen zugelassen.

Als Mindestallgemeinvorbildung für den kaufmännischen Beruf wird von den meisten Anstalten die erfolgreiche Absolvierung einer städtischen Volksschule angesehen, und ihre fachliche Ausbildung dauert gewöhnlich ein Jahr. Einige besonders gründliche Anstalten aber verlangen eine höhere Schulbildung, und ihre fachliche Ausbildung ist manchmal eine ebenfalls längere. So verlangen die Absolvierung der höheren Töchterschule: die Handelsschule für Mädchen der Aeltesten der Kaufmannschaft, die Handelsschule des Lettevereins in Berlin, die Höhere Handelsschule für Mädchen des Kölner Vereins weiblicher Angestellter (Dauer zwei Jahre), die Handelsschule für Mädchen der Handelskammer in Düsseldorf, die Städtische Höhere Handelsschule in Elberfeld, die Städtische Handelsschule für Mädchen in Frankfurt a. M., die Handelsschule für Frauen und Mädchen des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium in Heidelberg, die Handelslehranstalt des Vereins „Frauenwohl" in Königsberg in Preußen, und die Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam, Posen und Rheydt.

Hatte sich für das Kontorpersonal die theoretische Vorbildung eingebürgert, so für das Verkaufspersonal die praktische Lehrzeit.

Aber auch hier blieb das weibliche Personal im Nachteil gegen das männliche, weil die Geschäftsinhaber den weiblichen Lehrlingen noch weniger als den männlichen gegenüber die Verpflichtung fühlten, einen guten Nachwuchs zu erziehen, sondern sie in einseitiger, mechanischer Tätigkeit groß werden ließen, um ihre billige Kraft im eignen Interesse auszunutzen.

Wie sehr dies der Fall ist, illustriert am besten das Ergebnis einer Umfrage des Verbandes für weibliche Angestellte, die ihr Generalsekretär Dr. Silbermann in einer sehr beachtenswerten Schrift*) bearbeitet hat. Aus ihr ergibt sich der überraschende Nachweis, daß das höhere Einkommen durchaus nicht von der Länge der Lehrzeit abhängt, sondern daß nur Tüchtigkeit und Art der Tätigkeit im großen und ganzen den Maßstab für die Entlohnung abgeben.

Beim Kontorpersonal stellt sich sogar ein so merkwürdiges Ergebnis heraus, daß Dr. Silbermann darüber sagt: „Man könnte fast versucht sein zu behaupten: je länger die Lehrzeit, desto schlechter die Aussichten für die Zukunft. Während von den Angestellten mit ein viertel- bis einjähriger Lehrzeit keine nach fünfjähriger Tätigkeit ein Gehalt bezieht, das geringer ist als 51 Mark (in Wirklichkeit bei den im Handel üblichen Abrundungen 55 Mark), finden wir bei den andern Gehilfinnen mit über einjähriger Lehrzeit noch immer Angestellte, die mit sechsjähriger und längerer Berufsdauer mit einem Gehalt bis zu 50 Mark vorliebnehmen, und die Zahl derer, die nach sechsjähriger oder gar längerer Berufsdauer über 100 Mark erhalten, ist bei den Angestellten mit kurzer Lehrzeit größer als bei den Angestellten mit mehr als einjähriger Lehrzeit."

Beim Kontorpersonal mit theoretischer Vorbildung ergibt das Resultat der Umfrage umgekehrt wie bei der praktischen Lehrzeit, daß, je länger der Besuch der Handelsschule dauert, die Gehaltsaussichten desto bessere sind. Während das Mindestgehalt von 50 Mark monatlich von 10,2 Prozent Jahreskursabsolventinnen, von 12,6 Prozent Anderthalbjahreskursabsolventinnen bezogen wurde und sich nur 2,2 Prozent oder zwei bis drei Jahreskursabsolventinnen damit begnügten, wurden die Höchstgehälter über 150 Mark monatlich von nur 6,6 Prozent Jahreskursistinnen und von nur 4,4 Prozent Anderthalbjahreskursistinnen, dagegen von 13,6 Prozent Zwei- bis Dreijahreskursistinnen erreicht.

Die weiblichen Angestellten zogen die durch die Umfrage sich ergebenden Schlüsse, indem sie auf ihrer Pfingstversammlung vorigen Jahres in Stettin folgenden Leitsatz annahmen:

„Da die Kaufmannslehre infolge der veränderten Struktur des modernen Handels ihre Bedeutung zum Teil eingebüßt hat, fordert die Hauptversammlung des Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte zu Stettin als Berufsausbildung für die Handlungsgehilfinnen: entweder Besuch einer Handelsschule mit einer bis drei Jahresstufen und vollem Tagesunterricht, oder eine praktische Lehre, deren Dauer der Art des betreffenden Geschäftes angemessen ist, mit gleichzeitigem Besuch der Zwangsfortbildungsschule, ferner Einführung der Zwangsfortbildungsschule durch Reichsgesetz für alle Angestellten im Handelsgewerbe ohne Unterschied des Geschlechts bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre. Für männliche und weibliche Schüler ist der Unterricht nach dem gleichen Lehrplan zu erteilen. Bei Feststellung des Lehrplans wird in speziellen Fächern besonderen Anforderungen für

*) Praktische Lehre und theoretische Fachbildung der weiblichen Handlungsgehilfen. Berlin 1907.

Digitized by Google

das Verkaufs- und Kontorpersonal Rechnung zu tragen sein. Der Unterricht muß in die Tagesstunden fallen. Der Besuch einer ‚Presse' befreit nicht von dem Besuch einer Zwangsfortbildungsschule, ebensowenig höhere Schulbildung, da allgemeine Bildung Fachunterricht nicht ersetzt."

Die Notwendigkeit der Zwangsfortbildungsschule für die weiblichen Angestellten wird in immer weiteren Kreisen anerkannt. Wohl gibt es noch ziemlich viele Geschäftsinhaber, die sich auf den Standpunkt stellen, sie wünschen gar keine vielseitig ausgebildeten Hilfskräfte, weil sie durch sie eine Steigerung der Gehälter befürchten und ihnen die Freigabe der für den Fortbildungsunterricht nötigen Zeit unangenehm ist. Aber die männlichen Handlungsgehilfen und die mit weiterem Blick begabten Geschäftsinhaber sehen es immer mehr ein, daß eine allgemeine Hebung der Leistungen der Angestellten nur durch eine Hebung ihrer fachlichen Ausbildung bewirkt werden könne, und die ersteren haben zu begreifen begonnen, daß auch die Preisdrückung nur durch Hebung der Frauenfortbildung und dadurch der Frauenleistungen — und Ansprüche wirksam bekämpft werden könne.

Fast alle männlichen Organisationen, mit Ausnahme des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, sind gegenwärtig für die Pflichtfortbildungsschule für Mädchen. Der Fortbildungsschulzwang ist heute durch Landesgesetz festgelegt nur in Bayern, Baden, Württemberg. Von dem Recht, den Fortbildungsschulzwang auch für die weiblichen Handlungsgehilfen und -lehrlinge auszusprechen, haben bisher eine Reihe von Städten Gebrauch gemacht. Solange der Besuch der Fortbildungsschule aber nicht auch für die Mädchen im ganzen Reiche obligatorisch ist, wird eine Hebung der Lage der weiblichen Handlungsgehilfen ungemein erschwert.

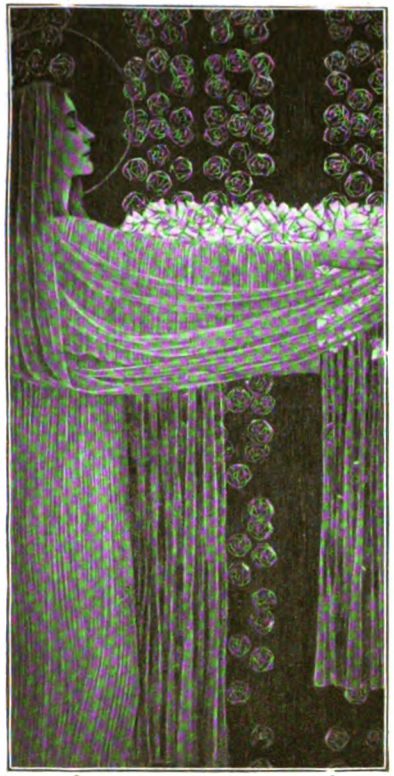
Jedenfalls sollten die Eltern derjenigen Mädchen, die für den kaufmännischen Beruf Neigung haben, und diese selbst von den bisher erreichten Ausbildungsmöglichkeiten und von den bisher gewonnenen Erfahrungen profitieren. Diejenigen, die sich dem Verkaufs- und Expeditionswesen widmen wollen, also Verkäuferin, Filialleiterin, Lageristin, Expedientin werden wollen, müssen mit einer praktischen Lehrzeit beginnen, in der sie ihr ganzes Augenmerk darauf legen müssen, auch wirklich genaue Warenkenntnisse zu erlangen. Zu diesem Zwecke dürften mittlere Spezialgeschäfte am geeignetsten sein. Ebenso muß vor Eintritt die Erlaubnis zum gleichzeitigen Besuche einer Fortbildungsschule, die zur Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse unbedingt erforderlich ist, erwirkt werden. Wenn alle Eltern dies täten, so wäre damit am besten der Zwangsfortbildungsschule vorgearbeitet. Daß die Lehrzeit nicht zu lange bemessen sein darf, zeigte bereits das Ergebnis der oben zitierten Umfrage. Als Antwort auf diese schildert eine $12^1/_2$ Jahre tätige Lageristin ihre Arbeit folgendermaßen: „Registrieren, Kopien schreiben, zur Post gehen, später bei den Mustern helfen, am Lager aussuchen, Stadt- und auswärtige Expedition erledigen, Kladde schreiben, Waren übernehmen, dann ganz zum Lager übergehen, jetzt Lagererste."

Eine 38 Jahre alte, 20 Jahre tätige Expedientin, die ein monatliches Gehalt von 150 Mark bezieht, beschreibt ihre Laufbahn folgendermaßen: „Zuerst war ich mit Führung von Arbeitsbüchern und dem Wiegen des Materials der abgelieferten Waren in einem Abfertigungskontor beschäftigt; hierauf war ich Fakturistin und hatte leichte Kontorarbeiten auszuführen, später nahm ich eine Stellung als Kassiererin und Buchhalterin an. Zuletzt war ich Expedientin in größerem Hause. Letztere Stellung erforderte neben vielseitigen kaufmännischen Kenntnissen viel Umsicht und Energie außer der Branchekenntnis und war vor meinem Engagement stets von männlichen Kollegen besetzt worden."

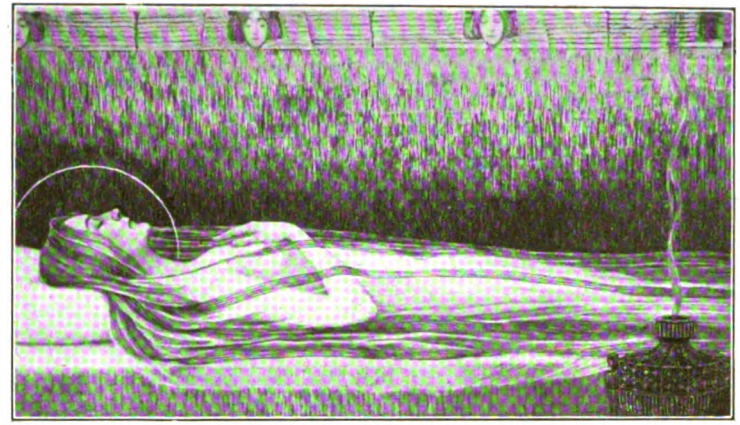
Denjenigen Mädchen, die sich der Kontorarbeit widmen wollen, also Kontoristin, Kassiererin, Buchhalterin, Korrespondentin, Stenotypistin werden wollen, ist eine gründliche theoretische Ausbildung zu empfehlen. Dringend zu warnen ist vor den Privatkursen, den sogenannten Pressen, die in kürzester Zeit die oberflächlichste Fachbildung vermitteln. Je gründlicher die theoretische Vorbildung, desto besser sind die wirtschaftlichen Aussichten. Ein ein- bis dreijähriger Kursus in einer guten Handelsschule bietet intelligenten Mädchen mit guter Allgemeinbildung und guten Sprachkenntnissen die sichere Gewähr auf ein gutes Fortkommen, denn trotz der großen Anzahl von Frauen, die sich dem Handel zugewendet haben, sind tüchtige Kräfte immer gesucht, und sie erreichen im Laufe der Jahre, nachdem sie sich tüchtige Branche- und Warenkenntnisse angeeignet und sich als umsichtig und vertrauenswürdig erwiesen haben, relativ hohe Gehälter. Buchhalterinnen, die Vertrauensstellungen einnehmen, beziehen nicht selten Monatsgehälter von 250 Mark und sogar 300 Mark, selbstverständlich erst nach einer langen Tätigkeitsdauer. Auch Verkäuferinnen, die sich im Laufe der Zeit zu Vertrauensstellungen emporzuschwingen wissen und den Chef zu vertreten vermögen, können ebenso hoch dotierte Stellungen erreichen.

Jedenfalls lassen die Erfolge, welche die Frauen zweifelsohne im Handel errungen, trotzdem ihnen im Anfang jede Vorbildung dazu fehlte, darauf schließen, daß Mädchen mit guter Allgemeinbildung, die in der Lage sind, sich eine tüchtige fachliche Bildung anzueignen, auf diesem Gebiete gute Chancen winken.

Digitized by Google



Das Rosenwunder



Auf dem Totenbette

Verklärung

Die Heilige

Nach einem Triptychon von Wilhelm List

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Die Heilige

Von

Emmy Lewald

(Zu dem vorangehenden Einschaltbilde)

Auf der Wartburg rauscht der Zauberbronnen
Deutscher Sage, alt und ewig jung —
Durch die Höfe efeuübersponnen
Webt und wandelt die Erinnerung.

Eine Frau mit Rosen in den Händen ...
Einer Lüge frommes Gaukelwort ...
Also schwebt die schönste der Legenden
Um die dunkeln Mauern fort und fort!

Wenn das Abendgold im Westen funkelt,
Glühn die blassen Fresken an der Wand,
Und der Kreis der Tannenwälder dunkelt
Traumbefangen rings im Thüringland.

Vor dem Burgtor klingt's wie Bettlerworte —
Und der Landgraf zieht herauf vom Tal —
Und sie steht errötend an der Pforte,
Und der Himmel hilft dies eine Mal ...

Diesmal nur — auf finsterm Zeitengrunde
Schwebt ihr zartes Bildnis lichtgemalt,
Wie aus schattendunkler Abendstunde
Keusch und rein die weiße Lilie strahlt.

Wahnverführt von düstern Glaubensmächten,
Die da Geißeln schwangen blutig rot.
Ging sie, Dornen auf den blonden Flechten,
Psalmen singend in den frühen Tod.

Und zur frommen Schar der heil'gen Schwestern,
Die Maria krönt mit goldnem Schein,
Trat ihr Fuß aus einem trüben Gestern
In die hellen Ewigkeiten ein.

Losgetrennt von aller Erdenplage,
Stieg ihr Bild in holden Märchenglanz —
Frische Rosen schlingt die Hand der Sage
Immerfort um ihren Glorienkranz!

Rote Sommerrosen, schwer von Düften,
Nicht von einer Menschenhand gesät —
Wunderrosen aus des Himmels Lüften
Trägt die heilige Elisabeth —

Und wie Weihrauch weht's von ihren Blüten,
Und es schwebt ein Sagen um sie her —
Und die Wälder rings im Kreise hüten
Wie ein Kleinod die verblaßte Mär —

Auf der Wartburg rauscht der Zauberbronnen
Deutscher Sage, alt und ewig jung —
Durch die Höfe efeuübersponnen
Webt und wandelt die Erinnerung.

Digitized by Google

Der Nunatakgletscher

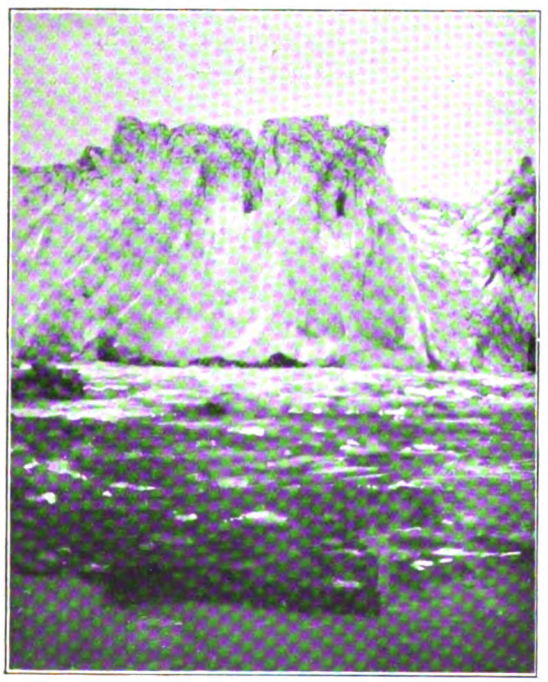
Im Wunderreiche unbekannter Gletscher

Von

Benno Alexander, Multatuli (Alaska)

(Hierzu fünfzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die gegenwärtige Vergletscherung Alaskas bedeckt 15000 bis 20000 (englische) Quadratmeilen und verteilt sich über etwa drei Zehntel der gesamten Oberfläche, hauptsächlich an den Küstenabhängen des Pazifischen Gebirgssystems. Im Herzen dieses Systems türmen sich die St.-Elias-Alpen auf, ein wildzerklüftetes Hochgebirge, das seine größte Breite in der Umgebung seiner höchsten Gipfel, Mount Logan und Mount St. Elias, erreicht. Südlich vom St. Elias machen Yakutat Bay und die dazu gehörigen Verlängerungen, Disenchantment Bay, Russell Fjord und Nunatak Fjord, einen tiefen, fast gänzlich von steilen Felsenmauern umwallten Einschnitt in die mächtige Gebirgskette. Hier recken sich aus fast noch gänzlich unbekannten Felsenwildnissen Hunderte gewaltiger Gebirgsriesen, von ewigem Schnee umgeben und bedeckt, bis zu einer Durchschnittshöhe von mehr als 10000 Fuß empor. Diese allüberwältigenden Schneemassen begünstigen die Entstehung einer bedeutenden Anzahl von Gletschern, die zu den großartigsten Erscheinungen ihrer Art auf dem nordamerikanischen Festlande gehören, obwohl sie wegen ihrer Abgelegenheit und Unzugänglichkeit der Außenwelt bisher fremd geblieben sind.

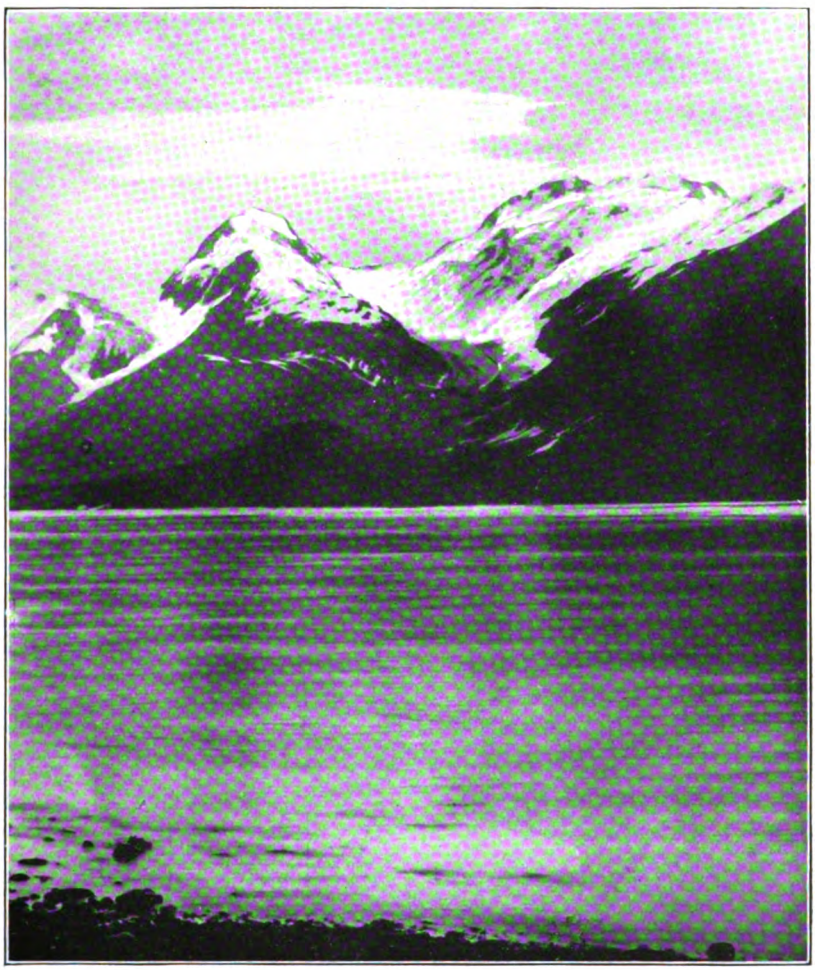


Eiswall des Hubbardgletschers (300 Fuß hoch)

Die Gletscher von Yakutat Bay wurden im letzten Jahrzehnt entdeckt; gründlich erforscht wurden sie jedoch erst in den Jahren 1905 und 1906 durch zwei Expeditionen des Professors Ralph S. Tarr, in dessen Begleitung sich der Schreiber dieser Zeilen von Anfang bis zu Ende befand. Professor Tarr ist der hervorragende Geograph und Geologe der Cornell-Universität in Ithaca, New York, und auch in europäischen Gelehrtenkreisen auf das vorteilhafteste bekannt. Die beiden Expeditionen verließen Seattle an Bord der „Santa Ana" im Juni 1905 und 1906 und wurden nach der An-

Digitized by Google

kunft in Alaska durch eine Anzahl Indianer verstärkt. Von den Gletschern allererſten Ranges, die in der Nachbarſchaft von Yakutat Bay aus den St.-Elias-Alpen herniederſtrömen, erreichen drei, der Hubbard, Turner und Nunatak, das Meer. Der Hubbard, der hervorragendſte Flutgletſcher des nordamerikaniſchen Feſtlandes, wird durch die Vereinigung zweier Nebenarme gebildet, die unmittelbar oberhalb ihrer Mündung in Disenchantment Bay zuſammenfließen. Die Oberflächen beider Nebenarme ſowie des Hauptgletſchers ſelbſt ſind wüſt zerriſſen, mit abgrundtiefen Spalten durchfurcht und völlig unbetretbar. Daß der von Oſten nach Weſten fließende Teilgletſcher auch nach der Vereinigung die Laufrichtung beherrſcht, läßt ſich an der allmählich ebenfalls weſtwärts ſchwingenden Zentralmoräne des geringeren Armes erſehen. Mit Ausnahme dieſer Mittelmoräne und der Seitenmoränen iſt die Oberfläche des Eiſes ziemlich geröllfrei, und demgemäß wird auch die reine weiße Farbe der Eisklippen an der Mündung des Hubbardgletſchers nur wenig beeinträchtigt; klar und glänzend erheben ſie ſich bei einer Breite von reichlich vier Meilen zu einer ſteilen Höhe von 300 Fuß, mit der Erhebung des mächtigen antarktiſchen Eiswalles erfolgreich wetteifernd. Weſtlich und unweit vom Hubbardgletſcher ſtürzt ſich der Turnergletſcher aus ſeinem Alpentale ins Meer; wie ſein Nachbar iſt er durchaus unwegſam und kaum durch Geſchiebewälle entſtellt. Dieſer Eisſtrom, deſſen oberes Bett annähernd eine Meile weit iſt, verbreitert ſich an ſeiner Mündung fächerförmig bis zu einer Ausdehnung von drei Meilen, und die prachtvollen Eismauern ſeiner Mündung erheben ſich bis zu einer Höhe von 200 Fuß über dem Meeresſpiegel. Bisher ſchienen ſich die Gletſcher der St.-Elias-Alpen in ſtagnierendem Zuſtande zu befinden, falls ſie nicht ſogar im Rückzuge begriffen waren; aber die Ausnahmen, die dieſe Regel beſtätigen, ſind höchſt auffallender Art. So rollte im Herbſte 1905 aus einem ſüdöſtlichen Nachbartale des Hubbard ein verhältnismäßig unbedeutender Gletſcher hervor, der ſich, ohne die See zu erreichen, in eine mit Geröll bedeckte Ebene geringen Umfanges verlief. Das untere Ende dieſes Gletſchers war mit merkwürdigen, ringförmigen und nahezu konzentriſchen Geſchiebewällen bedeckt. Im Juni 1906 war dieſer halbſcheintote Gletſcher zu neuem Leben erwacht, hatte ſeinen Terminus viel weiter vorgeſchoben und höher aufgebaut. Die etwa hundert Fuß hohen, ringförmigen moräniſchen Ablagerungen waren ſpurlos verſchwunden, überwältigt von einem grauſigen, ſpaltenſtarrenden Eisſturze. In ähnlicher Weiſe wurde im Sommer 1905 eine kleinere Talſenkung nördlich vom Turner von einem anſcheinend lebloſen Gletſcher ausgefüllt, deſſen Terminus ſich eine Viertelmeile von der Küſte befand. Wenige Monate ſpäter hatte ſich dieſer unbeachtete und namenloſe Eisſtrom ins Meer gewälzt. Seine wundervolle, neu entſtandene eiſige Waſſerfront hatte die Höhe der Eisklippen des Turner erreicht und ſich denſelben angeſchloſſen, ſo daß ſeitdem der Flutwall dieſes ohnehin mächtigen Gletſchers fortan eine ununterbrochene Breite von drei — ſtatt der früheren zwei — Meilen beſitzt. Der dritte und letzte der drei Flutgletſcher iſt der Nunatak, der das obere Ende von Nunatak Fjord vollſtändig ausfüllt. Die Eisklippen des Nunatak ähneln in ihrer äußeren Erſcheinung denen des Turner-



Mount Alexander und Alexandergletſcher (ſo genannt nach dem Verfaſſer unſers Aufſatzes)

Digitized by Google

Eisberge in Yakutat Bay bei Sonnenaufgang

gletschers, ohne jedoch, felsenumgrenzt, deren Breitenausdehnung zu erreichen. Der Nunatak, dessen schöngeschwungene Mittelmoränen besonders ins Auge fallen, hat — im Gegensatz zum Hubbard und Turner — kein besonders starkes Gefäll und infolgedessen eine wenig geborstene, ziemlich gangbare Oberfläche. Seine Seefront ist im Laufe weniger Jahre nachweislich bedeutend zurückgewichen.

Die Eiswälle der gewaltigen Flutgletscher bieten, vom Wasser aus gesehen, einen in der Tat unbeschreiblich großartigen Anblick. Bis zu 300 Fuß steil aufragend, phantastisch geformt, mit Türmen, Kuppen und Zinnen gekrönt, gleichen sie jähen, dräuenden Mauern von Riesenburgen der Märchenwelt. Unaufhörlich lösen sich ungeheure Felsblöcke und stürzen mit donnerndem Krachen ins Meer. Es scheint, als ob sich die Bewohner dieser Märchenschlösser Tag und Nacht durch eine wütende Kanonade gegen verwegene Eindringlinge verteidigen wollten. Nicht nur die fallenden Eismassen bedrohen das Boot, auch das unberechenbare Rollen der zum größten Teil unter Wasser schwimmenden Ungetüme stellt der Handhabung von Kanus schwierige Aufgaben. Das endlose, laut krachende Herabstürzen und das wildbewegte Aufbrausen dieser bald kristallklaren, bald schneeweißen, dann wieder tiefblauen und vom anhaftenden Gerölle dunkel gefärbten Eiskolosse verursacht hochgehende Ringwellen, die sich mit rauschender Brandung an den benachbarten und gegenüberliegenden Gestaden brechen. Feierlich segeln dann die Eisberge am westlichen Ufer hin seewärts, und ebenso feierlich kehrt die endlose Prozession fundwärts zurück, wenn sich die Ebbe in Flut verwandelt. Nur die Minderzahl gewinnt ihre Freiheit im offenen, schrankenlosen Meere. Viele schmelzen in der sommerlich warmen See oder reiben sich gegenseitig mürbe und zerbröckeln. Hunderte stranden und erleben elenden Schiffbruch, einer Armada in der Brandung gleich.

Der Kaskadengletscher

Am frühen nordischen Morgen, wenn die Sonne über die Berge steigt und die schlummernden Lichter in den Eisbergen weckt, bis die Diamantenblitze des Widerscheines auffunkeln, bietet die Eisflottille wohl den schönsten Anblick; dann sieht man in der Tat:

„Icebergs oriflammed
With rayed auroral guidons of the North."

Den Flutgletschern nahe verwandt, ohne jedoch mehr mit der See in unmittelbarer Verbindung zu stehen, ist der große, eine Meile breite, nahezu stagnierende Eisstrom, der den Namen „Hidden Glacier", Versteckter Gletscher,

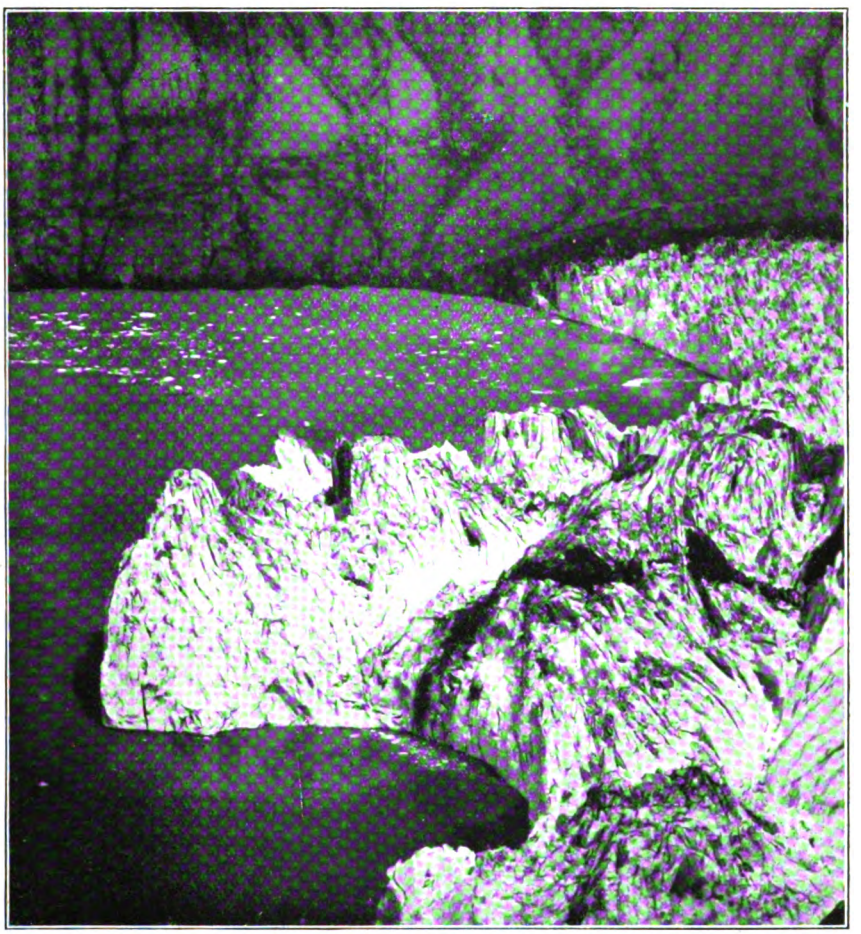
Digitized by Google

führt, weil er vom Ufer aus kaum bemerkbar ist. Er ist wenig zerklüftet, denn er steigt nur mit schwachem Gefälle von seiner Eisscheide hernieder und nähert sich heute dem Gestade von Russell Fjord nur noch bis auf zwei Meilen. Seinem jetzigen Terminus entspringen zwei durch Abschmelzen des Eises entstehende Ströme, die dem erstarrten Riesen mit ihren Geröllablagerungen ein mächtiges Totendenkmal aufbauen.

Die Anzahl der eigentlichen charakteristischen Alpengletscher in nächster Nachbarschaft ist fast unbegrenzt. Aber obwohl dieselben unter andern Umständen das größte Interesse erregen würden, sind sie unter den hier obwaltenden Verhältnissen bisher größtenteils unerforscht und unbekannt geblieben.

Der Name des vom Mount Alexander herabströmenden Alexandergletschers erkennt die langjährige Pioniertätigkeit des Schreibers dieser Zeilen in Alaska an. Eine recht eigenartige Erscheinung ist der Eisfall des „Cascading Glacier", nahe dem Nunatak. Ueber eine Stufenleiter ehemaliger Längsterrassen verschwundener Urgletscher der Eiszeit stürzt sich heute im rechten Winkel zur alten Richtung der Kaskadengletscher talab. Die von ihm und den abfließenden Gletscherbächen gebildeten Querschrammen sind auch nicht annähernd imstande gewesen, den alten, tiefgemeißelten Längsschliff zu verwischen. Ein ähnlicher Gletscher glitt im Juli 1905 aus seinem 1000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Tale und stürzte sich in die See. Diese eigenartige Eislawine peitschte die dadurch entstandenen Wellen bis zu einer Höhe von 150 Fuß auf das benachbarte Ufer hinauf. Der Aufruhr war so groß, daß man hätte glauben können, ein Erd- und Seebeben gäben sich ein Stelldichein.

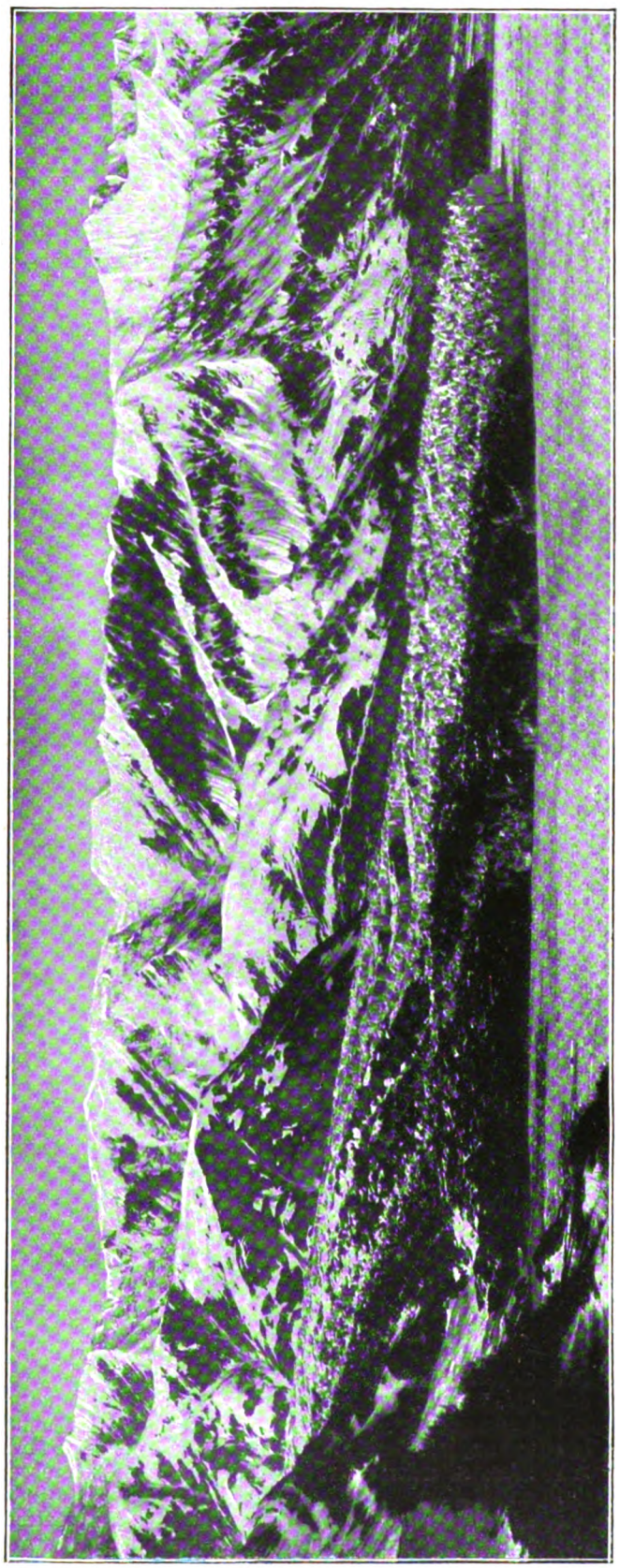
Westwärts von der eigentlichen Yakutat Bay und von dieser durch ein von Gletscherströmen angeschwemmtes Alluvialgelände getrennt, und südlich von den St.-Elias-Alpen, erstreckt sich das ausgedehnte, etwa 1500 Fuß hohe Plateau des Malaspinagletschers. Dieses gewaltige Eisplateau, der bedeutendste Vertreter der Piedmontgletscher in Amerika, scheint einem Gletschermeere um so mehr vergleichbar, wenn man erwägt, daß er die räumliche Ausdehnung des Staates Delaware erreicht und das Mündungsgebiet zahlreicher, von den Südabhängen des Gebirges niedersteigender Eisströme ist, von denen sich auch einige in die erwähnte Alluvialebene ergießen. Die Gletschernatur des Malaspinaplateaus wurde zuerst vor einigen zwanzig Jahren richtig erkannt. Seitdem galt der Malaspina als ein längst zur Bewegungslosigkeit erstarrter Eisstrom. Seine Oberfläche erwies sich als eben, spaltenfrei und leicht passierbar. An seinen Rändern, auf dem das Eis bedeckenden und längst



Eisklippen des Nunatakgletschers, aus der Nähe gesehen

verwitterten Gerölle haben sich im Laufe langer, ungestörter Jahre nahezu undurchdringliche, dschungelartige Dickichte von Erlen, Weiden, Nadelhölzern, Pappeln, Salmbeeren (Rubus Spectabilis) und giftstachligen Teufelskolben (Echinopanax Horridum) entwickelt. Auf gelegentlichen Lichtungen wachsen Gras und Farn mannshoch empor. Dort blühen Lupinen und Schafgarben, Enzian und Eisenhut in bunter Pracht, und ringsum röten sich die Wangen würzigduftiger Erdbeeren, denn hier oben im Norden arbeiten feuchtwarme Seewinde und endlose Sommertage mit Treibhauskraft. So lebt der Malaspina in der Erinnerung des Schreibers dieser Zeilen, seit er als Mitglied der bekannten

Digitized by Google



Die St.-Elias-Alpen mit der Mündung des Turnergletschers in Alaska

erfolgreichen Mount-St.-Elias-Expedition des Prinzen Luigi von Savoyen, Herzogs der Abruzzen, diesen Eisstrom zuerst im Jahre 1897 oftmals mühelos durchquert; und genau ebenso erschien der Malaspinagletscher auch noch im Spätsommer 1905. Dies hatte Professor Tarr bereits während seiner ersten Expedition (im August 1905) nach der Erforschung der großen Flutgletscher und ihrer Umgebung durch einen Vorstoß von Yakutat Bay her festgestellt. Unser Weg führte uns damals ohne nennenswerte Schwierigkeiten über einige von den südlichen Gebirgsflanken ins Flutgelände verlaufenden Eisströme, den Schwarzen, Galiano-, Atrevida- und Luciagletscher bis zum Haydengletscher, welch letzterer bereits in den Malaspina einmündet. In sanften Wellenlinien, ungebrochen und förmlich einladend lag der große Piedmontgletscher zu unsern Füßen da. Ein weiteres Vordringen wurde damals einzig durch die vorgerückte Jahreszeit vereitelt; wenige Monate später (im Juni 1906) war es jedoch schlechterdings unmöglich geworden, denn die Naturgewalten hatten inzwischen ein Machtwort gesprochen.

Wie im Vorjahre hatten wir den Schwarzen wie den Galianogletscher ohne Schwierigkeiten gekreuzt. Aber bereits der Atrevida gebot weiterem Vordringen ein energisches Halt. Im August 1905 hatte sich dieser Gletscher als ein bedeutender, nahezu stagnierender und geröllbedeckter Eisstrom mit sanft gewellter Oberfläche herausgestellt. Im Juni 1906 dagegen war er — und selbst seine Ränder — unnahbar und unbetretbar. In zehn kurzen Monaten hatte sich der Gletscher in seiner ganzen Breite, von seinen Firnen bis zum Ende, in ein unentwirrbares Chaos wild zerrissener, bald tief gespaltener, dann wieder hoch übereinander getürmter Eismassen verwandelt. Infolge dieses unerwarteten Hindernisses wurden der Atrevida und der mit ihm nahe dem Terminus verbundene Luciagletscher umgangen und der Aufstieg zum Malaspinaplateau durch das Tal des ihm entspringenden tückischen Gletscherstroms Kwik in Anspruch genommen und — nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten — auch glücklich erzwungen. Mit dem Lucia- und dem Haydengletscher waren in der Zwischenzeit keine bemerkenswerten Veränderungen vorgegangen und

Digitized by Google

letzterer wurde just oberhalb seiner Mündung in den Malaspina glücklich durchquert.

Sein unmittelbarer nächster Nachbar dagegen, der noch mächtigere Marvinagletscher, hatte durch eine ganz gewaltige, plötzliche Vorwärtsbewegung im Laufe kürzester Frist den ganzen (in seiner Schießlinie befindlichen) östlichen Teil des noch unlängst so ebenen Malaspina zerschmettert, zerfurcht und — so weit das bewaffnete Auge reicht — durchaus unpassierbar gemacht. Auch der jenseits des Marvina herabströmende Sewardgletscher, über den hinweg Luigi von Savoyen zum St. Elias vorgedrungen, zeigte dieselben Erscheinungen. Dieser unerwartete, ganz unberechenbare und so machtvoll jähe Vorstoß des Marvina-Malaspina erstreckte sich augenscheinlich von seinen hochgelegenen Firnen bis weit hinaus über seine Mündung in das Eisplateau und zertrümmert nunmehr die ganze Ostseite des Malaspina bis zum 20 Meilen entfernten Meeresgestade. Durch den ungeheuern, von oben ausgehenden Druck wurden die Eismassen des Plateaus unwiderstehlich aufgebrochen, vorwärts gedrängt und mit ächzendem Krachen übereinandergeschoben oder auch über den Gletscherrand hinausgedrängt. Tiefe Spalten klafften mit dumpfem Donnerdröhnen auseinander; zahlreiche reißende Gletscherströme bildeten sich urplötzlich wie durch Zauberwerk. Die Augen des erstaunten Beobachters erhielten einen seltenen Einblick in die geheimsten Werkstätten der Natur. An Stellen, wo Pappeln in der das Eis überliegenden, verwitterten moränischen Krume aufgewachsen waren, konnte man stündlich große, etwa fünfzig Jahre alte Bäume vom Gletscherrande herabstürzen sehen. Die bereits am Boden liegenden Bäume besaßen ausnahmsweise entwickelte Blätter; ein untrüglicher Beweis dafür, daß diese merkwürdige Gletscherbewegung allerjüngsten Ursprunges war. Diese Veränderungen

Höllenklamm am Malaspina

(Der Verfasser unsers Aufsatzes trägt einen Ofen)

machten selbstverständlich jedes weitere Vordringen von Osten her zeitweilig unmöglich, und sie dauern seitdem ununterbrochen im großartigsten Maßstabe fort. —

Professor Tarr hat eine sehr annehmbare Erklärung der in Frage kommenden höchst ungewöhnlichen Gletscherbewegungen gefunden, die sich in der Tat durch normale klimatische Verhältnisse kaum erklären lassen dürften. Im Herbste 1899 wurde Yakutat Bay von einem der hier zahlreichen heftigen Erdbeben heimgesucht, durch das beispielsweise auch die Küstenlinie nachweisbar bedeutend verändert wurde. Nach der Annahme von Professor Tarr dürften durch die erwähnte Erderschütterung beträchtliche Schneemassen von den Gebirgsabhängen auf das Formationsgebiet mancher Gletscher herabgeschleudert worden sein. Dadurch wäre dann von oben her eine erneute oder vermehrte Tätigkeit solcher Eisströme hervorgerufen worden, ein Vorstoß, der sich jetzt dem Auge offenbart. Natürlich dürften in manchen Fällen die Verhältnisse in den oberen Gletschertälern eine ungewöhnliche Anhäufung von Schnee und Eis nicht begünstigen, so daß gewisse Gletscher der Vorwärtsbewegung nicht unterworfen sein würden.

Wie das auch sein möge, jedenfalls verspricht die weitere Beobachtung und Erforschung der Gletscherwelt in den St.-Elias-Alpen dem Naturforscher ein seltenes Studiengebiet.

Gestürzte Bäume, von dem sich bewegenden Malaspinagletscher entwurzelt

*

Alaska ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit der

Digitized by Google

Vegetation am Rand des Malaſpinagletſchers

Gegenſtand allgemeinen Intereſſes. Im Jahre 1867 ging es aus dem Beſitz der Ruſſiſch-Amerikaniſchen Handelskompagnie in den der Vereinigten Staaten über und ſeither iſt es ein eignes, wenn auch noch nicht organiſiertes Territorium. Der Preis betrug damals nur 7 200 000 Dollar. Erſt die Entdeckung des großen Goldreichtums konzentrierte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das unwirtliche Land, und ſeitdem finden faſt alljährlich wiſſenſchaftliche Expeditionen ſtatt, um auch auf dieſem Teil der Landkarte die weiße Farbe, das Zeichen des Unerforſchten, immer mehr verſchwinden zu laſſen. Im Innern ſoll das Land übrigens nach Ausſagen der Indianer dicht mit Seen beſetzt ſein. In letzter Zeit lockt die Küſte von Alaska auch zahlreiche Touriſten. Daß ihre landſchaftliche Schönheit ſogar die von Norwegen weit in den Schatten ſtellt, dafür ſind unſre Bilder der beſte Beweis.

Einſames Kreuz

Von

Reinhard Volker

Ein Segel flog im Sturm; wer ſagt, woher?
Ein Toter ſchläft im Sand; weiß keiner, wer.

Die Möwe, müde, ſtreift den Dünenkamm
Und raſtet auf des Kreuzes ſchwarzem Stamm.

Und über die Waſſer wandert Seufzen bang,
Fern, fernher, das aus wundem Herzen drang.

Sehnſüchtiger Ruf, irrend von blaſſem Mund!
Da bebt der ſtarke Stamm im tiefſten Grund.

Und ſchreiend flattert's empor vom Kreuz und flieht...
Die grauen Wogen rauſchen ihr altes Lied.

Am Lagerfeuer auf der Erdbeerinſel im Gletſcherſtrom Kwik nahe dem Malaſpina
(Der Verfaſſer unſers Aufſatzes links im Vordergrund)

Digitized by Google

Die Gletscherforscher und Indianer im Lager nahe beim Schwarzen Gletscher

Faulpelze in der Tierwelt

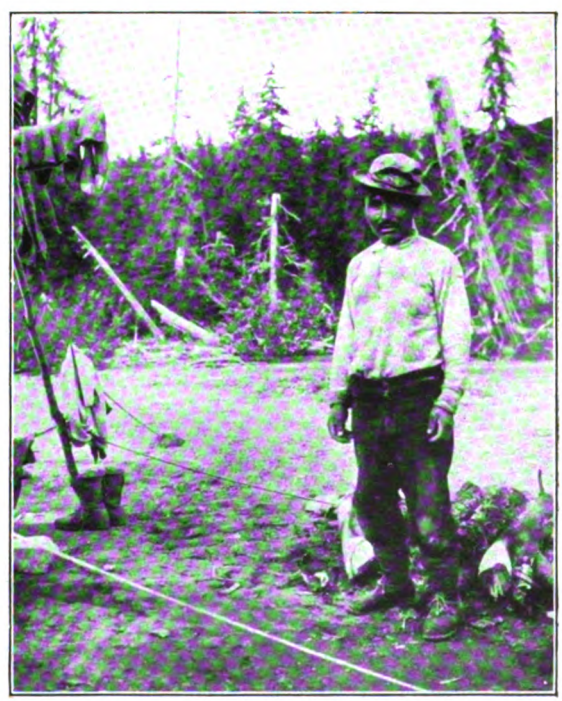
Von

Dr. Th. Zell

Daß es faule Menschen gibt, ist uns allen leider nur zu wohlbekannt. Gibt es aber auch faule Tiere? Ist nicht schon seit alter Zeit auf die Biene und Ameise als Musterbilder emsigen Fleißes hingewiesen worden? Gibt nicht jedes Pferd ausnahmslos sein Letztes her, um den Anforderungen der Menschen Genüge zu leisten? Zieht nicht jeder Hund mehr, als erforderlich ist?

Gewiß, wird man einwenden, es ist richtig, daß es im Tierreiche viele fleißige Geschöpfe gibt, aber an faulen ist auch kein Mangel, man denke nur an den trägen Esel und den bequemen Mops. Hiergegen muß man betonen, daß Haustiere nicht beweisend sind. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß die meisten Tiere durch die Wartung und Pflege, die ihnen der Mensch zuteil werden läßt, sich sehr zu ihrem Nachteil verändern. Das wilde Schaf und unser zahmes sind zwei fast grundverschiedene Geschöpfe. Aehnlich liegt die Sache bei dem Esel. Seine geringe Empfindsamkeit und seine Genügsamkeit lassen ihn allerdings als faulen Gesellen erscheinen. Auch ist ihm unser Klima zu kalt. Aber seine eigentliche Natur kann man nur an den Stammeltern erkennen, und da gelangt man zu einem ganz andern Urteil. Denn der Wildesel der heißen Länder ist ein überaus schnelles Geschöpf. Schon Xenophon berichtet uns, daß die wilden Esel, die er auf dem Zuge mit Cyrus antraf, viel schneller als Pferde liefen. Das gleiche berichten uns andre Beobachter. In Aegypten, ebenso in Italien ist der Esel auch viel temperamentvoller als bei uns.

Allerdings gibt es auch unter den freilebenden Tieren solche, die wegen ihrer Faulheit sprichwörtlich geworden sind, wie zum Beispiel die Schnecke oder das Faultier. Das kommt aber nur daher,



Indianer von Yakutat Bay

Digitized by Google

Im Treibeis der Gletscher

(Im Boot der Verfasser des Aufsatzes „Im Wunderreiche unbekannter Gletscher“ mit drei Indianern)

weil wir den Maßstab unsrer Geschwindigkeit an diese Geschöpfe anlegen. Von diesem Standpunkte aus hätten zum Beispiel die Windhunde oder die Schwalben das Recht, alle Menschen als faul zu bezeichnen, was doch sehr ungerecht wäre.

Es leuchtet ein, daß ein Tier, das aus Bequemlichkeit keine Beute machte, obwohl es Hunger verspürt, oder sich nicht rührte, obwohl ein Feind sich ihm nähert, nicht lange leben würde. Solche Faulpelze werden also selten sein. Dagegen fragt es sich, ob es nicht, wie unter den Menschen, so auch in der Tierwelt Geschöpfe gibt, die auf Kosten andrer leben wollen. Diese Frage muß unbedingt bejaht werden, wie sich aus dem Nachstehenden ergeben wird.

Bekannt ist es, daß Hyänen, Schakale wie Geier, Marabus und so weiter sich hauptsächlich von toten Tieren nähren. Sie finden sich deshalb überall ein, wo ein Raubtier einen Pflanzenfresser erbeutet hat, um an dessen Tafel zu schmarotzen. Gewöhnlich halten sie sich hierbei in respektvoller Entfernung, solange der Stärkere selbst speist. Denn wenn sie zu unverschämt werden, so könnte leicht ein Prankenschlag sie in andre Gefilde versetzen.

Wir dürfen aber nicht zu streng mit der Bequemlichkeit dieser Geschöpfe ins Gericht gehen. Denn sie alle sind mehr oder minder nicht imstande, ein gesundes Tier zu erbeuten. Ueberdies ist es bekannt, daß die Vertilgung der Kadaver in heißen Ländern ein großes Verdienst ist, das nicht hoch genug gewürdigt werden kann.

Auch daß die wilden Schweine und andre kletterunfähige Tiere bei den Affen und Papageien Nachlese halten, können wir ihnen nicht verdenken. Die letztgenannten sind nämlich äußerst wählerisch in ihrer Nahrung. Erst die zehnte Frucht, die sie abgebrochen haben, entspricht ihrer verwöhnten Zunge. Gerade deshalb werden beide von den Landwirten so ingrimmig gehaßt, weil sie an manchen Orten den Ackerbau fast unmöglich machen. Die abgelehnten Früchte werden natürlich auf die Erde geworfen. Das Wildschwein ist nun nicht so wählerisch in seinem Geschmack, es freut sich vielmehr des reichgedeckten Tisches. So kommt es durch Affen und Papageien zu Genüssen, die ihm sonst nie beschieden wären, da es absolut nicht klettern kann.

Dagegen gibt es eigentlich keine Entschuldigung, wenn Raubtiere, die sehr wohl imstande sind, für sich selbst zu sorgen, dennoch gern von Menschen getötete Tiere fressen. Selbst Löwe und Leopard sollen hiervon keine Ausnahme machen. So schreibt zum Beispiel Selous von dem erstgenannten: „Der südafrikanische Löwe ist oft ein sehr schmutziger Fresser. Wenn Elefanten erlegt worden sind, sättigen sich die Löwen sehr häufig an den stinkenden Riesenleibern, die in der Tropensonne zerfallen und von Maden wimmeln; sie kehren Nacht auf Nacht zum Schmause zurück, bis kein Fleisch mehr vorhanden ist.“ Ebenso soll der Wolf, wenn er in einem Bezirke mit dem Luchs haust, mit Vorliebe sich an den Resten delektieren, die ihm der Vetter übriggelassen hat. Umgekehrt sollen unsre Krähen den Wolf, wenn er ein Tier erbeutet hat, so lange umschreien und umflattern, bis er freiwillig den Platz räumt.

Merkwürdig viel Faulpelze gibt es in der Vogelwelt. Es ist zum Beispiel eine bekannte Tatsache, daß der blitzschnelle Wanderfalk nicht nur sich selbst, sondern eine ganze Reihe andrer Raubvögel, namentlich die Gabelweihen, mit ernähren muß. Ueberhaupt überrascht es, daß alle Edelfalken, wenn sie sich angegriffen sehen, die eben gewonnene Beute wieder wegwerfen. Dies wissen die Bettler unter den Raubvögeln sehr genau. „Da sitzen die trägen und ungeschickten Gesellen,“ schildert Naumann, „auf den Grenzsteinen oder Feldhügeln, geben genau auf den Falken acht, und sobald sie

Digitized by Google

sehen, daß er etwas gefangen hat, fliegen sie eiligst herbei und nehmen ihm ohne Umstände seine Beute weg. Der sonst so mutige, kühne Falk läßt, wenn er den ungebetenen Gast ankommen sieht, seine Beute liegen, schwingt sich mit wiederholt ausgestoßenem ‚Kja kjak' in die Höhe und eilt davon. Ja sogar dem feigen Gabelweih, den eine beherzte Gluckhenne von ihren Küchlein abzuhalten imstande ist, überläßt er seine Beute."

„In Nordostafrika," schreibt Brehm, „sind es hauptsächlich die Schmarotzermilane, die ihren Namen betätigen. Ich selbst habe gesehen, daß ein Wanderfalk binnen wenigen Minuten drei Enten erhob, alle drei dem unverschämten Bettlergesindel zuwarf und erst mit der vierten unbelästigt davonflog. Man hat sich bemüht, die Handlungsweise des Wanderfalken zu erklären und zu diesem Behufe verschiedene Annahmen verlautbaren lassen. Nach Ansicht der einen soll der Falk den erwähnten Bettlern seine Beute überlassen, um unnützes Aufsehen zu vermeiden, nach Ansicht der andern sich ihnen gegenüber zu schwach fühlen." Diese letzte Ansicht dürfte richtig sein, denn beim Sitzen — und schließlich muß sich der Falk mit der Beute irgendwo niederlassen — sind ihm die Schmarotzer überlegen.

Aber nicht nur die Falken, sondern auch der stolze Adler füttert andre Vögel durch, namentlich Milane und Krähen. Allerdings gibt es eine Adlerart, den Seeadler, der ein geborener Faulpelz ist. Wo er mit seinem kleineren Vetter, dem Fischadler, zusammentrifft, nimmt er ihm ohne weiteres die Beute ab. Das war schon den alten Griechen aufgefallen, die um so bessere Gelegenheit zu dieser Beobachtung hatten, weil dort im Süden der Fischadler fast überall mit seinem stärkeren Verwandten zusammentrifft. Bei uns hält sich jener wohlweislich fern von der Küste, um mit seinem Peiniger nicht zusammenzutreffen. Uebrigens beraubt der Seeadler auch andre Fischfänger, so zum Beispiel den gutmütigen Pelikan.

In Südamerika sind zwei Geierbussarde als Schmarotzer sehr bekannt, der Chimango und der Caranchо. Die Reisenden berichten übereinstimmend, daß sie auf Kosten andrer Tiere vortrefflich zu leben verstehen. So heißt es von den Caranchos: Sie verfolgen die großen Störche, welche ein Stück Fleisch verschlungen haben, und quälen sie so lange, bis jene dieses wieder von sich und ihnen zur Beute geben. Ebenso behandeln sie den Rabengeier.

Berüchtigt als Künstler auf diesem Gebiete sind namentlich die Raubmöwen. Sie beobachten andre Möwen, Seeschwalben, Tölpel und ähnliche Seevögel bei ihrer Jagd, eilen, wenn es jenen gelungen ist, Beute zu gewinnen, herbei und zwicken und plagen den glücklichen Besitzer so lange, bis er ihnen angsterfüllt die bereits verschlungene Nahrung wieder vorwürgt und ausspeit, worauf sie mit unfehlbarer Sicherheit den Bissen auffangen, bevor er fallend noch den Wasserspiegel erreicht hat.

In der Vogelwelt gibt es auch zahlreiche Arten, die zu bequem sind, sich ein eignes Nest zu bauen, und einfach brevi manu den rechtmäßigen Eigentümer verjagen. So werden die Reiher häufig von den Kormoranen vertrieben. Starke Raubvögel verjagen mit Vorliebe Krähen und andre Vögel von ihrem Horste, um sich die Mühe des Nestbaus zu ersparen. Das kann man nicht nur bei den

Die Gletscherforscher wieder an Bord des Dampfers

(Der Verfasser des Aufsatzes „Im Wunderreiche unbekannter Gletscher" trägt eine weiße Mütze)

Digitized by Google

Großen in der Vogelwelt beobachten, sondern auch bei den Kleinen, wie es zum Beispiel die Sperlinge und Alpensegler gelegentlich mit Schwalbennestern und Starenkästen tun. Hierüber schreibt Daumerlang folgendes: „Am Bodenfenster über meiner Arbeitsstube befindet sich ein Starenkasten, der seiner günstigen Lage halber regelmäßig bewohnt wird, wenn nicht von Staren, so doch von Sperlingen und während des Sommers von Mauerseglern. Den Sperlingen gegenüber bleiben die Stare immer Sieger, nicht so aber in ihren Kämpfen mit den Seglern. Letztere lassen sich durch nichts abschrecken, von dem Kasten, in dem bei ihrer Ankunft das Starenweibchen brütet, der Niststätte halber Besitz zu ergreifen. Ohne mein Dazwischentreten werden die brütenden Stare nach langen, heftigen Kämpfen jedesmal vertrieben."

Dagegen ist es Fabel, daß der Fuchs seinen Vetter, den Dachs, durch seine Losung aus dem Bau vertreibe. Denn häufig genug bewohnen beide einen großen Bau. Eine Autorität wie Brehm äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen:

„Auch das Verhältnis zu Vetter Grimbart darf nicht als ein freundschaftliches aufgefaßt werden, da es Reineke keineswegs um den Dachs, sondern nur um dessen Wohnung zu tun ist. Er nimmt diese mit der ihm eignen Dreistigkeit wenigstens teilweise in Besitz, ohne viel nach Grimbart zu fragen. Besondere Kniffe und Listen, um den Dachs zu vertreiben, wendet er nicht an; denn die uralte Erzählung: ‚So der Tachs hinauß gefaren ist, so befleckt er jm den eyngang, welcher, so er widerkommen, von großem abschühen, das er ab sölichem gestanck hat, verlaß er sein eigen loch vnd näst, welches dann dem Fuchs eyngewonen gantz bequemlich ist,' muß nach Adolf Müllers Erfahrungen unerbittlich in das Reich der Fabel verwiesen werden. Er zieht ohne weiteres ein, wählt sich die vom Dachse nicht in Besitz genommenen Teile des Baues zu seinen Wohnräumen und haust dann, falls es Grimbart nicht vorzieht, auszuwandern, gemeinschaftlich mit diesem in einem und demselben Bau. Von einem freundschaftlichen Zusammenleben der so verschiedenen Gesellen bemerkt man nichts, eher das Gegenteil. Ein Fuchs, berichtet Oberförster Hoffmann, flüchtete beim Treiben in einen Dachsbau und sollte nun gegraben werden. Der Bau wurde, weil die Nacht hereinbrach, verfeuert und das Graben am andern Tage fortgesetzt. Nachdem man mehrere Einschläge gemacht hatte, fand man endlich nicht den Fuchs, sondern nur dessen Kopf, eine Menge zerzauster Wolle und frischen, mit Sand vermischten Schweiß. Die Bewohner des Baues hatten aus Aerger wegen der gestörten Winterruhe auf etwas barbarische Weise von ihrem Hausrechte Gebrauch gemacht und Reineke, der keinen Ausweg fand, verzehrt."

Einzig und allein in der Vogelwelt kommt es wohl vor, daß man die Pflege der Jungen andern überläßt. So machen es bekanntlich die Kuckucksarten, die ganz von dem Grundsatze mancher Lebemänner durchdrungen zu sein scheinen: Uns das Vergnügen, andern die Arbeit.

Wie es überall in der Herde ein räudiges Schaf gibt, so kommen auch unter den ihres Fleißes wegen gerühmten Insekten Ausnahmen vor. Die Raubbienen stehen zum Beispiel auf dem Standpunkt, daß es viel bequemer ist, andern Bienen den Honig wegzunehmen, als ihn selbst zu sammeln. Diese Eigenschaft befällt manche Stöcke, und sie ist, wie erfahrene Züchter wissen, schwer auszurotten. Hier scheint das schlechte Beispiel der Männchen, der Drohnen, ansteckend gewirkt zu haben.

Die vorstehende Aufzählung erhebt in keiner Weise den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sollte nur den geneigten Leser davon überzeugen, daß das Leben auf Kosten andrer Geschöpfe in der Tierwelt oft genug beobachtet werden kann.

Slawisches Mädchenlied

Von

Frida Schanz

Will mein Liebster eine andre freien,
Mein vertrauter, zärtlicher Geliebter,
Eine Reichre, eine Lichtre, Schönre.
Sagen's alle Leute auf den Gassen,
Sagen's alle; nur mein Liebster sagt nichts,
Läßt sich nicht vor meinen Augen blicken,
Und mein armes Herz verbrennt der Kummer.

Wenn er käme, wenn er einmal käme,
Stolz und traurig mir die Wahrheit sagte,
Zärtlich mich in seine Arme schlösse,
Mir ein leises Wort des Abschieds sagte,
Nur ein leises Wort für alle Liebe, — —
Möcht' er dann doch meinen Kummer nehmen,
Meinen schweren, blutigroten Kummer,
Heiter mit sich nehmen, lachend flechten
In die Mähnen seines Hochzeitsrößleins,
In den bunten Blumenkranz ihn winden
Ueberm Tore seines Hochzeitssaales,
In die Leinwand seines Tischs ihn weben,
In den schweren, schwarzen Grund ihn säen
Seines Flachsfelds, seiner Weizenfelder,
Daß die Ernte zehnmal reicher trüge!
Stolz und still würd' ich die Saat ihm segnen!

Wenn mein Liebster nur noch einmal käme!

Digitized by Google

Kopula

Eine Schulskizze

von

Carl Busse

Doktor Bolz betrat wie immer auf den Glockenschlag pünktlich die Untersekunda, hing seinen Hut an den Haken, ließ die Schüler sich setzen und sagte, während er in seinem Notizbuch blätterte:

„Wir waren in der deutschen Grammatik also bei der Einteilung der Fürwörter oder Pronomina stehengeblieben und haben persönliche, hinzeigende, bezügliche, fragende, unbestimmte und zueignende unterschieden. Wenn das festsitzt, können wir weitergehen."

Aber während er nach dem Namen des Schülers suchte, den er aufrufen wollte, drang aus der Klasse eine Bewegung zu ihm empor, und als er aufblickte, erhob sich langsam, fast widerstrebend, wie unter dem Antrieb eines fremden, stärkeren Willens, vorn in der Bank sein Liebling Pawlowski.

Man sah es dem bescheidenen und immer gleichsam erschrockenen Dorfjungen sofort an, daß er kein Lumen war. Aber man verstand auch, weshalb viele Lehrer etwas für ihn übrighatten. Denn abgesehen von dem Bienenfleiß, mit dem er alles irgendwie Erforderliche auswendig lernte, — es lag in seinen Augen eine ungeheure, durch nichts zu erschütternde Ehrfurcht vor jeder Autorität. Er folgte blindlings; er büffelte unterschiedslos alles in sich hinein. Und während der frühere deutsche Lehrer, Doktor Richthorn, der die Jungens hatte anregen und möglichst viel aus ihnen selbst hatte herausholen wollen, an diesem Pawlowski verzweifelte, kam Doktor Bolz, der seit Michaeli den deutschen Unterricht erteilte, mit keinem Schüler so gut aus wie mit ihm.

Stotternd und stammelnd brachte er jetzt hervor, daß die Klasse ihn beauftragt hätte, den Herrn Doktor zu bitten, heut doch lieber von der Grammatik abzusehen und in der Lektüre des „Wilhelm Tell" fortzufahren.

Er mußte sich wohl selbst bei diesen Worten unsäglich frech vorkommen, denn er kriegte einen ganz roten Kopf dabei.

Erstaunt blickte ihn der Lehrer durch die Brillengläser an, räusperte sich und musterte etwas hämisch die vierundzwanzig Jungens, die da vor ihm saßen.

„So, so! Großartig! Die Herren Schüler wünschen keine Grammatik mehr. Lieber den ‚Tell'!"

Und kurz auflachend: „Sie brauchen mir nicht erst zu verraten, Pawlowski, wer wieder dahintersteckt. Bötzel und Konsorten!"

Mit einem scharfen und kalten Seitenblick sah er dabei nach dem Platz hinüber, den dieser Bötzel einnahm. Er konnte den frühreifen, hageren, sehnigen Bengel mit dem widerborstigen braunen Haarschopf einmal nicht leiden. Und er wußte, daß die Abneigung gegenseitig war. Dieser Schüler hatte etwas Aufreizendes und Erbitterndes für ihn. Er fühlte, daß sich da eine feindliche Natur in heimlichem Trotz, in einer gewissen Verstocktheit fortgesetzt gegen ihn empörte.

„Wenn Sie etwas wollen, Bötzel," sagte er in diesem Empfinden ziemlich schroff, „so haben Sie ja wohl selber einen Mund. Es ist nicht gerade mutig, immer einen andern vorzuschicken."

Der Schüler war vorschriftsmäßig aufgestanden. Er hatte leidenschaftlich-lebendige, aber doch dabei merkwürdig beherrschte Augen, — Augen, die reifer erschienen als der ganze übrige unfertige Mensch. Auch die Stimme, mit der er jetzt antwortete, verriet eine innere Bewegtheit und verbarg sie doch gleichzeitig hinter einer fast gewollt langsamen und ruhigen Sprechart.

„Ich selbst habe Pawlowski ja gar nicht gedrängt."

„Natürlich nicht. Aber Sie hatten nichts dagegen — wie? Sie sind schon weiter. Wir gehen Ihnen zu langsam und gewissenhaft vor. Und früher haben Sie schneller gelesen."

Der Junge sah den Lehrer ruhig an.

„Ja. Im ersten Quartal lasen wir die ‚Jungfrau von Orleans' und im zweiten ‚Maria Stuart'.

Mit einem wundertiefen Klang in der Stimme fügte er hinzu: „Bei Herrn Doktor Richthorn."

Das Gesicht des Lehrers hatte sich bei dem verhaßten Namen seines Vorgängers leicht gerötet. Nur ein halbes Jahr, gleich nach seiner Kandidatenzeit, war dieser Doktor Richthorn hier gewesen. Dann war er nach Posen gekommen und hatte die Sekunda in einem Zustand heillosester Verwirrung hinterlassen. Schon wie der Mensch ging ... immer Sturmschritt, Marsch, Marsch ... und die Arme kreisten wie Windmühlenflügel, daß die steifen Manschetten klapperten ... und aus dem Gesicht mit dem blonden Vollbart strahlten die fröhlichen Augen. Fast wie Studenten hatte er die Jungens behandelt! Gelacht mit ihnen, Spaziergänge mit ihnen gemacht, sie sogar mal zwanglos zum Kaffee eingeladen und ihnen aus dem „Prinzen von Homburg" vorgelesen! Kein Wunder, daß ein paar

Digitized by Google

noch jetzt fanatisch an ihm hingen — voran Bötzel und Konsorten.

Und als er, Doktor Bolz, den deutschen Unterricht in der Klasse probeweise übernahm, trat ihm auf Schritt und Tritt ein heimlicher passiver Widerstand entgegen. Dieser unpädagogische Strudelkopf Richthorn war fort, aber sein Geist hatte eine kleine Zahl dieser Jungens durchglüht und sprang ihm überall hindernd in den Weg, führte lautlose, erbitterte Kämpfe gegen ihn, gegen seine Methode, gegen seine ganze Art.

Wie dieser Bötzel da in der Bank stand! Man konnt' ihn nicht fassen, aber aus jedem seiner knappen Worte eben lohte eine heimliche Empörung: O früher, früher war es viel schöner!

Und blitzgleich überkam es ihn, daß er den Jungen in tiefster Seele haßte, daß der Geist seines Vorgängers sich in diesem jungen Menschenkinde ein Gefäß geschaffen hatte und sich gegen ihn erhob.

Er bezwang sich. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, klapperte in den Taschen mit den Schlüsseln und sagte:

„Wir haben allerdings weniger Lektüre getrieben, als eigentlich vorgeschrieben war. Sie dürften wohl allmählich auch wissen, weshalb."

Gerhard Bötzel legte den Kopf etwas zurück, als überlegte er.

„Nein," sprach er dann.

Das Nein kränkte den Lehrer. Er hieb mit dem Rücken des Notizbuches ein paarmal gegen die Kante des Katheders.

„Schlimm für Sie, wenn Sie es nicht begriffen haben. Dann will ich es Ihnen sagen: Weil die ganze Klasse durch die Bank zu unreif dazu ist. Sie wollen den ‚Tell' lesen und haben noch keine Ahnung von deutscher Grammatik. Sie wollen an Schiller heran und wissen von den elementarsten Dingen noch nicht so viel wie ein normaler Quartaner."

Ein leises Murren, sofort wieder verstummend, erhob sich aus den hinteren Bänken.

„Wer hat da was zu murmeln?" fuhr Doktor Bolz auf. „Unreif sind Sie — ich wiederhole es! Natürlich: Schiller — ‚Tell' . . ." Und höhnisch zu Bötzel: „Sie glauben natürlich über das, was ich Sie lehre, schon weit hinaus zu sein. Dichten am Ende schon selber — wie?"

„In der Schule nicht," erwiderte der Knabe.

„Werden Sie nicht noch frech dazu," brauste der Lehrer auf. „Es wäre Ihnen wahrhaftig gesünder, wenn Sie die Nase erst mal in die deutsche Grammatik steckten. Oder meinen Sie etwa, daß Sie die kennen?"

Gerhard Bötzel preßte die Lippen zusammen.

„Ich hab' Deutsch doch immer ‚recht gut' gehabt."

„Ja, leider! Leider! Weil Sie ein bißchen Aufsatz schreiben können. Das ist ja eben der Unfug! Die Grundlage jeder Sprache ist und bleibt die Grammatik. Sie ist ihr Knochengerüst. Ohne sie lernt man den tieferen Bau der Sprache nie kennen. Und diese Sprache ist doch wieder das Material, mit dem der Dichter arbeitet. Wenn Sie nur ein wenig logisch denken können, müssen Ihnen die Schlußfolgerungen wohl klar sein."

Mit einem kurz aufstoßenden Empörungslachen knöpfte er den Rock auf, der sich über der Brust spannte.

„Aber schön. Wir wollen es versuchen. Nehmen Sie den ‚Tell' vor. Wie weit waren wir gekommen?"

„Bis zum dritten Akt."

„Also, bitte, Sie ‚recht guter' — lesen Sie!"

Der Junge las. Er las die Verse des Jägerliedes. Man spürte schon nach den ersten Zeilen, daß es etwas frei ward in ihm, daß er eine feine Freude an den Versen hatte: wie sie sich formten, sich wiegten, sich wie grüßende Freundeshände im Reim verschlangen. Aus ihm selbst heraus klang etwas den Rhythmen entgegen.

„Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Tal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich — —"

„Halt!" sagte der Lehrer. „Bleiben wir ruhig erst mal bei der ersten Strophe. Sie erzählt, daß der Jäger schon früh mit seinen Waffen hinauszieht. Gehen wir sie jetzt genauer durch. ‚Mit' — was ist das für ein Wort? Zu welcher Wortklasse gehört es?"

Gerhard Bötzel starrte verblüfft empor. Er verstand erst nicht.

„Nun, ist es etwa ein Hauptwort, Sie ‚recht guter'?"

„Ach so . . . nein . . . eine Präposition natürlich."

„Das ist ungenau. Die Antwort muß lauten: ‚Mit' ist eine Präposition, das heißt ein Vor- oder Verhältniswort, welches einen bestimmten Fall regiert. Das zweite Wort ‚dem' ist natürlich der Dativ des Artikels. Und ‚Pfeil' . . .?"

Der Junge preßte die Hände um das Buch. Er rang es sich fast widerwillig ab: „Ein Hauptwort oder Substantivum."

„Richtig. Na, das nächste ist ja dann wieder dasselbe: dem — Bogen — durch — Gebirg — und — — ach so . . . ‚und' — was ist denn ‚und'?"

In einer trotzigen Verstocktheit hielt Gerhard Bötzel die Blicke gesenkt. Er erwiderte nichts.

„Haben Sie die Frage nicht gehört?"

„Ja."

„Also Sie wissen es nicht. Ei, ei, sehen Sie mal an! Dann wird es Ihnen Pawlowski sagen. Der hat zwar nur ‚genügend' in seiner Zensur gehabt und nicht ‚recht gut' wie andre, der macht auch keine Gedichte, aber er weiß dafür manches."

Doch Pawlowski mit seinem erschrockenen und hilflosen Gesicht versagte zum Aerger des Lehrers gleichfalls. So weit waren sie noch nicht gekommen . . .

„Duhme — Krupski — Gersdorff — Rosenberger —" immer neue Namen rief Doktor Bolz auf.

Die Mehrzahl sah sich ratlos um; sie hatte keine Ahnung. Ein paar rieten auf gut Glück und rieten vorbei. Ein paar andre blitzten mit raschem Blick zu Bötzel hinüber und schwiegen.

„Also kein einziger!" triumphierte der Lehrer. „Nicht ein einziger aus der ganzen Klasse!" Immer höhnischer wurde sein Lachen. „Und ihr wollt ‚Tell' lesen! Ihr wollt Schiller verstehen! Das ist ja lächerlich!"

Ein dumpfes Raunen begleitete seine Worte.

„Ruhe!" schrie er wütend. „Wenn du was zu bemerken hast, Modlibowski — —"

Digitized by Google

Aber lauter nur tönte das Murren.

„Ich verbitte mir das! Wer hat da zu brummen?“

Und plötzlich biß er sich auf die Lippen. Er verstand.

„Ach so,“ sagte er verächtlich.

Er hatte bisher immer nur in den unteren Klassen unterrichtet und vergaß deshalb hin und wieder, daß den Sekundanern das „Sie“ gebührte.

„Es ist kein Wunder, wenn man sich hier irrt und eher in der Quarta als in der Sekunda zu sein glaubt. Jeder normale Quartaner beantwortet meine Frage. Jeder Quartaner,“ wiederholte er.

Er selbst war Ordinarius der Quarta.

Und plötzlich, in jähem Entschluß, als hätte er sich über die Miene geärgert, mit der die Schüler seine Worte aufnahmen: „Gehen Sie mal zur Quarta hinüber, Pawlowski — der unterrichtende Herr möchte so gut sein und für einen Augenblick mal den Freese herüberschicken.“

Es wurde ganz still. Pawlowski erhob sich und schritt diensteifrig zur Tür.

Es blieb auch ganz still. Niemand rührte sich. Die Sekundaner sahen sich nur an.

„Darf ich mich setzen?“ fragte Bötzel plötzlich.

„Wir sind vorläufig noch nicht fertig.“

Der Junge blieb stehen.

Es vergingen ein paar Minuten. Dann hörte man Schritte. Sie schollen auf den Fliesen des Korridors näher und näher.

Pawlowski brachte den Quartaner gleich mit.

In demselben Moment, in dem die Tür sich vor den beiden öffnete, setzte sich Gerhard Bötzel nieder. Es stand niemand in der Klasse mehr.

Doktor Bolz sah es, zuckte empor, wollte etwas rufen, sah noch einmal mit durchbohrendem Blick zu Bötzel hinüber, räusperte sich dann aber nur.

Der Quartaner Freese war ein kleines dünnes Jungchen, das immer zu frieren schien. Er hatte stets eine rote Nase und trug schwarze wollene Pulswärmer, die traurig aus den Jackenärmeln sahen. Erwartungsbang stand er jetzt vor dem Katheder.

„Du sollst den Herren Sekundanern nur etwas erklären, Freese,“ sagte der Lehrer. „Paß mal genau auf! Schule — das ist ein Hauptwort; arbeiten — ein Zeitwort; mein — ein besitzanzeigendes Fürwort. Was ist nun das Wörtchen ‚und‘?“

Trostlos verlassen, mit herabhängenden Armen, stand der Kleine da. Er sah den Lehrer an, schluckte und ließ die Blicke scheu nach links hinüberschweifen.

Doktor Bolz ließ ihn die Frage wiederholen. Er tat es mit leiser, bedrückter Stimme. Und immer irrten die Augen dabei ab ... zu der Klasse hin, der IIb, zu den großen Schülern, die da saßen und vor denen er einen natürlichen Respekt hatte. Ueberall jedoch traf er da nur auf finstere, unfreundliche, düster wartende Blicke, unter denen er gleichsam noch kleiner ward, und da ... da ... hinter dem Rücken des Vordermannes machte der gefürchtete Modlibowski eine Faust und drohte.

„Wehe!“ sagte die Faust. „Wenn du antwortest, pack' ich dich, schlag' ich dich, zerbleu' ich dich!“

Und der kleine Freese duckte sich in einer unwillkürlichen Bewegung schon jetzt, doch als der Lehrer eben nervös mit dem Fuß aufzutreten begann, schnappte er nach Luft, sagte kläglich zweimal: „Das Wörtchen ‚und‘ ist ein ... ist ein ...“ und blieb dann hilflos stecken.

Da regte es sich in den Bänken. Ein Kopf nach dem andern hob sich, sah neugierig-wohlwollend auf den Knirps und schadenfroh, mit mühsam unterdrücktem Schmunzeln, auf den immer unruhiger werdenden Lehrer.

Der biß sich wütend auf die Lippen.

„Ich frag' dich, was ‚und‘ für ein Wort ist!“ schnaubte er das Jungchen an.

Das erschrak, begann zu zittern und kämpfte, von zwei Seiten bedrängt, von der ungewohnten Situation ganz betäubt, mit dem Weinen.

„Was ‚und‘ für ein Wort ist!“ schrie Doktor Bolz noch einmal und hob die Hände, als wollt' er den Quartaner schütteln.

Aber als der statt jeder Antwort jetzt wirklich zu heulen begann, ward er puterrot und schlug mit der Faust aufs Katheder:

„Raus!“

Da löste sich die Spannung der Klasse, während der kleine Freese mit den Pulswärmern fluchtartig den Rückzug antrat, in eine gar nicht mehr zu verhaltende Heiterkeit. Wer so glücklich war, einen Vordermann zu besitzen, suchte hinter ihm Deckung. Die andern litten Qualen in dem Bemühen, ein ernstes Gesicht zu machen, und schnitten geradezu Grimassen dabei. Und die meisten fühlten plötzlich das Bedürfnis, sich geräuschvoll zu schneuzen, um darunter ihr Prusten zu verbergen. Aber es schlug zu dem Lehrer empor, es machte ihn rasend. Er wußte, diese vierundzwanzig Bengels vor ihm wollten sich jetzt halbtot lachen.

„Ruhe!“ brüllte er, noch immer puterrot, in die Klasse hinein, und in unbestimmter Wut nach dem Opfer suchend, in dem er die ganze Sekunda strafen konnte, fuhren seine Blicke über die Reihen.

Ah ... der Bötzel!

Er zitterte. Wenn der auch lachte! Er wünschte es fast ... hierherzerren würde er ihn vors Katheder ... ihm mal alles ins Gesicht schleudern ... ihn ins Klassenbuch wegen frechen Benehmens eintragen!

Aber gerade Bötzel, der einzige, blickte ihn ruhig an. Jede Muskel mußte der Junge in der Gewalt haben, denn keine verzog sich. Unbeweglich war seine Miene.

Das kränkte Doktor Bolz fast noch mehr.

„Wie kamen Sie dazu, sich hinzusetzen?“ fuhr er ihn an. „Hatt' ich Ihnen nicht gesagt, daß wir noch nicht fertig wären?“

Und durch die anhaltende Unruhe der Klasse:

„Wenn nicht sofort Stille eintritt, diktier' ich Ihnen allen zwei Stunden Arrest zu. Zwei Stunden Arrest!“ Seine Stimme überschlug sich fast. „Sie sind ja ganz unreife Gesellen. Wenn ein kleiner Quartaner hier so verwirrt ist, daß er nicht herausbringt, was er sonst weiß, so ist das begreiflich. Aber bei Ihnen ist es nackte, öde Unwissenheit! Schämen sollten Sie sich! Und nun werd' ich's Ihnen sagen: das Wörtchen ‚und‘ ist ein Bindewort, eine Konjunktion, die hier als Kopula zwei Satzbestandteile verbindet! Bis zur nächsten Stunde schreibt mir das jeder zwanzigmal ab! Sünde und Schande, daß man ihnen das predigen muß. Auf

Digitized by Google

solcher Grundlage soll man nun weiterbauen! Auf solcher Grundlage ‚Tell' lesen. Aber ich werd' es Ihnen eintrichtern. Das ist wichtiger als Versemachen, Sie ‚recht guter' da drüben!"

„Niederträchtig!" sagte nach der Stunde der sommersprossige Krupski zu Bötzel. „Er will dich piesacken!"

Der Junge zuckte nur die Achseln. Doch als er zu Hause seine Bücher fortlegte und sich der „Tell" beim Jägerlied aufblätterte, grub sich ein bitter-trotziger Zug um seinen Mund. Heftig warf er seinen Schiller in die Ecke. Er war ihm verekelt.

Die Wut wühlte auch in Doktor Bolz. Es war ein Stachel in ihm zurückgeblieben. Immer hörte er das heimliche Lachen, das sich nicht hervorwagte und das ihm noch immer das Blut ins Gesicht trieb. Das Seltsamste jedoch: er hörte das Lachen jetzt nur von dem, der gar nicht gelacht hatte — von diesem Bötzel. Es war höhnisch, triumphierend, überlegen — es war gar nicht mehr Bötzel allein, der so lachte, sondern in und mit ihm Doktor Richthorn, sein Vorgänger.

Das zehrte an ihm. Das war wie eine offene Wunde, an die er stets erinnert ward. Und wie fliegende Hitze konnte ihn dann zuzeiten eine jähe Wut gegen den einen Schüler überfallen, der was Besonderes sein wollte, der für sich Kleist las, der daraus eine unerträgliche Eitelkeit in sich großsäugte, die sich innerlich gegen ihn auflehnte und diesen Geist der Auflehnung auch in andern großzog und stützte.

Nein, nein — er wollte nicht ungerecht sein. Er hatte die besten Vorsätze. Es sollte ihm niemand Parteilichkeit nachsagen können!

Aber es stießen da zwei Welten zusammen, die sich nicht begriffen, die seit Urzeiten sich hassen und bekämpfen. Und immer von neuem nahm Doktor Bolz sich gerade diesen Schüler vor, immer von neuem ließ er ihn den „Tell" nach der Grammatik lesen, immer von neuem kostete er ein Triumphgefühl aus, wenn der Junge irgendwie versagte. Mit Stumpf und Stiel mußte man diese gefährliche Eitelkeit, die sich was Besonderes dünkte, ausrotten. Ausrotten, was Doktor Richthorn gepflanzt hatte.

Gerhard Bötzel ließ sich mit nimmermüder Geduld auch vornehmen. Nur seine Miene ward von Tag zu Tag verstockter; nie sein Wort.

So rollte das Schuljahr seinem Ende zu. Anfang März war das Abiturientenexamen, zu dem der Schulrat erwartet wurde. In allen Klassen ward fieberhaft gearbeitet, denn man wußte, daß der Gestrenge es liebte, hier und da ohne Anmeldung dem Unterricht beizuwohnen.

Doktor Bolz besonders ahnte, daß ihm ein solcher Besuch bevorstand und daß er viel entscheiden würde. Es handelte sich um seine Anstellung. Jahre lief er schon so herum. Jetzt endlich mußte es doch werden. Daß man ihm zum erstenmal eine höhere Klasse gegeben hatte, war schon ein Zeichen dafür. Und dann konnte er die Braut heimholen, die in Breslau auf ihn schon ewig wartete, immer älter ward und verbitterter...

Es fragte sich nur, ob ihn der Schulrat in der Quarta heimsuchte oder in der Sekunda.

Aber er kam in die Sekunda.

Ein alter Herr im schwarzen Gehrock. Weißes Haar, kluge Augen, bartloses Gesicht, sehr gepflegte Hände. Neben ihm, feierlicher als sonst, der Direktor. Und als Doktor Bolz in diensteifriger Erregung eben nach seinem Katheder stuhl griff, um ihn vorläufig den Herren zur Verfügung zu stellen, tat sich die Tür noch einmal auf, und im Schmuck aller seiner Orden schaffte der Pedell zwei Stühle herein und pflanzte sie vors Fenster. Selbst sein Rheuma ließ er sich nicht merken.

Ein Schauer wie vor einer Haupt- und Staatsaktion lief durch die Klasse. Die Jungens standen auch wie die Mauern, obwohl der Schulrat längst abgewinkt hatte.

In seiner liebenswürdig gemessenen, sehr klaren und festen Art wandte er sich dann mit einer kleinen Verbeugung an Doktor Bolz.

„Wollten Sie sich, bitte, gar nicht stören lassen und ruhig fortfahren."

„Wir hatten gerade Grammatik, Herr Geheimrat."

„In der Sekunda?"

„Ja, es stellte sich leider heraus, daß den Schülern jegliche Grundlage fehlte."

„So, so. Dann natürlich. Bitte sehr!"

Der Lehrer atmete tief auf. Nun mußte er ja gut abschneiden. Und er fragte Pawlowski nach den Fürwörtern.

Es ging wirklich wie am Rädchen. Jeder Schüler, den er aufrief, antwortete mit einer Promptheit, die nichts zu wünschen übrigließ. Wie aus der Pistole geschossen folgte jeder Frage die Erwiderung, und wohlwollend stützte der Schulrat das Kinn in die feine weiße Hand und hörte offensichtlich überrascht zu. Dann ließ er sich das Tagebuch geben und blätterte darin.

Doktor Bolz war selig. Die Herren mußten ja zufrieden sein. Und er nahm absichtlich schwächere Schüler heran, um auch einmal belehren zu können. Auch Bötzel rief er auf.

Aber er hatte kaum die erste Frage an ihn gestellt, als der Schulrat leicht die Hand hob.

„Das geht ja ausgezeichnet," sagte er. „Ich danke. Wie ich sehe, haben Sie außerdem den ‚Tell' gelesen. Vielleicht lassen wir die Grammatik jetzt." Und zu Bötzel, der gerade stand: „Möchten Sie mir den ‚Tell' nicht einmal erzählen?"

Im ersten Augenblick hatte Doktor Bolz eine leise Beklemmung gefühlt. Jetzt atmete er auf. Er hatte ja fabelhaftes Glück heute. Wenn überhaupt einer den Inhalt der Dichtung gut wiederzugeben vermochte, so war es ebendieser Bötzel.

In dem Gesicht des Jungen wechselte Röte mit Bläße. Ehrgeiz und Trotz, Scham und Verstocktheit kämpften einen erbitterten Kampf in ihm. Zögernd sah er auf, sah in das kluge, wartende Gesicht des Schulrats und fühlte, wie sein Widerstand erlahmte. Ja, er wollte erzählen.

„Nun?" fragte Doktor Bolz. „Haben Sie nicht verstanden?"

Als er die Stimme des Lehrers hörte, zuckte Gerhard Bötzel zusammen. Sein Gesicht ward eiskalt.

„Jawohl." Er hielt den Blick jetzt hartnäckig gesenkt. „Aber ich kann den ‚Tell' nicht erzählen."

„Sie können nicht?" fragte der Schulrat verwundert. „Warum können Sie nicht?"

Digitized by Google

Hetzjagd

Nach einem Gemälde von Angelo Jank

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Schweigen.

„Wie heißen Sie?“

„Bötzel.“

„Also, Bötzel ... Sie haben den ‚Tell‘ doch hier in der Klasse durchgenommen. Da müssen Sie doch wissen, was darin steht.“

„N... nein,“ erwiderte der Junge. Er war blaß. „Wir haben ihn nicht nach dem Inhalt gelesen. Bloß auf Wortbestimmung und Grammatik hin.“

„Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat,“ stammelte Doktor Bolz, der sich verfärbt hatte, „ich habe nur bisweilen —“

„Einen Augenblick, Herr Doktor,“ bat der Schulrat interessiert und nickte liebenswürdig-beruhigend dem Lehrer zu. „Wir wollen doch hören, was der junge Mann weiter auf dem Herzen hat. Erzählen Sie mal, Bötzel, wie Sie das meinen: auf die Grammatik hin lesen. Haben Sie den ‚Tell‘ da? Dann machen Sie es mir mal vor.“

Ja, er hatte den „Tell“ bei sich. Er schlug das Jägerlied auf. Er las: „Mit dem Pfeil, dem Bogen.“ Und mit automatenhafter Exaktheit nahm er nach jeder Zeile die einzelnen Worte durch: „‚Mit‘ ist eine Präposition, das heißt ein Vor- oder Verhältniswort, das einen bestimmten Fall regiert.“ Und immer so weiter... keinen Artikel schenkte er sich.

Doktor Bolz war grün und gelb. Er sah den Schulrat an, der unbeweglich zuhörte; den Direktor, der aufgestanden war, den Kopf schüttelte und nervös von einem Fuß auf den andern trat; den Schüler, der mit einer kalten Zornfreude die grammatikalischen Erläuterungen gab. Mit der ruhigen Stimme exerzierte er jetzt nachdrücklich, daß „und“ ein Bindewort sei, eine Konjunktion, die hier als Kopula zwei Satzbestandteile vereine.

Da hielt sich Doktor Bolz nicht mehr.

„Das ist selbstverständlich eine falsche Darstellung,“ unterbrach er mit krampfhaftem Lächeln. „Ich habe allerdings während der Lektüre auch mal Wortbestimmung geübt — es war leider nötig, da die Klasse sehr verwahrlost war —“

„Gewiß, gewiß,“ nickte der Schulrat. Es war merkwürdig, wie ruhig die gepflegte Hand etwas abzuschneiden wußte. „Ich verstehe vollkommen, Herr Doktor.“

Er beugte sich zum Direktor und fragte ihn leise etwas.

Der antwortete gleichfalls flüsternd. Aber es war Gerhard Bötzel, als hätt' er den Namen Richthorn gehört.

Jäh ließ er das Buch sinken und ward flammend rot. Er kombinierte wohl richtig: der Schulrat hatte sich nach dem Lehrer erkundigt, der vorher den deutschen Unterricht in der Sekunda erteilt, der die Klasse so „verwahrlost“ hatte...

Er fieberte am ganzen Leibe. Sein Lehrer! Sein abgöttisch geliebter Lehrer!

Es war ihm, als müsse er die angegriffene Ehre dieses Lehrers verteidigen. Es rang etwas in ihm empor.

Da fragte der Schulrat: „Was hatten Sie für eine Zensur im Deutschen?“

„Recht gut bis jetzt.“

„Wie?“ Er legte die Hand ans Ohr. „Recht gut?“ Kopfschüttelnd sah er den Jungen an. „Und jetzt können Sie nicht mal den ‚Tell‘ erzählen?“

Das Wort saß. Gerhard Bötzel bekam die heißen Augen. Sein kindlicher Ehrgeiz loderte auf. Und er sah von fern noch etwas andres...

„O,“ sagte er, „ich kenne aber ‚Maria Stuart‘ und die ‚Jungfrau von Orleans‘, und von Otto Ludwig den ‚Erbförster‘ und Kleists ‚Prinzen von Homburg‘ und... und...“

Seine Augen brannten. Sie richteten sich groß und zitternd und ohne Falsch auf den alten Herrn.

Der unterdrückte mit Mühe sein Staunen.

„Tausend! Das kennen Sie alles. Haben Sie das auf der Schule gelesen?“

„Auf der Schule nur ‚Maria Stuart‘ und die ‚Jungfrau‘. Das andre privatim. Aber alles bei Herrn Doktor Richthorn.“ Und flehend: „Soll ich vielleicht erzählen?“

Der Geheimrat lächelte. Um den bartlosen Mund züngelten die Schlänglein.

„Ich bin neugierig. Also ‚Maria Stuart‘.“

Wie eine warme Welle schoß es dem Knaben zu Herzen. Er war im Augenblick so unendlich dankbar. Er fühlte auch gar keine Beklemmung. Und er wußte, er stand jetzt nicht nur für sich hier, sondern für seinen geliebten Lehrer... für Doktor Richthorn.

So erzählte er. Immer freier, immer wärmer. Er zitierte ganze Versreihen. Er begeisterte sich wieder, bekam einen roten Kopf und ließ sich von den Sturmschwingen der Schillerschen Sprache tragen.

Als er geendet hatte und sich zuletzt fast verwirrte darüber, daß ihn die eigne Erregung so weit geführt, nickte ihm der Schulrat zu.

„Jetzt versteh' ich Ihr ‚recht gut‘ schon viel besser, Bötzel. Ich bin ganz zufrieden. Setzen Sie sich, bitte. Aber da nach dem Tagebuch doch in den letzten beiden Quartalen der ‚Tell‘ gelesen ward, möcht' ich gern bei ihm bleiben. Vielleicht werden Ihre Mitschüler besser Bescheid wissen.“ Und mit einem suchenden Blick: „Sie dort drüben, der Sie die Einteilung der Fürwörter so gut kannten — Sie werden mir gewiß auch den Inhalt des Dramas wiedergeben können.“

Pawlowski...

Doktor Bolz, der bisher schon mit einem verkniffenen und gequälten Lächeln zugehört hatte, ward noch um einen Schatten blasser. Solch eine Nacherzählung war nie geübt worden — das konnte Pawlowski also natürlich nicht.

Wie der Aal unterm Messer wand sich der Schüler hin und her. Er hatte einen so riesenhaften Respekt vor diesem fremden Herrn, vor dem sogar der Direktor, geschweige denn der Klassenlehrer zusammenschrumpfte...

„Besinnen Sie sich doch,“ mahnte der Schulrat. „Sie müssen sich doch irgend etwas von der Lektüre eingeprägt haben, die Sie jetzt fast ein halbes Jahr trieben.“

Und der Junge mit den ewig erschrockenen Augen zermarterte zitternd seinen Schädel, stammelte Unverständliches, blickte hilfeflehend sich um, bis ihm plötzlich ein erlösender Gedanke kam. Damals... beim „Tell“... da hatten sie doch zwanzigmal etwas abschreiben müssen...

Wie ein Licht durch Nebel leuchtete es, und gleichsam erlöst, mit eigner Freude brachte er es

Digitized by Google

heraus: „‚Und' ist ein Bindewort, eine Konjunktion, die hier . . ."

Aber im selben Moment ward er ängstlich und unsicher, denn der Direktor schneuzte sich heftig, und der Lehrer zog so die Schultern ein . . .

„Pawlowski!" sagte Doktor Bolz fast heiser.

Da knickte der arme Junge wie ein Jammerbild zusammen. Der Schulrat ließ ihn sich setzen. Er ward ernster. Die klugen Augen verloren das Wohlwollende. Er fragte fast scharf, wer ihm denn nun den „Tell" erzählen könne.

Es meldete sich keiner. Der scharfe Ton schüchterte die wenigen ein, die sich etwa hatten melden wollen. Und die paar Richthorn-Schüler sahen zu Bötzel hinüber, senkten den Blick und blieben gleichfalls sitzen. Sie fühlten dumpf, daß hier gar nicht um sie gewürfelt ward, sondern um Doktor Bolz.

Dem stand der kalte Schweiß auf der Stirn.

„Herr Geheimrat," versuchte er noch einmal zu sagen, aber da war gleich wieder die kühle weiße Hand da.

„Verzeihung, Herr Doktor . . . nur eine Frage noch. Wer aus der Klasse kann mir den Inhalt der ‚Jungfrau von Orleans' angeben?"

Einen Moment stutzten die Jungens. Dann hob sich zuerst der Blondkopf des stupsnasigen Theo Holzthiem, den sie den „Schwan" nannten, weil er auf der Straße so stolz dahinschwamm über die andern.

Und als ziehe er die übrigen nach, tauchte es hier und da, rechts und links, aus den Bänken auf. Die Richthorn-Schüler meldeten sich so dringend, als wollten sie Zeugnis ablegen für ihren Lehrer. Selbst die Zagen und Mittelmäßigen, die nun bei der Menge der sich anbietenden Gefährten nicht mehr viel riskierten, standen je nach Temperament rascher oder langsamer auf, so daß sich schließlich die große Mehrzahl der Sekundaner erhoben hatte und die Augen wartend auf den Schulrat richtete.

Der sah mit einem Blicke zum Direktor empor, als wollt' er sagen: „Verstehen Sie das?", und schüttelte dann nur den Kopf. Aber er fragte den Direktor auch noch einmal leise etwas, und wiederum schien es Gerhard Bötzel, als höre er den Namen Richthorn. Nur diesmal ganz anders . . .

Da kam eine brausende Freude über das Knabenherz. Es war dem Jungen, als hätt' er seinem fernen Lehrer etwas Gutes getan und heut den Schild über ihn gehalten. Er war ganz unendlich stolz und dankbar.

„Es ist gut," sprach der Schulrat dann und zog die Uhr. „Ich kann mich leider nicht mehr selbst überzeugen, ob die ‚Jungfrau von Orleans' besser sitzt als der ‚Tell'. Aber ich will es glauben. Nur holen Sie mir auch vom ‚Tell' noch recht viel nach. Es ist ja gewiß erfreulich, wenn man weiß, daß ‚und' eine Konjunktion ist, doch wir wollen die große Dichtung nicht darüber vergessen."

Damit erhob er sich — wieder schoß die Sekunda auf — Doktor Bolz eilte zur Tür und machte, immer mit dem krampfhaften Lächeln im Gesicht, eine tiefe Verbeugung — dann waren die Herren verschwunden. Und nur der sein Rheuma vergessende Pedell stürzte noch einmal in die Klasse hinein, griff links und rechts nach einem Stuhl und zog im Schmuck seiner Orden wie der leuchtende Kometenschweif den Gestrengen nach.

Langsam, mit leise zitternden Knien, ging Doktor Bolz zum Katheder zurück. Er mußte sich setzen. Seine Hände waren klebrig von kaltem Schweiß. Unterrichten konnte er jetzt nicht.

Aber sich nur nichts merken lassen — nichts merken lassen!

Und mühsam, mit trockener Kehle, sagte er:

„Sie haben sich heut von einer hervorragenden Seite gezeigt, Pawlowski. Ueberhaupt die ganze Klasse. Nehmen Sie jetzt Ihre Diarien vor und machen Sie an der Hand der Dichtung eine schriftliche Inhaltsangabe des ‚Tell'."

Von unten her kam das Rascheln der Blätter, das Wenden der Seiten, das Aufklappen der Tintenfässer, das kritzelnde Proben der Federn und verband sich zu einem einzigen Geräusch.

Er trocknete sich die Hände. Er nahm mechanisch sein Notizbuch vor, als wollt' er die Ergebnisse der heutigen Prüfung darin vermerken.

Aber während er auf die Seiten starrte, dachte und wußte er nur eins: daß er heut verspielt hatte. Man würde ihm vorläufig keine Oberklasse mehr geben. Man würde sich mit der Anstellung nicht beeilen. Der bedauernd-ärgerliche Blick des Direktors beim Hinausgehen sagte genug.

Schmerzhaft brannten ihm die Augen. Er nahm die Brille ab. Und wie ein Mühlrad mahlte es in seinem Schädel — immer dasselbe — :

„Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und —"

Aber dann kam stets: „‚Und' ist eine Konjunktion und hier eine Kopula . . . Kopula . . . Kopula . . ."

Er wollte das Wort wegbringen. Er zwang sich, die Bemerkungen aus dem Notizbuch zu lesen, doch siegreich immer von neuem brach das eine Wort durch, das ihn verrückt machte: Kopula . . . Kopula . . . Kopula!

Damit hing Kopulieren zusammen . . . ehelich verbinden!

Und er dachte an die Braut in Breslau, die da wartete — alterte — verbitterte. Diese Ostern hatten sie sicher gehofft . . . Nun würde sie noch ein weiteres Jahr warten müssen.

Da beugte er sich tiefer auf das Notizbuch und biß die Zähne zusammen, um nicht zu ächzen . . .

Digitized by Google

Phot. F. Frey Söhne, Amberg

August Sperl mit Frau und Tochter

Aus meinem Leben

Von

August Sperl

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Am 5. September 1862 des Morgens um neun Uhr beweinte ich zu Fürth bei Nürnberg in der üblichen Weise meinen Eintritt ins Leben. Von Stamm und Herkunft bin ich aber keineswegs Franke, sondern echter Altbayer — allerdings von mütterlicher und großmütterlicher Seite her mit fränkisch-thüringscher Blutbeimischung. Meine Familienüberlieferungen führen in die unergründlichen Wälder des bayrischen Nordgaus, in das blutgetränkte Grenzland, das die alte bayrisch-böhmische Straße durchschneidet. Seit dem Jahre 1383 sind die Spörl als Edelbürger der einst so mächtigen Handelsstadt Cham nachzuweisen. Zu gleicher Zeit waren sie auch begütert in den Dörfern Lixendöfering und Döfering. Daher der Name Sperl von Dofern in den genealogischen Handbüchern. Um das Jahr 1430 — nach alten Aufzeichnungen infolge der hussitischen Wirren — wandten sich die Vorfahren nach Bohenstrauß, einem mit Stadtrechten begabten, nördlich von Cham gelegenen Markte. Dort hat die Familie vierthalbhundert Jahre den ratsfähigen Geschlechtern angehört.

Wenn ich im besondern die Reihe meiner unmittelbaren Vorfahren überschaue, so finde ich, daß wir seit dem Jahre 1588 vom Vater auf den Sohn bis herab zu mir fast ohne Unterbrechung auf weltlichen und geistlichen Posten im Dienste der Fürsten aus dem Hause Wittelsbach stehen.

Vielfach verknüpft mit unserm Namen ist die Geschichte des oberpfälzischen Hammerwesens. Immer wieder hat die Familie technisch begabte Männer hervorgebracht — fast niemals aber einen wirklichen Geschäftsmann. Das Schicksal jenes Sulzbachschen Hof- und Regierungsrates Christoph Sperl, der im Jahre 1722 an der Haidnaab den Sperlhammer erbaute, eine merkwürdige Schmiedmaschine in Tätigkeit setzte und nach bitteren Kämpfen als gänzlich verarmter Mann sein Leben im Elend beschloß, wiederholt sich des öftern in unsrer Chronik. Das Finanzgenie, das in jüngster Zeit einen Georg von Siemens zur Gründung und Leitung der Deutschen Bank befähigte, ist sicherlich kein Erbteil seiner Vorfahren mütterlicherseits, der Sperl von Dofern, gewesen.

Die bescheidene, aber an tragischen Schicksalen, an wunderlichem Wechsel reiche Geschichte meiner Familie hat mein eignes Leben aufs nachhaltigste beeinflußt. Mein Erstlingswerk, „Die Fahrt nach der alten Urkunde", ist der poetische Niederschlag dessen, was ich als Knabe von den Altvordern geträumt, als Jüngling an der Hand meines Vaters erforscht habe. Auf dem Wege der Familienforschung ist mir aber auch erst das Verständnis für die Vergangenheit meines Volkes aufgegangen. Dem Geschichtsunterrichte des Gymnasiums habe ich nichts, aber auch gar nichts zu danken.

Digitized by Google

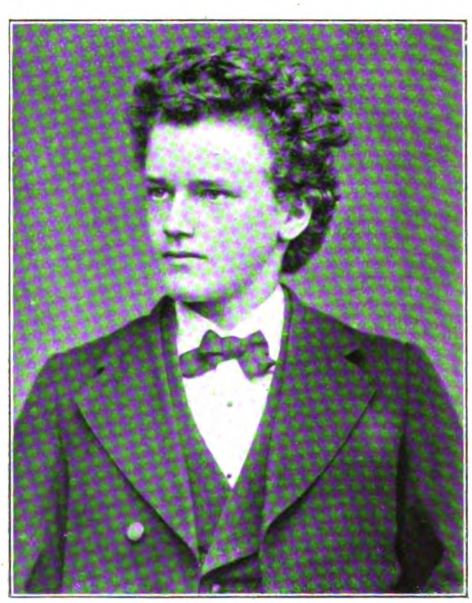
Die Kinderjahre, in denen das erste Bewußtsein erwacht und das Auge wie durch einen Schleier halb träumend die Menschen und Dinge seiner Umgebung zu erfassen beginnt, habe ich in Augsburg, der Heimat meiner Mutter, verlebt. Mein Vater war von Haus aus Physiker. Aber seine hervorragende technische Begabung hatte ihn Jahr und Tag nach meiner Geburt als Ingenieur in die bekannte Riedingersche Maschinenfabrik geführt. Er stand zu jener Zeit in harter Arbeit; wir sahen ihn nur während der Mittagstunden und des

Der Zweijährige

Abends. Um so mehr widmete sich mir die Mutter, und das Haus ihres Vaters, des hochbetagten Kirchenrates D. August Bomhard, das altertümliche Pfarrhaus zu St. Jakob, wurde das Paradies meiner ersten Jugend. Nach vielen Jahren habe ich diesem meinem Großvater ein Denkmal kindlicher Pietät gesetzt in dem Buche: „D. Georg Christian August Bomhard. Ein Lebensbild". August Bomhard beherrschte die deutsche Sprache in ganz besonderem Maße. Davon zeugen heute noch seine in ihrer Art klassischen Predigten. In der Jugend hatte er gemeinsam mit seinem Bruder Christian, dem bekannten Schulmann, eine vielgelesene Dichtung: „Symposion. Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung", geschrieben. Den Drang zum Fabulieren, die Freude am Verdichten habe ich wohl von meinen fränkisch-thüringschen Vorfahren, den Bomharden, geerbt. — Freundliche Erinnerungen tauchen empor, wenn ich zurückblicke in jene fernste Zeit meines Lebens: die ehrwürdige Gestalt des gütigen Großvaters im silberweißen Haar, die jüngeren Geschwister meiner Mutter, nicht zu vergessen die alte Köchin zwischen den blitzblanken Kupfergeschirren der hellen Küche. Kleine Erlebnisse aus meinem dritten Jahre stehen greifbar vor mir. Noch heute sehe ich mich ernsthaft sitzen unter der Taufgesellschaft, die an der Wiege des Schwesterchens versammelt ist. Aber auch düstere Bilder steigen auf in meinem Gedächtnis: ich betrete an der Hand der Mutter einen öffentlichen Garten und erblicke viele Offiziersdamen, die mit Eifer Leinwand zupfen für die Soldaten draußen im Felde; ich höre Wagengerassel unter unsrer Wohnung, man hebt mich ans Fenster, und der ahnungsvolle Kinderblick ruht auf einem Zug verwundeter Krieger. Man schreibt das Jahr 1866. —

Mein Vater arbeitete sich bald in eine leitende Stellung empor; aber trotz der schweren Geschäftslast fand er nun doch immer wieder Zeit, sich liebevoll mit seinem Jungen abzugeben. Etwa im fünften Lebensjahre begann ich mit dem Bleistifte zu hantieren. Vater zeichnete mir allerhand Figuren vor, ich versuchte sie nachzubilden. Auf eigne Faust aber schuf ich mit Vorliebe Hexenbilder gräßlicher Erfindung — alte Weiber mit langen, fliegenden Haaren, Unholdinnen, die auf Besenstielen hoch über Dörfer und Städte dahinritten und gefangene Kinder bündelweise an dicken Seilen hinter sich herschleppten. Meine Mutter hat alle diese Kunstwerke lange Zeit pietätvoll aufbewahrt. Sie hoffte wohl im geheimen, es werde sich aus dem Schmierer unversehens ein großer Maler entpuppen!

Ich war eben erst sechs Jahre alt geworden und lernte seufzend und stöhnend die Anfangsgründe der Lesekunst. Da berief das Vertrauen des Ministers meinen Vater als Rektor der Gewerbeschule nach Landshut in Niederbayern. Die schöne Stadt der bayrischen Herzoge mit ihren zwei großartigen Hauptstraßen und ihren mittelalterlichen, hochgiebeligen Häusern, der himmelanstrebende Martinsturm, das altersgraue Fürstenschloß auf dem bewaldeten Hügel, die grüne, rauschende Isar mit ihren Hochlandflößen, wechselnden Sandbänken und weitgedehnten Auen — wie tief haben sich mir damals die freundlichen Bilder ins Herz gegraben. Welliges Land mit deinen wogenden Kornfeldern, trutzigen Einzelhöfen, dunkeln Wäldern — aus dir habe ich in den entscheidenden Knabenjahren die Liebe zur Natur getrunken, die, wie ich glaube, alle meine Schriften durchzieht.



August Sperl im fünfzehnten Lebensjahre

Digitized by Google

August Sperl (jüngste Aufnahme)

Der ernste, vielbeschäftigte Vater stand in jener Zeit noch fern und hoch über mir. Um so näher aber seine treue Lebensgefährtin, die schöne, geistvolle, kindlich-fromme, im Grunde schwermütige, nach außen allzeit gleichmäßige, fröhliche Mutter, die mit jedem Menschen nach seiner Art zu verkehren, jedes unscheinbare Erlebnis in wunderbar plastischer Form wiederzugeben verstand und gern auf jede Geselligkeit verzichtete, unter der ihre Kinder zu kurz gekommen wären.

In mein achtes Lebensjahr flammte das Wetterleuchten des großen Krieges. Ich sehe noch die Jäger ihre Seitengewehre und die Kürassiere ihre Pallasche armweise über den langen Holzsteg der tosenden Isar zur Schleifmühle tragen, ich sehe noch die zahllosen Gefangenen, die gelben Zuaven und die schwarzen Turkos im Kasernenhofe lungern, die Offiziere in ihren weiten roten Hosen waffenlos, mit traurigen Gesichtern unter den Alleebäumen promenieren, und ich besitze heute noch die vergilbten Blättchen, auf denen die inhaltschweren Siegesnachrichten in die Häuser flatterten. Ich erinnere mich aber auch noch sehr wohl, daß die stolzeste Botschaft, daß der Fall von Paris fast eindruckslos auf mich geblieben ist. Denn an jenem Tage schlief ja im schwarzen Särglein unser kleiner Bruder starr und still unter den flimmernden Kerzen. —

Im April 1875 — ich zählte noch nicht dreizehn, das Schwesterlein, der gute Kamerad, noch nicht zehn Jahre — ward mein Vater an eine fränkische Mittelschule berufen. Frohgemut begrüßten wir Kinder die große Veränderung in unserm Dasein. Wir wußten nicht, daß gerade jetzt die glücklichste Zeit unsrer Jugend für immer versank. Der Vater entdeckte in seinem neuen Amte arge Unregelmäßigkeiten, zu denen er nicht schweigen konnte, fand aber bei seinen Vorgesetzten wenig guten Willen. Trotz aller praktischen Veranlagung zeitlebens Idealist, vermochte er gar nicht zu begreifen, daß im Getriebe des Staatslebens Recht durchaus nicht immer Recht bleiben darf, daß es mitunter gebeugt und geknebelt werden muß zugunsten der Räson. Unbeirrt ging er seinen Weg, den Weg der Pflicht. Aber der harte Kampf untergrub seine Gesundheit. Jahrelang hingen die Wolken der Sorge über uns. Damals habe ich in alle Poren eingesogen die heiße Verehrung für Menschen, die lieber zugrunde gehen als von ihrer Ueberzeugung lassen, und ich fühlte halb unbewußt in meiner Knabenseele, „daß der Erfolg kein Maßstab für den sittlichen Wert einer Handlung sei". Es bleibt mir unvergeßlich, wie der Vater einst während des bittersten Kampfes seinen Jungen zu sich rief und ihm — wohl zum eignen Troste — das stolze Gedicht des Grafen Auersperg vorlas, das anhebt mit den Worten:

Man schreibt auf manchen Stein:
‚Er hatte keinen Feind!'
Als Lobspruch ist's gemeint,
doch schließt's viel Schlimmes ein —

und endet mit der dringenden Bitte:

O raubt mir nicht am Grabe
noch meine beste Habe:
die Feinde, deren Zorn
mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
von jenem Worte rein
laßt meinen Stein!

Wie Frau Berchta in meiner Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj" das Antlitz meiner Mutter, so trägt auch dieser und jener Mann in meinen andern Werken Züge meines Vaters. — Ein Freund meiner Muse sagt, ich schreibe, als ob es weder Franzosen noch Norweger gäbe — ich borge nicht, sondern ich lebe vom eignen Vermögen. Es ist nicht das eigne Vermögen, es ist das Erbe eines kerngesunden, auf christlich-germanischer Weltanschauung aufgebauten Familienlebens, dem ich mein leibliches und geistiges Dasein verdanke.

Einfahrt zum Schlosse Trausnitz, dem Wohnsitz von August Sperl

Digitized by Google

Phot. F. Frey Söhne, Amberg

Unter dem Lazaruskreuz: Beſuch bei Schweſter Helene Sperl in Amberg

Wenn ich mich aber beſinne, welche Poeten denn eigentlich zunächſt auf meine Entwicklung Einfluß hatten, ſo ſehe ich, daß manche Kapitel der „Fahrt nach der alten Urkunde“ unverkennbar unter dem Zeichen Adalbert Stifter entſtanden ſind. Dickens und Konrad Ferdinand Meyer, Scheffel als Dichter des „Ekkehard“ und Freytag als Schöpfer des „Neſt der Zaunkönige“ und der „Bilder aus deutſcher Vergangenheit“, in geringerem Grade als man glauben ſollte auch Walter Scott haben über meinem erſten poetiſchen Schaffen geleuchtet. Dem Dichter der „Uarda“, Georg Ebers, werde ich ſtets ein dankbares Andenken bewahren; denn er hat mir durch eine freundliche Beſprechung meiner „Fahrt“ den erſten Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt.

Mich intereſſiert vor allem der geſunde Menſch im Kampf um die höchſten Güter des Lebens. Ich bin kein Verneiner, ſondern ein freudiger Bejaher des Lebens; ich glaube und weiß, daß nichts unter der Sonne troſtlos iſt — denn ich bin ein Chriſt. Ich ziehe den Hut vor den großen Naturaliſten, aber ich liebe ſie nicht. Ich glaube nicht, daß man die Menſchen beſſert und hebt, wenn man ihnen alle Höllentiefen des Laſters kunſtvoll vor Augen führt. Und ich frage, ob wir denn willenlos unſre Nerven auf jede fremde Violine ſollen ſpannen laſſen zu mißtönigem Spiele? Von einer ungeſunden Problemſucherei, an der die Kunſt unſrer Zeit ſo vielfach laboriert, will ich nichts wiſſen, namentlich nicht, wenn es ſich um das Verhältnis zwiſchen den beiden Geſchlechtern handelt. Man mache nur einmal den Verſuch und rücke ſolche Problemchen hinein oder hinaus in Epochen wirklicher Konflikte, ſeien dieſe nun religiöſer oder politiſcher Art, in Epochen, wo es ſich nicht um Luſt oder Unluſt, ſondern um Kopf und Ehre handelt, und ſie werden wie Nebelgebilde zerflattern. Zu allem aber bin ich ſo altmodiſch wie Frau Berchta in den „Söhnen des Herrn Budiwoj“: Ich glaube, daß man auch nicht ſingen darf, was man nicht ſagen darf vor keuſchen Frauen. Denn das Heiligſte auf Gottes Erde iſt mir ein edles Weib. —

Im November 1876 verlangte mein leidender Vater die Verſetzung in den Ruheſtand und zog mit ſeiner Familie nach München. Zur Ergänzung des ſchmalen Ruhegehaltes ſah er ſich veranlaßt, Zöglinge ins Haus aufzunehmen. Aus dieſen kleinen Anfängen entwickelte ſich nach kurzer Zeit — lediglich durch Empfehlung von Mund zu Mund — ein Erziehungsinſtitut, dem die Eltern mit hingebender Treue vorſtanden. So habe ich die letzten fünf Jahre meiner Gymnaſialzeit in der bayriſchen Hauptſtadt verlebt. Eine Reihe meiſt hochachtbarer, fähiger Lehrer hat mir die vom Staate mit allen Vorrechten ausgeſtattete „klaſſiſche Bildung“ beizubringen verſucht. Aber ich klage, wenn ich an die beſten, in öden grammatikaliſchen Studien und unfruchtbaren Stilübungen vergeudeten, einem im Kern veralteten Bildungsideale geopferten Jugendjahre zurückdenke. Und was wirklich groß und unvergänglich war in unſerm Bildungsſtoffe, was der Jugend auch in Zukunft in irgendeiner Form erhalten bleiben muß, die römiſchen und griechiſchen Klaſſiker, wie ſündhaft geiſtlos wurden ſie im allgemeinen mit uns geleſen! Nur einer von all jenen Lehrern ſteht als Ausnahme, als unvergeßliche Ausnahme in meiner Erinnerung — der große Rektor Wolfgang Bauer; und dankbar gedenke ich deſſen, was er uns in ſeinen geiſtvollen

Digitized by Google

Horazerklärungen gegeben hat auf Lebenszeit. Der Stoff allein ist's nicht, die Menschen sind's, die dem Stoff das Leben einhauchen. — Im Sommer 1881 bestand ich die Absolutorialprüfung und stülpte mit einem Seufzer der Erleichterung die rote Mütze über die Locken. Aber nach etlichen Tagen ward ich todkrank am Typhus. Als ich mich wieder vom Schmerzenslager erhob, war ich trotz meiner sehr beträchtlichen Leibeslänge untauglich zum Militärdienst. Zu meinem Verdruß konnte ich auch in den ersten Semestern die Waffe nicht schwingen. Das habe ich allerdings später in Spiel und Ernst nachgeholt. Im Winter des Jahres 1881/82 schloß ich mich den in München studierenden Inaktiven der Erlanger Burschenschaft „Bubenruthia" an, ging dann im Sommer nach Erlangen und verkehrte auch dort ausschließlich im Kreise dieser Studentenverbindung. Mit Vergnügen denke ich noch an jene Zeit und an die strammen Bubenreuther von damals, unter denen ich so manchen Freund fürs Leben gewonnen habe. Daß ich einst ein Mann der Feder sein werde, dachte ich nicht im Traume. Angeregt durch Wolfgang Bauer und im Hinblick auf das Institut der Eltern hatte ich mich dem Studium der klassischen Philologie zugewandt, hörte zunächst naturwissenschaftliche Vorlesungen und arbeitete dann in Tübingen und wieder in München schlecht und recht, fast nur auf eigne Faust und mit sträflicher Mißachtung der Kollegien und Seminare, der Pflanzstätten rechtgläubiger Philologen. Im Herbst 1886 bestand ich das Staatsexamen und brachte den Eltern mit vergnügtem Gesicht ein gestempeltes Blatt Papier, das mir die Aussicht auf alle Stufen des Gymnasiallehramtes eröffnete. Aber es sollte anders kommen. Da ich keine Neigung hatte, die Anstalt der Eltern weiterzuführen, erwarb der Vater ein bei Amberg in der Oberpfalz gelegenes Gartengut. Im Herbst 1886 siedelten wir in die alte Heimat der Familie über. Von jener Zeit an arbeitete der alternde Vater regelmäßig im oberpfälzischen Archiv an unsrer Familienchronik. Mich aber zog's ohnedies schon längst zum Studium der Geschichte, und ehe ich's recht wußte, saß auch ich, geschmückt mit dem etwas langwierigen Titel eines bayrischen Reichsarchivpraktikanten, in fröhlicher Arbeit hinter den vergitterten Fenstern des Königlichen Kreisarchivs Amberg. Nicht nur mein Vater, sondern alle meine Vorfahren sind also schuld an dieser Gestaltung meines Lebens. Ich aber danke es ihnen zeitlebens, und wenn ich wider Erwarten noch einmal zur Welt kommen sollte, dann wähle ich ohne Besinnen zum zweitenmal den Beruf des Archivars.

Noch immer dachte ich nicht an poetische Betätigung, habe also kaum jemals ein eigentliches Jugendgedicht verbrochen. Dann aber ist es urplötzlich über mich gekommen. Es war ein wundervoller Sommertag auf dem Johannisberg weit hinter Amberg — da ward ich mit Entzücken gewahr: anch' io sono pittore. Die ersten guten Verse flossen, und das Hochgefühl der Kunst ergriff mich mit einer Gewalt, daß ich heute noch mit Lächeln des unsagbaren Taumels meiner Empfindungen gedenke. Im Laufe der Zeit habe ich dann allerdings auch zur Genüge erfahren, daß die Kunst ihren Jüngern immer wieder Martern bereitet, von deren Bitternissen eben nur diese Jünger zu reden vermögen.

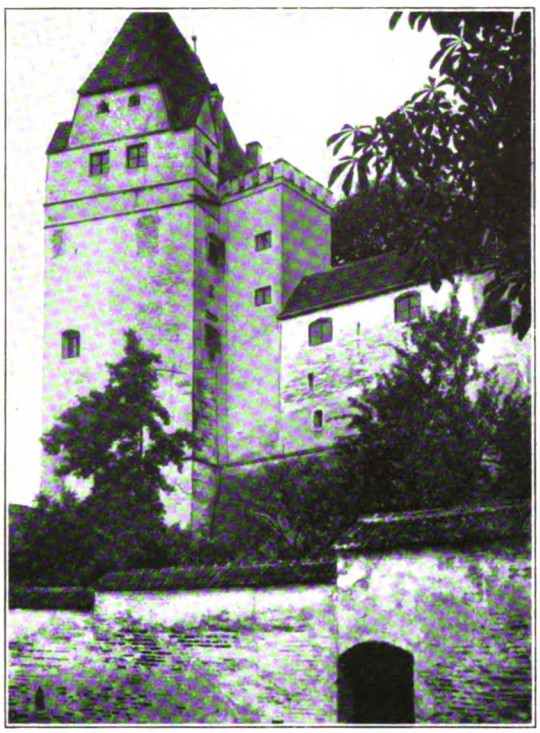
Ein Leben, das ausschließlich der Kunst gewidmet wäre, wollte ich mir nicht wünschen. Den größten Teil des Tages bin ich Archivar, bin ich der nüchterne Verwalter anvertrauten Staatsgutes. Mein Amt ist der Boden, auf dem ich stehe; meine Kunst ist die Höhenluft, zu der ich in Feierstunden emporsteige aus den Niederungen des Tales. Aber aus den vergilbten Pergamenten und Papieren, aus der verblaßten Schrift versunkener Jahrhunderte spricht unablässig zu mir die tausendgestaltige Vergangenheit, gibt meinem Blute die Nahrung und treibt mich zu freiem Schaffen. So erfahre ich stets aufs neue die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie frei und genießt des Lebens."

Meine „Fahrt nach der alten Urkunde" ist aus familiengeschichtlichen Forschungen herausgewachsene Dichtung. Eine wohl ins graue Mittelalter zurückreichende Geschlechtssage, die Altvordern seien einst aus Böhmen eingewandert, hat mich zu Studien in der altböhmischen Geschichte geführt. Dort fand ich den gewaltigen Stoff zu der Romandichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj" — vielmehr nicht ich, sondern mein Vater. Als dieser eines Tages den Finger auf die Stelle in Bernaus „Album der Burgen und Schlösser im Königreich Böhmen" legte und sagte: „Du — das wär' etwas!" — da sah ich allerdings, daß es was war. — Früchte meiner Beschäftigung mit der Geschichte der Gegenreformation

Phot. F. Frey Söhne, Amberg

August Sperl mit seiner Tochter Helene

Digitized by Google



Der Wittelsbacher Turm auf der Trausnitz

in der Oberpfalz sind nicht nur meine Doktordissertation und die Abhandlung über den oberpfälzischen Adel zur Zeit der Gegenreformation, sondern auch der Roman „Hans Georg Portner“ und die Novelle „Hochpreisliche Dekrete“ in dem Sammelbande „So war's!“ Aus der Gegenwart heraus habe ich den Sang „Fridtjof Nansen“ geschrieben und in seinen Versen die Summe meiner Weltanschauung niedergelegt.

Man hat mich wohl schon einen rückwärts gewandten Geist genannt. Ich lasse diese Bezeichnung in gewissem Sinne gelten. Denn ich trachte allerdings danach, im Wirrsal der gegenwärtigen Erscheinungen Klarheit zu gewinnen aus der Betrachtung der ewig stillstehenden Vergangenheit. Und ich beklage, daß den führenden Geistern unsers Volkes immer mehr das Bewußtsein von der Notwendigkeit historischer Erkenntnis entschwindet — der doch ein Bismarck nicht zum geringsten Teil seine Erfolge verdankte.

Der historische Roman erfreute sich bis vor kurzem keines guten Rufes, und heute noch beten viele gedankenlos das Wort nach, er habe sich überlebt. Die Macht der Phrase ist unerforschlich — mir dünkt, sie gewinne auch im Lande der Denker und Dichter tagtäglich größeres Bereich. Es muß ja ohne weiteres zugegeben werden, daß in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des historischen Romans viel Schreckliches verbrochen wurde. Aber soll deshalb die ganze Gattung der Verdammnis anheimfallen? Und muß denn jede neue Erscheinung unweigerlich mit einer alten Aufschrift versehen in das längst hierfür vorhandene Schubfach gelegt werden? Kann und wird sich ein Künstler jemals von vorgefaßter Schulmeinung die Wahl seiner Stoffe diktieren lassen? Die Kunst ist frei. Pflicht der Kritik aber ist, daß sie Gerechtigkeit übe. — Zwei Klippen hat der Finder historischer Mären zu meiden: die Gelehrsamkeit und die Vergewaltigung der Tatsachen. Wohlverstanden: mit der Gründlichkeit eines Professors muß er sich in den fernen Zeitraum versenken, bis er ihm zur selbstverständlichen Umgebung wird. Dann aber den Staub von den Kleidern und empor in den Aether der Kunst! — Wie weit ich diese Klippen vermieden habe, müssen andre beurteilen. Ich weiß nur eines: meine historischen Forschungen beruhen auf völlig andrer Gehirntätigkeit als das freie künstlerische Schaffen, und rein unmöglich ist es mir, in unmittelbarer Folge zu studieren und dann noch frei zu gestalten. Die Grenzen, die dem historischen Roman gezogen sind, kenne ich wohl. Zeitlich dürfen wir kaum über das dreizehnte Jahrhundert, also über die reichfließenden Zeugnisse der Minnesänger zurückgreifen. Halt müssen wir machen, wenn es sich um geschichtlich scharf umrissene Gestalten handelt; die fügen sich nur mit Widerstreben in den Rahmen der Dichtung — in den Mittelpunkt dürfen sie wohl überhaupt niemals treten. Zitieren wir sie, dann sind wir verpflichtet, auf Begehren über unsre Auffassung bis ins Kleinste Rechenschaft zu geben. So glaube ich auch meine von der landläufigen Schulmeinung erheblich abweichende Auffassung Rudolf von Habsburgs in der Romandichtung „Die Söhne des Herrn

Die Wohnungen der beiden Archivare auf dem Schlosse Trausnitz

Digitized by Google

Budiwoj" sieghaft gegen jede Kritik verteidigen zu können. — Wehe dem historischen Roman, der nach dem Oel der Studierlampe röche! Warnend klingt auch hier ein Wort von Anastasius Grün:

Dichter, schaffet kein Gebild,
dem ihr Seele nicht könnt bringen,
das nicht ganz von Leben quillt.

Weh, als unberufne Väter
klagt einst das Gebild euch an,
und ihr steht als Uebeltäter
vor dem Thron der Muse dann.

Zehn Jahre war ich Archivar in Amberg. Dort sind die Werke „Fahrt nach der alten Urkunde", „Die Söhne des Herrn Budiwoj", „Fridtjof Nansen" und „Hans Georg Portner" entstanden. Der oberpfälzische Abschnitt meines Lebens und Schaffens liegt nun wohl völlig abgeschlossen hinter mir. Zu Besuch aber weilen wir gern im hochgelegenen Vaterhause am Mariahilfberg. Dort hat meine Schwester bald nach dem Heimgange der Eltern mit dem Chirurgen Dr. Dörfler eine Heilanstalt gegründet und wirkt nun in Gemeinschaft mit einer treuen Freundin unter dem Lazaruskreuze im Dienste der Kranken und Elenden.

— — — — — — —

Seit „Hans Georg Portner" habe ich keine größere Dichtung mehr veröffentlicht. Im Jahre 1901 rief mich das Vertrauen der Fürsten zu Castell nach Unterfranken. In sechsjähriger Arbeit habe ich das reichhaltige Archiv des Hauses und der alten Grafschaft von Grund aus geordnet und das historische Werk „Castell" geschrieben. Diese „Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes" sind aber nichts weniger als ein höfisches Geschichtsbuch. Meine ritterlichen Herren ließen mir freie Hand, auch das Intimste aus der Vergangenheit ihres Geschlechtes ungeschminkt darzustellen, und geben dadurch ihren Standesgenossen ein Vorbild freimütiger Gesinnung. Es war ein Genuß, diese documenta humana aus der so oft verkannten, nach zufälligen Aeußerlichkeiten beurteilten und verurteilten obersten Schicht unsers Volkes auszugraben und zu verarbeiten.

Mußte hier der Poet hinter den Historiker zurücktreten, so fand ich doch immer wieder Nebenstunden zu freiem Schaffen. Vor einigen Jahren habe ich den Novellenband „Kinder ihrer Zeit" herausgegeben; aus alt- und neucastellschem Boden aber wuchs allgemach mein Roman „Richiza" empor. Ganz anders als die schwermütige Landschaft der Oberpfalz ist das Wald-, Wein- und Obstland Unterfranken, und freudig nahm ich die neuen Bilder in mich auf. Was mir die Buchen des Steigerwaldes im grünen Kleide des Sommers und im Schnee des Winters, was mir das wellige Vorland bis hinab an den Mainstrom im Sonnenglaste und im Mondschein auf meinen ausgedehnten Ritten erzählte, das habe ich in die schönste Sage des Grafenhauses gewoben und sende die Dichtung von Leid und Not und Kampf und Sieg Jung-Friedels und seiner Richiza als letzten Abschiedsgruß an die zurückgebliebenen Freunde im geliebten „Casteller Ländchen". — — —

Blick vom Schlosse Trausnitz auf Landshut

Vor einem Jahr verließ ich mit Frau und Kind das Dorf am Steigerwald und kehrte als Kreisarchivar in den Staatsdienst zurück. Aus einem glücklichen Familienleben wächst mir von Tag zu Tag neue Schaffenskraft. Je bedenklicher unter einer sinkenden Sonne die Schatten über den Weg wachsen, desto lieber wird einem das Leben, die Arbeit. Je nun, wie Gott will. Aber nach weiter Wanderung bin ich ja wieder eingezogen ins Land der Jugend. In den Ringmauern des Herzogschlosses Trausnitz, das nun den Zwecken des Archives dient, hoch über den Gassen der alten Stadt Landshut, durch die ich einst den Schulranzen getragen habe, schreibe ich diese Zeilen der Erinnerung. Mit Gott — ich nehm's als ein Omen!

Digitized by Google

Die „erste“ deutsche Frau

Ein Lebensbild

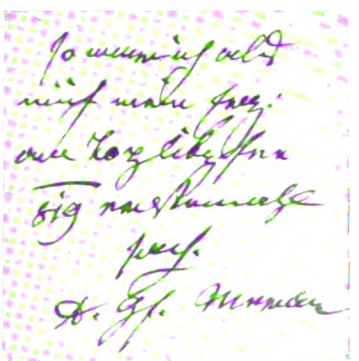
von

Anton Schlossar

(Hierzu vierzehn Abbildungen)

Die drei Märztage des Jahres 1848, die so verhängnisvolle Ereignisse in der österreichischen Residenzstadt Wien hervorbrachten und denen bis gegen das Ende des genannten Jahres eine kampfdurchtobte Zeit folgte, lenkten die Aufmerksamkeit auf einen Prinzen des österreichischen Kaiserhauses, der bis dahin still und zurückgezogen zumeist in den Bergen der Steiermark gelebt hatte. Es war dies Erzherzog Johann. In jugendlichen Tagen, zur Franzosenzeit, stand er als Soldat seinen Mann, später hatte er mancherlei Anfeindungen von der Hofpartei zu erdulden, so zog er sich allmählich immer mehr zurück, widmete sich den Wissenschaften und sorgte mit segenvollem Eifer für das schöne Gebirgsland. Nicht auf kriegerischem Felde, sondern auf dem der Kulturentwicklung für jenes Land zu wirken, war sein Bestreben. Seit dem Jahre 1811, in dem er in Graz jenes großartige Institut zur Förderung aller wahrhaft praktischen Kenntnisse zunächst aus eignen Mitteln gegründet, das einen weit über Oesterreichs Grenzen reichenden Ruf erlangt hat und als „Joanneum“ seinen Namen trug, wurde er in der Steiermark und den angrenzenden Alpenländern bald eine hochverehrte und gefeierte Persönlichkeit. Das Alpenland aber betrachtete er nun als seine wahre Heimat, im Jägergewande durchzog er Berg und Tal, verkehrte leutselig mit dem einfachen Volke, half demselben mit Rat und Tat, wo er konnte, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dessen Wohl zu fördern. Auf wirtschaftlichem Gebiete bedeutet seine Wirksamkeit im Lande geradezu einen Markstein in der Entwicklung, und seine treudeutsche Gesinnung war überall gerühmt, wo überhaupt Deutsche wohnten. Das Wort vom einigen Deutschland, das der Erzherzog beim Festmahl im Schlosse Brühl am Rhein als Gast des Königs Friedrich Wilhelm IV. im September 1842 in einem Trinkspruch aussprach, war durch alle Lande geflogen, und wenn möglich vermehrte es noch des Prinzen Volkstümlichkeit nach außen hin. Diese Volkstümlichkeit erreichte den Gipfel, als Erzherzog Johann eine anmutige Tochter des Volkes ehelichte, der er seine herzliche Neigung zugewandt. Diese Eheschließung mit der schönen Aufseeerin Anna Plochl erfolgte allerdings gegen den Wunsch der Hofkreise, aber nicht ohne ausdrückliche schriftliche Billigung des Kaisers Franz; sie hat des Fürsten häusliches Glück bis zu dessen letztem Atemzuge begründet. Als aber im Juni 1848 Erzherzog Johann von der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser gewählt erschien, da huldigten die Vertreter Deutschlands und Deutschösterreichs bei seinem Einzuge in der alten Reichsstadt nicht nur ihm, sondern auch seiner Gemahlin. Sie, die bisher still an des Fürsten Seite, allerdings längst schon vom Kaiser zur Baronin Brandhof erhoben, in Steiermark gelebt, wurde mit einem Male ebenfalls mit fürstlichen Ehren vom Volke gefeiert, in Wien und in Frankfurt und überall auf deutschem Boden, wohin sie kam, wurde sie als „erste deutsche Frau“ mit Ehrerbietung empfangen. Ihr edler Charakter, ihre Herzensbildung, alle ihre trefflichen Eigenschaften des Gemütes fanden damals ihren Lohn in der Begeisterung des Volkes, die sie aber scheu und fast zaghaft entgegennahm, denn sie hatte nie etwas andres sein wollen als dem verehrten

Miniaturbild Anna Plochls, der späteren Gräfin von Meran, aus dem Jahre 1819, als sie Erzherzog Johann kennen lernte



Eigenhändige Unterschrift auf der Rückseite des Miniaturbilds (ca. 1884)

Digitized by Google

Zusammentreffen des Erzherzogs Johann mit seiner späteren Braut bei Irdning gegenüber dem Grimming und dem Schlosse Trautenfels (1822)

Nach dem Aquarell von Mathias Loder

Erzherzog eine liebende Gemahlin. Diese merkwürdige und sympathisch berührende Frauengestalt soll den Gegenstand der nachfolgenden knappen Darstellung bilden. Es ruht ein romantischer Schimmer im besten Sinne des Wortes auf dem Lebensgeschick der, die später als Gräfin von Meran die Stammutter eines vornehmen Geschlechtes wurde. Schon die Erzählung der ersten Bekanntschaft des Prinzen mit Anna mutet wie ein Idyll an. Im Spätsommer des Jahres 1819 machte er, wie schon seit einigen Jahren, bei seinen Bergfahrten einen Ausflug in das prächtige Seegebiet von Aussee und kam mit seinen Begleitern auch zu dem einsamen, felsumgebenen Töplitzsee nordwestlich von Aussee, der nur durch einen kleinen Landstrich von dem größeren und ansehnlicheren Grundelsee getrennt ist. Als sich das Schiff dem Ufer näherte, wurde die Gesellschaft von einigen Mädchen empfangen, die, in die malerische Landestracht gekleidet, dem Erzherzog ihre Huldigung darbrachten; unter ihnen erregte eine durch ihre Anmut und liebliche Natürlichkeit sowie durch sinnigen Ernst des Prinzen Aufmerksamkeit. Es war dies Anna, die Tochter des Postmeisters Plochl zu Aussee. Man begab sich hierauf in das heute noch bestehende Gasthaus zum Ladner am Grundelsee, wo noch andre Bewohner Aussees zum Empfange sich eingefunden hatten, und ein kleines Fest bei steirischer Alpenmusik mit anmutigem Steirer Tanze entwickelte sich und vereinigte in heiterer Gemütlichkeit die Gesellschaft. Manche andre Ausflüge ins Gebirge unternahm damals und später der Erzherzog von Aussee aus; dabei war auch Anna öfter anwesend, und seine Neigung wendete sich ihr immer mehr zu. Er pflegte nun alljährlich Aussee zu besuchen. Der ernste Sinn des Fürsten prüfte zunächst bedächtig

Anna Plochl als Braut des Erzherzogs Johann (1822)

Nach dem Aquarell von Mathias Loder

Digitized by Google

Erzherzog Johann und Anna Plochl im Jahre 1822
Nach Bleistiftskizzen von Mathias Loder

seine Neigung und überzeugte sich vorsichtig, daß Anna Plochl derselben würdig war sowie auch, daß sein Gefühl warme, innige Erwiderung fand. In knappen aber ehrlichen Worten hatte der Erzherzog dem Mädchen seine Zuneigung kundgegeben, nachdem er schon einige Jahre mit ihm bekannt geworden. Es geschah dies namentlich im August des Jahres 1822, wo er in Begleitung seines vertrauten Sekretärs Zahlbruckner bei Irdning im Ennstale mit Anna zusammentraf, die ihre kleine Schwester zu einem Arzte jener Gegend führte. Im Angesichte des mächtigen felsigen Bergkolosses des Grimming, gegenüber dem aufragenden Schlosse Trautenfels faßte sie der Prinz bei der Hand und sprach, sie ins Auge fassend: „Nanni, ich lasse nicht von Ihnen." Mit diesen Worten hatte er aber auch den Vorsatz gefaßt, sie durch des Priesters Segen als Gemahlin heimzuführen, freilich dabei schon ängstlich besorgt, ob ihm die Erlaubnis seines kaiserlichen Bruders Franz zu dieser Vermählung gegeben würde. Er verehrte diesen seinen Kaiser und Herrn zu sehr, als daß er gegen dessen Willen gehandelt hätte, auch auf die Gefahr hin, für die Zeit des Lebens sein eignes Glück aufgeben zu müssen. Selten war es ihm gegönnt, wenn auch nur kurze Zeit mit Anna unbeobachtet zusammen zu sein, um die Zukunft zu besprechen. Im September 1822 hatte er eine Fahrt nach Salzburg unternommen, wohin auch Anna von einem Besuche ihres Bruders in Braunau zurückgekehrt war. Es wurde in Salzburg eine kurze Besprechung möglich, und als der Erzherzog nach Steiermark zurückfuhr, blieb er in St. Ilgen auf der Post zu Mittag. Dort erreichte auch der Wagen des auf derselben Strecke zurückkehrenden Mädchens das Gefährt des Prinzen, und als der ihm bekannte Postmeister des Ortes ihn persönlich mit den eignen Pferden weiterführte, konnte eine Strecke weit bis vor Ischl Anna in des Erzherzogs Begleitung fahren. Dies war seit langer Zeit das erstemal, daß eine eingehende Besprechung zwischen beiden erfolgen konnte. Vor Ischl aber verließ Anna den Wagen. Diese Fahrt hat wahrscheinlich Veranlassung zu der Fabel gegeben, Anna habe als Postillon verkleidet den Erzherzog selbst, die Pferde lenkend, geführt, und als dieser in dem schmucken Postillon ein Mädchen erkannte und ein Gespräch anknüpfte, seien des Prinzen Worte gefallen: „Sie haben sich meinethalb zum Manne gemacht, ich kann nicht weniger tun als Sie zur Frau machen," und die Velobung sei erfolgt. Levin Schücking hat in einer Novelle später die Geschichte in solcher Weise behandelt, auch liegt ein Gedicht von Friedrich Marx, betitelt „Das Posthaus zu Aussee", vor, in dem die Begebenheit ebenfalls in diesem Sinne dargestellt und übrigens schon im Titel als Sage bezeichnet erscheint. Tatsächlich hat diese Postillonsgeschichte außerordentlich weite Verbreitung gefunden, ja wird wohl heute noch von manchem geglaubt, ist aber, wie des Herzogs intime Aufzeichnungen und Briefstellen erweisen, eine Erfindung. Seitdem blieb aber der Erzherzog mit Anna in brieflichem Verkehr, der allerdings sehr vorsichtig geführt werden mußte, da es nicht nur im Volke, sondern auch bei Hof bekannt wurde, daß der Prinz zu dieser Ehe fest entschlossen sei. Die Briefe Annas wurden deshalb scheinbar an den vertrauten Sekretär des Erzherzogs gerichtet, seine eignen zumeist durch Vertrauenspersonen selbst dem Mädchen überbracht. Im Februar des Jahres 1823 unternahm der Fürst den schweren Schritt, den Kaiser Franz, seinen Bruder, selbst um die Einwilligung zur Ehe zu bitten. Der Ernst und die Festigkeit, womit der Erzherzog auftrat, aber auch die Liebe und Er-

Digitized by Google

gebenheit, die er dabei gegen den Kaiser bekundete, rührten das Herz des Monarchen, der sich zuletzt nicht abgeneigt zeigte, ja sogar seine schriftliche Bewilligung zur Eheschließung dem Prinzen übergab. Es ist daher historisch festgestellt, daß der Kaiser zunächst selbst der Verbindung nicht entgegenstand. Der Wortlaut der erwähnten Bewilligung findet sich unter den Nachlaßpapieren des Erzherzogs verwahrt. Allerdings war damit noch lange nicht alles erreicht. Nur zu bald machte sich der Einfluß der Umgebung des Kaisers geltend. Sein schriftliches Wort wollte er nicht zurücknehmen, er suchte jedoch durch Mittelspersonen aus der kaiserlichen Familie den Sinn des Prinzen umzustimmen. Erzherzog Johann bestand aber auf seinem Vorsatze und lehnte namentlich jeden Vorschlag einer Vermählung mit einer Prinzessin ab; er erklärte, daß, falls ihm durchaus diese Neigungsheirat nicht gestattet würde, „er dann für immer mit seinem Leben abgeschlossen habe und daß er als ehrlicher Mann keine andre mehr freien könne“. Zum Beweise seiner Gesinnung und seiner Liebe zu Anna faßte der Prinz sein Testament ab, in dem sie zur Erbin seines ganzen Besitzes eingesetzt war, und übergab ihr die Leitung seines Hauses zu Vordernberg in Steiermark, das mit dem von ihm angekauften Radgewerke in diesem schon durch seine Eisenindustrie ausgezeichneten Orte in Verbindung stand. Durch Verzögern und Hinausziehen glaubte man bei Hofe die Sache zur Erkaltung zu bringen, aber man irrte sich in dem festen Charakter des Prinzen. Wirklich dauerte es eine Reihe von Jahren, bis eine neuerliche ernste und eingehende Unterredung mit dem Monarchen diesen zur endgültigen gewünschten Entscheidung veranlaßte. Der Kaiser gab nun die Erlaubnis zur Trauung, die rasch erfolgen sollte, und umarmte den Bruder mit Tränen in den Augen, ihm das beste Glück wünschend. Der früher abgefaßten schriftlichen Bewilligung fügte Kaiser Franz die Worte bei: „Erneuert den 6. Februar 1829“, und in demselben Jahre fand die Vermählung in der Kapelle des Brandhofes statt. Dort und in Vordernberg führte nun die Gemahlin des Erzherzogs die Oberleitung des Haushaltes.*)

Die Erwähnung des Brandhofes, in dem diese edle Frau so viele Jahre gewaltet hat und ihre wirtschaftlich treffliche Leitung betätigte, wo sie so lange Zeit glücklich und zufrieden an der Seite des fürstlichen Gemahles zubrachte, macht es notwendig, in einigen Worten dieser für Steiermark so bedeutsamen und historisch merkwürdigen Stätte kurz zu gedenken. Der Brandhof war eine Bauernwirtschaft am Fuße des Seeberges im Hochschwabgebiete der Steiermark, nahe dem landschaftlich prächtig gelegenen Seewiesen. Erzherzog Johann hatte 1818 diesen Hof angekauft, um aus ihm eine Musterwirtschaft in landwirtschaftlicher Beziehung zu schaffen. Eine solche ist der Brandhof denn auch tatsächlich geworden zum Vorbilde und zum Segen der Bevölkerung des Oberlandes. Von 1823 bis 1827 wurde das Hauptgebäude vollständig umgebaut; vortreffliche Künstler, namentlich L. von Schnorr, führten die künstlerische Ausstattung der

*) Diese Mitteilungen gründen sich auf des Erzherzogs Johann eigenhändige ungedruckte Tagebücher und auf andre seiner Aufzeichnungen aus späterer Zeit, welche er sehr ausführlich abgefaßt und selbst zur Veröffentlichung bestimmt hatte, zu der es allerdings nie gekommen ist.

Empfang des Erzherzogs Johann durch Anna Plochl beim Ladner am Grundelsee
Nach dem Aquarell von Jakob Gauermann

Digitized by Google

Anna Baronin Brandhof als Jägerin (1836)

Innenräume durch, die trotz dieses Schmuckes einen gemütlichen ländlichen Charakter aufweisen. Die angebaute Kapelle, die anheimelnden früheren Räume des schlößchenartigen Baues sind bis heute pietätvoll bewahrt, nur haben des Erzherzogs Nachkommen nötige Zubauten und Erweiterungen vorgenommen. Rings um den stattlichen Wohnbau befinden sich die Gebäude des Dienstpersonals, die Ställe und andre Wirtschaftsbauten. Herrlicher Nadelwald umzieht das Ganze. Nicht fern vom Brandhof im Nordwesten zwischen der Aflenzer Staritze und der Zeller Staritze liegt das gemsenreiche Revier, das Erzherzog Johann angekauft, die Abstürze der sogenannten „Höll“ und des „Ringes“ mit ihren wilden Felsklippen bieten ein ergiebiges Jagdgebiet desselben; die dazu gehörigen Waldungen dienen dem Hochwild zum Aufenthalt, nicht minder ergiebig gestaltet sich in der näheren und ferneren Umgebung des Brandhofs die Jagd auf den „Hahn“, das heißt den Auerhahn.

Schon im Sommer des Jahres 1830 wurde des Erzherzogs Gemahlin auf dem Weingartenbesitz bei Marburg, den der Prinz zur Hebung der Rebenpflege erworben, durch den Besuch des Kaisers Franz und der Kaiserin erfreut, die Majestäten kamen ihr gütig und herzlich entgegen. Zu derselben Zeit fand etwas später auch ein Besuch des Kaiserpaares in Graz statt, wo der Erzherzog ebenfalls schon ein Haus besaß, in dem er meist längere Zeit mit der Gattin zubrachte. In einer überaus herzlichen Unterredung mit dem Kaiser daselbst bemerkte der Monarch gerührt, „sie möge seinen Bruder nur recht glücklich machen,“ ein Wunsch, der im vollsten Sinne des Wortes eingetroffen ist. Seitdem verfolgte Kaiser Franz das Geschick dieser trefflichen Frau mit reger Aufmerksamkeit und wandte ihr echt verwandtschaftliche Fürsorge zu. Um ihr die Stellung in den Kreisen des Hofes, wenn sie mit demselben zusammentraf, zu festigen, wurde Anna einige Jahre später zur Freifrau erhoben; sie erhielt von dem Orte, wo ihr fürstlicher Gemahl in der erwähnten Weise so segensreich wirksam war, vom Monarchen den Rang und Titel einer Baronin von Brandhof, auf ausdrückliches Verlangen des Erzherzogs keinen höheren. Von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie wurde sie überaus hochgeschätzt, die Brüder des Erzherzogs und deren Gemahlinnen kamen ihrer Schwägerin mit einer Liebenswürdigkeit entgegen, welche die lange „Prüfungszeit“, die bis zur Vermählung verflossen war, und manche Unbilden früherer Tage vergessen ließ. Insbesondere war auch die einstige Kaiserin von Frankreich und nunmehrige Herzogin von Parma, Marie Luise, der Gemahlin ihres Oheims Erzherzog Johann überaus herzlich zugetan. Mancher Besuch der kaiserlichen Familienmitglieder auf dem Brandhofe legte von der Sympathie Zeugnis ab, die sie für ihre jugendliche Schwägerin hegten. Die Erzherzoge Karl, Joseph und Ludwig und andre hatten gern mit ihren

Anna Baronin Brandhof
Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1836

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gemahlinnen in dem waldumschlossenen Hause, von der liebenswürdigen Hausfrau empfangen, als liebe Gäste geweilt. Die Gemahlin des Erzherzogs Karl, Henriette von Nassau, brachte derselben die wärmsten Gefühle entgegen und hatte insbesondere über den vom Kaiser bewilligten Ehebund innige Freude; leider ist diese edelherzige Fürstin in demselben Jahre 1829 schon in der Blüte ihrer Jahre gestorben.

Die Baronin von Brandhof selbst lebte wie ihr erzherzoglicher Gemahl nicht gern im lauten Treiben der Residenz, die sie ab und zu allerdings auf den Wunsch des Erzherzogs besuchte; sonst waren das Radgewerkhaus zu Vordernberg, der Brandhof, das Haus des Prinzen in Graz, seit dem Jahre 1843 das stattliche und bequem von diesem erbaute Palais in der genannten Stadt ihr liebster Aufenthalt. Daß sie den Fürsten auch nach Gastein, nach Tirol und nicht selten auf andern Reisen begleitete, ist wohl bei der Neigung der beiden Gatten zueinander selbstverständlich. Einige Wochen des Jahres brachte sie, wie erwähnt, auch in Wien zu, wo sie stets von den kaiserlichen Familienmitgliedern herzlich empfangen wurde. Die Kunde von der Vermählung des Erzherzogs Johann war, obgleich sie nicht von den Zeitungen gemeldet wurde, bald auch zu den übrigen Regentenhäusern Europas gedrungen. Als der Prinz im September 1837 in Vertretung des Kaisers bei den großartigen Militärmanövern im südlichen Rußland zu Wosnessensk teilnahm, wurde er von Kaiser Nikolaus und dessen Familie mit besonderer Aufmerksamkeit begrüßt und war meistens Gast bei der engsten Familientafel. Eines Tages erkundigte sich beim Zusammensein Nikolaus angelegentlich nach des Erzherzogs Gemahlin, bot ihm auch einen Kurier an für den Fall, daß der Prinz ihr schreiben wolle. Dieser hatte ein gutes lithographisches Bild nach Joh. Enders Gemälde von ihr bei sich und zeigte es dem russischen Kaiser. Der Kaiser nahm das Blatt an sich und erklärte trotz des sanften Protestes von seiten des Erzherzogs, es behalten zu wollen. „Es freute mich sehr,“ schreibt der Fürst in seinem Tagebuche von jener Reise, welchem diese Angabe entnommen ist. — Ueberaus beglückt war Erzherzog Johann, als ihm seine geliebte Gemahlin einen Erben schenkte, den er so sehnsüchtig erhofft hatte. Es war dies der 1839 geborene, bald darauf in den Grafenstand erhobene Franz Graf von Meran, der nun mit der denkbarsten Sorgfalt und ganz im Sinn der edeln Anschauungen seines fürstlichen Vaters erzogen wurde.

Das stürmische Jahr 1848 war herangekommen, und die stille, zurückgezogene Baronin von Brandhof sollte darin berufen sein, sogar eine Art von politischer Rolle zu spielen. Erzherzog Johann, als der nunmehr volkstümlichste Prinz des Kaiserhauses, war bei Abwesenheit Kaiser Ferdinands, der in Innsbruck weilte, berufen, die Stellvertretung des Kaisers in Wien zu übernehmen; bald darauf aber, am 29. Juni, wurde er von der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser erwählt. Er begab sich nach Frankfurt zur Uebernahme seines schwierigen Amtes, mußte aber noch einmal zur Eröffnungsfeier des österreichischen Reichstages nach Wien zurückkehren,

Erzherzog Johann als deutscher Reichsverweser mit Gattin und Sohn in Frankfurt a. M. (1848)
Lithographie nach einem Gemälde von C. Piloty

Digitized by Google

Der Brandhof um 1850
Lithographie nach einem Gemälde von J. Höger

wo auch seine Gemahlin mit dem Sohne Franz eintraf, um sodann gemeinsam die Reise nach Frankfurt zu unternehmen. Die Begeisterung, die damals dem Reichsverweser zuteil wurde, brachte man in Wien auch der Frau desselben entgegen. Jubelnd wurde diese am 19. Juni, ihrem Ankunftstage, von der Bevölkerung in Schönbrunn, wo das

Anna Baronin Brandhof (1849—1850)

Paar residierte, empfangen. Der Vizepräsident des Sicherheitsausschusses hielt, als sie im offenen Hofwagen, von Gardekavallerie als Ehrengarde geleitet, eingezogen war, eine Ansprache an die Gefeierte, worin er der Liebe der Bevölkerung zu Erzherzog Johann Ausdruck gab, als dem „Ersten in der Zahl der deutschen Männer", er pries sie als seine auserwählte edle Gemahlin und bemerkte unter anderm: „Ihre Tugenden erheben Sie an seiner Seite zur ersten unter den deutschen Frauen, und als solcher huldigen wir Ihnen in diesem Augenblick!" Die Huldigungen von seiten der Gardebataillone, der Akademischen Legion und andrer Korporationen nahmen während der zwölftägigen Anwesenheit der Baronin Brandhof in Wien kein Ende; wo sie erschien, jubelte ihr die Bevölkerung entgegen, Fackelzüge, Musikchöre und andre Festaufzüge folgten einander. Als am 22. Juli durch den Erzherzog die Eröffnung des konstituierenden Reichstages vorgenommen wurde, wohnte seine Gemahlin in der Hofloge der Feierlichkeit bei, und der Präsident unterließ nicht, auch derselben in seiner Rede zu gedenken, was mit endlosen jubelnden Zurufen aufgenommen wurde, für die sich die schlichte Frau mit Tränen in den Augen dankend verbeugte. Die verschiedenen Bataillone der Wiener Nationalgarde strebten nach der Ehre, die Gemahlin des nunmehrigen Reichsverwesers als Fahnenmutter bei der Einweihung ihrer Fahnen zu gewinnen, und Baronin Brandhof war stets gern bereit, bei den festlichen Einweihungen dieses Ehrenamt zu übernehmen, wobei ihr prächtig ausgestattete, auf Atlas und Seide gedruckte Gedichte und Blumenspenden

Digitized by Google

in Fülle überreicht wurden und sich jedesmal die Gelegenheit bot, den stürmischen Jubel und den Ausdruck der Begeisterung für die „erste deutsche Frau“ zu erneuern. In einem dieser Gedichte lautet eine Strophe:

Dem Herrlichen, der dich erwählt fürs Leben,
Dem liebend folgt und hoffend unser Blick —
Ihm hat das Schicksal Purpurglanz gegeben —
Du gabst ihm mehr, du gabst ihm Bürgerglück!

Anna Gräfin Meran (letztes Bild, 1884)

Als der Erzherzog mit seiner Gemahlin und dem Sohne anfangs August nach Frankfurt abreiste, wurden wie ihm so auch ihr auf der ganzen Reise stürmische Kundgebungen bereitet. Der Empfang bei der Ankunft in Frankfurt am 3. August war so glänzend und begeistert, wie er wohl seit Jahrhunderten keinem Fürstenpaar zuteil geworden. Die Frauen und Jungfrauen Frankfurts zumal wandten sich besonders an die viel Gefeierte, und ein ihr auch hier überreichtes Festgedicht enthält die schöne Stelle:

Willkommen, hohe Frau, des Gatten wert,
Hast du wie er den Ruf des Volks vernommen,
Hast dich getrennt vom heimatlichen Herd
Und bist zu uns aus fernem Land gekommen;
Hast deinen Tälern Lebewohl gesagt,
Den Bergen, deren Haupt so mächtig ragt,
Den Seen mit ihren sonnigen Gestaden,
Der Waldeskühle auf begrünten Pfaden! —

Es ist hier nicht der Ort, der verschiedenen Enttäuschungen zu gedenken, denen der Erzherzog-Reichsverweser während seiner anderthalb Jahre währenden Anwesenheit zu Frankfurt in politischer Beziehung ausgesetzt war, und des Schmerzes, der ihn überkam, da er seine dem Wohle Deutschlands und Oesterreichs gewidmeten Bestrebungen verkannt sah. Aber der Liebe und Verehrung muß gedacht werden, welche sich Erzherzog Johann und seine Frau bei Frankfurts Bürgern während jener Zeit in immer höherem Grade errungen. In der Wohnung des Reichsverwesers in der Großen Eschenheimer Gasse oder im Sommer in der Villa vor dem Bockenheimer Tor fanden sich zweimal in der Woche an den Empfangstagen der Baronin die hervorragendsten Notabilitäten der Frankfurter Gesellschaft ein. Alle wußte sie durch ihr anspruchsloses, einfaches Wesen zu gewinnen, Adlige und Bürgerliche brachten ihr Liebe und Verehrung entgegen. Das noch aufbewahrte Stammbuch weist die Ausdrücke dieser Verehrung und Anhänglichkeit

Schloß Schenna in Tirol; links das Mausoleum, in dem Erzherzog Johann und seine Gattin bestattet sind

Digitized by Google

nach, denen alle politischen Beziehungen fernliegen und die nur wahrhaft herzlichen Gefühlen innige Worte leihen. Tiefgerührt sah man Ende 1849 die erzherzogliche Familie scheiden, und noch Jahre hindurch später kam mancher innige Gruß zu Festzeiten oder am Geburtstage der Unvergessenen an sie nach Graz, wie zum Beispiel jenes Geburtstagsgedicht im Jahre 1851, das die Verehrte pries:

Die als ein Muster waltet im häuslich trauten Kreis
Und den erlauchten Gatten still zu beglücken weiß.

Im Jahre 1850 wurde der Baronin von Brandhof eine neuerliche Standeserhöhung zuteil. Der junge Kaiser Franz Joseph I. verlieh ihr den Titel einer Gräfin von Meran, wie ja ihr Sohn, der nun zur Freude der Eltern kräftig emporwuchs, schon lange Rang und Titel des Grafen von Meran innehatte. Die Vorliebe des Erzherzogs für Tirol, welches Land er seit der Jugend so hochgeschätzt und dessen Bewohner als so treue Patrioten er kennen und hochachten gelernt hatte, war der Grund dieses Adelsprädikates. Nur die mißlichen politischen Verhältnisse, welche ja den Erzherzog gezwungen, fast dreißig Jahre lang den Tiroler Boden nicht zu betreten, waren die Veranlassung, daß er seine segensreiche Tätigkeit dem andern Gebirgslande, der Steiermark, zuwandte. Im Jahre 1844 hatte er auch bei Meran einen Besitz in dem altberühmten Schlosse Schenna erworben und für seinen Sohn bestimmt. Bald darauf besuchte er mit der Gemahlin das Schloß, und viele Ehrungen wurden derselben bei jedem der öfter wiederholten Besuche von der biederen Tiroler Bevölkerung zuteil. Dies war ganz besonders der Fall, als im Jahre 1851, nachdem das Schloß Schenna vollständig neu hergerichtet war, der Erzherzog, dem Landesbrauche folgend, als neuer Besitzer im Lande, im Mai zu Meran ein „Hausschießen" veranstaltete, zu dem die Schützen von ganz Tirol und Vorarlberg eingeladen zusammenströmten. Es gab dies Veranlassung zu einem prächtigen Volksfeste, dem die Tiroler in ihren malerischen verschiedenen Trachten mit ihren Fahnen und Stutzen einen ungewöhnlich festlichen Anstrich verliehen. Zur Begrüßung des jugendlichen Grafen von Meran war damals eine Knabenschützenkompagnie ausgerückt, die Gräfin von Meran aber begrüßte die Blüte der Frauen und Jungfrauen jener Stadt mit einem Festgedichte Leutners, aus dem nur einige charakteristische der schönen Verse hier angeführt seien:

Zum Frauenherzen sprechen Frauen,
Das Mädchen blickt hinan zu dir,
In der wir hochbeseligt schauen
Des deutschen Weibes Preis und Zier!

Umfaßt vom Sohne und vom Gatten
Stehst du vor uns; — das Immergrün,
Das in der edeln Eiche Schatten
Den jungen Sproß ans Herz will ziehn.

Gehört der Männer Herz den Zweien,
Uns zieht dein schönes Wirken an,
Du führe huldreich unsre Reihen,
Du bist ja Gräfin von Meran.

Ihren bleibenden Wohnsitz hatte Anna Gräfin von Meran aber nun an der Seite ihres Gemahls in dem Palais desselben in Graz. Dort wirkte sie unermüdlich an Werken der Wohltätigkeit und Humanität. Alle Anstalten, die solchen Zwecken gewidmet waren, fanden ihre wärmste Unterstützung. Mit opferwilliger Tätigkeit widmete sie sich der Pflege der Verwundeten in den Kriegsjahren 1859, 1864, 1866 und 1878. Im ersteren Jahre wurde ihr der tiefste Schmerz ihres edeln Lebens bereitet, Erzherzog Johann wurde ihr durch den Tod entrissen. Wegen der Liebe seines Vaters zu Tirols Land und Volk ließ ihm Franz Graf von Meran in gotischem Stil ein Mausoleum zu Schenna erbauen, in dem der Erzherzog nach dessen Vollendung beigesetzt wurde. Die Gräfin aber reiste alljährlich zu der hochragenden Gruftkapelle, die ihr Liebstes barg. Bis zu ihrem letzten Atemzuge währte ihr wohltätiges Wirken, das große Annenkinderspital in Graz verdankt ihr seine Entstehung und trägt ihren Namen. Diese herrliche Frau hat ein hohes Alter erreicht, noch ward ihr die wehmütige Freude zuteil, bei der unter Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph I. erfolgten Enthüllung des gewaltigen Erzherzog-Johann-Monumentes in Graz anwesend sein zu können. In das schöne Aussee, wo das Haus sich befand, in dem ihre Wiege gestanden, das nun ihr Eigentum war, kam die Gräfin zur sommerlichen Zeit alle Jahre. Dies war auch im Jahre 1885 der Fall, und in jenem Hause ist sie am Morgen des 4. August auch von der Welt geschieden in Anwesenheit des geliebten Sohnes und blühender Enkelkinder. Sie ruht nun an der Seite ihres fürstlichen Gatten im Mausoleum zu Schenna, die „erste deutsche Frau", eine der Edelsten, die je gelebt. Der unerbittliche Tod hat leider wenige Jahre danach, 1890, auch den einzigen Sohn, Grafen Franz von Meran, im kräftigsten Mannesalter ereilt. Aber blühend erhält die Zahl der Enkel und Urenkel das Geschlecht der Grafen von Meran.

Aphorismen

Einen Menschen, der sich bei der Gestaltung seines Lebens nur von der Vernunft leiten läßt, nennt man einen Sonderling.

*

Sich nie in Menschen irren, heißt nie etwas Gutes und Edles von ihnen erwarten.

*

Keine von den Kundgebungen der menschlichen Gefühle sind schwerer zu unterscheiden als Hochmut und Bescheidenheit.

Wissen macht fähig, Können macht frei.

*

Viele Menschen sind stolz und glücklich, weil sie alles können, was sie wollen. Sie wissen nicht, wie wenig sie wollen.

*

Geldprotzerei ist erträglicher als Geistesprotzerei.

*

Es fällt stets auf, wenn jemand über Dinge spricht, die er versteht. John D. Warnken

Digitized by Google

Die wirtschaftliche und soziale Verfassung Japans

Von

Lindsay Martin

Um die Wende des Jahrhunderts veröffentlichte der japanische Professor Nitobe eine agitatorische Schrift: „Buschido, die Seele Japans. Eine Darstellung des japanischen Geistes." Buschido, der „Pfad der Krieger", ist bekanntlich der Ehrenkodex des Samuraistandes, jenes Rittertums, das sich zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Ostjapan ausgebildet und von da über das ganze Land verbreitet hat. Durch das Joei schikimoku vom Jahre 1332 wurde eine Wehrverfassung geschaffen, die den zum Tragen von Waffen berechtigten Herren und deren Gefolgsleuten bestimmte Pflichten, Rechte und Privilegien zuwies und so eine militärische Adelskaste schuf, die das ritterliche Wesen als besonderes Erbteil pflegte. Insofern trägt der Buschido viele mit dem deutschen Rittertum und der mittelalterlichen Lehnsverfassung übereinstimmende Züge, unterscheidet sich doch aber wieder von dessen Ideen wesentlich und unvorteilhaft durch die Enge seines Horizonts. Ideale wie der Schutz der Religion, der Frauendienst sind dem Buschido fremd, ebenso wie sein Patriotismus sich mehr auf standesherrlichen Fanatismus als auf weitherziges nationales Empfinden gründet. Dies altjapanische Rittertum nun wurde zugleich mit der Entzündung des kriegerischen Geistes, die das „Erwachen des Ostens", die nationale Erhebung wider das Vordringen und die Herrschaftsansprüche der westlichen Weltmächte begleitete, neu zu beleben gesucht, eine Tendenz, der auch das Werk Nitobes diente.

Die Schrift wurde in fast alle Kultursprachen übersetzt und machte in der ganzen gebildeten Welt großes Aufsehen. Glaubte man doch hier den psychologischen Schlüssel zur Erklärung der überraschenden Erfolge gefunden zu haben, die das „Preußen des Ostens" als Militärmacht gegenüber Rußland davongetragen. Unterdessen hat sich die Ansicht vom Wert des Nitobeschen Buches und zugleich vom Wesen des Buschidos durch die Kritik, die teils von japanischer Seite, teils von europäischen Fachgelehrten geübt worden ist, sehr geändert. Man hat mehr und mehr erkannt, daß der Buschido durchaus nicht, wie es Nitobe wollte, mit der japanischen Volksseele zu identifizieren ist, deren eigentlicher Charakter sich vielmehr in dem Jamato Damaschi offenbart. Die Hauptstadt der östlich von Osaka gelegenen Provinz Jamato ist die frühere Residenzstadt Nara, an deren Namen sich die Erinnerung an die wichtigste, für die Zukunft Japans ausschlaggebende Epoche der geschichtlichen Vergangenheit knüpft. Die vorhergehende, die Zeit von 500 bis 700 umfassende Epoche stand unter dem Zeichen des Eindringens chinesischer Kultur; Japan drohte dasselbe Schicksal, das so viele andre ostasiatische Nationen ereilt hat, von dem Riesennachbarreich aufgesaugt zu werden und seine religiöse, ethische und nationale Eigentümlichkeit zu verlieren. Da standen in der Naraperiode dem japanischen Volk kluge und weitschauende Herrscher auf, die es durch Neubelebung der ursprünglichen Kulturideen und -formen wieder auf sich selbst zu stellen verstanden. Die alten Sagen und Lieder, Sitten und Rechtsbräuche, alle geschichtlichen Ueberlieferungen wurden neu durchforscht und in großen, als nationales Heiligtum geltenden Werken gesammelt. Der Stolz auf die große völkische Vergangenheit erwachte aufs neue, und indem der erstarkte Nationalismus sich mit dem von den Chinesen übernommenen Ahnenkultus vermählte, entstand jene eigenartige politische Religion, die Rieß zutreffend wie folgt kennzeichnet. „Nach ihr erscheint Japan als das Volk der Götter, von dem die alten chinesischen Berichte fabelten. Das japanische Volk in der Reihenfolge seiner Generationen stellt sich dar als eine von demselben unzerstörbaren Geist erfüllte Einheit, als ein von den Schranken der Zeit und des Ortes unabhängiges Lebewesen, dem die verstorbenen Individuen, die sich als echte Volksgenossen erwiesen haben, immerdar ratend und helfend zur Verfügung stehen. Als ihre Vorsteher erscheinen die Geister der verstorbenen Kaiser, die Gegenstand der Verehrung sein müssen und dafür noch jetzt persönlichen Anteil nehmen an den Geschicken, die das Land betreffen, besonders im Kampf mit den auswärtigen Feinden ... Der so

Digitized by Google

im achten Jahrhundert begründete japanische Volksgeist hat sich seitdem bei allen Gelegenheiten ziemlich gleichmäßig betätigt; in erster Linie als Nationalstolz und als schnell entschlossenes Zusammenstehen aller Volksgenossen dem Fremden gegenüber. Dieser Zug ging und geht durch alle Stände und durch alle Zeiten. Wenn der Jamato Damaschi nur mit einem Schein von Berechtigung angerufen wird, ist der gemeinsame Entschluß bereits gefaßt. Ein Sichlostrennen aus höheren moralischen, objektiven Erwägungen von einer scheinbar nationalen Parteisache wird dem einzelnen Japaner außerordentlich schwer."

Weit über dem Selbstgefühl und der mehr auf standesmäßiger Dressur beruhenden Bravour der Samurai steht also das Jamato Damaschi, das nicht eine einzelne Klasse, sondern alle Volksschichten mit seinem patriotischen Geist erfüllt, und das durch die eigenartige Methode, wie es alle religiösen, politischen und ethischen Ideen auf das eine Ziel, die Verteidigung und Erhöhung der vaterländischen Größe, hinrichtet, eine so straffe Disziplinierung sämtlicher Energien zugunsten der nationalen Aufgaben erreicht hat, wie es kaum irgendwo sonst zu finden ist. Nur hieraus begreift sich der Opfermut, ja die Opfergier, die sich beim Zusammenstoß mit Rußland nicht nur in der Armee, sondern im ganzen Bürgerstand zeigte, nur hieraus ist zu verstehen, daß auch jetzt nach dem Sieg fast ohne Murren die übermäßigen Lasten getragen werden, die durch Fortsetzung der Kriegsrüstungen in ungeheuerm Maßstab dem Volk auferlegt werden, daß man sich willig einem Zwangssystem fügt, das mit der verfassungsmäßigen Freiheit und den parlamentarischen Selbstbestimmungsrechten wenig in Einklang zu bringen ist.

Sogleich nach dem Frieden von Portsmouth stellte die Regierung das sogenannte Post-bellum-Programm auf. Das Programm war der Ausdruck des Willens, durch weitere Erhöhung der militärischen Streitkräfte die Erfolge des Krieges zu sichern, zugleich ein Indikator der imperialistischen Ideen, die der Siegesstolz erzeugt hatte und die auf nichts Geringeres hinzielten, als Japan die unbedingte Vormachtstellung unter den mongolischen und malaischen Völkern zu erstreiten, ja auf dem ganzen pazifischen Ozean den Primat der europäischen Handelsmächte zu brechen und die japanische Flagge herrschend zu machen. Mit der Energie, Beweglichkeit und Umsicht, die Japan in allen seinen Unternehmungen auszeichnet, ging man das Werk von allen Seiten zugleich an. Panzerschiff um Panzerschiff wurde vom Stapel gelassen, der Rahmen der bestehenden Armeekorps beständig erweitert, neue Divisionen geschaffen; ein Bild von dem fast in geometrischer Progression zunehmenden Umfang der Rüstungen gibt die hier eingeschaltete, die Ausgaben für Heer und Marine in den Etatsjahren 1904/05 bis 1908/09 verzeichnende Tabelle:

	1904/05	1905/06	1906/07	1907/08	1908/09
	in Millionen Jen				
Heer	26,5	40,5	52,14	111,62	107,42
Marine	21,6	35,4	40,61	82,48	80,96

Um Handel und Industrie zu heben, wurde das Bahnnetz verstaatlicht und in aller Eile erweitert, wurden Schiffahrtslinien vermittelst hoher staatlicher Unterstützungen eingerichtet, Fabriken teils von der Regierung selbst erbaut, teils mit Krediten der Staatsbanken ins Leben gerufen. Ein besonders achtsames Auge hatte man für die Kolonien, für Hokkaido, Korea, Formosa, Sachalin und für die „Interessensphäre" der Mandschurei. Den Auswandererstrom suchte man soweit wie möglich hierhin zu lenken, den ausgedienten Soldaten gab man Prämien, um sich in diesen Schutzgebieten anzusiedeln, Unternehmungen fremder Kapitalisten kaufte man auf und unterstellte sie japanischer Aufsicht. So wurde die Yalu Tumen Timber Company, die den Holzhandel dieser beiden reichen Flußtäler kontrolliert, von einem japanischen Konsortium mit Unterstützung der Regierung erworben, ebenso die Manchuria Flower Mill Company, die eine ähnliche Kontrolle über den Mehlhandel der Mandschurei ausübt. Besonders wertvolle Gebiete wie der Minendistrikt von Tempozan wurden einfach militärisch besetzt, angeblich zum Schutz der japanischen Arbeiter. Um die Einnahmen in dem Maß zu steigern, wie die Ausgaben infolge aller dieser Operationen anschwollen, wurde die Gewinnung von Salz und Kampfer, die Herstellung von Tabak und Streichhölzern monopolisiert und vom Staat in eigner Regie übernommen.

Kurz, die Regierung hat ihre Hände und Augen überall. Sie hat einen sozialistisch-absolutistischen Zwangsstaat geschaffen, dessen Körper so eingerichtet ist, daß das Blut aller wirtschaftlichen Organe dem einen Herzen mit seinem ungemessenen politischen Ehrgeiz zuläuft. Japan hat nur zwei Arten von Industrien, eine Kriegs- und eine Stapelwarenindustrie. Die vom Staat selbst geleitete Kriegsindustrie stellt alle die Waffen her, welche die neuzeitliche militärische Technik für den Kampf zu Wasser und zu Lande erfunden hat. Die Stapelwarenindustrie hat einen nicht minder aggressiven Charakter, insofern sie durch den Verkauf zu Schleuderpreisen den ausländischen, namentlich den westlichen Wettbewerb lahmzulegen sucht. Im gesamten Bankwesen stehen Vertreter der Regierung an maßgebender Stelle und suchen die Kreditgewährung so zu regulieren, wie es den staatlichen Interessen entspricht. Die großen Dampfer aller Schiffahrtslinien sind so eingerichtet, daß sie im Kriegsfall als Hilfskreuzer und Transportfahrzeuge dienen können. Das wirtschaftliche Leitmotiv des parlamentarischen Regierungssystems ist die „power on the purse". In Japan aber bewilligt der Reichstag ein Monopol nach dem andern — augenblicklich wird wieder über ein Zucker- und ein Petroleummonopol beraten — und verzichtet damit mittelbar auf das Steuerbewilligungsrecht, da die Regierung die Macht hat, durch Erhöhung der Preise von unentbehrlichen Lebens- und Genußmitteln dem Volk nach Belieben indirekte Steuern aufzuerlegen. Und mehr noch: der Staat ist der größte Unternehmer, der in seinen Fabriken über 60 000 Menschen beschäftigt und daher auch auf die Lohnverhältnisse einen maßgebenden Einfluß ausübt. So wirft Japan den Konstitutionalismus, den es vom Westen unbesehen übernommen, wie ein Kleid von sich weg, das ihm nicht paßt, und

Digitized by Google

Ein klarer Wintertag (die Kirche in Cortina)

Nach einer Photographie von E. Terschak

Digitized by Google

die Autokratie, die Jahrtausende lang bestanden, erhebt, modernisiert, aber auch furchtbarer gemacht durch den staatssozialistischen Kollektivismus, allgewaltig ihr Haupt.

Kein Zweifel, daß Japan heute kraft dieser konzentrischen Sammlung und Anspannung aller Lebenskräfte nach außen hin als ein Gegner von ungewöhnlicher Schlagbereitschaft und Stoßfertigkeit dasteht. Aber ebenso sicher ist, daß im Organismus dieses Gegners sich Symptome einer Erkrankung bemerkbar machen, die zu einem den ganzen Körper niederwerfenden Fieber auszuarten droht.

Die rege Tätigkeit, die der Staat, sobald der Krieg beendet, nach allen Seiten hin entfaltete, begleitete ein ebenso kräftiger Aufschwung im privaten Gewerbe. Japan, das soeben erst von der Naturalzur Geldwirtschaft übergegangen, fehlten indessen alle kapitalistischen Reserven als Stützen des schnell emporgetriebenen Wirtschaftsgebäudes. Nicht nur für die Rüstungszwecke, auch für industrielle Unternehmungen aller Art mußte das Kapital im Ausland geliehen werden. Die Schulden wuchsen jählings. Die Mittel zur Bezahlung der Zinsen konnten auf zwei Wegen gewonnen werden: Erhöhung der Steuern, Steigerung der Ausfuhr, um dem Passivum der Zinsverpflichtungen ein gleichgroßes Aktivum in der Handelsbilanz entgegenzustellen. Aber Japan steht in der industriellen Technik noch auf unterster Entwicklungsstufe. Mit dem Westen kann es, was Waren feinerer Fabrikation anbelangt, in Wettbewerb nicht treten; als Absatzgebiet stehen ihm fast einzig die kulturrohen Gebiete des östlichen asiatischen Festlandes offen, deren Bedarf sich auf billige Massenartikel beschränkt. Die Herstellung billiger Ware erfordert niedrige Arbeitsvergütung; was die amtliche japanische Statistik*) über die Lohnverhältnisse berichtet, übertrifft in der Tat alles, was man in Europa für möglich halten kann. Die durchschnittlichen Tageslöhne betragen: bei Taglöhnern 6 Sen,**) Papierdütenklebern 6 Sen, Lithographen 7 Sen, Buchbindern 11 Sen, Webern 13,5 Sen, Näherinnen 12 Sen und so weiter. So niedrig wie das Lohnniveau, so hoch ist das Steuerniveau. Die Gesamtsumme der staatlichen Auflagen betrug im Fiskaljahr 1905/06 196 Millionen Jen, 1907/08 270 Millionen Jen, ist also innerhalb dreier Jahre um 41 Prozent gestiegen. Seit dem Konflikte mit Rußland wird eine Kriegssteuer in Form einer allgemeinen Zuschlagssteuer erhoben, die bei der Grundsteuer allmählich auf 700 Prozent gesteigert worden ist und natürlich in erster Linie den Bauern trifft, der, schon durch die Ablösung der Lehnslasten in den siebziger Jahren stark verschuldet, jetzt nur durch Nebenarbeiten, wie Korbflechterei, Sandalenflicken, sich kümmerlich über Wasser halten kann. Die Landwirtschaft geht also ständig zurück; die Folge dieses Verfalls einerseits, der hohen Zölle auf die Einfuhren und der staatlichen Monopole anderseits ist ein ständiges Steigen der Lebensmittelpreise. Der Preis für das Hauptnahrungsmittel Reis zum Beispiel erhöhte sich von 10,03 Jen für das Koku*) im Jahre 1901 auf 12,80 Jen 1907 oder um 15 Prozent. Andre Nahrungs- und Genußmittel haben geradezu Luxuspreise; das Pfund Butter kostet 1 Jen, die staatlichen Zigarrenfabriken verkaufen ihr billigstes Erzeugnis zu 15 Sen — der Tagelohn eines gelernten Arbeiters. Der Teuerung der Lebensmittel stehen nicht nur die Bezüge der Arbeiter, sondern auch der Beamten in schreiendem Mißverhältnis gegenüber. Derselbe Staat, der für Rüstungszwecke keine Ausgaben als zu groß erachtet, hat für seine Diener fast nichts übrig; das Monatsgehalt eines Volksschullehrers beträgt im Mittel 15 Jen, das eines Leutnants 32, das eines Richters 58 Jen. Und derselbe Staat, der im Haushalt 1907/08 allein im Extraordinarium für Heer und Marine 107 Millionen Jen verlangt hat, beschränkt die Ausgaben für das Schulwesen auf 8 Millionen Jen!

Sozial läuft also die Wirkung der Post-bellum-Politik darauf hinaus, den organischen Fehler Japans, den Mangel eines kräftigen Mittelstandes, noch zu verstärken, den Bauern- und Handwerkerstand zu unterdrücken, den Arbeiterstand zu proletarisieren. Finanzpolitisch ist die Folge des Festhaltens an dem militaristischen Programm eine Ueberbürdung mit Schulden, ein übermäßiger Aufwand für unproduktive Zwecke, hinter dem die Neubildung produktiver Werte in bedenklichster Weise zurückbleibt. Die gesamte Staatsschuld Japans beläuft sich heute auf weit über vier Milliarden Mark, sechsmal mehr als vor zehn Jahren; die Zunahme in der nach dem Krieg beginnenden Wirtschaftsperiode zeigt folgende Zusammenstellung:

	Gesamtsumme in Millionen Jen	pro Kopf der Bevölkerung in Jen
1903/04	561,57	11,32
1904/05	991,29	39,96
1905/06	1872,32	43,25
1906/07	2276,34	51,86

*

Anfangs dieses Jahres sah sich Japan wieder einmal gezwungen, eine große Anleihe zur Deckung von 70 Millionen Jen Zinsschulden und andrer dringender Forderungen zu beschaffen. Auf eine Anfrage der feudalen Opposition im Ministerium mußte der Ministerpräsident Saiondsi bekennen, daß es ihm selbst bei England, dem Verbündeten Japans, unmöglich gewesen, weiteren Kredit zu erhalten. Diese beschämende Erklärung gab den Anstoß zum Rücktritt Saiondsis, an dessen Stelle Marquis Katsura trat. Katsura hatte schon während seiner ersten Premierschaft eine starke Einschränkung des Post-bellum-Programms versprochen; indessen war es außer einigen unwesentlichen Abstrichen am Marineetat bei den schönen Worten geblieben. Jetzt hat Katsura einen Plan vorgelegt, wonach das Post-bellum-Programm nicht schon in sechs, sondern erst in elf Jahren durchgeführt und so eine Ersparnis von jährlich 400 Millionen erzielt werden soll. Aus den eben mitgeteilten Budgetziffern erhellt, daß man wirklich neuerdings mit den Einschränkungen Ernst zu machen gewillt

*) „Finanzielles und wirtschaftliches Jahrbuch für Japan", herausgegeben vom Finanzministerium, 1907.

**) 1 Jen = 100 Sen = 2,09 Mark.

*) 1 Koku = 180 Liter.

Digitized by Google

scheint, wobei allerdings Voraussetzung ist, daß Katsura nicht wieder durch die mächtige imperialistische Partei gestürzt wird. Tatsächlich ist die finanzielle Notlage Japans so groß, daß nur noch zwei Möglichkeiten offenstehen. Entweder man beharrt bei der Post-bellum-Politik, und in diesem Fall wird die Regierung letzten Endes gezwungen sein, va banque zu spielen und sich vor der überhohen Last der Schulden durch einen herausgeforderten Krieg Luft zu machen; oder man entsagt dem Draufgängertum, der Großmannssucht und dem Chauvinismus vollständig und setzt an ihre Stelle eine Politik der Sparsamkeit, der vorsichtigen Reorganisation des in sich morschen Wirtschaftsgebäudes. Noch ist der Widerstand gegen den unerhörten Druck von oben in der Masse des Volkes gering. Einzelne sozialistische Verbände, die in den letzten Jahren entstanden sind, wie der Schakai heiminto, führen ein wenig bedeutendes Dasein, zumal sie von der Regierung mit allen Gewaltmaßregeln eines reaktionären Polizeistaates unterdrückt werden. Die Grundsätze des Jamato Damaschi mit seiner Abtötung des Subjektivismus, dazu die Einwirkungen der buddhistischen Religion mit ihren esoterischen Lehren von der Isolation des menschlichen Geistes und der Glückseligkeit in der Lossagung von allen Bedürfnissen scheinen einstweilen in Japan einen sozialen Kampf der niederen Klassen um höhere Daseinsrechte nach europäischer Art unmöglich zu machen. Aber wird dem immer so sein? Sowenig wie der Buddhismus, der zwar die niederen, zugleich aber auch die erhabenen Leidenschaften und die heroischen Kräfte unterdrückt, aus denen die großen, die Menschheit von dem Despotismus der Natur befreienden Taten hervorgehen, als höchste Stufe der religiösen Teleologie angesehen werden kann, sowenig werden auf die Dauer die brutalen physischen Instinkte einer hungernden Masse durch die blassen Ideen von der Erlösung durch Entsagung und durch die Mittel staatssozialistischen Zwangs niedergehalten werden können.

Copyright 1907 by Photographische Gesellschaft, Berlin

Eine Konvenienzheirat

Nach einem Gemälde von John Collier

Digitized by Google

Admiral Goodrich, eine Meldung durch das drahtlose Telephon empfangend

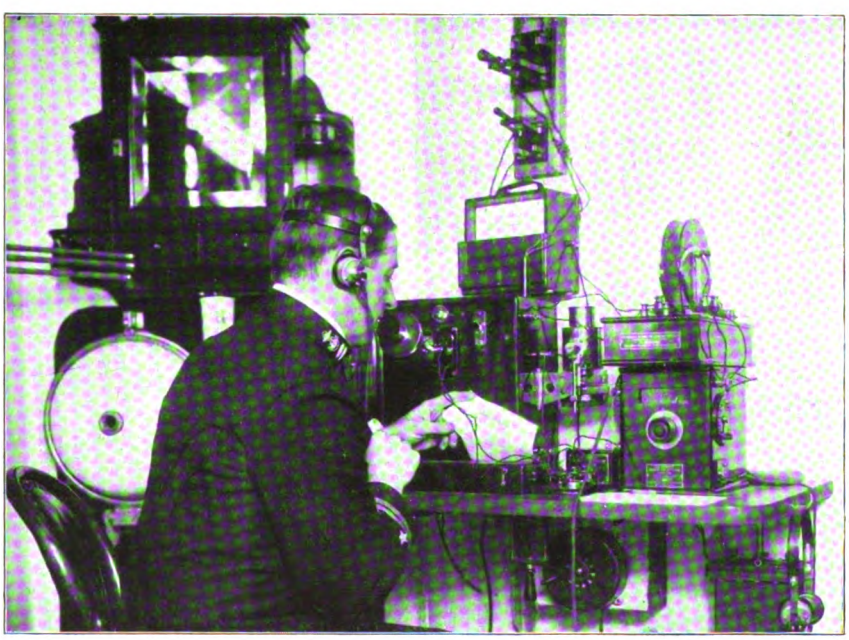
Drahtlose Telephonie auf der amerikanischen Flotte

Von

Walter T. Brasley

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

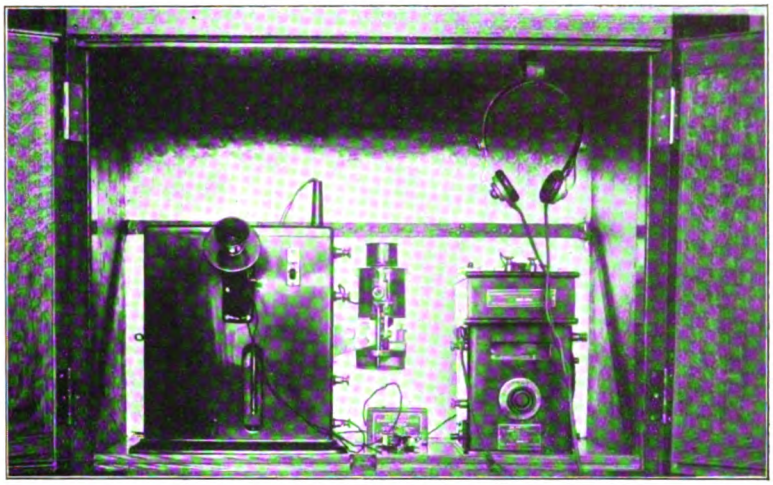
Als Konteradmiral Robley D. Evans am 16. Dezember vorigen Jahres von Hampton Roads mit seinem großen Geschwader nach dem Stillen Ozean abdampfte, führte er auf seinem Flaggschiffe, der „Connecticut", die erste Zentralstation mit sich, die je an Bord eines Schiffes zur telephonischen Verbindung zwischen einer Anzahl sich getrennt voneinander auf dem Wasser fortbewegender Fahrzeuge eingerichtet war. Dieses System drahtloser Telephonie, durch das mündliche Mitteilungen, Befehle oder Gespräche mit hinreichender Deutlichkeit auf eine Entfernung von 5 bis zu 20 Seemeilen übermittelt werden können, ist eine Erfindung von Dr. Lee de Forest. Als im vergangenen Sommer das atlantische Geschwader sich zu Schießübungen nach Providencetown in Massachusetts begab, war ein drahtloser Telephonapparat auf der „Connecticut" und ein andrer an Bord der „Virginia" installiert. Die Instrumente wurden damals von den Marineoffizieren allen möglichen Arten von Proben unterworfen und ihr taktischer Wert sowie ihre praktische Verwertbarkeit für die Mitteilung zwischen Schiffen zur See unwiderleglich dargetan. Auf Empfehlung des Konteradmirals Evans ordnete darauf



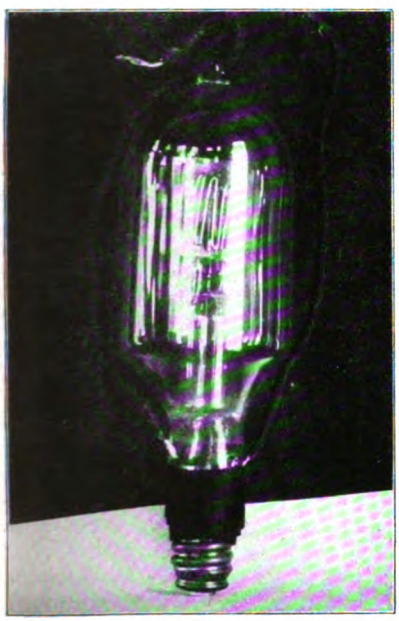
Das drahtlose Telephon im Gebrauch

Digitized by Google

das Flottendepartement an, daß alle als wesentlich in Betracht kommenden großen Schlachtschiffe und gepanzerten Kreuzer sowie alle Ersatz- und Proviantschiffe des Geschwaders, im ganzen 28, mit drahtlosen Telephonen versehen werden sollten. Auch die Flottille von sechs kleinen Torpedozerstörern, die am 1. Dezember dem Geschwader vorausfuhr, war mit den neuen Telephonapparaten ausgerüstet. Da es auf diesen kleinen Fahrzeugen an Raum gebrach, wurden die verschiedenen Instrumente in einer nur wenige Quadratfuß im Umfang messenden schmiedeeisernen Kassette untergebracht und diese unter der Brücke aufgehängt. Das drahtlose Telephon wird sich für die Fahrzeuge dieser Art als besonders wertvoll erweisen wegen der dichten Rauchsäulen, die beständig aus ihren drei bis vier Schornsteinen aufwirbeln und dabei alles auf dem Schiffe in Dunkel hüllen und Flaggensignale so gut wie unmöglich machen.

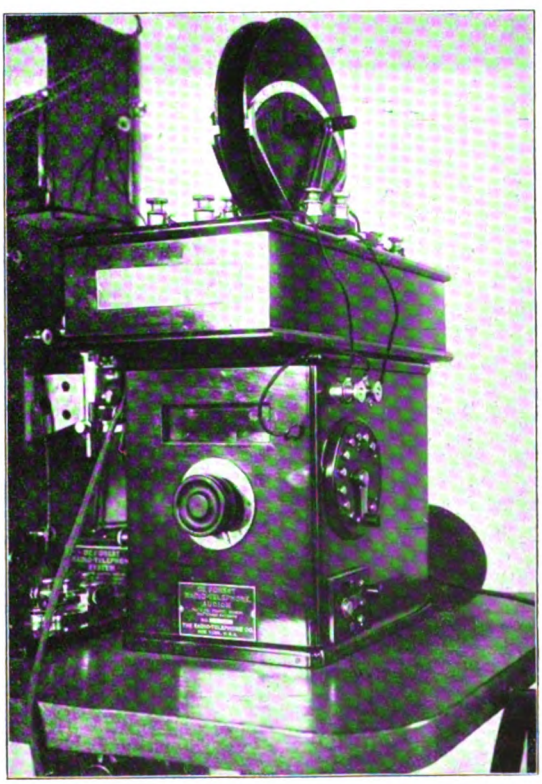


Tragbare Kassette mit dem Telephonapparat



Das Audion

Das drahtloseTelephon dürfte überhaupt bestimmt sein, viele Gefahren und Unzuträglichkeiten, die mit dem Signalisieren durch Flaggen verbunden sind, zu beseitigen. Mitten in der Nacht und im dichtesten Nebel kann Admiral Evans von seiner Notkabine auf dem Hinterdeck aus, in der sich auf der „Connecticut" das Telephon befindet, den kommandierenden Offizier eines jeden seiner Schiffe an das Telephon rufen und mit ihm beinahe ebenso leicht und bequem sprechen, wie er dem Ingenieur seines eignen Flaggschiffs, der sich unter ihm befindet, Weisungen durch das Sprachrohr zugehen läßt. Tatsächlich wird sich die atlantische Flotte, obwohl ihre Schiffe sich in meilenweiter Entfernung voneinander befinden, verhalten wie eine riesige Kette, deren einzelne Glieder zwar vollständig unabhängig voneinander sind, trotzdem aber durch eine unsichtbare Macht in fester Verbindung miteinander gehalten werden. Die mit der Regierung abgeschlossenen Verträge sehen eine Gesprächsübertragung bis zu fünf Seemeilen vor, obschon elf offiziell erreicht worden sind und nichtoffiziell 25 erreicht worden sein sollen, letztere zwischen einem Schlachtschiff auf der Reede von Norfolk und einem Handelsdampfer auf hoher See. Das Flottensignalkorps hat gleichfalls das drahtlose Telephon angenommen. Zwei Stationen sind kürzlich in der Torpedo- und Unterseebootschule auf Fort Monroe in Virginien



Empfangsapparat mit dem „Pfannkuchenstimmer" (Pancake-tuner)

Digitized by Google

eingerichtet worden und jetzt in Gebrauch. Auf einer Station für drahtlose Telephonie steht rechts von dem Sprechenden der „Audion" genannte Empfangsapparat und links der Sender in Gestalt eines Mikrophontelephons mit dem bekannten Schalltrichter. In der Mitte befindet sich ein Morsetaster, durch den sich nach Ausschaltung des Mikrophons der Apparat wie ein solcher für drahtlose Telegraphie mit Verwendung der gewöhnlichen Morsezeichen benutzen läßt. Er dient denn auch lediglich zur Uebermittlung der konventionellen Signale und

Dr. de Forest, der Erfinder des drahtlosen Telephons

meldet den vom Schiffe zu gewärtigenden telephonischen Anruf, damit der vor dem Apparate Sitzende im voraus auf diesen aufmerkam gemacht wird.

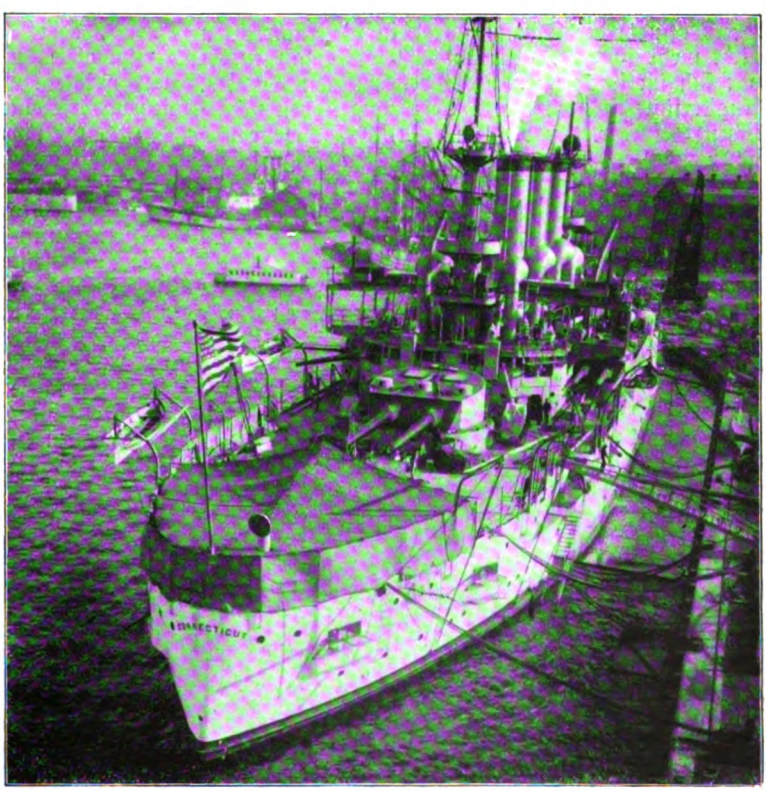
Das System der drahtlosen Telephonie gründet sich darauf, daß am Aufgabeorte zunächst Schallwellen, das heißt Luftwellen, in elektrische oder Aetherwellen umgesetzt, diese dann, auf eine beliebige Strecke weiterverbreitet, am Bestimmungsorte aufgefangen und dort wieder in Luft- oder Schallwellen, das ist Sprachlaute, umgesetzt werden sollen. Von der drahtlosen Telegraphie unterscheidet die drahtlose Telephonie sich dadurch, daß, während in jener die elektrischen oder Aetherwellen in periodischen Intervallen, entsprechend den Punktzeichen des Morsealphabets, unterbrochen werden sollen, bei ihr sich die Wellen in einem Zustande beständiger Störung befinden und die Art, sie zu unterbrechen, eine andre ist. Voraussetzung für das drahtlose Telephon ist, daß durch das Sprechen in einem telephonischen Sender elektrische Wellenzüge von hochfrequenten Wechselimpulsen erzeugt werden. Diese hochfrequenten Wechselströme erhält man durch das, was man den „Dundellschen singenden Bogen" nennt, eine englische Erfindung. Bringt man den in ein Nickelgehäuse eingeschlossenen elektrischen Bogen in die Flamme einer Spirituslampe und spricht man gegen ihn, so lassen sich Funkenfrequenzen von 40000 bis 100000 wechselndeu Impulsen in der Sekunde erzielen. Während diese Schwingungen als elektrische für das menschliche Ohr absolut unvernehmbar sind, geben sie doch, wenn man sie sich weiterverbreiten läßt und sie an einem andern Orte wieder zur Erzeugung von Luft- oder Schallwellen benutzt, die menschlichen Sprachlaute in vollkommener Deutlichkeit wieder. Wie bei der drahtlosen Telegraphie liegt bei der drahtlosen Telephonie eine der Hauptschwierigkeiten darin, die zu entsendenden elektrischen Wellenzüge derart zu gestalten, daß sie nur von ganz bestimmten, auf ihre Eigenart abgestimmten Vorrichtungen aufgefangen werden können. Der mikrophonische Sender hat hierbei eine ganz besondere Rolle zu spielen, das heißt die höchsten Erhebungen oder Wellenberge bei den erwähnten hochfrequenten Strömen abzuschneiden, so daß ein Empfänger, der auf bestimmte Schwingungsverhältnisse abgestimmt ist, wenn er von den diesen Verhältnissen entsprechenden, das heißt teilweise herabgestimmten, gedämpften oder verflachten Wellenzügen berührt wird, genau die Schwingungen wiedergibt, in die auf der Absendestation das Telephonmembran versetzt wird. Der mikrophonische Sender vergrößert oder verringert seinen Widerstand je nach der Verdichtung oder Verdünnung der Luftwellen, die durch das Sprechen in seinen Schalltrichter veranlaßt wird. Da der mikrophonische Sender in den Strom zwischen der lokalen (Induktions-) Batterie und den Boden eingeschaltet ist, ändern sich die Schwingungen in direktem Verhältnisse zu dem Wechsel in dem Widerstande des Senders.

Wenn die zur Ermöglichung eines Gespräches geeignete Schwingung in dem elektrischen Bogen erreicht ist, fängt eine oben auf dem Senderapparate angebrachte kleine Glühlampe an zu glühen. Die durch das Sprechen in den Schalltrichter

Digitized by Google

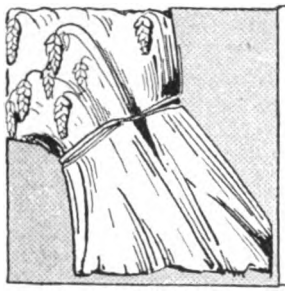
Alte Methode des Signaldienstes von Schiff zu Schiff

hervorgebrachten elektrischen Schwingungen enteilen durch die Antennen oder Leitstangen in den Raum und verbreiten sich in diesem gewissermaßen hemisphärisch nach allen Richtungen, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 186000 englischen Meilen in der Sekunde. Die überallhin in den Raum entsandten Wellenzüge werden entdeckt und aufgefangen, und die Laute der menschlichen Sprache werden wiedergegeben durch einen äußerst empfindlichen elektrischen Apparat, den man Audion nennt. Das Wesen seiner Einrichtung im einzelnen zu beschreiben würde hier zu weit führen und auch wohl zu viele elektrotechnische Spezialkenntnisse voraussetzen, doch sei wenigstens seine Haupteinrichtung angedeutet. Oben auf dem Instrument stehen zwei große, flache, scheibenförmige Stimmer (sogenannte Pancake-Stimmer), das heißt zwei Wicklungen von ungemein feinem Kupferdraht, von denen auch zwei auf der Aufgabestation auf dem Sender stehen. Sie sind mit einem im Halbkreis beweglichen Heber versehen und durch diesen regulierbar. Zur Herstellung eines jeden dieser Stimmapparate ist gegen eine englische Meile Draht erforderlich. Der Heber wird so lange verschoben, bis die äußerste gewünschte Tonklarheit erzielt wird, wovon man sich durch einen sogenannten Stimmschlüssel überzeugt. Das Audion ist eine Glaskapsel, die etwa wie eine ausgehöhlte Zwiebel aussieht und ein Glühfadengewinde aus Tantal und einen mit einer Seitenleiste versehenen Platinrost enthält. Der Tantaldraht ist zwischen die Elektroden einer kleinen Akkumulatorbatterie eingeschaltet, die ihn zum Glühen bringt. Der eine Schenkel des sekundären Stroms mit seiner Kapazität und Induktion ist mit dem Platinrost verbunden, während der andre an ein Ende des Tantaldrahts angeschlossen ist. Der telephonische Empfänger ist mit seiner lokalen Batterie im Nebenschluß mit der Seitenleiste des Platinrostes und dem andern Ende des Tantaldrahts verbunden. Sobald die Schwingungen von den Antennen aufgefangen werden, wird das Audion davon berührt und veranlaßt einen Wechsel im Widerstande des durch die Hitze ionisierten Gases, entsprechend der Amplitüde der Schwingungen in dem Antennensystem. Infolgedessen schwingt das Membran des telephonischen Empfängers entsprechend dem Wechsel des Widerstandes im Audion, der direkt proportional dem Wechsel des Widerstandes im mikrophonischen Sender bei Erzeugung des Stromes ist, und auf diese Weise wird das gesprochene Wort mit einer bemerkenswerten Klarheit und Deutlichkeit wiedergegeben. Die Kosten betragen für jedes Instrument 1500 Dollars. Augenblicklich werden Versuche angestellt, um zu ermitteln, ob sich die Entfernung, bis zu der ohne Draht gesprochen werden kann, nicht noch weiter ausdehnen läßt.



Das amerikanische Linienschiff „Connecticut", die erste Zentralstation für drahtlose Telephonie

Digitized by Google



Das seidene Kleid aus Amerika

Novellette aus dem italienischen Leben

von

El-Correï

„Wohnt hier die Signorina Papuella Angela?“ Ein furchterregendes Mannsbild rief diese Frage in eine kleine, dunkle, dürftige Küche. Der weite, bleigraue Mantel umhüllte ganz die hohe, breitschultrige Gestalt; ein großer Räuberhut umrahmte das unrasierte, wilde, schwarze Gesicht.

Aus der Küche kam aber keine Antwort. Nur die phosphorglühenden Augen einer Katze starrten vom Kamin her ... Unter der Kammertür jedoch schimmerte ein Lichtschein und diesem näherte sich nun der Mann, schwer auftretend auf den klaffenden Fußboden aus gebrannten Steinen. Und ein wenig gegen die Tür stoßend, rief er: „He, Papuella Angela!“

„Madre benedetta!“ schrie innen entsetzt eine Frauenstimme. „Wer ist denn da?“

„Der Teufel ist's noch nicht!“ meinte der Mann gutmütig. „Seid Ihr die Signorina Papuella Angela?“ Er trat dabei einige Schritte zurück, denn das Mädchen mit dem Oellämpchen in der Hand öffnete die Tür und trat in die Küche. Ein nicht mehr junges, verhärmtes Gesicht sah er da vor sich im flackernden Licht des fettigen Dochtes. Angsterfüllt prüften die dunkeln Augen den nächtlichen Besucher, der die jungfräuliche Schwelle unsicher machte.

„Ihr habt einen Bruder Luigi in Amerika?“

Jetzt schrie das Mädchen von neuem auf. „Ist er tot? Wie geht es ihm? Madre benedetta, bringt Ihr Nachricht von Luigi?“

„Ja! Und gut geht's ihm!“ beruhigte der Mann die zitternde Angela. „Er schickt mich zu Euch und läßt Euch herzlich grüßen und —“ er stockte lachend, „küssen. Und hier schickt er Euch etwas! Er hofft, es macht Euch Freude!“ Dabei holte er ein großes Paket unter seinem Mantel hervor und legte es auf den leeren Tisch.

Angela aber hatte noch keine Aufmerksamkeit für das Paket. Mit bebender Hand faßte sie den Mantelzipfel des Mannes und fragte: „Ihr waret mit Luigi zusammen? Ich habe so lange nichts von ihm gehört! Gott sei Dank, er lebt noch! Er hat sein Auskommen! Wie, verheiratet ist er schon und hat ein Kindchen! ... Ach, und ich bin hier und weiß von nichts!“ Schluchzend preßte sie das Gesicht in die Hände.

Der Mann wurde verlegen, und aus Verlegenheit hielt er Umschau. Kahle, nackte Aermlichkeit sah ihn von den verräucherten Wänden an und eine trostlose Vereinsamung. Aber das war eigentlich ganz das gewohnte Interieur hierzulande, und nur diejenigen Augen, die anderswo trauliche Wohnlichkeit gesehen, bemerkten hier die armselige Oede.

Jetzt ließ Angela wieder die Hände sinken und sah den Mann schüchtern an. „Und Ihr seid sein Freund? Aber von Castello di Monte seid Ihr doch nicht?“

„Nein!“ erwiderte er mit seiner sanften Stimme, die wenig zu seinem robusten, wilden Aussehen paßte, „ich bin von San Onorato. War auch zehn Jahre drüben und will nun machen, nach Hause zu kommen!“

„Ihr wollt jetzt noch nach San Onorato? Das sind ja drei Stunden!“ Sie sah sich nach ihrem Schrank um. „Ach, ich möchte Euch gern ein Gläschen geben, aber ich habe gar nichts da. Ich werde schnell einen Kaffee machen. Nehmt bitte Platz, ich möchte doch noch etwas von Bigi hören!“

„Ich bin ein später Gast!“ zögerte der Mann. „Wohnt Ihr denn hier ganz allein?“

Sie war schon beim Kamin, häufte etwas dürres Holz unter den kleinen, an rußiger Kette hängenden Kessel und zündete das Reisig mit der Flamme des Lämpchens an. Dann erst wandte sie sich, noch kniend, dem Manne zu, und es war diesem ungewiß, ob es nur der Feuerschein war, der ihr Gesicht gerötet zeigte, dadurch aber hübsch und anziehend erscheinen ließ.

„Ja, ich wohne allein!“ sagte sie nun tapfer. „Ich will auch jetzt keine Nachbarin rufen ... Ich will allein von Bigi hören. Denn die Leute von Castello di Monte sind nicht meine Freunde!“

Der Mann ließ den Mantel von den Schultern fallen und setzte sich bescheiden an den Tisch. Den Hut behielt er auf. Er trug den schwarzen, abgetragenen Feiertagsanzug und das weiße Halstuch, wie es alle Männer, die von „drüben“ heimkamen, als Reisekostüm trugen. Und während Angela das kupferne Kaffeekännchen zum Feuer stellte, erzählte der Mann von Luigi Papuella, der fern in Amerika in einer großen Fabrik winzige Maschinenrädchen ausfeilte, tagaus, tagein die winzigen Maschinenrädchen ausfeilte und dafür einen ansehnlichen Tagelohn — das Zehnfache, was er in der Heimat verdient hätte — erhielt. Er hätte eine stattliche Person geheiratet, eine aus der italienischen Kolonie. Die trage jetzt aber Hut und Handschuhe, und für das Bambino halte sie sich eine kleine Magd. Luigi habe eine schöne Wohnung mit Sofa und Hängelampe und sogar einem Teppich unterm Tisch. Und wenn Luigi zur Kirche gehe, sehe er aus wie ein Signore. Oft hätte er auch von seiner Schwester Angela gesprochen, aber die Frau habe es nicht gewollt, daß er die Schwester nach Amerika kommen lasse.

„Und er hatte es mir doch versprochen!“ flüsterte Angela mit zuckenden Lippen und drückte das

Digitized by Google

Gesicht wieder in die Schürze ... Und so saß sie fast die ganze Nacht, nachdem längst der Mann durch die kalte Winternacht dem Felsennest San Onorato zutrabte... Ganz still war es in der kleinen Küche, und das dünne Holz verwandelte sich lautlos in glühende Stäbchen, die zu roter und dann zu grauer Asche zusammenfielen. Die Katze saß schnurrend auf dem Kaminrand und kniff geblendet die Augen zu. Angela aber verbarg ihr Gesicht, um ihre Einsamkeit nicht zu sehen.

Erst bei Tage öffnete sie das Paket. Und es war ein herber Schrecken, als sie ein seidenes Kleid darin fand, ein Kleid, ganz aus schwarzer Seide mit weißen Streifen darin ... für sie, die sich ihr Brot mit Waschen und Nähen verdiente. War Luigi denn verrückt? Was dachte er denn, wie sie lebte, daß sie solches Kleid tragen könnte, ohne sich lächerlich zu machen? So ein Kleid hatte ja nicht einmal die Frau des Sekretärs, auch nicht die Frau des Doktors, und das war eine Signora! Und das Kleid hatte Aermel — Maria santissima — mit tausend Falten und mit Spitzen verziert! Nein, schnell fort mit diesem Spott — fort, in einen dunkeln Winkel! Sie raffte das Kleid zusammen und stopfte es hastig in einen Schrank, tief in die unterste Ecke. Es war aber auch Zeit. Karolina, die alte Nachbarin, steckte, draußen auf der Treppe stehend, den Kopf durchs Küchenfenster und rief mit ihrem zahnlosen Munde: „Hast du keine Nachricht von Luigi bekommen? Einer aus San Onorato soll gestern nach dir gefragt haben! Was hat dir denn Luigi geschickt? Zeig doch mal!"

„Ich muß jetzt waschen gehen!" antwortete Angela. „Was soll er mir geschickt haben? Dummes Zeug!" Und sie lief mit ihren klappernden Pantoffeln an Karolina vorbei die Treppe hinunter.

Die Alte aber inspizierte noch mit den Augen Angelas Küche genau. Dann ging sie zu ihrer Cousine Ernestina, die soeben mit einer Freundin ein Geheimnis austauschte. In ihre grauen Tücher gehüllt wisperten die drei alten Frauen zusammen. Und als die lahme Santina vorbeihinkte, wurde sie angerufen: „Pst! Santina, hast du schon gehört, daß Luigi der Angela nichts geschickt hat? Das ist ein Schlag für die Hochmütige!"

Kalter Wind fuhr durch die graue, steile Gasse zwischen den weißen, halbverfallenen Häusern. Aus der Trattoria trat die junge Lina, ihr Pfeifchen qualmend, fröstelnd auf den hohen Holzschuhen trippelnd. Sie stieß einen Schrei aus, als sie hörte, wie Luigi seine Schwester vernachlässigte. Und ausspuckend meinte sie: „Die Papuellas sind Lumpen!"

Und die Neuigkeit von Angelas Reinfall, die immer auf ihren Bruder gehofft hatte und im Hinblick auf seine Hilfe sich mehr und mehr ihrer täglichen Umgebung entfremdet hatte, zog immer weitere Kreise. Wo sich Angela zeigte, fiel Spott und Anfeindung über sie her. Dazu kam ein neuer Skandal. Der Mann aus San Onorato hatte sie wieder besucht. Es war Tommini Fortunato; seine Familie wohnte gleich hinter der Oelmühle und war sehr wohlhabend. Freilich, nach dem Ursprung dieser Wohlhabenheit durfte man nicht recht fragen. Aber abzuleugnen war es nicht, daß ein Tommini, ein Onkel Fortunatos, beim Schmuggel überrascht und niedergeschossen war... Das war wirklich ein feiner Umgang für Angela — wirklich fein!

Karolina, Ernestina, Santina und alle die andern Weiber von Castello di Monte waren eitel Empörung, und wenn Angela mit ihrem großen Pack fremder Wäsche zum Flusse kam, um auf dem Waschbrett kniend mit Seife und Bürste zu hantieren, da umgab sie ein Zischeln und Kichern, daß die Geduld eines Engels hätte dazu gehört, um diese Sticheleien und Anspielungen auf die Dauer zu ertragen.

Hieß Angela nun auch Engel, so war sie doch kein solcher. Und eines Tages fuhr sie auf. Klatschend warf sie ein triefendes Tuch an den Kopf einer neben ihr Knienden und schrie: „Wenn ihr mich jetzt weiterneckt, so sollt ihr mich kennen lernen, ihr Kanaillen! Wohl hat mir Bigi etwas geschickt, und ich werd's euch nächstens zeigen, und dann werdet ihr wohl eure neidischen Mäuler zu einer andern Tonart brauchen!"

Alle waren aufgesprungen — eine Schar wütender Weiber mit wirren, krausen Haaren, alten oder jungen Gesichtern, bunten, nassen Schürzen, aufgestreiften Aermeln, seifigen Händen —, schreiend, geifernd drangen sie auf Angela ein. Das kalte Wasser plantschte indessen mit der Wäsche, die in zusammengedrehten Rollen oder mit hochgetriebenen Blasen schwimmend zwischen den Waschbrettern lag ...

Angela ergriff die Flucht ... Ihre Wäsche im Stich lassend, lief sie weinend durch die Gasse in ihr Häuschen. Sie zog die Tür so fest zu, als es ging, denn zu verschließen war sie nicht. Schluchzend warf sie sich aufs Bett. Lange blieb sie so, verbissen in Wut und Kummer.

Gegen Abend aber rasselte es an ihrer Tür, und dann rumorte jemand in der Küche, um sich bemerklich zu machen.

Klopfenden Herzens huschte Angela auf Strümpfen zur Tür. Wirklich: der große Fortunato stand drüben im Halbdunkel und sprach mit der Katze, als sei sie ein Christ.

„Ich habe keine Zeit!" rief Angela mit beklommener Stimme durch die Türritze. „Bitte, geht fort! Die Nachbarinnen reden schlecht von mir, weil Ihr zu mir kommt! Es tut mir leid, aber ich will mir nicht noch den Pfarrer auf den Hals laden!"

Fortunato drückte, seine großen schwarzen Augen nach der Türspalte richtend, den Tabak in seiner Pfeife fest. „Zu diesem Empfang bin ich drei Stunden gelaufen?" fragte er. „Was seid ihr Castellaner für Christen! Kommt nur hervor, Angelina, ich bringe die versprochene Photographie von Luigi! Ich habe sie in meinem Koffer gefunden!"

Nun trat Angela in die Pantoffeln und kam in die Küche. Sie zündete das Oellämpchen an. Schweigend griff sie nach dem Bilde, das noch mit Seidenpapier bedeckt war. Und während sie die Züge des Bruders, seiner Frau und des Kindchens gerührt betrachtete, zitternd danach verlangend, alle drei ungesehen zu küssen, ruhte des Mannes Auge zärtlich auf dem hübschen, halbverblühten Mädchen. Und besorgt fragte er: „Warum habt Ihr geweint, Puttella?"

Es dauerte eine Weile, bis sie sich losriß von den Gedanken an die Fernweilenden. Dann aber, hingerissen von ihrem Temperament, erzählte sie

Digitized by Google

das qualvolle Leid, das durch Luigis Geschenk und Fortunatos Besuche über sie gekommen sei.

Aus vollem Halse lachend, erwiderte Fortunato: „So tragt doch das unselige Kleid! Dann ist alles gut!"

Angela sah ihn mit blitzenden Augen an. „Das hatte ich gerade beschlossen, als Ihr kamt!" beteuerte sie. „Sonntag gehe ich damit zur Kirche, und wäre es mein Verderben! — Nun geht! Es ist spät, und ich bin allein im Haus! Darf ich das Bild behalten?"

„Ich werde Sonntag dasein und Euch bewundern!" sagte er und wollte ihre Hand ergreifen. Sie wich aber scheu hinter den Tisch, und Fortunato, jetzt auch erschrocken über seine eigne Kühnheit, entfernte sich.

Angela aber verließ für den Rest der Woche fast nicht das Häuschen, und im Dorfe ging die Sage, sie rüste sich für Amerika. Am Samstag kam der Pfarrer zu Angela und machte ihr Vorhaltungen über ihr Benehmen. Auch warnte er sie vor Fortunato, da er nicht von ihrem Orte sei und man deshalb seinen Charakter nicht kenne... Sie solle doch auch jemand zu sich in die Miete nehmen; und ihre Unfriedfertigkeit mit den andern Frauen sei eine große Sünde.

Andern Tags zur Zeit der zweiten Messe trat Angela aber in Gala aus ihrer Tür. Wie eine Signora sah sie aus in dem schönen Kleide, das schlank an ihr niederfiel. Ein schwarzes Schleiertuch bedeckte ihren Kopf. Die Sonne, welche die ganze Gasse erfüllte, ließ die Seide hell glänzen.

Karolina, Ernesta, Santina und Lina standen an der Ecke. Als Angela nahte, stieß die explosive Lina einen Schrei aus: „Madre benedetta... die Angela!" Und dann brachen alle in schrilles Gelächter aus, und die zahnlosen oder zahnbewehrten Münder sperrten sich auf, als wollten sie Angela verschlingen. Diese aber machte einen spöttischen Knicks und rief: „Seht, das hat mir Luigi geschickt! Nun labt euch dran!" Und eilig ging sie allein weiter.

Geifern und Zischeln folgte ihr. Der Luigi? Wie wollte sie das beweisen? Fortunato hatte wohl mehr Geld als Luigi mit Frau und Kind...

Auf dem Kirchplatz standen noch die Männer und Burschen, so viel als Castello di Monte eben noch hatte, denn die Mehrzahl der Castellaner arbeiteten im Dienste des Dollars „drüben". So waren es meist alte Männer oder halbwüchsige Burschen, die auf den weißen Mauerbänken saßen oder herumlungerten. Alles war in Glanz getaucht, und die Oelbäume und Zypressen ringsum hatten goldflimmernde Umrisse, so voll strahlte die Sonne. Aus der Kirche strömte Weihrauchduft und innen leuchteten rote Stoffe und Gold. Von Ausrufen des Erstaunens, der Neckerei umzingelt, stieg Angela die Treppe zur Kirche empor. An der Balustrade oben aber lehnte ein Mann, und dessen stolz lachende Augen grüßten sie.

Dunkel errötend senkte Angela das Gesicht und flüchtete zu einem Strohsessel. Während der ganzen Funktion und Predigt erhob sie sich nicht von den Knien. Sie war schon jetzt wie betäubt von der Angst vor der Heimkehr... Aber auch der längste Gottesdienst hat einmal ein Ende. Und als der Arciprete in seiner golddurchwobenen Stola das letzte Kreuz gemacht, als seinem weitgeöffneten Munde der letzte Segen entflohen war, strömte alles ins Freie, während die Orgel in einen Galopp ausklang.

„Madre santa, steh mir bei!" flehte Angela und erhob sich als letzte. Sie tauchte an der Tür den Finger in das marmorne Weihwasserbecken, bekreuzigte sich und stieg langsam die Stufen hinab. Unten standen die spottenden Burschen, die ihr „Hochzeitskleid" verlachten. Die Frauen und Mädchen aber eilten schon die Straße hinab, und die Kinder liefen lärmend und singend voraus. Mit einemmal aber stockte der Zug, und es war, als erwarteten alle Angela, die ein des Weges kommendes Kind an die Hand genommen hatte, um nicht ganz allein Spießruten laufen zu müssen. Als sie bei den andern war, schloß sich ein dichter Kreis Neugieriger um sie. Man befühlte die Seide, staunte, stritt über den Preis und ging nur ganz allmählich wieder zur Spötterei über. Ob Angela nun ganz als Signora leben wolle? Ob Luigi ihr noch mehr solche Kleider geschickt habe? Ob der Staat nicht etwas spät für ihre Jahre komme oder ob sich ein Freier gemeldet habe?... So schwirrte es um Angela her, und sie gab sich Mühe, zu parieren. Sie wurde aber ganz heiß vor innerer Erregung und begann zu zittern. Und die Schar um sie her wurde immer größer. Alle gingen an ihren eignen Wohnungen vorüber und geleiteten lachend und schmähend Angela bis an ihr Häuschen.

Dort aber brachen sie alle in lautes Gekreisch aus. Auf der Treppe saß wartend Fortunato, als sei er hier zu Hause...

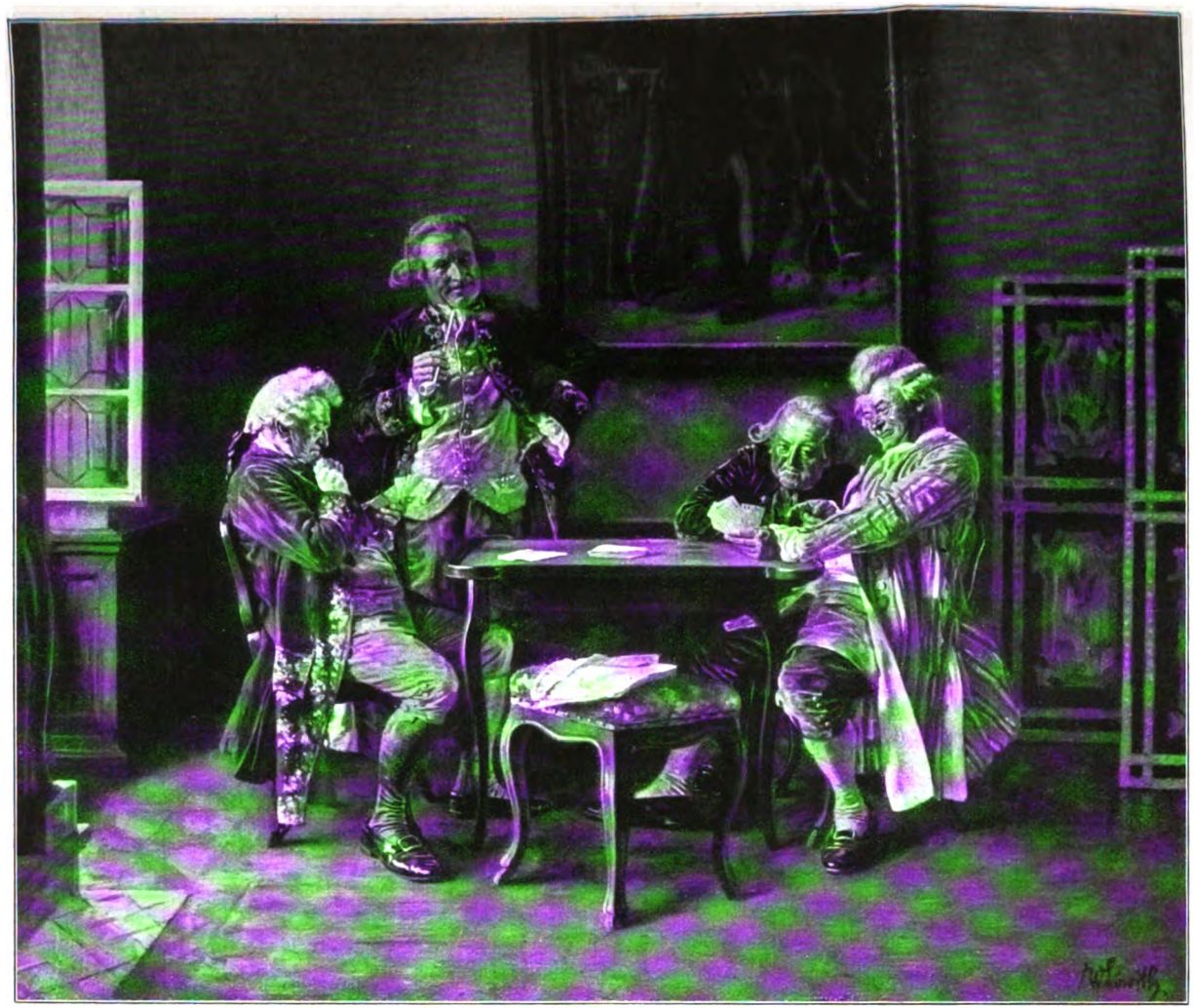
Am meisten erschrocken war Angela selbst. Sie wollte böse werden und den Mann fortjagen, aber die Stimme versagte ihr. Plötzlich alle Fassung verlierend, brach sie wie eine Schuldige in Tränen aus — und erst nach einer Weile merkte sie, daß sie ganz allein vor ihrem Häuschen stand. Die Weiber hatten sich alle entfernt, und nur wenige guckten um die Ecke, spähend, was wohl nun geschähe.

Aber sie sahen wenig. Fortunato, ganz beschämt, kam die Treppe herunter, wechselte einige Worte mit Angela und ging dann fort, nach San Onorato zu. Angela aber stieg die Treppe hinauf und verschwand.

Und dann war sie einmal über Nacht ganz fort. Niemand wußte wohin. Erst der Pfarrer von San Onorato, als er mit seinem Maultierwägelchen durch die Februarsonne kam, brachte die Nachricht, daß Angela bei den Tomminis sei und Fortunatos Braut wäre.

„Fürs Hochzeitskleid ist ja schon gesorgt," kicherte die alte Karolina, und Lina klopfte ihr Pfeifchen aus und rief: „Was habe ich gesagt! Die Papuellas taugen alle nichts!"

Digitized by Google



Ein schwieriger Moment

Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith

Digitized by Google

Die Möwe

Von

Hermann Löns

Eine Möwe habe ich gefunden,
Rotes Blut entquoll der bitter wunden,
Ihren Flügel habe ich verbunden;
armes Vögelein,
mußt nun bei mir sein,
niemals heilt dir mehr dein Fittich ein.

Sah so lange keine Möwe fliegen,
Bis ich diese sah im Sande liegen,
Ihren Kopf ins Heidekraut hinschmiegen;
dreißig Jahre lang
hör' ich Kettenklang;
war ein Seefürst einst so frei und frank.

Dreimal tausend sind wir ausgezogen,
Unsre Drachen durch die Fluten flogen
Und es duckten sich die grauen Wogen,
als wir kamen an,
dreimal tausend Mann,
wie man besser sie nicht finden kann.

Unsern Feinden halfen keine Salben,
Unsre Schiffe flogen wie die Schwalben,
Unsre Pfeile waren allenthalben;
vor uns ging der Tod,
hinter uns die Not,
unsre Hände waren immer rot.

Als die Kiele dann zu Strande rannten,
Alle Dörfer in den Marschen brannten,
Alle Bauern nach der Geest sich wandten;
und wir hinterdrein,
immer querfeldein,
denn die ganze Welt sollt' unser sein.

So sind wir ins Binnenland gezogen,
Ließen hinter uns die guten Wogen,
Die dem Wiking nie die Treue bogen;
wer die Treue bricht,
den der Treubruch sticht,
über uns herein kam das Gericht.

Unsre Feinde heulten sich zusammen,
Unsre Drachen gingen auf in Flammen,
Durch die Deiche graue Wogen schwammen;
wir verließen sie
und nun folgten die
uns ins Land wie dummes treues Vieh.

Dreimal tausend sind wir ausgefahren,
Dreimal hundert von uns übrig waren,
Dreimal zehn vergingen mir an Jahren,
daß ein Knecht ich bin,
stumpf an Leib und Sinn,
hinter mir da klirrt die Kette hin.

Einmal möcht' ich über See noch fliegen,
Einmal an das Drachenhaupt mich schmiegen,
Sehen, wie sich graue Wogen biegen;
jede Nacht im Traum
schmeck' ich Wellenschaum,
hör' das Knarren ich vom Ruderbaum.

Weißer Vogel, wolltest dich nicht schämen,
Wolltest lieber dich zu Tode grämen,
Als ein Fischlein aus der Hand mir nehmen;
ja, du warest klug,
wen die Schwinge trug,
dem ist Landgang niemals gut genug.

Habe Dank, du liebes Seegeflügel,
Allzulange trug ich Zaum und Zügel,
Brechen will ich meiner Kette Bügel;
fließe, rotes Blut,
brause, graue Flut,
bin ein Seefürst wieder hochgemut.

Digitized by Google

Die Wahrsagerin

Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Neues aus der Bewegung für Reformkleidung

Von

Cécile Marschner

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Graue-Dietze, Berlin, und andern)

Es kommt meistens anders als man gedacht, wie anderwärts so auch auf dem Modengebiet. Das hat sich auch jetzt wieder in bezug auf die Reformkleidung bewahrheitet. „Es ist klar, daß die Bewegung zurückgeht," meinten die Leute, und fast schien es so, trotzdem ein toleranteres Modenregime unleugbare Formenmannigfaltigkeit eingeführt hat und obgleich der „Verein zur Verbesserung der Frauenkleidung" mit seinen Festen und Veranstaltungen immer aufs neue Propaganda für die „gute Sache" macht. Was helfen in solchen Fällen Theorien und Propaganda — bei Moden gilt's die Augen zu gewöhnen. Da geschah etwas Unerwartetes. Die Pariserinnen, die es von je verstanden haben, die Augen der Kulturwelt an ihren Geschmack zu gewöhnen, begannen mit „Empire" zu liebäugeln; anfangs nur vereinzelt. „Es wird nicht lange dauern," sagten die Propheten. Die behielten aber unrecht, denn die Bewegung ging weiter. Die vorher so tief herabgeschobene Taillenlinie rückte immer höher, und heute haben sich die Eleganten der Mode von vor hundert Jahren

Dunkelblaues Straßenkleid

Kleid aus Tuch und Samt (Yella Lang-Finkbein)

bis auf die engen Aermel und die geschlitzten Röcke angepaßt. Das aber baut bei uns Brücken über das Biedermeierkleid zum Reformgewand, und wie die Eingeweihten meinen, ist „seine Zukunft wieder gesichert". Das wird allen denen erfreulich scheinen, die an das „Eigenkleid" als letztes Ziel der Bekleidungskunst glauben. Mag man darüber meinen, was man will, es ist im Grunde nur im Reformgewandstil zu denken. Nun wird mir eingewendet werden, daß auch beim Kleid des Ancien régime persönlicher Geschmack, Individualität zum Ausdruck gebracht wird, daß man sich auch so ein „Eigenkleid" schaffen könne. Gewiß, aber es ist schwerer. Steht man doch dabei viel mehr unter dem Zwang, sich der Mode anpassen zu müssen, welche speziell wieder einmal in unsrer Zeit eine Fülle von Ausputz und Dekoration dekretiert, die ein Zurgeltungbringen des Persönlichkeitsausdrucks sehr erschweren, weil sie vielfach die Linien stören, die Schönheit eines edeln Stoffes meistens nicht im mindesten respektieren und vielleicht sehr „schick", aber niemals besonders künstlerisch wirken. Das

Digitized by Google

Reformgewand, das seine Schönheit in Linien und Falten sucht, muß in dieser Hinsicht an einer wohltuenden Einfachheit festhalten. Der Weg zum „Eigenkleid" — zum eignen Stil — ist übrigens viel einfacher, als sich manche Leute denken, wenn sie Abhandlungen lesen, welche von Künstlern darüber verfaßt wurden. Man möchte sogar sagen: es ist die einfachste und natürlichste Sache von der Welt — manche schlichte Alte, die sich der Mode stetem Wandel nicht mehr anpassen mag, die treu an Formen und Farben festhält, die ihr bequem und lieb geworden, ist unbewußt längst dabei angelangt.

Es gibt ja doch wohl überhaupt nicht allzuviele Evastöchter, die nicht ganz genau wüßten, was sie gut kleidet. Nun also — warum nicht festhalten daran, wenn man es einmal erkannt hat! Weshalb zum Beispiel die schönen Linien einer runden Schulter durch Aermelbauschen verhüllen, die vielleicht von Allzuschlanken ersonnen wurden, einen Mangel zu verdecken, weshalb die diffizile Linie eines zu kurzen Armes durch halblange Aermel noch verkürzter erscheinen lassen, weshalb sich ein braunes Kleid machen, wenn man ganz genau weiß, daß man in Grün oder Blau so viel besser aussieht! „Die Mode!" wird man mir entgegnen. Ja, die „Mode" allerdings kommt einigermaßen ins Gedränge, wo Blick und Verständnis für „eignen Stil" geschärft werden. Bedingungsloses Nachahmen hört alsbald auf, und Kritik setzt ein. Wie könnte es der launischen Göttin dann gelingen, zuweilen die erstaunlichsten Bizarrerien durchzusetzen, mit denen sie, die auch so Schönes und Anmutiges zu schaffen weiß, sich hier und da über ihre ergebenen Sklavinnen lustig zu machen scheint! Wie würde man sich dann Monstrositäten gefallen lassen wie die, als welche sich die Hüte der heurigen Saison darstellen, die auf ihren Riesendächern so viele Federn häufen, daß sämtliche Häuptlinge eines Indianerstammes ihren Bedarf an Kopfschmuck damit decken könnten! Hatte man doch schon im Sommer auf den Promenaden der Weltbäder Gelegenheit, die Selbstlosigkeit der Damen zu bewundern, die sich zu wandelnden Hutständern hergaben. Es scheint fast, als seien die Zeiten der „Incroyables" wieder heraufgezogen. Ich nenne es „selbstlos", weil die Damen ihre „Persönlichkeit" zugunsten der „Außendekoration" vollständig in den Schatten stellen. Denn wer hätte bei der Schnelle, mit welcher heute Eindrücke und Gestalten an uns vorüberziehen, wohl Zeit, die Charakteristik des Kopfes zu erfassen, wenn der Hut zunächst unser Denken absorbiert. Auf der eleganten Marienbader Kurpromenade hörte ich zwei Herren dieses Thema erörtern: „Sie sind wie gewisse Regisseure, die vor lauter Regiekünsten den Geist der Dichtung nicht zu Wort kommen lassen," meinte der eine. Der andre lachte spöttisch und pfiff leise: „Es wird halt auch öfters hier wie da sein: wenn die Dekoration wegfällt, bleibt nicht viel."

Man bekommt gegen das Eigenkleid die verschiedensten Einwände zu hören: „Ich bitte Sie, man kann doch nicht immer dasselbe tragen! Das ist ja langweilig." Wer die Abwechslung liebt, hat es auch gar nicht nötig, er kann seinen Stil in den mannigfachsten Varianten ausbauen, auch die Anregungen dazu aus der jeweiligen Mode schöpfen. Wer es sich nicht selbst zutraut, findet bei den Damen, welche die „Werkstätten für deutsche Kleidung" leiten, vollstes künstlerisches Verständnis und Eingehen auf Eigenart. Eine dieser Kleiderkünstlerinnen — Jenny Geis, Berlin — versteht in sehr glücklicher Weise den Stil der jeweiligen Mode ihren anmutigen Schöpfungen „in Reform" anzupassen. Die Abbildungen geben einige derselben wieder: ein Festkleid, ein Tanzkleid für junge Mädchen, ein Tuchkleid sowie ein anmutiges Gewand aus lavendelfarbenem indischem Krepp mit fichuartigem Kragenarrangement, das ebensowohl als Sommerkleid wie im Winter als Abendkleid bei kleineren Gelegenheiten zu tragen ist. Das Kragenarrangement legt sich in Falten ziemlich fest anschließend um Hals und Schultern. Den Abschluß oben bildet eine ziemlich volle Rüsche aus gelblichen Spitzen, die gleichfalls vom Aermel über die Hand fallen. Die Rückansicht verdeutlicht, wie der rundgeschnittene Rock am kurzen Leibchen angesetzt ist. Sowohl das Tuchkleid als das Festkleid bringen den Stoff zu voller künstlerischer Geltung, ja das letztere schwelgt geradezu in der Schönheit des Materials. Weich und fließend schmiegen sich die Falten der grünblauen Libertyseide, zu welcher der dreieckige Brustlatz aus grauem Panne einen wunderschönen Effekt gibt. Auch die langen engen Aermel sind aus dem gleichen Samt. Silberschnüre umranden Latz und Ausschnitt, und alter Silberschmuck vervollständigt das ungemein harmonische Ganze. Auch beim Tanzkleid wirkt der Stoff — elfenbeinfarbener Seidenvoile — durch

Bluse und Schürze (F. Klein, Jena)

Digitized by Google

seinen weichen, duftigen Fall. Ein goldenes Kettchen mit Anhänger, eine goldene Spange sind der einzige Schmuck dabei. Man kann sich kaum Zarteres und Anmutigeres für ein junges Mädchen zur ersten Tanzsaison denken. Das Tuchkleid wirkt herber. Wäre nicht die festliche lila Farbe verwendet, es hätte fast etwas Klösterliches, und die Schnur starker Perlen, welche den Ansatz des Rockes am Leibchen verdeckt, verstärkt den Eindruck — sie mahnt an den Rosenkranz der Klosterfrau. Aber das bunte Hemdchen am Halse belebt das Ganze. Es ist auf schwarzem Grunde mit roten und lila Blumen bemalt, und den freien Hals umschmiegt ein „Tuch" aus grünem Velourchiffon. Die am Ellenbogen faltigen Aermel faßt eine lange Stulpe zusammen. Sowohl der Entwurf als die Ausführung dieser Gewänder ist von Jenny Geis.

Ein andres Tuchkleid, dessen Abbildung wir bringen — in Braun gehalten — ist von Frau Nella Lang-Finkbein entworfen und ausgeführt. Es liegt ganz im Stil dieser Künstlerin, welche auch dann, wenn sie reines „Reform" schafft, die Gestalt meist in allen Linien zur vollsten Geltung bringt. Dieses braune Tuchkleid, das man im Grunde einen „Kompromiß" zwischen Mode und Reform nennen könnte, legt sich oben fest um Taille und Hüften, fällt nach unten weiter aus und ist mit zwei ziemlich flachen Volants geziert. Das Leibchen und die Aermel sind aus gleichfarbigem Samt, Tuchstreifen vermitteln die Uebereinstimmung mit dem Rock.

Interessant wirkt ein dunkelblaues Wollenkleid mit gestickten Borten, das von Künstlerhand für die

Lichtblaues Kleid mit Uebergewand für junge Mädchen (F. Klein, Jena)

Abendkleid (Jenny Geis)

Eigenart der Trägerin entworfen wurde. Die gestickten Flämmchen auf den Borten sind in Hellblau gehalten. Unterhalb der Brust legt sich ein gefalteter Stoffteil um die Taille. Die Ueberärmel, die dem Kleid etwas besonders Charakteristisches verleihen, sind aus dem gleichen Stoff und direkt an den Schulterteil angeschnitten.

Der Entwurf zu einem hellen Kleide für junge Mädchen stammt von Friederike Klein, Jena. Die junge Künstlerin, die sich auf den verschiedensten Gebieten des Kunstgewerbes rühmlichst hervorgetan hat, verwirklicht hier den Gedanken von Unter- und Obergewand, wie ihn die jetzige Mode mehrfach bringt. Es ist in farbigem Leinen oder leichter Seide auszuführen. Die Farbe des Originals ist hellblau, Koller, Gürtel und Aermel sind mit Stickerei verziert, die nicht nur harmonisch zum Kleid, sondern zur ganzen Persönlichkeit wirken. Zierliche Röschen in Altrosa mit olivgrünen Blättern sind von kleinen weißen Ovalen umgeben. Das Obergewand ist an der linken Seite mit Knöpfen geschlossen. Das Ganze wirkt anmutig und diskret. Friederike Klein liebt es immer, ihre Gewänder mit Stickerei zu schmücken. „In der Stickerei muß besonders das Persönliche zum Ausdruck gebracht werden, sie vor allem muß der Individualität der Trägerin angepaßt sein," sagt sie. Ihr Malerauge, das sie auch zur Porträtistin macht, ist ihr dabei beim „Abstimmen" der Linien und Farben behilflich. Sehr originell wirkt auch ihre Reformschürze mit einer lustigen Bäumchenkante in Grün und Rosa auf Leinen gestickt, die rückwärts mit kreuzweisen Achselbändern schließt. Sehr wirkungsvoll macht es sich, wenn dasselbe

Digitized by Google

Festkleid (Else Seidel, Magdeburg)

Muster in verschiedenen Farben ausgeführt wird, das heißt die Passe abstechend von der Schürze nur durch die Farben der Stickerei mit dieser im Einklang. Es kann zum Beispiel die Schürze aus grünblauem Stoff (Satin, Seide, Leinen) sein, die Passe ockergelb in Grünblau, Rotbraun und Schwarz bestickt.

Das obenstehende Festkleid ist entworfen von Else Seidel, Magdeburg. Elfenbeinfarbener Voile fließt in langen, tiefeingelegten Falten herab. Die Anordnung des Leibchens ist halb Kragen, halb Fichu. Es verhüllt zwar den Oberarm, gibt aber die Schulterlinie in anmutiger Weise. Am Halse ist es mit einer Perlenreihe abgeschlossen, und den Ausschnitt füllt ein Spitzenlatz mit dunkelm Samtrand. Die Rockfalten sind oben um die Gürtellinie einige Zentimeter tief fest eingenäht.

Man kann eigentlich die Abbildungen hübscher Reformkleider getrost für sich selber sprechen lassen. Oder soll man noch etwas anführen, um sie den geehrten Damen plausibel zu machen: das Eigenkleid — der eigne Stil — hat ökonomische Seiten. Nicht gleich zu Anfang vielleicht, aber später, wenn man Stoffe und Farben herausgefunden und ihnen treu bleibt, ergeben sich Ersparnisse aller Art. Es fügt sich alles von selbst ineinander. Dieses kann bei jenem mit verwendet, jenes zu diesem getragen werden — es paßt immer. Und ich kenne Damen, die sonst im allgemeinen für die Straße zum Beispiel sich der herrschenden Mode anschließen, wenn es aber gilt, eine Gesellschaftstoilette — „Festkleid" sagen die Reformer — zu wählen, gehen sie zum Reformkleid über. „Weil es in kostbaren Stoffen immer vornehm und bedeutend wirkt," proklamieren sie dabei, — „weil es nicht so schnell aus der Mode kommt," gestehen sie sich selbst insgeheim. „Eine kostbare Toilette macht man sich ja schließlich nicht alle Tage, denn, ich bitte Sie, wer muß nicht heutzutage alles sparen, meine Damen."

Sprüche

Von

Kory Towska

Manches Ding können drei nicht zwingen,
Einer kann es leicht vollbringen.

*

Ein Mann mit Eile und einer mit Weile
Kommen mitsammen zu keinem Heile.

Reformkleid aus lila Tuch (Jenny Geis)

Digitized by Google

Die Eisenbahn

Geschichte eines Kinderschicksals

von

Edward Stilgebauer

Tanzkleid

In einem der schönsten und am fruchtbarsten der deutschen Gaue, wenige Schritte von den Gleisen einer Lokalbahn entfernt, liegt mitten im Felde ein einsames Bauernhaus. Irgendein allzu spekulativer Kopf, der sich einbildete, Nachahmer zu finden und so das Dorf nach der Eisenbahn hin ausdehnen zu können, hat es einmal dort hingestellt. Aber seine Spekulation hatte sich als unrichtig erwiesen. Er fand keine Nachahmer unter den andern Bauern, und das einsame Haus mitten im Felde blieb einsam.

Hinter sanft ansteigenden, welligen, mit Apfel- und Pflaumenbäumen, mit Kartoffeläckern und Kornfeldern bestandenen Höhen träumt das kleine Dörflein, an dem die Eisenbahn vorüberfährt, den alten Traum längst vergangener Tage. Auf dem ziegelgedeckten spitzen Turme seines Kirchleins nistet im Sommer ein Storchenpaar seit ungezählten Dezennien.

Ohne eine Spur zu hinterlassen, ist die neue Zeit in unmittelbarster Nähe an dem Dorfe und an dessen Bewohnern vorübergegangen, und während in dem fern im Hintergrunde der herrlichen Landschaft, am Fuße des Gebirges auftauchenden Städtchen der Flügelschlag neuer Tage sich laut vernehmlich machte, ist hier im Tale alles beim alten geblieben. Nur das neue, einsame, dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegende Haus im Felde redet auch hier von der Umwälzung der letzten Jahre.

Nicht ohne Erstaunen wird der Fremde, der zum erstenmal in diese Gegend kommt, die eleganten Wagen dieser Lokalbahn benutzen. Er wird sich fragen, warum denn hier dieser Luxus? Und erst ganz allmählich kommt es ihm in den Sinn, wo er eigentlich ist.

Denn eine stattliche Anzahl der Fürsten Europas hat sich schon der Wagen dieser Lokalbahn bedienen müssen, seitdem sich das tragische Geschick einer Kaiserin drüben am Fuße jener Berge erfüllte, auf die der Blick aus dem einsamen kleinen Hause mitten im Felde fällt.

Stündlich rasen die Züge vorbei an dieser Stelle, die kommenden und die gehenden. Und was für Züge hat man nicht alles aus den Fenstern des kleinen Hauses vorüberfahren gesehen ...

Bis eines Tages ... oder es war ja tief in der Nacht ... der letzte dieser Züge mit den weißen Wagen kam, der die Leiche der hohen Frau mit sich führte, herab von den Bergen in die weite Ebene, weiter und weiter nach Norden, bis sie an der Seite eines Kaisers ihr letztes Ruhelager fand.

Festkleid aus grünblauer Seide und grauem Samt (Jenny Geis)

Digitized by Google

Das ist alles noch gar nicht so lange her. Und schon damals blickten zwei große blaue Kinderaugen aus dem Fenster des Häuschens den Zügen, wie sie heranbrausten, entgegen, den Zügen, wie sie davonfuhren, nach, und in einem Kinderherzen entwickelte sich schon damals die Sehnsucht nach der Ferne, und in dem Köpfchen pfiff und lärmte die Eisenbahn, die Eisenbahn ...

Seit Ottchen, das sechsjährige Bübchen der armen Witwe, der man in dem kleinen, einsamen Hause mitten im Felde einen Unterschlupf gemietet hatte, denken konnte, war die Eisenbahn seine einzige Freundin und Vertraute geworden. Der Pfiff der Lokomotive weckte den Kleinen des Morgens aus seinem Schlummer, das Stampfen und Pusten der Maschine war des Abends sein gewaltiges Wiegenlied.

Eine Eisenbahn aus Blech, die ihm irgendein Onkel einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, war sein liebstes Spielzeug. Aber so schön und herrlich wie die große, die wirkliche, war sie nimmermehr, denn die, die ihm gehörte, die konnte nicht von selber laufen, die mußte man an einem Bindfaden festmachen und dann hinter sich herziehen, und das war langweilig und mühsam, ganz abgesehen davon, daß man sich in diese kleinen Wagen gar nicht hineinsetzen konnte, und auf das Laufen kam es Ottchen eben vor allen Dingen an.

Konnte er doch selbst trotz seiner sechs Jahre nicht laufen. Mit einem gelähmten Beinchen war er, ein armer Krüppel, auf diese Welt gekommen. Sein Gebrechen war das Erbteil seines längst begrabenen Vaters, von dem er aber auch den hellen Verstand und die schönen, großen blauen Augen hatte, aus denen er so klug und so sehnsüchtig hinaus in die weite Welt blicken konnte, daß einem jeden, der dies mit ansah, die Tränen in die eignen Augen traten.

Im Sommer saß Ottchen auf der kleinen Bank vor dem Hause, stundenlang, den ganzen Tag über, und sah den Zügen seiner Eisenbahn entgegen, den Zügen seiner Eisenbahn nach. An Sonntagen bei schönem Wetter war das sehr kurzweilig, denn da kam alle Viertelstunden ein Zug, und schon ganz von weitem konnte man diesen sehen, denn die Strecke ist dort fast schnurgerade.

An rauhen, regnerischen Tagen und im Winter stand Ottchen am Fenster, wo ihm die Mutter ein bequemes Plätzchen eingerichtet hatte, und auch dann glitt sein Blick stunden- und stundenlang die Gleise der Eisenbahn auf und ab, bis endlich ein Zug ging oder ein Zug kam.

Diese schwarze, rußbedeckte, stampfende und pustende Riesenmaschine, sie war ihm wie ein lebendiges Wesen, wie ein Mensch, den er liebte und an dem er mit allen Fasern seines jungen Herzens hing. Sie war die Trägerin seiner Sehnsucht, die schwarze Mutter seiner Träume, die sich von Tag zu Tag leuchtender entfalteten, um endlich in dem einen glühenden Wunsche zu gipfeln: „Ach, wenn du nur ein einziges Mal mit der Eisenbahn fahren könntest.“

In dieser seiner abgöttischen Liebe zu der großen, der herrlichen Eisenbahn und in dem sehnsüchtigen Wunsche, doch nur einmal, ein einziges Mal in ihr fahren zu können, merkte es Ottchen kaum, wie es von Tag zu Tag schlimmer mit seinem Bein wurde. Geduldig hockte er auf der Bank vor dem Hause und harrte des kommenden Zuges, ohne sich viel zu bewegen, mit weitgeöffneten Augen und fiebernden Wangen. Oder er saß drinnen im Zimmer am Fenster, lauschend auf das Signal und den Pfiff, die das Nahen der schwarzen Freundin verkündigen sollten.

Daß die junge, immer schwarzgekleidete Mutter von Tag zu Tag öfter und heftiger weinte, merkte Ottchen nicht, denn er war so glückselig in der Freundschaft zu seiner Eisenbahn, und die Mutter war, seitdem er denken konnte, immer schwarz angezogen gewesen und hatte, seitdem er sich erinnern konnte, immer verweinte Augen gehabt.

Und da, da kam das große Ereignis seines Lebens. Eines Morgens erschien der Doktor, der böse, den er niemals hatte leiden können, weil er ihm immer wehgetan mit den eisernen Schienen, die er an sein krankes Bein gelegt hatte. Und der hatte lange und ernstlich mit der Mutter gesprochen.

Und dann hatte die Mutter ihn angezogen, hatte einen langen Kuß auf sein goldenes Blondhaar gedrückt und dann ... Ottchen hatte seinen Ohren nicht getraut. Sein Herzchen war nahe daran gewesen, stillzustehen, und dann hatte es laut gepocht wider die kleine Brust, schier zum Zerspringen, denn die Mutter hatte gesagt: „Wir fahren mit der Eisenbahn in die Stadt, Ottchen.“ Da hatte der Kleine in die Händchen geklatscht, und die Mutter hatte laut geschluchzt.

Er wollte dem Zug entgegenlaufen. Aber er mußte sich von der Mutter tragen lassen; das Laufen ging nicht mehr.

Und endlich kam der Zug. Der erste, mit dem er fahren durfte, er, der die Eisenbahn sein ganzes Leben lang so lieb gehabt. Das war ein Fest.

Als nun das Signal, daß der Zug die letzte Station verlassen hatte, ertönte, das Signal, daß er sich nähere, wie er nun, ein schnaubendes Ungetüm, auf den in den Strahlen der Sonne glitzernden Schienen dahergebraust kam, das war aber schön, das war das Herrlichste in seinem Leben. Und in den Armen der Mutter jauchzte Ottchen und rief: „Die Eisenbahn, die Eisenbahn!“

Und dann saß er mit der Mutter drinnen im Wagen. Seine Wangen fieberten, alles flog in ungeahnter Herrlichkeit an ihm vorüber, und dann kam die Stadt ... die große Stadt ...

Ottchen hat einen leichten und schönen Tod gehabt. Der Professor, der ihm auf Anraten des Doktors drinnen in der großen Stadt in seiner Klinik das kranke Bein abnehmen wollte, schläferte ihn ein. In der Narkose träumte er von der großen Freundin seines Lebens, von der herrlichen Eisenbahn.

Da, gerade in dem Augenblick, da der Professor nach dem Messer greifen will, zuckt es um die Lippen des Assistenzarztes, der den Puls des kleinen Patienten kontrolliert; er reißt die Chloroformmaske von dem Gesichte des Kindes ... vergebens ... das kleine Herz stand still für immer ...

Wenige Stunden später begleitete die arme Mutter einen kleinen Toten in seine Eisenbahn.

Digitized by Google

Literatur

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. Von Ernst Zahn. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Durch Ernst Zahns Art, das Leben zu sehen und die Menschen zu schildern, geht ein Zug von starkem sittlichem Pathos, eine Verehrung für das Heroische, die an Konrad Ferdinand Meyer, seinen gewaltigen Landsmann, erinnert. Aber nicht wie dieser verherrlicht er Männer und Frauen der Weltgeschichte, Geschöpfe aus glanz- und kampfvollen Epochen der Vorzeit, sondern „Helden des Alltags", und wenn Konrad Ferdinand Meyers Dichtung sich mit Vorliebe in der Sphäre jener Menschen bewegt, von denen das Wort gilt, daß die Spur von ihren Erdentagen nicht in Aeonen untergehen wird, so sagt Ernst Zahn von den Menschen seines neuen Buches in den Geleitversen, die er ihnen mitgegeben: „Sie kommen und gehen — flüchtig nur trägt eine Scholle ihre Spur." Die Resignation, die in diesen Worten liegt, klingt auch in den hier vereinigten Geschichten an; aber die starke männliche Gesinnung und Kunst Zahns läßt diese Stimmung nicht in weichliche Trostlosigkeit ausarten. Vielmehr erreicht der Dichter eine Kraft der Darstellung und eine Innerlichkeit, die ihn auf der Höhe seiner Künstlerschaft zeigen. Besonders die den Band beschließende Novelle, „Die Säge von Mariels", ist eine seiner allerbesten Schöpfungen, wert, den Meisternovellen deutscher Zunge angereiht zu werden. Dieser neue Band bezeichnet zugleich einen neuen Schritt in der künstlerischen Entwicklung des Schweizer Dichters; sein Stil wird immer ruhiger, geschlossener, ohne darum an Lebendigkeit und Farbe zu verlieren, der ethische Gehalt seiner Weltanschauung steht wie tiefleuchtender Goldgrund hinter seinen Menschen, die sich in voller Plastik und Glaubhaftigkeit vor uns bewegen, uns zwingen, ihr Geschick mit zu erleben und uns an ihren Siegen über feindliche Schicksalsmächte mit erheben.

R. Reichhardt, **Die deutschen Feste in Sitte und Brauch** (Verlag von H. Costenoble-Jena. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.). Der auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde bekannte Verfasser, der auch zu den Mitarbeitern von „Ueber Land und Meer" gehört, bringt in fleißiger und gediegener Uebersicht das Ergebnis seiner seit 25 Jahren angestellten Forschungen auf dem Gebiete deutscher Volksbräuche. Bei der modernen Richtung der Hebung und Belebung von Heimatkunst, Heimatliebe und Heimatpflege gibt das Werk allen Volksfreunden wertvolle Fingerzeige für Familie, Schule, für Vereine und Vortragsabende. Auch den neuesten Forschungen über den Zusammenhang der Volksbräuche mit der altgermanischen Zeit und dem sangesfrohen Kindermund und Kinderreime ist Rechnung getragen. Das vortreffliche Buch eignet sich daher mit seinen reichhaltigen Darbietungen als Weihnachtsgeschenk. Es kann viel dazu beitragen, die Liebe zur Heimat, zur Vergangenheit und den Schätzen des Gemütes, die uns unsre Altvordern hinterlassen, zu stärken und zu mehren. Darum ist ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Der allgemeine Wert guter Memoiren ist von keiner Zeit deutlicher empfunden worden als von der unsrigen. Für die Mehrzahl aller Gebildeten gilt heute mehr als je, was Goethe von sich über die starke Anziehungskraft berichtete, die „alles wahrhaft Biographische" auf ihn ausübte. Auch Schiller hat den Wert guter Memoiren ungemein hoch veranschlagt und viele Jahre seines Lebens eine bändereiche „Sammlung historischer Memoires" herausgegeben. Um dem Interesse der Gegenwart für dieses literarische Gebiet entgegenzukommen, hat der als Kulturhistoriker und hochverdienter Förderer der deutschen Volksbildung bekannte Dr. Ernst Schultze eine Bibliothek wertvoller Memoiren (Hamburg, Gutenberg-Verlag) ins Leben gerufen, in der die hervorragendsten Memoirenwerke der Weltliteratur zum ersten Male planmäßig und einheitlich zusammengefaßt werden sollen. Der erste Band dieser monumentalen Sammlung (geh. M. 6.—) enthält die Reisen des Venezianers Marco Polo, jenes einzigartige klassische Dokument mittelalterlicher Länder- und Völkerkunde, dessen mannigfaltige und merkwürdige, im wesentlichen durchaus zuverlässige Schilderungen den Zeitgenossen vielfach so unglaubhaft erschienen, für unsre besser orientierte Zeit aber eine geradezu unschätzbare Quelle historischer und geographischer Erkenntnis geworden sind. Die letzte deutsche Ausgabe des Werkes stammt aus dem Jahre 1845 und ist natürlich längst veraltet; die von Dr. Hans Lemke besorgte Neuausgabe steht dem Text nach und in dem ihn begleitenden Kommentar auf der Höhe der modernen Forschung. Der zweite, von Dr. Max Goos herausgegebene Band (geh. M. 5.—) vereinigt unter dem zusammenfassenden Titel „Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert" die Lebenserinnerungen des Stralsunder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow und des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Beiden Werken, von denen das erstgenannte das bedeutendere, das zweite jedoch das bekanntere ist, hat kein Geringerer als Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" die gebührende Würdigung zuteil werden lassen; sie verdienen sowohl vom rein menschlichen wie vom kulturhistorischen Standpunkt aus das höchste Interesse. Ins Zarenreich führt uns der dritte Band (M. 5.—); er bringt unter dem Titel „Aus der Dekabristenzeit" die Erinnerungen dreier russischer Offiziere, J. D. Jakuschkin, Fürst Obolenski und Fürst Wolkonski, die an dem denkwürdigen „Dekabristenaufstand" im Jahre 1825 teilgenommen hatten und zur Strafe nach Sibirien deportiert wurden. Für das Verständnis der neuzeitlichen russischen Vorgänge ist die Kenntnis dieser erschütternden Aufzeichnungen geradezu notwendig, da sie nicht nur das Entstehen und Mißlingen jener Militärrevolution, mit der die heute noch fortdauernden unseligen inneren Kämpfe um die Staatsform des russischen Reiches ihren Anfang nahmen, sondern auch die sozialen Zustände Rußlands in jener Zeit und die Verhältnisse in den sibirischen Gefängnissen schildern. Der vierte, von Dr. Ernst Schultze bearbeitete Band (M. 6.—) versetzt uns wieder in das sechzehnte Jahrhundert; er enthält die drei wichtigsten eigenhändigen Berichte von Ferdinand Cortez über die Eroberung von Mexiko und bringt damit der Gegenwart eine der gewaltigsten Persönlichkeiten und eine der interessantesten Episoden aus der märchenhaft-abenteuerlichen Zeit der Conquistadoren wieder nahe. Die Schilderungen des tollkühnen, von seinem Genius und seiner Energie glücklich durch die unerhörtesten Fährnisse getragenen Eroberers sind trotz ihrer schlichten Sachlichkeit von stärkstem dramatischem Leben erfüllt und lesen sich wie der spannendste Roman. Der Herausgeber hat die Berichte mit sorgfältigen, vielleicht etwas zu ausführlich geratenen Kommentaren versehen.

Anna Corsep: **Die Silhouette.** Ihre Geschichte, Bedeutung und Verwendung. (Leipzig, E. Haberland.) — Wohl selten ist man auf alles Alte, Urväterererbte so erpicht gewesen wie in unsrer Zeit, der Zeit des wiederentdeckten Biedermeierstils. Da ist es sozusagen von selbst geboten, auch wieder auf eine alte, längst vergessene Kunst zurückzukommen, ich meine die Kunst des Schattenporträtierens und Silhouettenschneidens. Wie sich diese Kunst von jedem halbwegs geschickten Laien ausführen lassen kann, will uns dies Büchlein lehren. Dasselbe bringt auch gleich eine ganze Reihe leicht nachzuahmender Vorlagen und Muster für Tisch- und Glückwunschkarten, Briefvignetten, Bilderrähmchen sowie eine Anzahl interessanter Porträte berühmter Männer und Frauen. Das Büchlein ist knapp und anschaulich geschrieben und sei daher allen großen und kleinen Verehrern dieser harmlosen Schwarzkunst warm empfohlen.

Jan Veth, der holländische, auch in Deutschland in weiteren Kreisen bekannte Maler, Zeichner und Schriftsteller, hat ein artiges Büchlein über „Rembrandts Leben und Kunst" erscheinen lassen (Leipzig, E. A. Seemann, gebunden 3 M.), das warm empfohlen zu werden verdient. Mit reichem Geist und tiefem Wissen geschrieben, vermittelt es dem Leser über die Kenntnis der Resultate der Rembrandt-Forschung hinaus eben das, was ein warmherziger Künstler unsrer Tage als Freund des Altmeisters über dessen Kunst an Empfindungen und Anregungen mitzuteilen hat. Das aus den Lebensschicksalen Rembrandts hinlänglich Bekannte erhält so stets wieder neuen Reiz, der sich in erfrischendster Form darbietet. Und wer schließlich für dieses Büchlein das Fehlen jedweder bildlichen Beigaben bedauern sollte, der mag als Ergänzung zum Rembrandt-Bande der „Klassiker der Kunst" greifen, der in seiner soeben erschienenen dritten Auflage, die W. R. Valentiner bearbeitete, das gesamte Schaffen des Meisters in 643 Abbildungen vor dem Auge und der Seele des Beschauers ausbreitet.

Digitized by Google

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen, zusammengestellt und erläutert von Dr. **Konrad Guenther**, Freiburg. Mit 52 Bogen Text und 90 ein- und mehrfarbigen Tafeln mit über 2000 einzelnen Abbildungen. Vollständig in 2 starken Leinenbänden gebunden M. 26.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Das vorliegende wahrhaft monumentale Werk gibt, gestützt auf vollendet schönes und zuverlässiges Bildermaterial und frei von jeder Einseitigkeit, ein umfassendes objektives Bild unsrer heutigen Kenntnis von der Abstammung und Entwicklung des Menschen. Auf 90 zum großen Teil farbenprächtigen Tafeln ist hier in tadellosen Reproduktionen ein Anschauungsmaterial vereinigt, das auch den stumpfsten Beschauer zum Nachdenken anregen, dem naturwissenschaftlich interessierten Gebildeten aber eine Quelle hohen Genusses sein wird, der durch die Lektüre des sorgfältig geschriebenen Textes ohne Zweifel noch eine Steigerung und Vertiefung erfährt. Der Leser lernt die wissenschaftlichen Methoden kennen und wird dazu angeleitet, auf Grund eigner Prüfung zu den vorgetragenen Theorien und Tatsachen Stellung zu nehmen. Das gibt dem Werke eine ganz eigenartige Position in der allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Literatur.

„Dreitausend Kunstblätter der Münchner Jugend", ausgewählt aus den Jahrgängen 1896 bis 1908, vereinigt in verkleinerten Wiedergaben ein im Verlag dieser Zeitschrift unlängst erschienener schmuck ausgestatteter Katalog Quartformats, der zum Preise von 3 Mark verkauft wird. Eine besondere Wertschätzung kann in dem von Franz Langheinrich redigierten Sammelband das im Register verarbeitete biographische Material über die vertretenen mehr als vierhundert Künstler beanspruchen.

Else von der Heide (Else Dörfler), **Jugenderzählungen** (Dresden, E. Pierson's Verlag). Mit Illustrationen. Das sind herzige Geschichten und Märlein, wie sie etwa eine fromme, feinfühlige Mutter ihren Kleinen, wenn die Tage kürzer werden, zwischen Lichten erzählt. Und die Kleinen drängen sich an ihre Knie und werden nicht müde zu fragen, ob die böse Frau ihre Strafe gekriegt hat, weil sie das „Krummbein" und das „unfolgsame Englein" so schlecht behandelt hatte; warum das arme Mohrenjaköble hat sterben müssen trotz seinem Heldenmut; wie es dem Hexentrinel, das eigentlich eine gestohlene Prinzessin war, im fernen Rußland bei seiner lieben Mutter ergangen ist, und so fort und so fort. — Möchte doch das holde Büchlein in seinem rotgoldigen Kleide oft als Geschenk benützt werden zur Freude der Kleinen! **A. Sp.**

Johannes Scherr, den die gegenwärtige Generation fast nur noch als Kultur- und Literarhistoriker kennt, ist jüngst mit einer bei Max Hesse in Leipzig erschienenen zehnbändigen Neuausgabe seiner **Romane und Novellen** auch als Erzähler wieder auferstanden. So mancher Literaturfreund wird anfangs meinen, daß der derbe, grobkörnige Schwabe als Dichter recht wenig in unsre überfeinerte Zeit paßt, wir glauben aber, daß die besten seiner phantasie- und temperamentvollen Werke, vor allem der einst vielgelesene „Michel", dessen Erscheinen jetzt gerade ein halbes Jahrhundert zurückliegt, dann „Schiller", „Rosi Zurflüh" und ein paar andre Novellen noch immer gelesen zu werden verdienen und mit der gesunden Kraft, die sie zweifellos in reichem Maße enthalten, auf unverdorbene, von keinem Aesthetentum angekränkelte Naturen noch immer eine starke, packende Wirkung auszuüben vermögen.

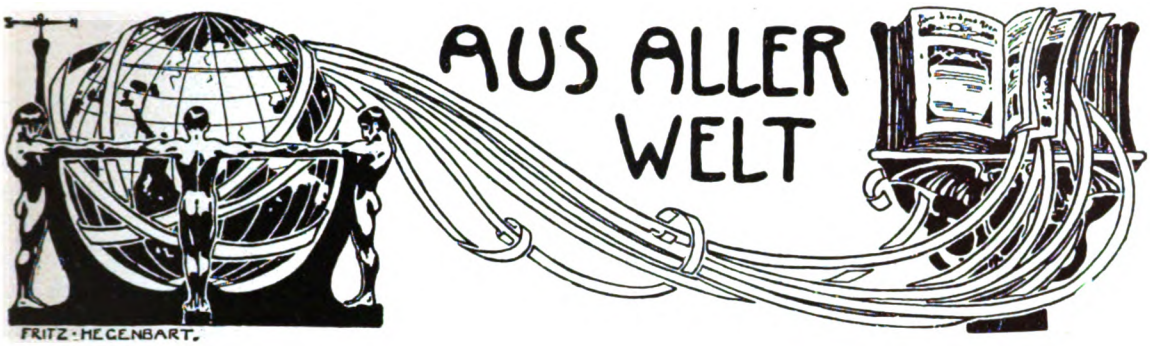
Das im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinende Sammelwerk **„Berühmte Kunststätten"** hat von Band 41 an einen Wechsel in der Ausstattung durchgemacht, der jetzt, wo er in die Erscheinung tritt, eigentlich die Frage auslöst, warum er nicht schon früher eingetreten sei. Statt des Formats 17½×25 Zentimeter, das es dem Reisenden manchmal schwer machte, etliche der Bände als Handwerkszeug in seinem Koffer, viel weniger noch auch nur einen davon in der Manteltasche unterzubringen, haben die „Kunststätten" jetzt das handliche Taschenformat von Burckhardts Cicerone und auch einen hübschen, biegsamen Leinenband erhalten. Der Frakturſatz ist einer angenehm zu lesenden Antiquaschrift gewichen, gestrichenes Papier verhilft den Abbildungen zu voller Schärfe, die vollauf das ersetzt, was die Bilder etwa an Größe eingebüßt haben, kurzum, das wichtige und wertvolle Unternehmen präsentiert sich angenehm verjüngt. An neuen Bänden können heute fünf auf einmal angezeigt werden: Band 41: Eugen Petersen, **Athen** (4 M.); Band 42: Wilh. Neumann, **Riga und Reval** (3 M.); Band 43: Max Osborn, **Berlin** (4 M.); Band 44: Walter Goetz, **Assisi** (3 M.); Band 45: Herm. Schmitz, **Soest** (3 M.). Das meiste Interesse dürften darunter wohl die Athen und Berlin gewidmeten Bände beanspruchen und auch verdienen. Speziell das Osbornsche Buch entspricht in seiner ganzen Anlage und Durchführung so recht dem „Typ", der für die Gestaltung der „Kunststätten" eigentlich maßgebend sein sollte, und der in den früheren Bänden vielfach, man darf sagen recht häufig, mit Glück erreicht worden ist. Der Band „Berlin" ist als eine neue Glanzleistung des gern gesehenen, in seiner eigentlichen Art auch durch eine ähnliche Monographienserie noch nicht aus dem Felde geschlagenen Unternehmens anzusehen.

In zwei stattlichen, geschmackvoll ausgestatteten Bänden ist kürzlich ein klassisches Werk unsrer Literatur, **Goethes Gespräche mit Eckermann**, herausgegeben von **Franz Deibel** neu erschienen (in Pappbd. M. 5.—; Leipzig, Insel-Verlag). „Eckermanns Goethesche Konversationen sind zentnerschwer an Inhalt; und nie wird Goethes edle Seele, großartige Weltanschauung und fromme Resignation in reinerem Lichte hervorgetreten sein," so schrieb einst ein Berufener, der Kanzler Friedrich von Müller. Als Ganzes werden die „Gespräche mit Goethe" neben Goethes Werken und Briefen die wichtigste und wertvollste Quelle Goetheschen Geistes, ein unentbehrliches Supplement zu seinen Werken, daneben aber durch die Art der Darstellung ein Buch von unvergänglichem Reiz bleiben. Eckermann besaß in hohem Maße die Gabe, Goethe zu Aeußerungen über sich selbst und seine Dichtungen, wie über die verschiedensten Menschen, Fragen und Dinge der Welt beständig anzuregen, und hielt sie als aufmerksamer und gewissenhafter Hörer fest. So hat er in den von ihm aufgezeichneten Gesprächen ein Gesamtbild vom alten, weisen und gütigen Goethe hinterlassen, dem kein andres zu vergleichen ist. Der Text der neuen Ausgabe ist vom Herausgeber sorgfältig revidiert und durch eine gehaltvolle Einleitung und nie pedantische Anmerkungen ergänzt worden.

Die bekannte illustrierte **Kulturgeschichte des deutschen Volkes** von **Otto Henne am Rhyn** ist vom Historischen Verlag Baumgärtel in Berlin durch Veranstaltung einer wohlfeilen Lieferungsausgabe (12 Liefg. à M. 1.—), die jetzt vollständig vorliegt, weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Wort und Bild wirken in dem Werk aufs glücklichste zusammen, um dem Leser den für jeden gebildeten Deutschen so bedeutungsvollen Stoff nahezubringen und ihn damit vertraut zu machen. Der Text, in dem sich wissenschaftliche Gediegenheit mit fesselnder und durchaus gemeinverständlicher Darstellung verbindet, gibt ein getreues Bild der kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes; das starke nationale Empfinden, das den Verfasser bei seiner Arbeit erfüllt und geleitet hat, wird viel dazu beitragen, die Liebe zur Heimat und das Zusammengehörigkeitsgefühl im deutschen Volke zu kräftigen. Die Illustrationen, deren nicht weniger als 1822 in den Text eingestreut sind, wozu noch 135 Tafeln kommen, sind durchweg von unanfechtbarem kulturhistorischem Wert und zum größten Teil auch gut, viele vorzüglich wiedergegeben.

Memoiren von Bertha von Suttner. Mit 3 Bildnissen der Verfasserin. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Seitdem Bertha von Suttner mit ihrem Roman „Die Waffen nieder" die bekannten ungeheuern Erfolge errang, steht sie, vielbewundert, vielgescholten, als eine der Führerinnen der Friedensbewegung mitten im öffentlichen Leben und im heißesten Kampf der Meinungen. Zu erfahren, wie diese Frau allmählich zu solch exponierter Stellung gelangte, welche Entwicklung sie menschlich und schriftstellerisch durchmachte, ehe sie zu einer „europäischen Persönlichkeit" wurde, und wie sie selbst ihre Mission auffaßt, was sie in Erfüllung dieser Mission erlebt und gesehen hat, das muß von allgemeinstem Interesse sein. — Wenn nun Frau von Suttner selbst von ihrem Leben und Werden der Welt berichtet, so kann es den Wert dieser Bekenntnisse nur erhöhen, daß die Autobiographin eine vortreffliche Erzählerin ist, die ihr bewegtes, wechselvolles Leben zum farbenreichen Bilde zu gestalten weiß, ohne ins Fabulieren zu verfallen. Die späteren Kapitel des Buches bilden zugleich ein wichtiges Dokument für die Geschichte der Friedensbewegung. Die Lebenserinnerungen der Baronin von Suttner werden also, das darf man wohl sagen, ihren zahllosen Verehrern und Anhängern eine hochwillkommene Gabe sein, sie werden aber auch manchen, der das Lebensziel der unermüdlich tätigen Frau nur mit Skepsis betrachten kann, doch für ihre Persönlichkeit gewinnen, die ein ideales Streben mit echt weiblicher, liebenswürdiger Natürlichkeit verbindet.

Digitized by Google



Graf von Hülsen-Häseler †

Die Tage, die Kaiser Wilhelm als Gast des Fürsten zu Fürstenberg zur Erholung in Donaueschingen verbrachte, haben durch den jähen Tod des Generals Grafen von Hülsen-Häseler einen düsteren Abschluß gefunden. Graf von Hülsen-Häseler war am 13. Februar 1852 zu Berlin geboren. Er trat 1869 in die Armee ein und machte den Krieg gegen Frankreich mit Auszeichnung mit. Er stieg auf der militärischen Stufenleiter rasch empor, kam 1882 in den Generalstab und wurde 1888 als Major vom Kaiser zum dienstuenden Flügeladjutanten ernannt, später zum Militärkabinett und 1894 als Militärattaché zur Botschaft in Wien kommandiert. 1897 trat er in den Truppendienst zurück; 1901 wurde er als Nachfolger des Generals von Hahnke zum Chef des Militärkabinetts ernannt. Als Inhaber dieser Vertrauensstellung gehörte er zur nächsten Umgebung des Kaisers, und es wird ihm nachgerühmt, daß er durchaus keine Höflingsnatur gewesen sei, sondern seinem kaiserlichen Herrn gegenüber stets großen Freimut bekundet habe.

Phot. J. C. Schaarwächter

Generaladjutant Graf Hülsen-Häseler

Phot. Internat. Illustr.-Zentrale, Berlin

Prinzessin Eitel Friedrich auf einer Spazierfahrt in den Straßen von Berlin

Türkische Parlamentswahlen

Die Türkei erlebt in diesen Tagen die ersten Sensationen eines jungen Verfassungsstaates. Sultan Abdul Hamid hat sein Wort eingelöst, und die festgeschmückten Türken drängen sich um die Wahlurne. Daß ein so radikaler Bruch mit der Vergangenheit nicht ganz glatt vonstatten geht und daß aus einer orientalischen Despotie nicht gleichsam über Nacht eine moderne parlamentarische Konstitution ersteht, braucht nicht lange erörtert zu werden. Aber dem fieberhaften Eifer der Jungtürken dürfte es schließlich gelingen, ihr politisches Ideal zu verwirklichen. Bekanntlich wurde bereits am 23. Dezember 1876 dem türkischen Reiche eine Verfassung gegeben. Das danach zusammenberufene Parlament wurde jedoch nach zwei Sitzungen wieder aufgelöst. Man hat jetzt auf die Verfassung von 1876 zurückgegriffen, nach der das Parlament aus einem Senat bestehen soll, dessen Mitglieder vom Sultan auf Lebenszeit ernannt werden, und einem Abgeordnetenhaus, zu dem je 50000 Osmanen einen Deputierten auf vier Jahre mittels geheimer Abstimmung wählen sollen.

Phot. Charles Trampus, Paris

Von den türkischen Parlamentswahlen: Ein Wahllokal unter freiem Himmel

Digitized by Google

Phot. Hoffmann & Nieland

Einzug des Prinzen August Wilhelm und seiner jungen Gemahlin in Potsdam

nach Italien führte, am 26. November in Berlin eingetroffen waren, fand am 27. November der feierliche Einzug in Potsdam statt. Die Hochzeit des Paares hatte bekanntlich am letzten Geburtstage der Kaiserin, am 22. Oktober, stattgefunden. Das prinzliche Paar fuhr im offenen vierspännigen Wagen, begleitet von einer Eskadron Gardedukorps, unter dem Jubel der Bevölkerung in Potsdam ein. Die Stadt hatte ein festliches Gewand angelegt und Vereine und Schüler bildeten auf der Straße Spalier. Vor dem Rathause wurde das junge Paar von dem Oberbürgermeister Vosberg mit einer Ansprache bewillkommt, auf die Prinz August Wilhelm mit freundlichen Worten dankend erwiderte. Das junge Paar wurde darauf von aus Bürgertöchtern erwählten Ehrenjungfrauen begrüßt, die der Prinzessin einen Blumenstrauß überreichten.

In Konstantinopel handelt es sich bei den Medschliswahlen darum, ob es gelingen wird, die offizielle Liste der rein türkischen Bewerber durchzubringen, oder ob der Sieg derjenigen Partei gehören wird, die auch den andern Nationalitäten Plätze eingeräumt hat. Die Kompromißliste enthält vier Türken, drei Griechen, zwei Armenier und einen Israeliten als Kandidaten, und die Einigung auf diese hat viele Schwierigkeiten gemacht, da innerhalb einer jeden Nationalität mehrere Gruppen bestehen, von denen die eine der andern einen herrschenden Einfluß nicht einräumen möchte. An allen Straßenecken der Stadt sind Wahlplakate angeklebt, und in den Moscheen und Amtsgebäuden liegen die Wählerlisten zur Kontrolle aus. Wahlumzüge finden statt, und es herrscht allenthalben große Aufregung, die namentlich bei den erregten Griechen und Armeniern ihren Höhepunkt hat.

Prinz und Prinzessin August Wilhelm in Potsdam

Nachdem Prinz August Wilhelm und seine junge Gattin Prinzessin Alexandra Viktoria von ihrer Hochzeitsreise, die sie

Feierliche Erklärung des Anschlusses der Insel Kreta an Griechenland

Es war jedenfalls der günstigste Augenblick für die Insel Kreta, sich nach der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens von der Türkei loszureißen und an Griechenland anzugliedern. Nach dem unglücklichen Ausgang des griechisch-türkischen Krieges von 1897 war eine Angliederung an Griechenland natürlich ausgeschlossen, die Kretenser hatten aber den außerordentlichen Erfolg, daß ihnen der zweite Sohn des griechischen Königs zum Gouverneur gegeben wurde. Sie gaben sich damit jedoch nicht zufrieden. Es gärte fortwährend im Lande, und wenn es dem nach dem Rücktritt des Prinzen Georg zum Gouverneur ernannten griechischen Ministerpräsidenten Zaimis auch gelang, die Ruhe wiederherzustellen, so hatten die Kretenser

Phot. Charles Trampus, Paris

Von den Umwälzungen im Orient: Die feierliche Erklärung des Anschlusses der Insel Kreta an Griechenland

Digitized by Google

Phot. Charles Trampus, Paris

Madame Steinheil nach der Verhaftung

doch die endliche Erreichung ihres Zieles nicht aufgegeben. Es war geradezu eine geschichtliche Notwendigkeit, daß die Proklamation in Tirnowo ein Echo in Kreta finden würde. Der Tag war endlich gekommen, an dem sich Kreta von der Türkei lossagen und mit Griechenland vereinigen konnte, und die Begeisterung der Bevölkerung fand keine Grenzen, als die Angliederung proklamiert wurde. Am 9. Oktober fand die feierliche Proklamation statt, bei welcher der orthodoxe Erzbischof von Kreta, unterstützt von den Geistlichen der Insel, den Treueid der Minister und der Truppen auf König Georg I. abnahm.

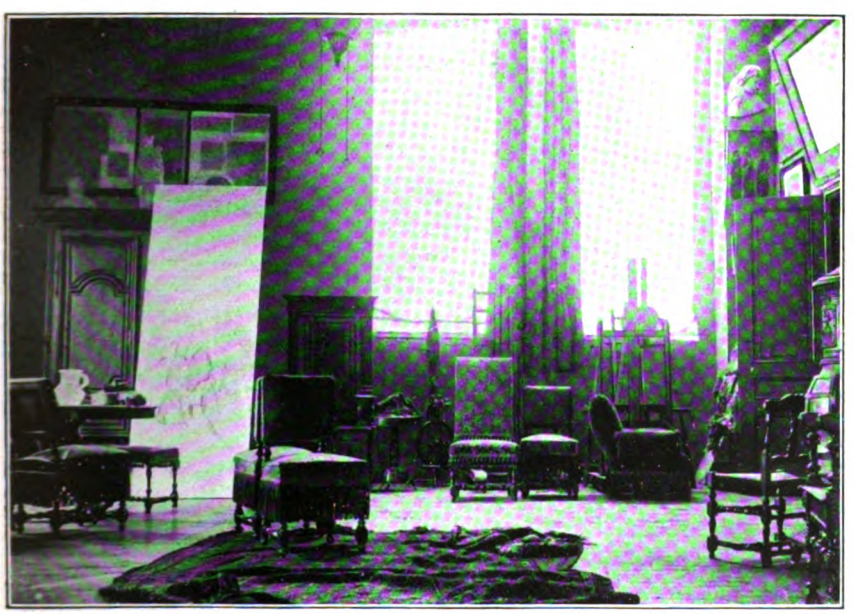
Reverend William B. Hale

William B. Hale, der Verfasser des unterdrückten Kaiserinterviews, ist ein presbyterianischer Geistlicher und ein in Amerika sehr bekannter Schriftsteller. Als Mitarbeiter der „New York Times" erhielt Hale von dem verstorbenen deutschen Botschafter, der den Plan einer Kaiserunterredung billigte, eine Empfehlung an das Auswärtige Amt in Berlin. Da der Kaiser sich auf einer Nordlandreise befand, reiste Hale nach Bergen und hatte dort eine zweistündige Unterredung mit dem Kaiser. Nach Ausarbeitung des Aufsatzes legte Hale diesen dem Auswärtigen Amt vor, das die Bemerkung über die internationale Politik ausstrich und die Veröffentlichung des Restes mit des Kaisers Betrachtungen über die katholische Kirche, die Pflichten des Reichtums, die Architektur, das Christentum und den Krieg in der täglich erscheinenden „New York Times" verbot, in einer angesehenen Monatschrift aber erlaubte. Hale gab das Manuskript an das „Century Magazine", in dem der Aufsatz anonym erscheinen sollte; er war schon gedruckt, wurde aber, nachdem sein Erscheinen vom „Century Magazine" angezeigt worden war, noch vor der Ausgabe zurückgezogen und die Druckbogen vernichtet. Wie weit die von mehreren amerikanischen und englischen Zeitungen veröffentlichten Auszüge mit dem Inhalt des Haleschen Aufsatzes übereinstimmen, läßt sich natürlich nicht feststellen, ohne Zweifel aber ist vieles bedeutend entstellt worden, und manches beruht gewiß auf bösartiger Erfindung. Wenn es auch wahrscheinlich erscheint, daß Hale den Aufsatz auf Wunsch der deutschen Botschaft zurückgezogen hat, so dürfte doch die Summe, die für die Unterdrückung angeblich gezahlt worden sein soll, auf Erfindung beruhen.

Reverend William B. Hale, dessen Interview Kaiser Wilhelms unterdrückt wurde

Die Affäre Steinheil

Der Mord des Malers Steinheil in Paris hat sich zu einer sensationellen Kriminalgeschichte entwickelt, in deren Mittelpunkt die Frau des Ermordeten, eine geborene Japy, steht, die zur Zeit der Präsidentschaft Faures in der Pariser Gesellschaft eine gewisse Rolle spielte. Der Gatte der Frau Steinheil war ein Maler von geringer Bedeutung, obgleich er nicht nur den Präsidenten, sondern auch andre hervorragende Persönlichkeiten der Pariser Gesellschaft porträtierte; er war ungefähr achtzehn Jahre älter als seine jetzt etwa vierzig Jahre alte Frau. Der Maler Steinheil und seine Schwiegermutter, Frau Japy, wurden in der Nacht zum 30. Mai in ihrem in der Sackgasse Ronsin einsam zwischen Gärten gelegenen Hause ermordet. Als Steinheils Diener, Rémy Couillard, morgens die Zimmer betrat, fand er zuerst Frau Steinheil röchelnd und am Pfosten ihres Bettes festgebunden. Sie vermochte nicht zu sprechen, da ihr Mund mit Watte vollgestopft war. Der Diener rief Hilfe herbei und während er Frau Steinheil losband, fanden der herbeigeeilte Polizist und ein in

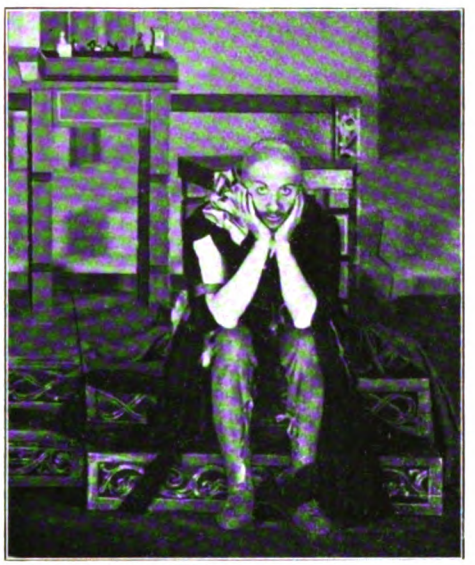


Phot. Charles Trampus, Paris

Atelier des ermordeten Malers Steinheil

Digitized by Google

der Nachbarschaft wohnender Künstler die Leichen des Malers Steinheil und der Frau Japy. Die Schränke waren erbrochen und ausgeraubt. Hatten die Mörder es nur auf Raub abgesehen, so war es nicht wahrscheinlich, daß sie zum Hauspersonal gehörten, sie hätten dann eine andre Nacht zur Verübung ihrer Tat gewählt, da die Steinheils am nächsten Tage nach ihrem Landhause übersiedeln wollten, wo sich ihre Tochter bereits aufhielt. Frau Steinheil gab an, daß drei Männer und eine rothaarige Frau das Verbrechen verübt hätten; es war der Polizei aber nicht möglich, die Täter ausfindig zu machen. Nach einigen Wochen trat Frau Steinheil mit ganz bestimmten Anschuldigungen hervor. Sie beschuldigte zuerst einen amerikanischen Journalisten, dann drei Mitglieder eines lüdischen Theaters, hierauf den Diener Rémy Couillard und schließlich den Sohn ihrer treuen Dienerin, Alexander Wolf. Der Untersuchungsrichter stand diesen Anschuldigungen zwar sehr skeptisch gegenüber, es blieb ihm aber nichts andres übrig, als die Betreffenden verhaften zu lassen und zu verhören. Bei allen ergab sich denn auch kein Verdachtsmoment. Schließlich wurde Frau Steinheil verhaftet. Fast alle Welt in Paris ist sich darüber einig, daß sie Näheres über den geheimnisvollen Mord wisse, und man vermutet, daß einer ihrer Liebhaber, deren sie mehrere besaß, ihren Mann im Streit erschlagen habe. Die Gerüchte, die sich an das plötzliche Ableben des Präsidenten Faure geknüpft, haben durch diese Sensationsaffäre natürlich neue Nahrung erhalten.



Phot. Adolf Bernhard, Klosterneuburg

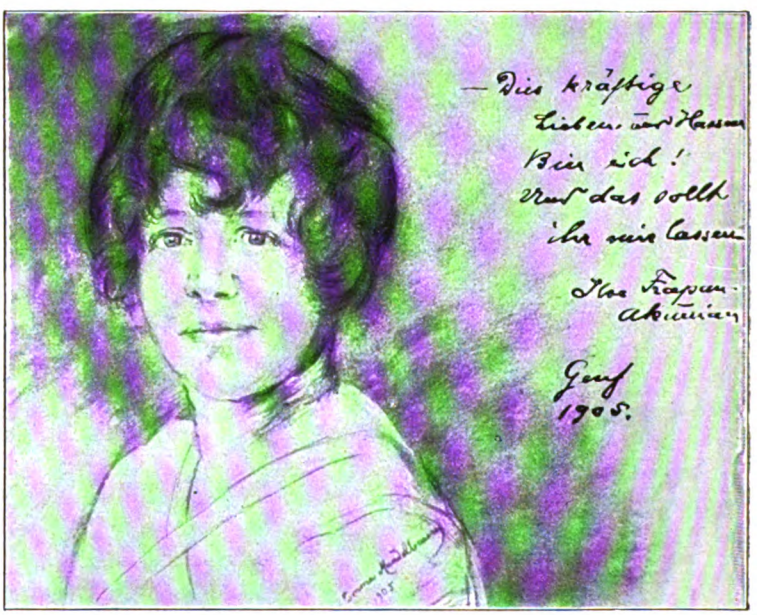
Joseph Kainz als Tantris in dem Drama von Ernst Hardt „Tantris der Narr", dem der Schillerpreis zuerkannt wurde

„Tantris der Narr"

Das Drama „Tantris der Narr" von Ernst Hardt, für das der Dichter den preußischen Staats-Schillerpreis und den Volks-Schillerpreis der deutschen Goethebünde erhalten hat, wurde neuerdings auch im Wiener Hofburgtheater aufgeführt. Die Vorstellung war in jeder Beziehung vortrefflich, namentlich die Rolle des Tantris wurde von Joseph Kainz in glänzender Weise gespielt. Der im Jahre 1876 in Graudenz geborene Dichter ist zwar schon einige Male an die Oeffentlichkeit getreten, ohne indessen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu lenken. Er hatte eine Zeitlang die Absicht, Offizier zu werden, widmete sich aber früh dem Schriftstellerberufe. Schon als Zwanzigjähriger erhielt er einen Novellenpreis, und zwei Jahre später wurde sein erstes Drama „Tote Zeit" in Berlin aufgeführt, ohne ihm einen Erfolg zu bringen. Er schrieb darauf die Dramen „Ninon de l'Enclos" und „Kampf ums Rosenrote"; das letztere wurde im Jahre 1903 im Leipziger Schauspielhause zum erstenmal aufgeführt und fand einen starken Beifall. Hardt erwies sich in diesem Drama als ein vielversprechendes dramatisches Talent, von dem man noch viel Gutes zu erwarten habe. Diese Hoffnungen haben sich jetzt in vollem Maße erfüllt. Als die jüngste Schöpfung Hardts, das Drama „Tantris der Narr", im Januar 1908 in Köln zum erstenmal aufgeführt wurde, brachte es dem Dichter einen vollen Erfolg, der ihm nun auch in Wien treugeblieben ist.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Der Träger beider Schillerpreise, Ernst Hardt



Ilse Frapan-Akunian †. Nach einer Zeichnung von Emma Mandelbaum

Digitized by Google

Phot. Internat. Illustr.-Zentrale

Vom Grubenunglück in Westfalen: Die Angehörigen der Verunglückten vor dem Zechenbureau

Ilse Frapan-Akunian †

Die Schriftstellerin Ilse Frapan, die auch zu den Mitarbeitern unsrer Zeitschrift gehörte, ist am 2. Dezember in Genf unter tragischen Umständen aus dem Leben geschieden. Sie wurde auf ihren Wunsch von ihrer Freundin Emma Mandelbaum im Schlafe erschossen, worauf diese sich ebenfalls den Tod gab. Frau Frapan war schon seit längerer Zeit magenleidend, und das Uebel machte sehr schnelle Fortschritte. Da Frau Frapan selbst Medizin studiert hatte, wußte sie, daß es Magenkrebs und Rettung vom Tode nicht mehr möglich sei. Wie der sie behandelnde Arzt, Dr. Skarvan in Genf, erzählte, drehte sich das Gespräch der beiden Freundinnen in den letzten Wochen vor ihrem Tode häufig um das Problem von Sein und Nichtsein, und er konnte beobachten, daß beiden das freiwillige Scheiden von diesem Leben als etwas mit ihren Anschauungen sich Vereinbarendes erschien. Besonders aus der Lektüre der japanischen Literatur schöpften sie diese Ideen, und namentlich Fräulein Mandelbaum war es, die beinahe begeistert von den japanischen Frauen sprach, die sich den Tod als letztes Bekenntnis ihrer Liebe oder ihres Opfermutes geben. Die Stärkere hat denn der Schwächeren den letzten Dienst getan, und da sie ohne die Freundin nicht mehr leben wollte, ist sie ihr im Tode gefolgt. — Ilse Frapan entstammt einer französischen hugenottischen Refugiéfamilie Levien und wurde am 3. Februar 1852 in Hamburg geboren. Sie war eine Zeitlang Lehrerin an einer Volksschule in Hamburg und machte dann Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Im Jahre 1887 gab sie ihr erstes Buch, „Hamburger Novellen", heraus und ließ bald einen weiteren Band, „Bescheidene Liebesgeschichten", folgen. Dann wurde die einstige Lehrerin eine Studentin. In Stuttgart hörte sie unter andern die Vorlesungen von Friedrich Theodor Vischer und gab ihrer Verehrung für diesen Meister in den „Vischer-Erinnerungen" Ausdruck. Später ging sie nach Zürich, um die dortige Universität zu besuchen, und dann nach Genf, wohin sie nach ihrer Verheiratung mit dem Schriftsteller Akunian übersiedelte. Ilse Frapan war besonders glücklich in der Schilderung des nieder- und oberdeutschen Volkes; ihre dichterische Begabung war echt und tief, wenn auch nicht umfangreich. Von ihren Werken nennen wir noch: „Die Betrogenen", „Zwischen Elbe und Alster", „Wir Frauen haben kein Vaterland", „Enge Welt", „Bitterfüß" und „Bekannte Gesichter". Gleich nachdem sie ihren Lehrerinnenberuf aufgegeben hatte, waren sie und Emma Mandelbaum unzertrennliche Freundinnen und Lebensgefährtinnen geworden. Das Bild der Dichterin, das wir diesen Zeilen beigeben, ist von Emma Mandelbaum gezeichnet.

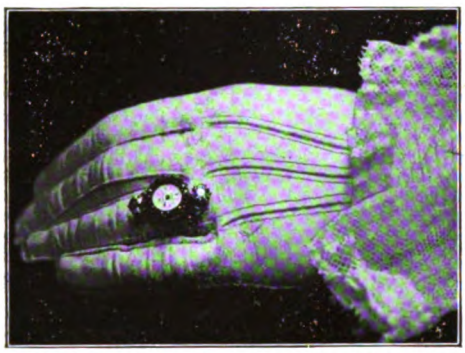
Von den Studentenkrawallen in Wien

In Wien kam es am 10. November vormittags an der Universität zu einer großen Prügelei zwischen deutschnationalen und jüdischen Studenten, welch letztere am Tage vorher von den Deutschnationalen am Eintritt verhindert worden waren. Die Mitglieder der jüdischen Studentenverbindung „Kadimah" hatten bereits um 1/26 Uhr früh die Rampe besetzt, um ihrerseits die Deutschnationalen nicht zuzulassen. Die Deutschnationalen, die Zuzug von Technikern erhielten, stürmten um 10 Uhr die Rampe. Es kam zu einem Handgemenge, wobei mit Fäusten und Stöcken losgeschlagen wurde. Infolge des Gedränges brach die Balustrade, und etwa 50 Studenten stürzten auf das Straßenpflaster. Dabei erlitten etwa 40 Studenten zum Teil schwere Verletzungen. Ein großes Wachaufgebot stellte nach mehr als einstündiger Dauer des Kampfes

Phot. Carl Seebald

Von den Studentenkrawallen in Wien: Die Deutschnationalen auf der Universitätsrampe

Digitized by Google



Ein Kunstwerk moderner Goldschmiedekunst: Uhr im Rubinenring

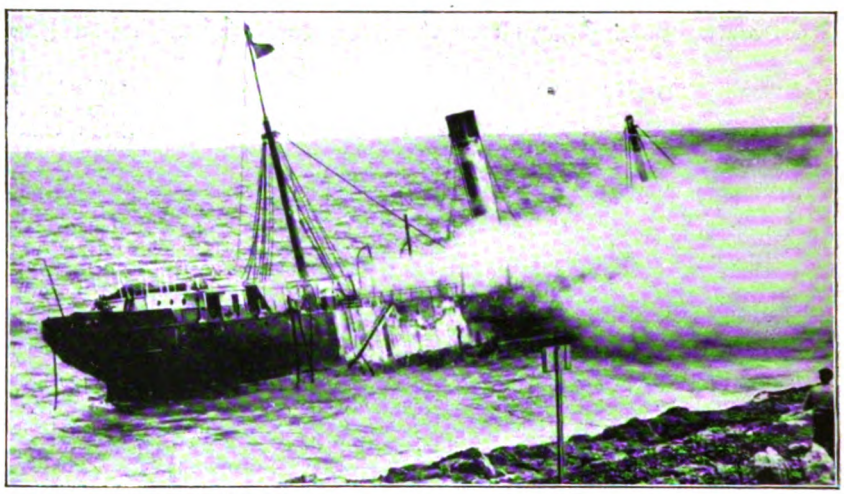
die Ruhe wieder her und räumte die Rampe. Die Tore der Universität blieben geschlossen. Am nächsten Tage herrschte wieder vollkommene Ruhe, sowohl die deutschnationalen als auch die zionistischen Studenten hatten sich dem Rektor Professor Franz Exner gegenüber verpflichtet jede Störung zu vermeiden.

Die kaiserliche Spezialgesandtschaft beim Papst

Papst Pius X. empfing am 13. November in Rom die außerordentliche Gesandtschaft des Deutschen Kaisers, die ihm dessen Glückwünsche zu seinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum überbrachte. Der Führer der Gesandtschaft, Freiherr von Schorlemer, der Oberpräsident der Rheinprovinz, übergab dem Papst ein goldenes Petschaft als Geschenk des Kaisers und überreichte ferner ein Handschreiben des Monarchen. Der Papst dankte herzlich und lud alsdann die Mitglieder der Gesandtschaft zu sich in seine Privatgemächer, wo er sich freundlich mit ihnen unterhielt. Die Herren nahmen an den zu Ehren der fremden Missionen veranstalteten Festlichkeiten teil.

Das Grubenunglück in Westfalen

Die Grubenkatastrophe, die sich am Morgen des 12. November auf der westfälischen Zeche Radbod bei Hamm ereignet hat, ist die schwerste, die seit langer Zeit in Deutschland vorgekommen ist. Kurz nachdem 380 Arbeiter und 6 Beamte in den Schacht eingefahren waren, fand eine Explosion statt, die durch den unmittelbar anschließenden Brand so verheerend wirkte, daß von den eingefahrenen Mannschaften nur 17 unverletzt, 26 andre mehr oder weniger schwer verletzt gerettet werden konnten. 40 Mann wurden tot geborgen oder starben in den Krankenhäusern. Die übrigen 303 Mann — eine furchtbare Zahl! — blieben in der brennenden Grube zurück, und jeder Versuch, sie zu retten, mußte als aussichtslos aufgegeben werden. Um den Brand zu ersticken, wurde nach mehrtägigen Vorbereitungen Wasser in die Grube eingepumpt, eine Arbeit, die etwa 14 Tage in Anspruch nahm, und erst nachdem das Wasser wieder ausgepumpt ist, was gleichfalls längere Zeit dauert, kann man daran denken, die Leichen der Eingeschlossenen zu bergen. Im Auftrage des Kaisers begab sich Prinz Eitel Friedrich an die Unglücksstätte; er nahm die auf Verstärkung des Schutzes vor ähnlichen Katastrophen hinzielenden Wünsche und Forderungen der Bergleute entgegen und war tief erschüttert von dem Jammer der zahlreichen Familien, deren Angehörige durch die Katastrophe ihren Tod gefunden haben. Im ganzen Reiche



Phot. Dannenberg & Comp., Berlin

Brand des englischen Dampfers „Sardinia" an der Küste von Malta

Phot. Ch. Abeniacar

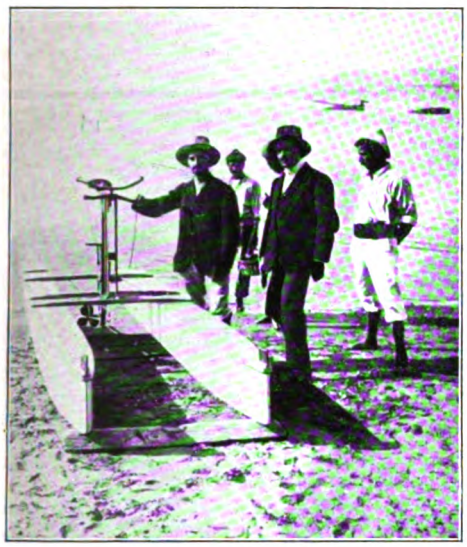
Die außerordentliche Gesandtschaft des Deutschen Kaisers zum Jubiläum des Papstes: Freiherr von Schorlemer und Oberst von Chelius vor der Peterskirche

sind Sammlungen zur Linderung der Not veranstaltet worden, darunter vom Kronprinzenpaar, und haben bis Mitte Dezember eine Summe von etwa 1¼ Millionen ergeben, wovon den betroffenen Familien zu Weihnachten 20000 Mark überwiesen wurden.

Ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst

Es ist für die Damen sehr praktisch, die Uhr in einem Armband zu tragen; die Goldschmiede verfertigen wohl goldene Armbänder mit Uhren, aber die Lederarmbänder haben aus praktischen Gründen doch mehr Verbreitung gefunden. Das Neueste der Pariser Goldschmiede ist nun ein Brillantring mit einer Uhr. Unsre Abbildung zeigt ein solches kleines Kunstwerk; die Uhr ist von einem Rubinenkranz eingefaßt, das Aufziehen derselben geschieht dadurch, daß man den Kranz dreht. Der Ring wird über dem Handschuh getragen, da er sonst seinen Zweck als Uhr verfehlen würde.

Digitized by Google



Die Konstruktion des Wasserveloziped

Ein neues Wasserveloziped

In Südfrankreich wurde kürzlich ein Wasserveloziped vorgeführt, das wesentlich einfacher als seine Vorgänger zu sein scheint. Das Fahrzeug besteht, wie aus unsern Abbildungen ersichtlich, aus zwei vier Meter langen, durch Querstäbe miteinander verbundenen Schwimmkästen; über der Mitte von zwei Querstäben ist ein Tretrad angebracht, durch das eine im Wasser befindliche Schraube getrieben und die Fortbewegung bewirkt wird. Bei der Vorführung konnte der Erfinder mit dem Fahrzeug 6 Kilometer in 45 Minuten zurücklegen.

Der Brand des englischen Dampfers „Sardinia"

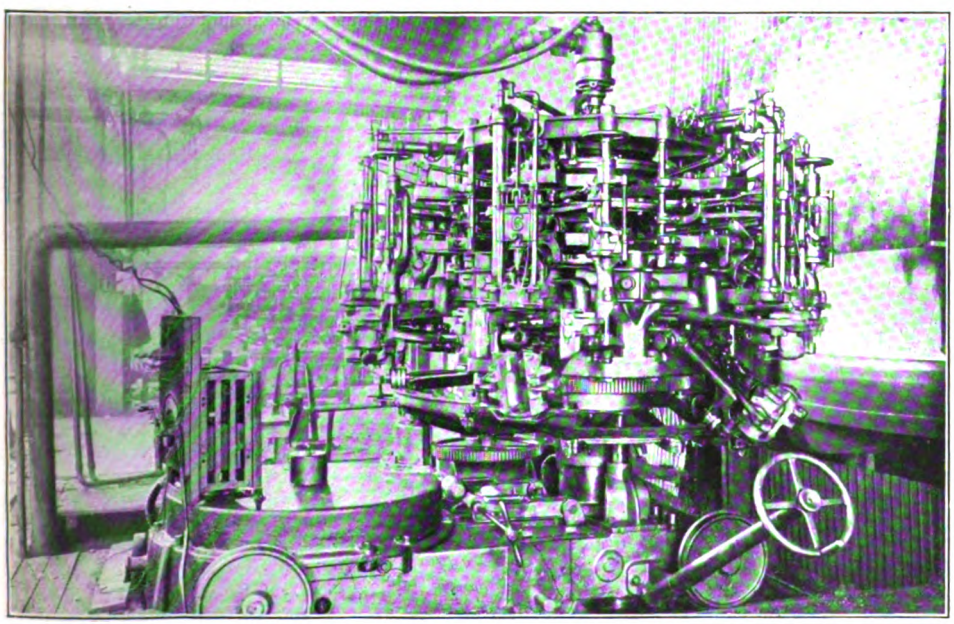
Auf der Reise von Liverpool nach Alexandria geriet der englische Dampfer „Sardinia" außerhalb des Hafens von Malta in Brand. Die Kriegsschiffe sandten sofort Rettungsabteilungen, die mit großer Tatkraft arbeiteten, da aber ein starker Wind die Rettungsversuche nahezu unmöglich machte, mußte das Schiff schließlich im Stiche gelassen werden. Es lief auf die Ricasolifelsen auf, wobei vulkanartige Ausbrüche von Rauch und Flammen stattfanden, und brannte dann langsam nieder. Leider sind bei dem Unglück etwa 140 Menschen umgekommen. Außer der Mannschaft hatte das Schiff 26 Fahrgäste, die von England nach Alexandria reisen wollten, und in Malta waren noch 140 maurische Pilger aufgenommen worden, deren Reiseziel Mekka war. Als das Feuer ausbrach, entstand eine Panik; die auf dem hinteren Teil des Schiffes befindlichen Europäer waren verhältnismäßig gesichert, die Araber auf dem sehr gefährdeten Vorderteil

Das Wasserveloziped in voller Fahrt

waren aber nicht zu bewegen, ihren Platz zu verlassen und den Sprung über Bord zu wagen; von ihnen ist deshalb der größte Teil ein Opfer der Katastrophe geworden. Das Schiff war ein Stahlschraubendampfer von 2774 Tonnen, es wurde im Jahre 1888 in England gebaut und ist zweimal umgetauft worden. Zuerst führte es den Namen „Gulf of Corcovada" und hieß sodann „Paolo V."

Neue Maschine zur Fabrikation von Flaschen

Der amerikanische Ingenieur Owens hat eine Maschine konstruiert, die ein wahres Wunderwerk moderner Technik genannt werden kann. Automatisch stellt diese stählerne Riesin Glasflaschen her, vom Anfang der Produktion bis zum Ende, und zwar in solcher Menge, daß sie die Arbeit von 75 Glasbläsern ersetzt. Zum Ankauf des Patentes haben sich die europäischen Flaschenfabriken zu einem Verband zusammentun müssen, und es ist Sorge getragen, daß die Maschine nicht plötzlich überall eingeführt wird und so die Arbeiter brotlos macht. In Deutschland ist die Maschine erst in einer Fabrik aufgestellt worden. Eine Flasche in mehreren Stadien ihres Werdens ist übrigens auf unserm Bilde deutlich sichtbar.



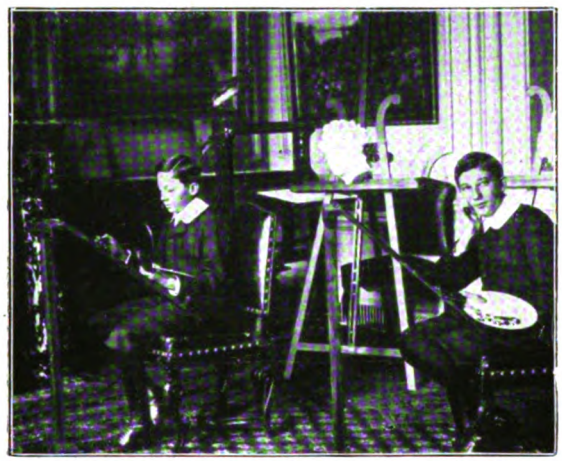
Neue Riesenmaschine zur Herstellung von Flaschen

Digitized by Google

Vom bulgarischen Königshofe

König Ferdinand auf einer Reise durchs Land

Ein Bittsteller bei König Ferdinand



Kronprinz Boris und sein Bruder Prinz Kyrill beim Malunterricht

Königin Eleonore mit den beiden Prinzessinnen Eudoxie-Augusta und Nadeschda

Die königliche Familie von Bulgarien mit Herrschaften ihres Hofstaates
Aufnahmen von C. Chusseau-Flaviens

Digitized by Google

Digitized by Google

Silbenrätsel

Gar lieblich anzuschauen war
Mein Frauchen in bräutlichem Reiz;
Ich reiste mit ihr vom Traualtar
Hinweg nach der schönen Schweiz.

Dort haben uns oft die ersten Zwei
Am Sommermorgen erquickt,
Dort haben wir nach der lieben Drei
Am Sommerabend geblickt.

Wie war das Ganze von Lust erfüllt!
Wir waren glückliche Leut'!
Vor Freuden noch heut das Herz mir schwillt,
Denk' ich der köstlichen Zeit. F. M.-S.

Homonym

Bei den Römern einst führt' ich ein hohes Amt und Kommando,
Auch den Päpsten hab' ich Dienste geleistet gar oft;
Fall' ich dir heute zu, so mehrt sich dein Gut und dein Wohlstand,
Doch du verlierest zugleich jemand, der's gut mit dir meint.
Eta.

Permutationsaufgabe

1	A	A	A	A	A	5
	A	A	B	D	D	
	D	E	E	E	E	
	E	E	E	F	G	
6	I	I	I	I	K	2
7	L	L	L	M	M	3
	N	N	O	O	O	
	P	R	R	R	R	
	S	S	S	S	S	
4	S	T	T	T	T	8

Die nebenstehenden Buchstaben sind so in die Felder zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

Waffe.
Europäische Hauptstadt.
Insel im Aegäischen Meer.
Schloß in Tirol.
Fluß im nördlichen Deutschland.
Stadt im Königreich Sachsen.
Stadt in Istrien.
Pflanzenteil.
Bekannten Wagnersänger.
Stadt in Holland.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die Felderreihe 1—2—3—4 eine Landschaft in Südwestafrika, die Felderreihe 5—6—7—8 eine Gattung der Storchvögel. Eta.

Interessanteste deutsche Monatschrift ihrer Art

Neuer Jahrgang — Neuer Jahrgang

DEUTSCHE REVUE

Monatlich 1 Heft von 128 Seiten

Eine Monatschrift. Herausgegeben von
RICHARD FLEISCHER

Preis vierteljährl. (3 Hefte) 6 Mark

Die „Deutsche Revue" ist ein politisches und wissenschaftliches Weltorgan, an dem die ersten literarisch tätigen Kräfte aller Kulturnationen mitarbeiten. Vor allem durch ihre von den ersten Staatsmännern, Diplomaten und Historikern aller Kulturländer herrührenden Veröffentlichungen zur internationalen Politik und Zeitgeschichte ist sie in der deutschen Publizistik ein Faktor von unbestrittener Bedeutung geworden. Aber auch auf rein wissenschaftlichem und literarischem Gebiet erfreut sie sich eines festgegründeten Ansehens. Die „Deutsche Revue" ist das Organ der gebildeten Welt, und niemand, der die Entwicklung des modernen Geisteslebens verfolgen will, wird die Zeitschrift übersehen dürfen.

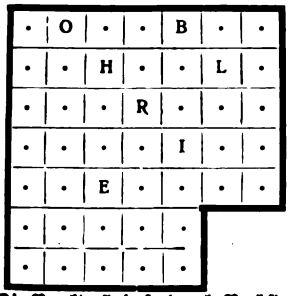
Aus dem Inhalt des Januar-Heftes:

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen über den Feldzug von 1866.
Der Krieg in der Gegenwart.
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXIV.
E. v. Jagemann: Auswärtige Politik im Bundesstaat.
E. Krollmann: Drei neue Briefe von Ernst Moritz Arndt.
v. Ahlefeld, Vizeadmiral a. D.: Kriegslärm und die englische Seemacht.
Prof. Dr. **F. N. Scott** aus Ann Arbor: Longfellows Bedeutung für Amerika.
Hans Passarge (Königsberg): Der Ursprung der Schwerkraft.
Msgr. **Graf Vay von Vaya und zu Luskod,** apostolischer Protonotar: Großbritannien jenseits des Ozeans. Reisebilder aus Kanada.
Ein deutsches Institut für radiologische Forschung.
Scheck, Regierungs- und Baurat: Soll der Seekanal nach Berlin gebaut werden?
M. von Brandt: Oestliche Verfassungswehen.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. Das Januar-Heft liefert auf Wunsch jede Buchhandlung zur Ansicht, auch die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Digitized by Google

Magische Ecke



Die Punkte sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die Wörter in den langen wagerechten Reihen und den entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. Stadt in Preußen;
2. berühmtes Drama;
3. weiblichen Vornamen;
4. Küchengeschirr;
5. Meßinstrument.

P. F.

Logogriph

Mit w wird's stets die Damen schmücken,
Mit b erschallt es beim Entzücken.

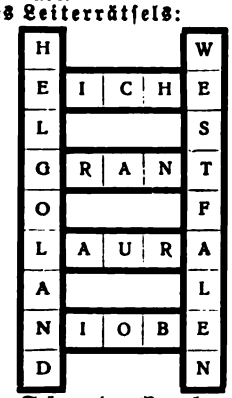
Dr. K. K. v. Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5

Des Metamorphosen-Akrostichonrätsels: Überzahl, Borste, Eiland, Runzel, Litanei, Arnold, Nord, Dorothea, Urne, Repos, Drakon, Malta, Enkel, Essen, Rente. Die Anfangsbuchstaben vorstehender fünfzehn Wörter, der Reihe nach entsprechend verbunden, ergeben: „Über Land und Meer."

Des Wortverbindungsrätsels: Schar — ade.

Des Leiterrätsels:



Der Scharade: Vergeben.

Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Altbewährte Marke!

Koch-, Milch-, Fondant-

Chocolade Compagnie Française

L. Schaal & Cie., Straßburg (Els.)

Zorn- und Würzmühlen-Werke.

Speziell empfohlene Marken:

„Vogesia"-Milch-Chocolade

„Schaal"-{Cacao / Fondant-Chocolade

Vorrätig in den meist. besseren Konditoreien, Kolonial- und Delikatessen-Handlungen.

100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc. etc. — alle versch. — Garant. echt — Nur 2 Mk. Preisl. gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale) 40.

Vorzügliche Musikinstrumente jeder Art bezieht man am billigsten direkt aus der größten württ. Musikinstrumenten-Fabrik von ROBERT BARTH, K. Hoflieferant, STUTTGART. Preisliste gratis. Bitte angeben f. welch. Instrument.

Pianinos

Modell IV . . . Mark 450.—
Modell IIL . . . Mark 550.—
Verkauf und Vermietung, bei späterem Kauf Gutschrift von Miete.
Hoher Rabatt bei Barzahlung.
Probesendung. Teilzahlungen.

Harmoniums

Mark 40.—, 65.—, 100.—, 150.—, 200.— bis 2000.— für Haus-, Schulen- und Kirchengebrauch. **Piano- und Harmonium-Preiskurant No. 17 gratis.**

Hug & Co., Leipzig.

„Man hört heutzutage viel nach einer Literatur fürs Volk rufen;

man schafft Preise, um geeignete Werke hervorzulocken. Wahrhaftig, dies ist nicht nötig; denn die Werke sind da, gebt ihnen nur den Preis! Ich wüßte nicht, was für das Volk geeigneter sein könnte als Bücher wie diese beiden", schrieb Dr. Otto Knapp in einem längeren Feuilleton in der Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten über die bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen beiden Bücher „Rapunzel" von Ludwig Finckh (geh. M 2.50, geb. M 3.50) und „Philosophische Kuckuckseier" von Wilh. Schussen (geh. M 2.50, geb. M 3.50). „Sie sind Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Sie gehören von Rechts wegen dem Volke wie der Sonntag und die Blumen des Feldes und der Vogelsang. Und wenn einmal unsere Regierungen Zeit und Geld haben, sich auf alle Kulturaufgaben zu besinnen, dann müssen sie

solche Bücher zu Hunderttausenden in allen Häusern nnd Hütten verbreiten lassen."

Digitized by Google

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IV

Vierte Partie des jüngst ausgefochtenen Wettkampfs. Gespielt zu Düsseldorf am 24. August 1908

Spanische Partie

Weiß: Dr. S. Tarrasch, Nürnberg
Schwarz: Dr. E. Lasker, New York

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	22. b3—b4 [7])	Tc5—c4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	23. g3—g3	Te8—d8
3. Lf1—b5	Sg8—f6	24. Te1—e3 [8])	c7—c5
4. 0—0	d7—d6	25. Sd4—b5	c5×b4
5. d2—d4	Lc8—d7	26. Td1×d6 [9])	Td8×d6
6. Sb1—c3	Lf8—e7 [1])	27. e4—e5	Te4×f4!! [10])
7. Tf1—e1	e5×d4	28. g3×f4	Df6—g6†
8. Sf3×d4	Sc6×d4 [2])	29. Kg1—h1	Dg6—b1†
9. Dd1×d4	Ld7×b5	30. Kh1—g2	Td6—d2†
10. Sc3×b5	0—0	31. Te3—e2 [11])	Db1×a2
11. Lc1—g5	h7—h6	32. Te2×d2	Da2×d2†
12. Lg5—h4	Tf8—e8	33. Kg2—g3	a4—a3 [12])
13. Ta1—d1	Sf6—d7 [3])	34. e5—e6	Dd2—e1†
14. Lh4×e7	Te8×e7	35. Kg3—g4	De1×e6†
15. Dd4—c3	Te7—e5 [4])	36. f4—f5	De6—c4†
16. Sb5—d4	Te5—c5 [5])	37. Sb5—d4	a3—a2
17. Dc3—b3	Sd7—b6	38. Df3—d1	Sb6—d5
18. f2—f4 [6])	Dd8—f8	39. Dd1—a4	Sd5×c3
19. Db3—f3	Ta8—e8	40. Da4—e8†	Kg8—h7
20. c2—c3	a7—a5	41. Kg4—h5	a2—a1D
21. b2—b3	a5—a4	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Die Verteidigung ist gut und solide; Schwarz steht freilich, weil meist im Spanier, etwas gedrückt.

[2]) In der 2. Partie rochierte Schwarz und erhielt einen Doppelbauern auf c6, der ihm doch wohl nicht empfehlenswert schien.

[3]) Schwarz entledigt sich seines untätigen Läufers.

[4]) Das hiermit eingeleitete Turmmanöver ist nicht besonders gut. Das einfachste war a7—a6.

[5]) Es ist meist bedenklich, den Turm in eine Linie zu bringen, auf der ihm der Rückzug zur ersten und zweiten Reihe nicht zur Verfügung steht.

[6]) Weiß spielt auf Absperrung des Turmes.

[7]) Db 22. c3—c4, wie von einigen Seiten behauptet wurde, besser war, ist fraglich. Der Textzug ist gut genug; es wird nur nachher nicht richtig fortgesetzt.

[8]) Statt dessen sollte, wie Dr. Tarrasch ausführt, 24. a2—a3 geschehen; wenn dann c7—c5, so 25. Sd4—b5 c5×b4 26. c3×b4 mit nachfolgendem entscheidendem Angriff auf den Bd6.

[9]) Ein verunglücktes Turmmanöver, das in geistreicher Weise widerlegt wird.

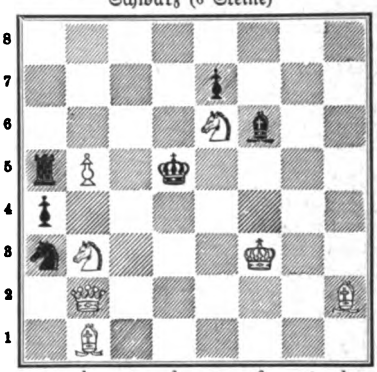
[10]) Ein sehr schöner Zug, der das weiße Spiel sofort gänzlich vernichtet. Die schwarzen Bauern zeigen, daß sie doch keine quantité négligeable sind.

[11]) Auf 31. Kg2—g3 (oder 32. Kg2—h3 Db1—f5† 33. Kh3—g3) kann Db1—g6† 32. Kg3—h3 Sb6—d5 33. Te3—e4! Sd5×f4† 34. Te4×f4 Td2—d3 bzw. 34. Df3×f4 Dg6—g2† 35. Kh3—h4 g7—g5† die Folge sein.

[12]) Das weiße Spiel ist nun unhaltbar; was noch folgt, hätte ruhig fortbleiben können.

Aufgabe III

Von Otto Schulz in Braunschweig (Neu)
Schwarz (6 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II

W. 1. De8—h8
S. 1. e7—e6
W. 2. Se5—g4
S. 2. h5×g4, Ke4—f5, d3 u. s. w.
W. 3. Dh8×h7, Lb3—c2, Sg4×f2 matt.

A.

S. 1. e7×f6
W. 2. Dh8—f6†
S. 2. Ke4×f6
W. 3. Sb5—d6 matt.

B.

S. 1. b6×c5
W. 2. Lb3—d1 u. s. w.

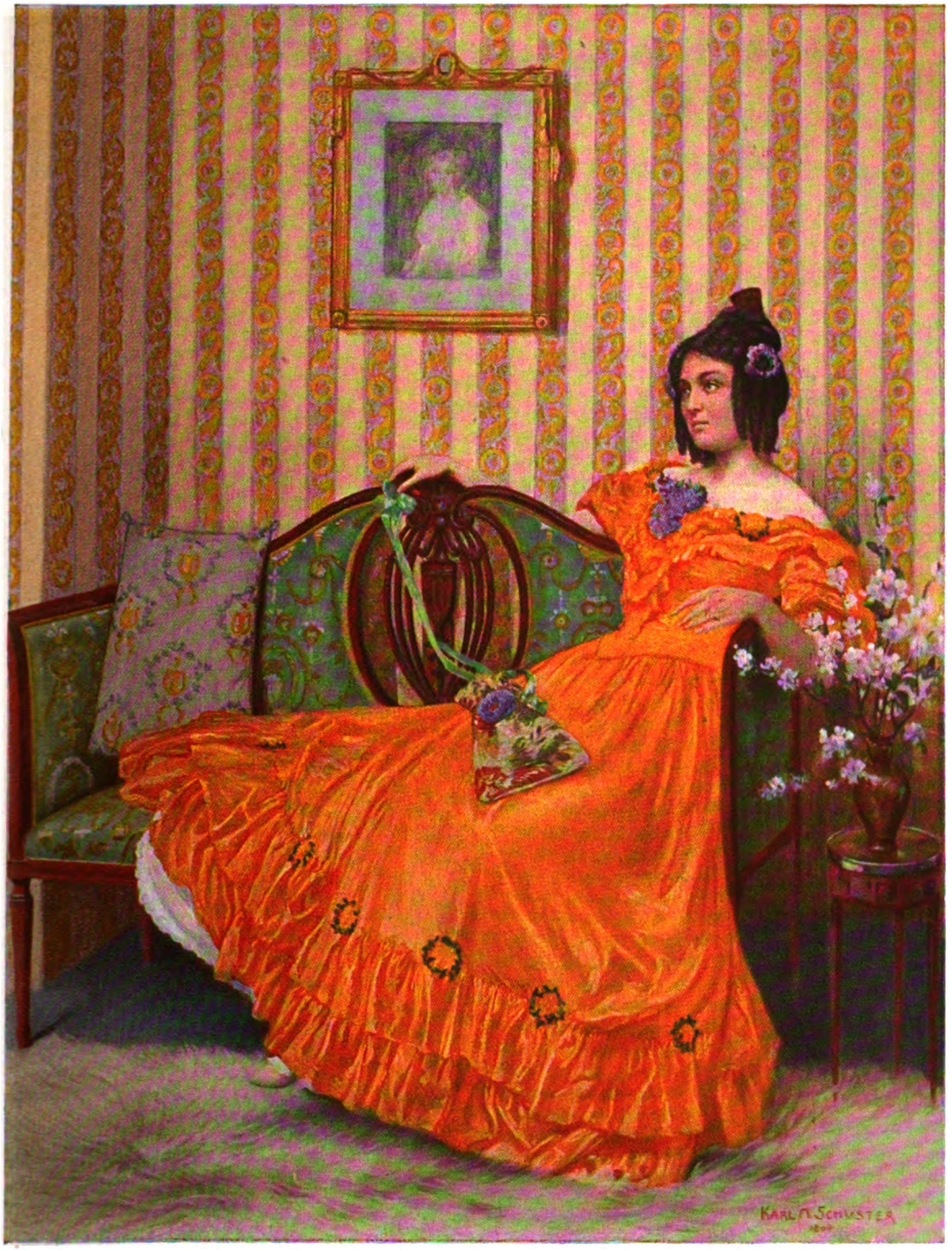
C.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Se5—d3
S. 2. Ke4×d3 oder beliebig anders
W. 3. Dh8—f6, Sd3×f2 matt.

1. Se5—c4 scheitert nur an der Entgegnung f7×e6.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.
Digitized by Google



Als Großmütterchen noch jung war

Nach einem Gemälde von Karl M. Schuster

Digitized by Google

Digitized by Google

Auguste Supper

Lehrzeit

Ein Stück aus einem Leben

Von

Auguste Supper

Bis zu dem Tag, da Martin Moserosch, mein Verlobter, zum Pfarrer von Andersberg ernannt wurde, wußte ich nicht, daß es im Schwarzwald ein Oertchen dieses Namens gebe.

Von Stund an aber zogen meine Gedanken oft den Weg über ferne, grüne Berge hin.

Ich sah dann im Geiste ein stattliches Pfarrhaus im Sonnenlicht liegen, sah helle Fenster, weitläufige Gänge und große, luftige Zimmer.

Denn der Martin erzählte mir, das Pfarrhaus sei früher ein Freiherrlich von Wengernsches Schloß gewesen.

Vier Wochen vor unsrer Hochzeit, an einem Tag im Mai, sagte mein Verlobter zu mir: „Martha, es wird Zeit, daß wir unser zukünftiges Heim ansehen. Um fünf Uhr in der Frühe geht am Sonntag ein Zug, der uns nach Altheim bringt; von dort sind's drei Wegstunden durch den Wald nach Andersberg."

Meine Tante, bei der ich lebte, rief vom Fensterplatz her: „Drei Stunden gehen, das kann ich nicht, Martin. Mit dem besten Willen nicht. Ein Fuhrwerk aber, das trägt's nicht bei armen Pfarrersleuten, wie ihr zwei vorläufig sein werdet. Und daß ich auch noch diese Kosten trage —!" Ich sah Martin an, neugierig, was er darauf sagen würde. Aber er rückte nur unruhig an seiner Brille und war im Gesicht etwas röter als sonst.

Das verdroß mich, ich weiß nicht recht warum. „Tante Elisabeth," sagte ich rasch und unmutig, „bleib du nur ruhig am Sonntag an deinem Fenster sitzen. Der Martin und ich finden den Weg allein. Wir brauchen auch keine Ueberwachung, wir sind nicht so —!"

Die Frau am Fenster und der Mann am Ofen sahen mit einemmal scharf zu mir her.

„Wie, nicht so?" fragten sie lebhaft, fast einstimmig.

Da fühlte ich, wie sich mir alles Blut zum Kopfe drängte, und doch hätte ich nicht zu sagen gewußt warum.

Ich nahm die Tassen vom Tisch und schritt aus der Türe. In der halbdunkeln Küche blieb ich stehen wie angewurzelt, sah nach dem regennassen Dach des Nebenhauses und nagte an meinen Lippen. ‚Wie sind wir nicht? Warum sind wir nicht so?' ging mir's beharrlich durch den Kopf. Und das quälte mich, wie einen ein Traum quält, auf den man sich nicht mehr recht besinnen kann und von dem man doch weiß, daß er wichtig war.

In der Gottesfrühe ging's dem Schwarzwald zu.

Zarte Nebel füllten die Täler, durch die wir fuhren; an grünen, kleinen Flüssen glitten wir entlang. Eintönig schlugen die eisernen Räder unter uns. Bisweilen schloß ich die Augen, dann klang der klappernde Rhythmus: ‚Der Heimat zu, der Heimat zu!' Lautlos sprachen meine Lippen von Zeit zu Zeit die Worte mit. Wie eine Beschwörung, wie eine brünstige Bitte sandte ich sie hinaus in den frischen Morgen.

Martin saß mir gegenüber, hatte die Oberamtsbeschreibung von Altheim und eine kleine Karte in Händen, gähnte bisweilen und legte den schwarzhaarigen Kopf an die harte Holzwand des Wagens.

Eine Anzahl junger, sehr eleganter Damen und Herren teilte mit uns den Abteil. Lachend

Digitized by Google

und plaudernd drängten sie sich durcheinander, liefen bald rechts, bald links zu den Fenstern und schauten in den Morgen hinaus.

„Kinder," rief einmal einer der Herren, „das soll ein schöner, ein feiner Tag werden."

Martin drehte den Kopf nach ihnen. „Friseure, Schneider und Ladenjungfern," sagte er leise zu mir.

Ich nickte. Eines der Mädchen hatte auch mich schon irgendwo bedient. Die Blonde in dem seidenen Reisemantel, um die jetzt einer der Herren den Arm legte.

In Altheim stiegen wir aus und mit uns die andern.

Die Paare taten sich jubelnd und kreischend zusammen, und sie schritten eilend und zielbewußt über den Steg, ihrem „feinen" Tag entgegen.

Martin sah sich um. Erst in dem grünen engen Tal, in dem der Bahnhof liegt, dann auf seiner Karte.

„Komm, Martha," sagte er dann, und wir schritten einen Bergweg empor unter hochwipfeligen Tannen dahin.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen, kein Menschenlaut zu hören.

Golden brachen die ersten Strahlen der Sonne über den Berg. Da ging ein Rauschen durch die Wipfel.

Wie berauscht, wie toll geworden vor Lebenswonne sangen die Vögel. Die grünen Wände des engen Tales hallten wider vom Amselruf. Erdbeeren blühten am Weg, funkelnder Tau hing an den Gräsern, junge Farne mit gerollten Blättern strömten ihren Hauch unter den der Tannen, und im Moose krabbelten Käfer und Spinnen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!" stand über dem wonnigen Morgen geschrieben, und meine Seele las es stammelnd.

„Martin," sagte ich ergriffen, „Martin, wie schön das ist!" Er hielt nicht inne im gleichmäßigen Aufwärtssteigen.

„Komm nur, Martha," gab er zurück, „um zehn Uhr beginnt in Andersberg der Gottesdienst."

Mir war mit einemmal, als müsse ich ihn aus irgendeinem Schlaf aufrütteln. Trotzig fast blieb ich stehen.

„Was kümmert das uns, Gott ist doch auch da unter den Tannen."

Jetzt wandte sich Martin zurück und nahm den Hut von der heißen Stirne. „Allerdings," sagte er ohne Erregung und zog aus der hinteren Rocktasche das Taschentuch. Sorgfältig trocknete er sich Stirne und Hut. Dann erst vollendete er: „Aber uns gebühret es, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Und überdies, Martha, so wie du eben sprachst, so sprechen alle die, die das Gotteshaus meiden. Wenn das die richtige Anschauung wäre, Liebe, dann hätte ja die Menschheit bis zurück in die grauesten Zeiten ihre Tempel und Gotteshäuser sparen können, dann —"

Ich mußte plötzlich lachen. Wie Martin so vor mir stand in seiner stattlichen Größe und Wuchtigkeit, den Hut in der Hand, die Stirne gefurcht, die kurzsichtigen Augen voll Eifer und Ernst auf mich gerichtet, den Predigerton auf den Lippen, da kam er mir auf einmal vor wie einer, der mit Kanonen auf Spatzen schießt.

Mir war, als sei das Ernste in seinen Worten jämmerlich im übergroßen Ernst erstickt.

„Martin," sagte ich und zupfte ihn am schwarzen Bart, „Gotteshäuser muß man schon deshalb bauen, damit man besoldete Pfarrer anstellen kann, die dann wieder arme Waisenmädchen heiraten können, damit sie von ihren Tanten loskommen."

Der große Mann vor mir schaute sich jäh um, als befürchte er, es könne jemand meine Worte gehört haben.

„Martha, schämst du dich nicht?" sagte er dann wie erschrocken.

Ich atmete tief auf, daß die köstliche, herbe Luft mir die Brust weitete und füllte.

„Nein," rief ich laut unter die Tannen hinein, „nein."

Da schüttelte Martin den Kopf in trüber Mißbilligung und schritt weiter.

Ich aber dachte jetzt an das Ladenmädchen im seidenen Reisemantel. Wo mochte die jetzt schreiten, von ihres Liebsten Arm umschlungen? Als ob die künftige Pfarrerin von Andersberg mit der Blonden tauschen möchte, so war mir's, da ich hinter dem Großen herschritt.

Ein schmaler, steiler Fußpfad mündete von der Seite her in unsern Weg ein.

Bauern in langschößigen Kirchenröcken und Dreispitzhüten kamen ihn emporgeschritten.

Filialisten von Andersberg.

Die plumpen Schaftstiefel, die bis unter die Rockschöße und nahe an die schwarzen, ledernen Hosen reichten, ließen den Wegsand erknirschen. Schwer ging der Atem der Steigenden. In den verkrümmten, braunen Fingern hielten sie die Gesangbücher, die freien Hände gingen wie die Pendel im Schreiten hin und her. Keiner sprach ein Wort, keiner schaute sich um. Wie die Mühseligen und Beladenen kamen sie emporgestiegen.

Ein tiefes Frohgefühl wallte in mir auf.

Alle diese Männer würden künftig zu meinem Martin kommen, und der würde ihnen helfen, die Freudigkeit zu finden, die den Alltag tragen hilft.

Freudig machen, das ist doch Priesteramt und Priestertugend.

Ich musterte die harten, faltigen Gesichter der Näherkommenden. Ganz voll ward mir das Herz.

„Lachet doch, ihr Leute! Sehet doch den Glanz dieses Gottesmorgens," hätte ich rufen mögen.

Digitized by Google

Aber ich rief das natürlich nicht.

Mit raschen Schritten ging ich meinem Verlobten nach.

„Martin," sagte ich, „ich glaube, das ist ein rauher Schlag da oben."

Er blieb stehen und drehte sich um. Blinzelnd, prüfend gingen seine Augen über die Näherkommenden.

„Laß nur du dir's rechter Ernst sein, Martha," murmelte er dann. „Ich weiß meinen Weg; aber du machst mir oft Sorge."

Ich wollte lächeln und doch ging's nicht.

Martin trat auf die Bauern zu. „Grüß Gott, ihr Leute, schon fromm in aller Frühe?" fragte er, und seine Stimme war klingender als sonst.

Die Männer schauten auf und faßten an die Dreispitze.

„Jo jo," sagte einer in rauher Sprache, „zu dem isch d'r Sonntich do."

„Wie weit ist's noch nach Andersberg?"

Beratend, unsicher sahen die Bauern einander an. Kein Bauer von dort oben weiß eine Wegstrecke zuverlässig abzuschätzen. Das ist seltsam. Es ist wie ein Symptom.

„E klei's halb's Stündle," antwortete einer endlich.

Martin sah auf seine Karte und dann auf die Uhr und lächelte.

„So kommen wir noch gut zum Gottesdienst?"

„Freile, freile, und au no zu me Schoppe em ‚Hirsch'."

Martins Stirne furchte sich. „Ist das Sitte in Andersberg, daß der ‚Hirsch' vor der Kirche kommt?"

„Vorher und nachher," entgegnete mit ruhigem Nachdruck einer, und die andern nickten.

„Das ist kein schöner Brauch," warf Martin hin.

Die Männer lachten ganz kurz auf. „Wie mer's nimmt. Mer hot sonst 's ganz Johr nix."

„Was sagt denn da der Pfarrer?"

„Was wurd er sage," murmelte ein Alter, Grauhaariger, „der weiß wohl, daß des bei uns d'r Brauch ist. D' Kirch ist e Sach für sich und der ‚Hirsch' ist au e Sach für sich."

Ich schaute mir den Sprecher an. Ein glattrasiertes, runzelvolles Gesicht mit kühner und wohlgeformter Nase, einem schmallippigen, strengen Mund und kleinen, lebhaften Augen unter grauen Wimpern und auffallend buschigen, noch ziemlich dunkeln Brauen.

Etwas Fertiges, Gefestetes hatte dies Gesicht und ebenso die Redeweise des mittelgroßen, stämmigen Mannes.

Ich sah, daß Martin etwas schluckte.

„Euer Pfarrer geht bald?" fragte er dann in verändertem Ton weiter.

„Jo jo," bestätigte der Bauer, und es war offensichtlich, daß er sich mit einemmal Zurückhaltung auferlegte.

„Ist's euch leid, daß er geht," mischte ich mich unwillkürlich ins Gespräch.

Keiner von den Männern, die neben uns bergan schritten, sagte ein Wort.

„War er denn nicht beliebt?" drängte ich jetzt.

Da kehrte mir der Alte sein Gesicht voll zu und blieb einen Augenblick stehen. „Wie mer's nimmt, Frau. Er hot's guet g'meint mit de Leut. Er hot au kein Stolz g'hät. Und g'loffe ist er in d' Häuser wie net leicht einer! Und e rechte Frau hot er au g'hät — aber —" Der Alte stockte einen Moment und schaute mir sonderbar hart in die Augen, „de rechte Glaube hot er halt net g'hät!"

Ich weiß nicht, warum mir das wie eine Drohung klang.

„Wie wißt Ihr das?" fragte ich unruhig.

Der Alte schritt wieder aus. „Mer hot's merke könne aus mancher Predigt und au sonst."

Die gesenkten Köpfe unter den Dreispitzen nickten alle zustimmend, und in Martins Gesicht leuchtete etwas auf. Dieses Aufleuchten war mir einen Augenblick lang wie ein Trost. „Sei nur ruhig, Martha," rief's in mir, „der Martin wird schon alles gut und recht machen, er ist der Mann dazu."

Gespannt sah ich in sein blasses Gesicht und suchte seine Augen. Aber er sah nicht zu mir her.

Dem alten Bauern legte er die große Hand auf die Schulter und fragte fast freudig: „Nun, Alter, wie werden wohl wir miteinander zurechtkommen? Ich bin nämlich der neue Pfarrer."

Die Männer hielten an. Nicht rasch und erstaunt, sondern ruckweise, zögernd, wie ein bedächtig gebremster Zug.

Sie griffen an die Hüte und murmelten etwas.

„So, so," sagte der mit dem fertigen Gesicht.

„Und des do ist wohl d' Frau?"

„In vier Wochen, so Gott will," sagte Martin.

Gedankenschnell ging es mir durch den Kopf, daß dieses „so Gott will" eine große Lüge oder die Fortsetzung einer großen Lüge sei. „So ich will, ich, die Martha Heller," schrie es in mir, und ich wehrte mich mit einem Mal innerlich dagegen, von Gott wie ein willenloses Ding dem Martin in die großen Hände geworfen zu sein.

Aber das alles kam und ging so schnell, daß ich es gar nicht recht begriff und inne ward. Im alten Geleise fluteten die Gedanken; ich nickte dem Bauern, der mich prüfend betrachtete, zu und murmelte: „Ja, so Gott will."

„No wünsch i halt älles Gute zum Ei'stand in der Ehe und im Pfarramt!" sagte feierlich der Bauer, und er mühte sich, die ungefüge Sprache zu verbessern, „'s sind zwei wichtige Sache, 's Heirate und 's Pfarrersei!"

Die andern murmelten irgend etwas Zustimmendes, und Martin nickte eifrig mit dem Kopf.

Schweigend schritten wir weiter. Die Bauern

Digitized by Google

rückten unmerklich mehr und mehr von uns ab, dem Saum der Straße zu.

Nach der Bürger- und Einwohnerzahl von Andersberg und den Filialen fragte Martin; aber er fragte nur, um zu reden; er wußte das alles schon vorher genau. Von Neudorf und Scherbach im Tal herauf kamen die Männer. Sie waren eingepfarrt zu Andersberg, und alle vier Wochen einmal hatte der Pfarrer bei ihnen im Tal zu predigen.

Ihre Toten mußten sie heraufstragen auf die Höhe, desgleichen ihre Kinder, die getauft werden sollten.

Wir hatten die Höhe erreicht.

Ueber grüne Saatfelder und Kartoffeläcker herüber, zwischen windschiefen Obstbäumen hindurch grüßte ein Kirchturm.

„Dort liegt Andersberg," sagte der Bauer.

Ich atmete tief und sah mich um auf der weiten, freien, sonnigen Höhe.

Ein langer Wall von zusammengelesenen Feldsteinen grenzte den Weg. Da hinauf trat ich und ließ die Blicke schweifen, so weit sie trugen.

Hinter mir und mir zur Rechten stand der Wald in düsterem Schwarzgrün, vor mir zog sich die Ebene hin bis zu einer langen Reihe schlanker Pappeln, deren gerade Stämme in den klaren, blauweißen Himmel ragten, als müßten sie die Stützen abgeben für das aus Licht gewobene Zelt.

Zur Linken lag Andersberg mit seinem Kirchturm und wenigen, im Grün fast verborgenen Dächern, und dahinter und daneben tauchten bis weit hinaus, wo sich das hügelige Land im Dunst verlor, zerstreute Orte und Dörfer auf.

Durstig trank ich das Bild in mich. Die Hand mußte ich auf das klopfende Herz drücken.

Da oben, in all dieser grünen Freiheit sollte ich wohnen von nun an.

Der laue Wind, der, gesättigt vom Hauch der Tannen, über die Höhe zog, sollte mir die Brust füllen und die Stirne kühlen, die oft so heiß war.

Mit einem stillen Grausen dachte ich mit einemmal an mein Stübchen bei der Tante, dessen einziges Fenster gegen einen Hof ging, in dem sich tagaus, tagein die Arbeiter der Fellhandlung vom Hinterhaus zankten.

‚In vier Wochen, so Gott will,' dachte jetzt auch ich.

Sobald uns etwas lockt, dann soll Gott wollen.

Ich hob die Rechte. „Wie heißt das Oertchen dort hinter Andersberg?"

„Des wurd Ellinge sei."

„Und das dort rechts?"

„Kann sei, des ist Vierbronn."

„Und die beiden dort drüben?"

„Sell kann i net sage."

Verwundert ließ ich die Hand sinken.

Sechs oder nur drei Stunden im Umkreis kannten sich diese Männer nicht aus. Blind, zum mindesten teilnahmslos, gingen sie Sonntag um Sonntag an diesem Panorama des lieben Gottes vorüber. Aber ob des Pfarrers Glaube der rechte sei, das wußten sie, darauf achteten sie, darüber maßten sie sich ein Urteil an!

War das nun rührend, war das empörend?

Dünner, heller Glockenklang kam jetzt über die Höhe her.

„'s läutet 's Erst!" sagte einer der Männer, und sie holten weiter aus mit ihren steifen Beinen, die in den schlechtgewichsten Stiefeln wie in Ofenröhren steckten. Die langen Schöße der blauen Tuchröcke, die Bänder an den Kniehosen flatterten im Wind.

Martin zog im Schreiten seine Karte hervor, und er nannte mir die Namen der Orte, die aus der Ferne grüßten.

Von allen Seiten her sah ich jetzt Leute gegen Andersberg schreiten. Schwer und weitgespannt, als stapften sie hinter dem Pflug, waren die Schritte der Männer, ohne rechte Tatkraft, ohne Frohmut die der Weiber.

Nur die Mädchen trippelten in weit ausgeschnittenen Schuhen, an denen die plumpen Bindebänder wippten, rasch dahin, so daß die kurzen schwarzen oder blauzwillichenen Röcke mit den schmalen roten Säumen um die drallen Beine wogten und die seidenen Schürzen flatterten. Kleine, spitze Hauben mit langen Bändern deckten die glatten, naßgekämmten Scheitel, und die Zöpfe, die über die Rücken fielen, waren steif geflochten.

Wie sie aus den Wegen am Waldsaum auftauchten und zwischen den wohlbestellten Aeckern dahinschritten dem Kirchlein zu, alle diese Filialisten von Andersberg, ward mir das Herz weit.

‚Und wird eine Herde und ein Hirte werden,' ging es mir durch den Sinn.

„Eine häßliche Tracht haben sie da oben," sagte Martin leise zu mir.

Ich war überrascht. Sah und empfand denn Martin nicht, wie bodenwüchsig diese Tracht war? Wie diese derben, schmucklosen Gewänder ohne Farbenfreudigkeit und ohne Grazie einfach das Ergebnis, die Frucht dieser waldigen Täler und rauhen Höhen, dieser windbestrichenen Aecker und armseligen Dörfer, der Arbeit und Art der Leute da oben war?

Fühlte Martin nicht, wie ich es jetzt eben fühlte, daß diese Gesichter, diese Schritte, diese vorgebeugten Männer- und Weiberrücken, diese Röcke, Mieder, Hüte und Hauben so sein mußten und nicht anders?

Verwunderte, neugierige Grüße wurden uns geboten.

‚Wer seid denn ihr, wo kommt ihr her und was wollt ihr da oben bei uns?' schien jeder Blick und jeder Gruß zu fragen.

Digitized by Google

Hart vor dem Dorf stand eine ganze Schar der Kirchgänger. Unsre Weggenossen mochten ihnen verraten haben, wer wir seien.

Alle Gesichter wandten sich uns zu, alle Augen saugten sich an uns fest.

Mir ward plötzlich beklommen und schwer. Diese Menschen wollten etwas von uns, konnten etwas von uns verlangen, und sie prüften jetzt wohl unbewußt, was zu hoffen sei.

Ich sah Martin an.

Sein Gesicht war ruhig, seine Augen schauten unbewegt. Keine Furcht, keine Rührung, kein Verantwortlichkeitsgefühl konnte ich darauf lesen.

‚So ruhig ist einer, der „de rechte Glaube hot", dachte ich plötzlich. Aber seltsam — der Gedanke machte mich nicht froh.

„Grüß Gott, Leute," sagte ich laut. Und ich hätte rufen mögen: „Ich bin die Martha Heller, und ich will mir Mühe geben, daß ich euch etwas sein kann; aber glauben müßt ihr mich lassen, wie und was ich will. Ich lasse mich von euch nicht knechten."

Ein vielstimmiges, mehr gemurmeltes als gerufenes „Grüß Gott" dankte mir.

Langsam schritten wir am „Hirsch" vorbei der Kirche zu.

Vom Kirchhof umgeben, zu dem steinerne Staffeln emporführten, lag sie da.

Ein grenzenlos öder Bau von außen. Ich mußte an die rauschenden Tannen denken, unter denen ich Gott gespürt in der stillen Frühe. Konnte derselbe Gott wohl auch in solch einem Ungetüm von Ungeschmack und Unzulänglichkeit wohnen?

Die eingesunkenen Gräber, auf denen Schwertlilien und Tulpen blühten, Tulpen, die alle einerlei Farbe hatten, lagen zwischen hohem Gras.

Nur hart an der weißen Kirchenmauer, von der Morgensonne beschienen, waren etliche Grabstätten wohlgepflegt, als sei die Hand der Liebe über ihnen.

Dorthin trat ich.

„Hier ruht in Gott Anna Maria Hindermann, geborene Taube. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!" stand auf dem ersten Stein, hart an der Kirchentüre.

Martin las mit mir zugleich.

„Eine verrückte Grabschrift," sagte er.

Ich starrte das ungewöhnliche Wort an mit gefalteten Händen.

„Es wird das Lieblingslied der Frau gewesen sein," entgegnete ich leise.

Und in meinem Geiste sah ich eines der Weiber mit den steifen Zöpfen und spitzen Hauben, den arbeitsharten Händen und müden Rücken auf dem letzten Lager liegen. Die Sonne schien ihr ins Gesicht, die Sonne, die sie jetzt nicht mehr sehen würde.

Da fiel es ihr ein, daß sie nie nach der Sonne geschaut hatte, daß ihr Leben ein großer Werktag gewesen sei, ein hartes Wühlen am Boden. Und jetzt war das Ende da — nichts mehr nachzuholen.

Ihr Herz fiel ihr ein, ihr vergessenes Herz, das neben den ruhelosen Händen nie ein Recht, nie eine Freiheit gehabt hatte, ihr Herz, das sie nie, nie der Sonne entgegengeschickt hatte, solange es Zeit war.

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!" stammelte sie mit erstarrender Lippe.

Nahm sie das Wort als eine Hoffnung mit hinüber? Ließ sie es als eine Mahnung, eine Warnung zurück für die, die noch im Lichte wandelten?

„Martin," sagte ich erschüttert, „ach, Martin, tu auch du dein Teil hier, zur Freude zu rufen!"

Er sah mich in seiner alten Ruhe an. „Alles zur rechten Zeit und am rechten Ort, Martha," gab er zurück.

Wir traten ein ins Gotteshaus.

Ich nahm mein Herz in beide Hände, als ich die öde Armut auch hier innen sah.

Eine flache Balkendecke, getünchte Wände, gelbgestrichene, hölzerne Emporen, an denen papierene Kränze hingen.

Altar, Taufstein und Kanzel deckten schwarze Tücher. Grüne, verschossene Vorhänge verhüllten auf der Sonnenseite die schmalen, hohen Fenster.

Das Kruzifix auf dem Altar war klein und plump, das Gestühl wurmstichig, steil und eng, es mochte eine Qual sein, lang darin zu sitzen.

Wo das Schiff an den Chor anstößt, waren links zwei vergitterte Stühle.

Der eine für die einstige „Herrschaft", den Baron Wengern, wenn er nach Andersberg kommen sollte, der andre für die Pfarrersfamilie. In diesem letzteren war ein Glockenzug, der führte hinauf in den Turm, wo die Stränge hingen. Da hatte die Pfarrerin oder wer sonst in dem Stuhl saß, dem Küster das Zeichen zu geben, wenn es Zeit war, beim Vaterunser zu läuten.

Wir sprachen kein Wort, wie wir da in der noch leeren Kirche leise umherschritten.

Die grenzenlose Nüchternheit benahm mir fast den Atem.

„Bin begierig, wie sich da sprechen läßt," sagte endlich Martin, als wir uns in eine der letzten Bänke setzten.

‚Bin begierig, was sich da sprechen läßt,' mußte ich denken.

Die Abendandachten bei der Tante fielen mir ein. Dieses gräßliche Vorlesen, Seite um Seite: „Asa zeugete Josaphat, Josaphat zeugete Joram. Joram zeugete Usia." Oder: „Und machte Bretter zur Wohnung von Föhrenholz, die stehen sollen; ein jegliches zehn Ellen lang und anderthalb Ellen breit," und wie es da weiter heißt in

Digitized by Google

endloser Aufzeichnung. Das mochten Texte sein für eine solche Kirche. Konnte hier innen, in diesem freudlosen Gefängnis auch eine Menschenseele aufjubeln: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses!?

Hinter uns und über uns wurden jetzt Tritte laut. Auf der Orgelempore ward es lebendig.

Auch vor uns füllten sich nun die Bänke, man hörte die Glocken im Turm rumoren.

Martin und ich rückten ganz nah zusammen und sahen uns die Leute an, die vorüberschritten.

Weißköpfige Männer nahmen die Sitze ein, den Herrschafts- und Pfarrersstühlen gegenüber. Es mochten die Schultheißen der Gemeinden sein.

Der mit dem fertigen Gesicht war auch darunter. Und jetzt sah ich, daß sie alle dieselben Gesichter hatten. Ein Typus, keine Individualität war der Mann, der die Kirche und das Wirtshaus so streng rubriziert hatte. Wie ihre Trachten, so schienen auch die Gesichter dieser Waldleute das Ergebnis der Heimat und aus ihr organisch hervorgewachsen zu sein.

Und wie die Trachten und Gesichter, vielleicht auch die Ansichten über „de rechte Glaube"?

Auch die Weiber sahen sich so ähnlich in Zügen, Mienen und Gebärden.

Kam denn das nur mir so vor? Ging es mir mit diesen Bauern, wie es so leicht, ja fast immer dem Menschen einer Rasse mit den Vertretern einer andern Rasse geht? — Er sieht wohl den großen Unterschied zwischen seiner Rasse und der andern; aber keinen Unterschied zwischen den Individuen der fremden Art.

Das Scharren der Füße und das Rumoren der Glocken ward jetzt still.

Der scharfe Geruch der nassen Haarzöpfe und ungelüfteten Kleider um mich her tat mir förmlich weh.

Ich sah wieder auf Martin, wie es ihm wohl sein möchte. In stiller, fast starrer Feierlichkeit blickte sein bärtiges Gesicht der Kanzel zu.

Ich schalt meine eigne Seele, daß sie alle Aeußerlichkeiten so auf sich wirken ließ, daß sie so wehrlos war gegen den Druck, den die Aermlichkeiten ringsum auf sie ausübten.

Und jetzt — was war das —? Jetzt setzte in dünnen, hohen Tönen die Orgel ein.

Wie weggeblasen war die Nüchternheit.

Nicht volle, brausende, mächtige Fluten und Wellen füllten das Kirchlein: wie feine, flimmernde Strahlen, die sich haschten und kreuzten, so kamen die Töne aus der Höhe. Ein Gewebe ward es aus Licht und Glanz und Wohllaut, ein Spiel voll herzinniger Fröhlichkeit.

Ich wendete mich um, aller Sitte zum Trotz. Aber ich konnte den Mann auf der Orgelbank nicht sehen.

‚Das muß einer sein, dem die Augen glänzen, dem das Herz voll ist von der Liebe Gottes, die die Welt helle macht,' dachte ich.

Und allgemach leitete das Spiel über in die alte, traute Weise: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern."

Ich sang mit aus voller Kehle, aus tiefstem Herzen heraus.

Befreiend war mir der Gedanke, daß draußen vor diesem schrecklichen Gemäuer in der stillen Frühe der Morgenstern leuchte, uns herrlich aufgegangen.

Schleppend, unendlich langsam sang die Gemeinde. Nur eine junge, schrille Mädchenstimme hörte ich immer voraus. Scharf sah ich nach den Bänken, wo die Ledigen saßen. Einen einzigen Kopf sah ich da hoch erhoben.

Das war die Sängerin.

Aufrecht saß sie, hatte das braune Haar straff zurückgekämmt und zeigte mir ein reines, fast zu scharfes Profil.

Ein vielreihiges Granathalsband mit breitem goldenem Schloß trug sie, und ihr Zopf war dicker und länger als die Zöpfe der andern.

Die Türe zur Sakristei tat sich jetzt auf, und der Pfarrer schritt langsam die steile, gewundene Kanzeltreppe empor.

Ich sah ihm entgegen mit gespanntem Blick. Er war schlank, mittelgroß, aufrecht.

Als er oben an die Brüstung trat und sein Gesicht voll der Gemeinde zukehrte, kam er mir bekannt vor. Aber ich hatte ihn nie gesehen. Die Brille spiegelte vor seinen Augen. Ich weiß nicht, wo er hinsah. Die Stimme des Mannes war, wie sie zu ihm paßte: nicht groß, nicht tönend und voll. Eher etwas belegt, etwas unfrei. Man dachte nicht an kräftige Lungen in breiter Brust bei dieser Stimme. Eher an ein volles Herz, das sich Luft macht.

Einer der grünen Vorhänge war schlecht zugezogen.

Ein schmaler, zitternder Sonnenstreifen fand den Weg herein und lief über des Pfarrers Kopf.

Da leuchteten die schlichten Haare in warmem Braun auf. Und in der Lichtbahn, die sich von der Kanzel bis dicht vor den Pfarrstuhl hinzog, tanzten feine Stäubchen, und auf dem steinernen Boden spielten kleine, schwachbunte Kringel.

Alles das sah ich. Alles trank ich in mich hinein, daß es haften möge, weil's doch mein erster Sonntag war in Andersberg, wo mir das große Glück kommen sollte.

Die Kanzel kam mir klein vor, die Brüstung niedrig. Für Martin würde es nicht bequem sein.

Hellmut Stengel paßte hinauf; er war viel schmächtiger als Martin.

Ein Ausruhen kam über mich, als dieser Mann die Worte des mir langvertrauten Kirchengebetes verlas.

Meine Seele tat wie ein kleiner, wegmüder Wandervogel: sie setzte sich dem größeren auf

Digitized by Google

den Rücken und ließ sich dem fernen gemeinsamen Ziel zutragen.

Lukas 9 war der Predigttext: Da antwortete Johannes und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in deinem Namen und wir wehreten ihm, denn er folget dir nicht mit uns.

Und Jesus sprach zu ihm: Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Ich weiß nicht, warum mir das Herz bis zum Halse schlug. Als ob ich die Worte heute zum erstenmal hörte, so war mir. Des Pfarrers leicht bedeckte Stimme ward im Sprechen freier. Seine Augen glänzten hinter den Brillengläsern.

Wie im Triumph sah ich von der Seite zu Martin auf.

„Hör nur, wie sonnig der Mann spricht," wollte ich flüstern. Aber ich sagte es nicht. Die Stirne leicht gefurcht, in den Augen etwas, das mir fast lauernd vorkam, lauschte Martin. Das war keine Ergriffenheit, das war Kritik.

Aufgerüttelt schaute ich nach den weißen Bauernköpfen. Um die festgeschlossenen bartlosen Lippen lag es wie Eigensinn, wie harte Voreingenommenheit.

Ich weiß nicht, warum ich plötzlich die Empfindung hatte, als seien allerorts versteckte Fußangeln gelegt für den freudigen Mann auf der Kanzel.

Aengstlich, unruhig lauschte nun auch ich seinen Worten. Würde er sich fangen? Er kam mir so arglos vor, so ungewarnt.

„Ja, meine Lieben," sagte er eben, „die paar Worte unsers Textes sind ein ganzes Erlösungswerk.

„All der Zwang, all die Qual, all die herbe Not, die durch menschliche Engherzigkeit, menschliche Unduldsamkeit auf Menschenherzen gelegt ist — das kurze Wort: wehret ihm nicht! bricht sie entzwei.

„Wäre das ‚wehret ihm nicht!' nie vergessen, nie mißachtet worden, Ströme von Blut und Tränen wären nicht vergossen worden auf unsrer Erde.

„Ich könnte euch viele aufzählen von den fernsten Zeiten bis auf unsre Tage, die auf ihre Weise gegen die Teufel kämpften, wie es in der alten Sprache des Evangeliums heißt. Die jeden Schlag ihres Herzens und jeden Gedanken ihres Hirns daransetzten, daß für das wahrhaftige Reich Gottes die Bahn frei werde auf Erden, und die dann blutig niedergestreckt wurden von der schreienden Ueberzahl, die gellend rief: er folget dir nicht mit uns. Dieses ‚Mit uns' ist ein Fluch- und Jammerwort.

„Machen wir doch unsre Herzen so weit, daß auch die Platz darin haben, die nicht unsre Straße ziehen, unsre Gedanken denken, unsre Sprache reden.

„Alle Wässerlein kommen schließlich zum Meer, auch ohne unser Dazutun.

„Wir wollen und sollen keine Herde sein, die der Hund beisammenhält. Als freie Menschen dürfen wir über alle Auen ziehen. Nur das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, das Sehnen nach der Heimat, die hinter allen Pfaden liegt, das darf uns nicht abhanden kommen."

Nicht allein, was der Pfarrer sprach, mehr noch, wie er es sprach, griff mir ans Herz und grub sich ein.

Sein Auge flog über die Köpfe hin. Es zuckte etwas in mir. Aufstehen hätte ich mögen, diese Leute rütteln und rufen: „Glaubt ihm doch, hört doch auf ihn, stimmt ihm doch zu! Sitzt nicht so stumpf da, so hart, so unzugänglich! Euch alle geht das an!

Unter den Weiberköpfen sah ich manch einen nicken wie im Schlaf. Heiß quoll der Unmut in mir auf. Sie sind ja müd, diese abgearbeiteten Gestalten; aber Worte, wie dieser Pfarrer sie spricht, erquicken doch auch müde Menschen sogut als das bißchen Schlaf.

Eine Ahnung dämmerte mir auf, wie schwer es ist, über harten Boden zu pflügen, wie mühselig wir alle miteinander sind! Der Pfarrer dort und die Bauern und ihre Weiber da.

Und doch fand der Mann frohe und lichte Töne auf seiner Kanzel; doch stand er freudig droben und unverzagt, wie einer, der hofft.

Benommen sang ich den Schlußvers mit und stand dann wieder draußen im sonnigen, grasigen Friedhof.

Grüßend, mit neugierigen Gesichtern zogen die Leute an uns vorüber, viele wendeten die Köpfe zurück und konnten sich nicht genugtun, uns zu mustern. Aufrecht, fast vornehm, mit artigem Gruß schritt das Mädchen vorbei, dessen Singen mir aufgefallen war. Wir schauten ihr nach. Sie wendete den Kopf nicht.

„Eine schöne Gestalt; anders als die andern," sagte ich zu Martin.

Er nickte und nahm meinen Arm: „Sag mir lieber, wie hat dir das Kirchlein gefallen?"

„Nüchtern ist's und kahl wie eine Tenne," entgegnete ich, „aber das Orgelspiel und die Predigt, die machten das vergessen."

„Gewiß," gab Martin zu, aber es war ein sonderbarer Beiklang in seiner Stimme, „der Mann spricht gut."

Langsam schritten wir zwischen den Gräberreihen hin. Da und dort stand ein Angehöriges der Toten vor den schlichten Kreuzen.

An der Kirchenmauer der Eingangsseite, wo die Sonne auf den Grabstein mit der seltsamen Inschrift schien, beugte sich das Mädchen aus der Kirche über ein Grab. Wir bogen etwas aus. Aber ich sah doch, wie sie ein Zweigchen blühenden Immergrüns pflückte und vor die volle Brust steckte.

Dann schaute sie auf und ward rot, als sie mir ins Gesicht sah.

Digitized by Google

Die Maiensonne lag golden und warm auf all den Hügeln, und die letzten aufgeblühten Tulpen zeigten den kahlen Stempel. Buchfinken drehten die klugen Köpfchen in den Büschen, und auf der sonnenwarmen Mauer lagen zwei scheckige Katzen und reckten sich, daß die Krallen hervortraten.

Der scharfe Buchsgeruch, den ich bis in die Kirche hinein gespürt hatte, lag herb in der Luft. Dann und wann trug ein Windhauch sonntägliche Küchendüfte darunter.

Ein eiliger Schritt kam hinter uns her, dann trat der Pfarrherr zu uns, den Hut in der Hand.

„Ich höre eben, daß Sie da sind, Herr Amtsbruder," sagte er erregt und freudig, „da möchte ich Sie doch dringend an unsern Tisch bitten."

Martin verbeugte sich. Er überragte den Pfarrer weit. Neben seiner wuchtigen Gestalt sah der andre fast klein aus. Zwei bebrillte Augenpaare trafen sich in fragendem, suchendem Blick.

„Danke vielmals," entgegnete jetzt Martin zurückhaltend, „ich denke, wir werden im ‚Hirsch' schon eine Kleinigkeit bekommen."

„Wir möchten der Frau Pfarrer keine Umstände machen," fiel ich ein, die Schroffheit der Antwort zu mildern.

Der Mann lächelte, als ob ihn dieses Bedenken belustige.

„Umstände?" sagte er, „meiner Frau macht ja überhaupt nichts Umstände. Die ist wie ein Stehaufmännchen: immer obenauf."

Auch ich mußte jetzt lächeln; aber Martin blieb zurückhaltend. „Danke wirklich, Herr Pfarrer, danke bestens; aber wir haben so wenig Zeit und — —"

„Aber Sie müssen doch das Pfarrhaus sehen, Ihr künftiges Heim, das ist doch wohl der Zweck Ihres Kommens heute," fiel ungekränkt der Pfarrer ein.

„Gewiß," meinte Martin, „und wir werden uns nach Tisch erlauben —"

„Ach, sehen Sie, Herr Amtsbruder, nach Tisch muß ich davon, ins Tal hinunter nach Scherbach, und ich hätte Ihnen so gerne persönlich allerlei ans Herz gelegt. Sprechen Sie doch zu, Fräulein."

Ich schämte mich plötzlich. Dieser warmherzige Mann wuchs so rasch über Martin und mich hinaus.

„Bitte, Martin, gehen wir mit dem Herrn Pfarrer," sagte ich leise.

„Martin — Sie heißen Martin?" fragte fröhlich der andre. „Ein guter Name für unsereinen. Aber da fällt mir eben ein, wir kennen uns ja noch gar nicht, das heißt formell. Pfarrer Helmut Stengel."

Er verneigte sich leicht und gewandt.

„Moserosch," sagte Martin, „und meine Braut Martha Heller."

Ich reichte dem Manne die Hand hin.

„Helmut —" sagte ich unwillkürlich, „der Name paßt für Sie."

Dann fühlte ich, wie ich sehr rot wurde.

„Er paßt, Gott sei Dank!" entgegnete der Pfarrer leise und einfach.

Wir schritten nebeneinander die breite Kirchhofsstaffel hinunter. Auf der staubigen, platzartigen Dorfstraße mit den zwei Lindenbäumen standen dunkle Gruppen von schwatzenden Leuten.

„Jetzt werden Sie kritisiert, Herr Pfarrer," sagte ich, gewaltsam meine Befangenheit scheuchend.

Des Pfarrers sonniges Gesicht wurde mit einemmal ernst.

„Sonst wohl, wenn es recht gut oder recht schlecht geht. Heute nicht. Heute hat Ihre Anwesenheit meine ganze Predigt eingeschluckt. Sie werden jetzt besprochen. Was ich sagte, ist vorübergerauscht. An den meisten wenigstens," setzte er hinzu.

Erschreckt sah ich ihn an.

Er zuckte die Achseln und lächelte wieder. „Da ist nichts zu machen, Fräulein Heller. Mancherlei sind die Vögel unter dem Himmel, die den Samen vom Weg und vom Ackerland fressen."

Martin rückte an seiner Brille: „So steht die Saat dürftig hier oben?" fragte er interessiert.

Pfarrer Stengel schwenkte im Gehen langsam seinen Hut, den er immer noch in der Hand trug.

Gedankenvoll sah er ins Weite. Dann meinte er: „Ich glaube nicht, Herr Amtsbruder. Da und dort sah ich etwas keimen und wachsen und zur Frucht drängen. Nur stand es nicht immer in der Furche, in Reih und Glied. Ich war ja nicht lange hier oben, nur zwei kurze Jahre; aber ich dachte oft: Wenn da einmal der rechte Mann kommt, ein Mann, der den Boden besser versteht als du, der kann Freude erleben."

Nicht der leiseste Ton von Enttäuschung, von Bitterkeit klang aus der Rede des Mannes und doch ward mir plötzlich so leid um ihn.

„Sie waren nicht gern hier oben?" fragte ich leise.

Er sah mich rasch an. Mir schien's fast, als sei er erstaunt.

„O doch," versicherte er, „ich habe viel gelernt in Andersberg, und ich lerne gern. Ich habe auch viele von meinen Theorien, von meinen vorgefaßten Meinungen bestätigt und bewährt gefunden hier oben, und das, Fräulein Heller," betonte er, mir lächelnd ins Gesicht sehend, „das gibt uns eiteln Menschen ein Dankbarkeits- und Anhänglichkeitsgefühl wie nichts sonst."

Martin, der seine langen, weit ausholenden Schritte neben uns zügeln mußte, fragte jetzt laut: „Und wie müßte denn nach Ihrer Meinung der rechte Mann für da oben sein?"

Pfarrer Stengel blieb stehen und fuhr sich mit der freien Hand ein paarmal rasch übers Haar.

Es sah fast aus, als sei er einen Augenblick aus dem Gleichgewicht gekommen.

Aber dann antwortete er ruhig: „Er müßte

Digitized by Google

Burg Monreal in der Eifel

Nach einem Gemälde von Fritz von Wille

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

mehr Praktiker sein, mehr Realpolitiker, als ich es bin. Er müßte mehr mit dem Vorhandenen rechnen können. Und er müßte mehr Hirte sein, mehr Autokrat. Ich habe immer und immer nur bestenfalls Leithammelgelüste."

Lächelnd sprach der Pfarrer, es sollte leicht und scherzhaft klingen und doch tönte mir der Ernst, ja fast der Schmerz daraus entgegen.

Ich sah Martin jetzt wieder so sonderbar lächeln, so seelenruhig, ja nahezu überlegen.

„Das Hirtenamt des evangelischen Pfarrers hat wohl nichts Autokratisches an sich," sagte er bestimmt.

Stengel nickte eifrig mit dem Kopf. „Gewiß, Herr Amtsbruder, das dachte ich auch, bis ich heraufkam unter diese Bauern. Sehen Sie, diese Leute wollen einfach eiserne Pfarrer haben, keine von Fleisch und Blut. Und sie haben ein eisernes Evangelium, eine eiserne Kirche, einen eisernen Gott. Da innen im Wald ist alles ganz anders als draußen in der fließenden, brausenden Welt. Da rückt die Zeit nicht vor und nicht das, was in der Zeit lebt und webt.

„Diese Leute, die an ihrer rauhen Heimaterde kleben, sind wie ein Stückchen Ewigkeit, sie sind wie ein Teil von dem bekannten ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

Der Pfarrer sprach rasch und schaute uns beide seltsam eindringlich an mit einem Lächeln, hinter dem die Erregung lag.

Martin blieb plötzlich stehen.

„So muß es doppelt leicht sein, diesen Leuten zu bieten, was wir bieten sollen und können, denn auch das ist ja eisern und ewig," sagte er streng und reckte die breiten Achseln.

Mir ward fast ängstlich zu Sinn zwischen den beiden Männern. Aber der Pfarrer fuhr sich jetzt plötzlich mit der Hand durch das volle Haar. Jung und froh sah er aus bei dieser raschen Gebärde.

„Das ist es ja, Herr Amtsbruder, daß ich so wenig Eisernes zu bieten habe! — Mir setzt sich immer alles gleich in frohes, organisches Leben um. Bei mir will immer alles keimen, wachsen, blühen, Früchte tragen und wieder von vorne anfangen. Das ist meine Ewigkeit. Und an die kann kein Bauer glauben, von der kann sich kein Bauer erquicken und erbauen lassen, weil er den schlichten Vorgang immer und immer bei seiner Arbeit sieht und miterlebt. Ihm schmeckt diese Ewigkeit und dieses unzerstörbare Leben einfach nach Werktag. Darum will er am Sonntag das Eiserne.

„Wer sagt denn, daß er nicht recht habe? — Ich bin kein aufdringlicher Mensch, lieber Herr Amtsbruder, und auch kein Kampfhahn. Aber ich bin ein ehrlicher Kerl, der immer seine ganze Seele in die Sonne hängt. Und da haben die Bauern dann und wann diese Seele hängen sehen und haben sie durchgemustert und zu leicht erfunden. Weiden habe ich die Lämmer und Schafe von Andersberg niemals wollen; ich kenne ja meine Schwachheit; aber dann und wann, wenn mir die Weidestelle kahl vorkam und dürr, habe ich wollen ein wenig zu grünerem Gelände hinüberführen, hinüberdrängen, das war mein ganzes Tun hier oben. Leithammelgelüste, — ich sagte es ja schon!

„Und das genügt nicht. Machen Sie's besser, Herr Amtsbruder, machen Sie's mit Gottes Hilfe besser."

Der Pfarrer trat einen Schritt vor und streckte Martin die Hand hin in unverkennbarer Bewegung.

Fast ängstlich sah ich auf Martin.

Aber der war ergriffen wie ich. „Mit Gottes Hilfe," murmelte er und nahm des Pfarrers Rechte.

Die Dorfgasse lag jetzt fast leer in der mittäglichen Sonne. Etliche Spitzerhunde reckten sich vor den Häusern und hoben die schmalen Schnauzen, als wir vorübergingen. Blinzelnd sahen sie uns an aus den kohlschwarzen Augen, dann ließen sie uns still passieren.

Vor den Fenstern mit den winzigen Scheiben standen blühende Blumen. Aus zerbrochenen Milchtöpfen und alten Heringsdosen sproßte Brennende Liebe mit ihrem fleischigen Stengelwerk.

Dann und wann erschien ein neugieriges Gesicht hinter den Scheiben und verschwand rasch, wenn wir näherkamen. Am Rathaus und Schulhaus gingen wir vorüber, am langgestreckten, niedrigen Gemeindebackhaus mit den verräucherten Fenstern und an des Schulzen stattlicher, steinerner Behausung.

Namen um Namen nannte der Pfarrer, er kannte sie alle, die Anwohner der langen Gasse.

Dann bogen wir links ab und standen in einem großen, gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Brunnen ragte. Graue, moosige Mauern sah ich zur Rechten und zur Linken, und vor uns lag ein massiges Steinhaus mit Treppentürmchen und kahlen Fenstern, die in der Sonne blitzten.

„Das Pfarrhaus," sagte Stengel.

Ich stand stille und schaute lange mit brennenden Augen nach dem wuchtigen Bau, der fast wie eine Zwingburg zwischen den Bauernhäusern ragte.

Martin legte den Arm um meine Schultern und sah still mit mir hinüber.

Dann folgten wir dem Pfarrer.

Ein hallender steinerner Flur nahm uns auf, darin führte eine scharfgewundene Treppe nach oben.

„Da kommen wir, Maria!" rief der Pfarrer.

„Das ist ja schön," antwortete eine fröhliche Stimme, und auf der obersten Treppenstufe erschien eine Frau und sah uns entgegen.

Ich erwartete ein überraschtes, vielleicht ein erschrockenes: „Wen bringst du denn da?" aber die Pfarrerin streckte mir herzlich die Hand ent-

Digitized by Google

gegen: „Ich habe schon gehört, daß Sie da sind, und ich dachte gleich, der Helmut wird Sie doch sicher mitbringen."

Der Pfarrer lachte laut: „Merken Sie nun, Fräulein Heller, wie sicher und rasch der Dorftelegraph arbeitet? Und merken Sie, Herr Amtsbruder, wie gut es war, daß Sie mit mir kamen? Der Helmut müßte sonst wieder an allem schuldig sein."

Die Pfarrerin hielt meine Hand. Sie sah mir ins Gesicht, ich ihr. Wie leises Prüfen ging es herüber und hinüber. Sie war über mittelgroß, größer als ich und größer als ihr Gatte.

Die Gestalt war nicht schlank im landläufigen Sinne; aber ebenmäßig, ohne Fülle und ohne Mangel.

Aus dem nicht mehr jungen Gesicht waren die blonden Haare schlicht zurückgestrichen, die Augen schauten klug und klar, die Hand, die meine hielt, war sehnig, nicht klein, und sie drückte kräftig.

Ich wollte sagen, es sei mir leid, daß wir der Frau Pfarrer Unruhe ins Haus brächten, aber dann sagte ich's doch nicht, weil es unpassend und unwahr gewesen wäre, denn von Unruhe war an dieser Frau nichts zu spüren.

Martin verbeugte sich. „Wir machten Einwände — —" versicherte er.

„Und wie!" lachte der Pfarrer.

„Die Hauptsache ist, daß Sie nun da sind," sagte die Frau, und der tiefe, ruhige und reine Klang ihrer Stimme fiel mir auf.

Hüte und Schirme wurden uns geschäftig abgenommen, dann tat sich die Türe zum Wohnzimmer vor uns auf.

Mir war das Herz bewegt, als ich auf die Schwelle trat.

Als müsse mein künftiges Glück mir aus diesem Raum einen Gruß entgegenrufen, so fühlte, so meinte ich.

Aber dann hörte ich diesen Gruß doch nicht.

Groß, fast wie ein Saal, mit tiefen Nischen an den Fenstern war der Raum.

Die Sonnenwärme und Sonnenhelle, die den breiten Flur und die maiengrüne Welt draußen füllte, drang nicht hier herein.

Der Lufthauch, der an den geöffneten Fenstern die Gardinen vor den Nischen wie Segel blähte, kam mir lau und fremd durch die kühle Zimmerluft entgegen.

„Das ist gut, Maria," sagte der Pfarrer, „daß du den Golfstrom hereinließest."

Die Pfarrerin schloß die Fenster und lachte. „So nennt mein Mann die Maienluft," erklärte sie.

„Nun ja," erwiderte der Hausherr, „weil sie doch immerhin das Klima dieses Grönland verbessert."

„Lassen Sie sich nur nicht erschrecken," sagte die Pfarrerin. „Kühl und sonnenlos ist es ja hier innen, aber jeder Martinitag bringt Ihnen sechs Raummeter Besoldungsholz, und Erdöl ist billig."

„Gewiß," fiel der Pfarrer ein, „und im übrigen wandert Frau Maria wie die alten Germanenstämme einfach aus und zieht der Sonne nach, wenn es ihr gerade einfällt. Einmal residiert sie im Flur, einmal in der Küche, einmal in der Gaststube, je nachdem die Sonne und der Pfarrerin Sinn nach der Sonne steht."

Die große Frau sah ihrem Mann ins lächelnde Gesicht.

„Ja, das ist doch ganz einfach," sagte sie ruhig.

„Gott sei Dank, ganz einfach!" entgegnete der Pfarrer; „nur immer der Sonne nach! Die meisten, die über zu viel Schatten klagen, tragen die Schuld in sich selbst. Die Sonne ist da. Allerdings, hinter Mauern kann sie nicht scheinen. Aber wer nur zwei Beine hat, kann hinter Mauern hervorkriechen."

„Ach Helmut," lachte die Frau und schaute den Pfarrer mit ihren klaren Augen innig an, „du denkst immer gleich so — —"

Auf dem „so" lag ein Ton, der wohl nur diese Zwei anging.

„Ich denke so, und du tust so," sagte der Pfarrer leise, und mich überkam plötzlich eine Befangenheit, als seien es heiße Liebesworte, innigste Vertraulichkeiten, die ich als dritte da belauscht hatte.

Und hinter der Befangenheit, weit, weit im Nebel des Unbewußten oder Halbbewußten, tauchte der Neid auf und grinste zu mir her.

Ich sah Martin an, dem die Frau Pfarrerin jetzt den Stuhl am gedeckten Tisch zuschob.

Sein Gesicht, das gegen den schwarzen Bart immer etwas farblos aussah, war ruhig, seine Augen sah ich durchs Zimmer schweifen, als sei ihm die Ausstattung des Raumes wichtiger, als was unsre Wirte miteinander sprachen.

Die Pfarrerin ging jetzt in die Küche und forderte mich auf, mich inzwischen umzuschauen und die nötigen Maße zu nehmen, wenn das erforderlich sei.

Geschäftig eilte der Pfarrer fort nach Zollstab und Notizbuch, und ich trat noch einmal an die Türe, um den Raum zu überblicken und ihn im Geiste mit meiner bescheidenen Ausstattung zu füllen.

Aber dann sah ich doch nur, was war, und nicht, was werden sollte.

Das kühle, sonnenlose Zimmer dieser Pfarrersleute tat mir wohl und sprach zu mir, und ich mochte nicht an die Stücke denken, die mit Seufzen und Ermahnen die Tante für mich gekauft hatte, und die bestimmt waren, bald hier zu stehen.

Dem Fenster nahe, mir zur rechten Hand, frei im Zimmer stand ein Flügel mit aufgeklapptem Deckel. An der Wand dahinter, auf der

Digitized by Google

grau und goldenen Tapete hing in flachem Rahmen Böcklins Toteninsel.

Ein hoher, dicht gefüllter Bücherschrank füllte die obere Ecke. In einer der Fensternischen stand ein Nähtisch, in einer andern ein Lehnstuhl mit ledergepolsterten Ohrenklappen. Links vor der breiten Wand stand ein altväterisches Kanapee, mit grünem Ledertuch bezogen, davor lag ein großer, warmer Teppich aus Servalfellen. Ueber dem Kanapee hing in bräunlichem Kohlendruck ein Christusbild von förmlich leuchtender Schönheit des Ausdrucks. Kein Heiligenschein umfloß den Kopf des Heiligen; aber die Augen, diese milden, erbarmenden und doch alles durchschauenden Augen sprachen von der ewigen Gottheit, die in diesem Manne gelebt. Wie angefüllt von diesen Christusaugen erschien mir der Raum. Wieder und wieder mußte ich nach dem bräunlichen Bilde schauen, und jedesmal sahen mir die Augen bis ins innerste Herz.

„Martin," sagte ich unwillkürlich, „wenn nur dieses Bild da hängen bliebe."

Er schaute hinüber und drückte die Brille an die Augen.

„Ein Christus? —" sagte er dann wie fragend. „Schön, sehr schön, dieser Kopf; aber weißt du, Martha, das könnte auch jeder beliebige andre sein."

Ich erschrak fast. „Aber Martin," stammelte ich, „dem sieht man doch den Erlöser an."

„Du vielleicht," entgegnete er unbewegt; „aber doch die Bauern nicht oder sonst einfache Seelen."

„Da haben Sie recht, Herr Amtsbruder," sagte hinter mir der wieder eingetretene Pfarrer, und es kam mir vor, als sei aus seiner Stimme der Frohmut verschwunden, „für diese muß Kreuz und Dornenkrone und der mystische Schein um die Stirne den Christus, den Erlöser bezeichnen, sonst erkennen sie ihn nicht."

Ich konnte kein Wörtlein sagen.

Ich nahm die Maße von den Wänden und Fenstern. Martin schrieb alles auf. Wir wanderten mit dem Pfarrer durch alle Gelasse. Alle waren sie groß und kühl, der Sonne abgewendet, nur Flur und Küche und Nebenräume gingen nach Süden und Osten.

„Die, die dieses Haus einst bauten, müssen viel Licht und Wärme in sich gespürt haben, daß sie in ihren Wohnräumen so ganz darauf verzichteten," meinte Martin.

Der Pfarrer lachte. „Eine menschenfreundliche Auffassung," rühmte er, „ich dachte bisher, den Leuten habe es an jeder Erleuchtung gefehlt."

Bis in den Keller führte uns Pfarrer Stengel. Eine schmale Schneckentreppe ging hinunter in die mächtigen Gewölbe, in denen der Tritt widerhallte.

Ein Ziehbrunnen mit rund gemauertem Rand, wie man den Jakobsbrunnen auf Bildern gemalt sieht, war da unten.

Ich schaute hinab; der Pfarrer hielt neben mir die Leuchte hoch.

Ein Glanz irrte über dunkles Wasser in geringer Tiefe; da trat ich zurück, denn ich fühlte etwas wie kindisches Grauen.

Mächtige Haufen von Kartoffeln und Rüben lagerten in den Gewölben.

„Ich lasse die Bauern hier einlegen, was sie nicht bei sich unterbringen können," erklärte der Pfarrer; „ich brauche diese Riesenkeller ja nicht, wenn ich auch kein Abstinenzler bin. Vielleicht können Sie diesen Brauch beibehalten; die Leute würden es Ihnen sicher danken."

„Das wird sich alles schon geben," sagte Martin, dann stiegen wir wieder ans Tageslicht empor und wurden von der Hausfrau zu Tisch gerufen.

Ich saß so, daß die Augen aus dem bräunlichen Bild zu mir her grüßten, so oft ich den Blick hob.

Hinter meinem Rücken trug die Magd die Speisen herzu.

Braune, halbentblößte, sehnige Arme sah ich über den Tisch langen, eine klare und laute Stimme wünschte „gesegnete Mahlzeit".

Ich schaute mich um nach dem Mädchen, das der Türe zu schritt, und ich erkannte den hochgetragenen Kopf, die dicken Haarflechten und das Granathalsband mit dem goldenen Schloß aus der Kirche wieder.

„Das ist unser Agathle," sagte die Hausfrau, meinen Blick bemerkend.

„Ja, die Perle aller Perlen," fiel lächelnd der Pfarrer ein.

„Spotte du nur," entgegnete fröhlich die Pfarrerin und schnitt das Fleisch auf; „ich weiß, was an diesem Mädchen ist, und ich ginge viel leichteren Herzens von hier weg, wenn sie mitkäme."

„Will sie das nicht?" fragte Martin.

„Nein," antwortete die Hausfrau und blickte sich um, ob die Türe geschlossen sei, „sie kann nicht, sie hat ihren Vater hier und — —" Die Pfarrerin konnte nicht vollenden. Das Agathle trug eine Schüssel herzu.

Die Männer sprachen von anderm. Ich sah das Mädchen an, das an den Tisch trat.

Unter der durch die hinausgezerrten Haare etwas zu glatten und straffen Stirne sah ich zwei Augen von eigenartiger Schönheit. Groß und ruhig blickten sie mich an, prüfend und doch nicht musternd, fragend und doch nicht neugierig.

Etwas Passives, etwas Empfangendes hatten diese Augen: als schluckten sie still und geduldig ein, was sich ihnen darbot. Die schmalen Wangen hatten nicht viel Farbe, wie das bei den Leuten des Schwarzwaldes im Lenz so ist, wenn der lange, harte Winter in den engen Stuben die Gesichter bleichte und Sommersonne und

Digitized by Google

Sommerarbeit sie erst wieder bräunen soll. Die Nase war ganz schmalrückig und von feiner, ja edler Form, der Mund klein, mit dünnen, vielleicht zu dünnen Lippen, die fest, fast herb sich aufeinander preßten.

Groß und gerade war das Agathle gewachsen, aber die faltigen Röcke der Tracht, die dem kurzen Mieder hoch oben, fast unter den Armen angesetzt waren, verunstalteten ihre Trägerin. Mir ging es jetzt wie Martin: an diesem Mädchen fand ich die Tracht plötzlich häßlich. Das Organische, das Naturnotwendige, alle Prämissen schienen mir hier zu fehlen. Dieses Gesicht, diese Gestalt in ihrer merkwürdigen Ruhe und Rassigkeit war wie durchdrungen von einer latenten Grazie, die unter den anmutlosen Gewändern sich nicht rühren und regen konnte oder wollte.

Die Hausfrau sprach jetzt mit mir von all den Dingen, die eine Pfarrfrau von Andersberg angehen, und dann von sich und von mir.

Ich weiß nicht, wie es kam; sie hatte mich nicht danach gefragt, und ich sprach sonst nie darüber: ich sagte ihr, daß ich elternlos dahergewachsen', bei der Witwe von meines toten Vaters Bruder groß geworden und mit dem Schwestersohne dieser Witwe versprochen worden sei, vor Jahren schon.

Die beiden Männer hörten nicht auf unsre leisen Reden. Sie sprachen von Darlehnskassen und Vereinen. Martin hätte mich vielleicht sonst strafend angeblickt. Er sagt immer, ich sei zu vertrauensselig.

Und dann sagte ich noch etwas, was Martin und die Tante nicht ungerügt hätten hingehen lassen.

Ich sagte es mit dem seltsamen Gefühl: was wird diese Frau von der Sache halten, wie wird sie sich zu dir stellen, wenn sie alles weiß?

Schon in manchem Kreis hatte ich das Gefühl gehabt, ich, die Braut des Martin Moserosch, die Nichte der Konsistorialrätin Heller, sei unter einer Maske, einer falschen Marke eingeführt worden; aber so stark, so quälend wie hier hatte ich es nie empfunden.

Ich erzählte breit und ausführlich, was zu Hause nie berührt wurde. Es tat mir ganz wohl, das auseinander zu zerren, was die Tante mein Unglück, ja meinen Makel nannte. Daß mein Vater aus dem Tübinger Stift durchgebrannt sei, flüsterte ich, daß er, verstoßen und verlassen von seiner Sippe, sein mütterliches Vermögen als Mediziner zu Jena und Heidelberg verstudiert habe, daß er eine katholische Wirtstochter zu Heidelberg geheiratet und bei meiner Geburt durch den Tod verloren habe. Daß er ein Freigeist geworden sei, der bis zu seinem frühen Ende mit bitterlicher Feindschaft, ja mit heißem Haß der Sphäre gedacht habe, darin er seine Jugend verlebt hatte.

Alles das sprudelte aus mir heraus, als müsse es so sein.

Die Männer sprachen nicht mehr. Sie sahen und lauschten zu uns herüber.

Das Unbehagen, der verlegene Aerger auf Martins Gesicht brachten mich plötzlich zur Besinnung. Mir stockten mit einemmal die Worte.

Die Frau neben mir drückte mir die Hand und lächelte mich an. Gut, mütterlich, ja fast ein klein wenig belustigt. So lächelt man der ungestümen Jugend zu, die sich über Dinge heiß ereifert, die das Alter gelassen zu nehmen weiß.

Von etwas anderm redeten wir. Ich hörte nicht recht zu, verstand nicht recht. Meine eignen Worte klangen noch in mir. Ich prüfte sie durch und suchte, welches unter ihnen Martin verstimmt haben konnte.

Ich möchte ihm so gern alles recht machen.

Durch das wieder geöffnete Fenster strich warm der Maienwind. Buchfinken kamen auf den steinernen Sims geflogen, denen warf die Pfarrerin eine Handvoll Brotkrumen hin.

Dann trat sie von rückwärts an meinen Stuhl und legte mir die Hand auf die Schulter.

„Wie alt sind Sie, Fräulein Heller, wenn ich fragen darf?"

„Zweiundzwanzig," gab ich zur Antwort.

„Ein wenig reichlich jung für unsre rauhe Höhe; nicht, Helmut?" fragte die Frau zum Pfarrer hinüber.

Der drückte seine Brille an die Augen mit der gleichen Gebärde, die ich auch oft an Martin sah, und sagte langsam, mich anschauend: „Ich glaube, Maria, es sind unter den zweiundzwanzig auch Kriegsjahre — die zählen doppelt."

Ich fühlte, daß mir das Blut ins Gesicht stieg.

Der Pfarrer stand jetzt auf. „Sie müssen mich nun entschuldigen," sagte er, „ich muß nach Scherbach, dem dortigen Straßenknecht den sechsten Buben zu taufen."

Wir rückten alle die Stühle. Martin meinte: „Aber die Filialisten sollten doch eigentlich ihre Täuflinge zur Kirche bringen."

„Eigentlich, ja," lachte der Pfarrer; „aber uneigentlich ist es besser, wenn hier oben die Kirche zum Täusling kommt. Dann kommt wenigstens das Wirtshaus nicht auch mit."

Martin schüttelte den Kopf. „Aber die Taufe gehört doch ins Gotteshaus," beharrte er.

„Gott hat sich sein Lebtag nicht an einer engen Stube gestoßen," entgegnete fröhlich der Pfarrer, „sonst wär' man in der Pfarrei Andersberg übel dran."

Martin sah nach der Uhr. „Wenn wir noch durchs Dorf gehen wollen, Martha, dann ist's für uns auch Zeit zum Aufbruch," mahnte er.

„Kommen Sie mit mir," riet der Pfarrer; „ohne einen Kommentar werden Ihnen unsre

Digitized by Google

Andersberger Paläste wohl schwerlich viel sagen; ihre Reize liegen im Verborgenen."

„Wenn es Ihnen lieb ist," meinte die Pfarrerin freundlich, „geleite ich Sie bis hinüber zum Scherbacher Weg, wo die Pappeln stehen. Dort haben Sie fast näher zur Bahn als auf der Steige, die Sie heraufkamen."

Der Pfarrer lachte wieder hell und klopfte seiner Frau auf die Schulter. „Scheinheilige! Mich will sie geleiten, wie sie immer tut, und Sie müssen vorhalten. So zimmert man sich Verdienste aus seines Herzens Gelüsten."

Ein klares, junges Rot stieg der Frau ins Gesicht. Sie sah zu mir her mit lächelnden Augen: „Ist das nun Scharfblick oder Anmaßung und Einbildung, Fräulein?"

„Nehmen wir an, Scharfblick," sagte ich und wehrte meiner Befangenheit.

„Bravo," rief der Pfarrer; „nur immer das Beste annehmen, man geht viel seltener fehl als im umgekehrten Fall."

Die Pfarrerin ging, sich ein Tuch zu holen, die beiden Herren schritten schon auf der Treppe, da trat ich noch einmal auf die Schwelle des kühlen Zimmers.

Stumme, brennende Wünsche lagen mir auf der Seele. Die Erlöseraugen aus dem bräunlichen Bild sahen gütig-ernst herüber, und das Agathle mit dem ruhigen Blick räumte das Kaffeegerät vom Tisch.

*

In andrer Richtung durchquerten wir nun das Dorf. An einem schmutzigen Tümpel, in dem Gänse und Enten wühlten, kamen wir vorüber und an kleinen Gärten, in denen der frischumgegrabenen Erde kaum das erste Grün entsproßte.

„Wir sind um einen Monat später dran als die übrige Welt," meinte lächelnd der Pfarrer und deutete über die Beete hin. „Da und da," fuhr er fort, mit der ausgestreckten Hand einen Bogen über Andersbergs Dächer beschreibend.

„Ja," bestätigte die Pfarrerin, „der Frühling kommt spät hier oben, aber dann kommt er schön."

„Da und da," ergänzte der Pfarrer mit der Bewegung von vorhin, und hinter der Brille glänzten seine Augen.

Hinter zwei kränkelnden Pappeln zurückliegend tauchte ein Haus auf, das kein Andersberger Bauer hingestellt haben mochte. Ein weißer, quadratischer Bau im veralteten Villenstil, mit fast flachem Dach und hohen Fenstern, vor denen die weißgestrichenen Läden festlagen. Wie ein großes, unbewohntes Gartenhaus lag es massig abseits am Weg.

„Wengernsches Eigentum," erklärte der Pfarrer. „Rudimente vergangener Zeiten und vergangener Größe. Die Aecker mitsamt den Bauern, die Wälder mit allen Holzhauern, die Dächer auf dieser Höhe mit dem Glück und Leid darunter, dazu Kirche und Pfarrer gehörten einst dem stolzen Geschlecht. Jetzt existiert nur noch ein einziger freiherrlicher Wengern. Er soll Offizier sein in österreichischen Diensten. Sein Großvater oder Urgroßvater, ein toller Herr, der für Geld und gute Worte seine letzten Rechte hier oben losschlug, soll den weißen Würfel dort gebaut haben, als ihm die Welt draußen zum Ekel ward."

Wir blieben alle stehen und schauten hinüber, als sei an dem öden Haus etwas Besonderes zu sehen.

„Ja, ja," sagte leise die Pfarrerin, „zuletzt fällt dann solchen die Heimat ein!"

Der Pfarrer legte ihr die Hand auf die Schulter und meinte: „Die Heimat, ja, die ist die große Pièce de résistance für solche und andre."

Scharen von Dorfkindern in Sonntagsgewändern kamen uns jetzt entgegen.

Wie drollige Miniaturen sahen die kleinen Mädchen aus, die genau die Tracht der Alten trugen. Die flanellenen Röcke wiesen reichliche Aufschläge auf, so daß sie auch bei kräftigem Wachstum der Trägerinnen auf Jahre hinaus vorhalten mochten.

Große Sträuße von flatterigen Windröschen und gelben Schlüsselblumen trugen die Kinder in den Händen, etliche hatten Kränzchen von blassen wilden Veilchen auf die strohigen Haare gedrückt. Eckig und scheu rissen die Buben die Mützen von den Köpfen, kichernd und verlegen drängten die Mädchen vorüber.

„Halt," rief Martin in die kleine Schar hinein. „Wo kommt ihr denn her, Kinder?"

Sie drehten sich alle um und blieben gaffend stehen.

„Von 's Hansjörgs Wies' am Rain," gab endlich einer der größeren Buben zur Antwort.

„Ja, aber ihr dürft doch jetzt nach Georgii gar nicht in die Wiesen," sagte da Pfarrer Stengel.

Verlegen sahen die meisten vor sich nieder.

„In 's Hansjörgs scho," entgegnete dann mit einem kleinen Anflug von Frechheit der Sprecher von vorhin.

Die ganze Schar grinste jetzt wie in freudigstem Einverständnis. Pfarrer Stengel schlug mit der Hand in die Luft, als wehre er etwas von sich ab.

„Gehen wir," sagte er und strebte weiter.

Zwischen blühenden Bäumen schritten wir jetzt dahin. Dornige Reiser lagen schützend am Rand der blumigen Wiesen. Lange Streifen grober grauer Leinwand waren an niedrigen Pflöcken über dem Rasen ausgespannt, daß die Sonne sie bleiche.

Vom fernen Wald herüber schrie der Kuckuck.

Die Pfarrerin hielt mich am Arm fest und hob den Finger, als wolle sie zum Lauschen mahnen.

Digitized by Google

„Nun fragen Sie das Orakel," sagte sie lächelnd, „einer Braut gibt der Schreier zuverlässigen Bescheid."

Die Herren blieben stehen. Stengel lächelnd, Martin mit wunderlich hilfloser Miene.

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg.

„Was soll ich denn fragen?" stammelte ich verwirrt.

„Nun, das, was Sie am liebsten wissen möchten," antwortete neckisch die Pfarrerin.

Da kam auch mir der Uebermut, als hätte ihn der laue Wind mir angeblasen.

„Muß ich die Frage laut sagen?" begehrte ich zu wissen.

„Gott behüte!" entgegnete rasch der Pfarrer, „das ist nicht Vorschrift."

Da schaute ich hinüber zum Waldsaum, wo der Vogel schrie, und dachte: ‚Wie oft wird mich Martin heute noch küssen?'

Warum mir diese Frage kam, ich weiß es nicht; es war so wunderlich in mir.

Mit hastig klopfendem Herzen lauschte ich hinüber.

Aber der Kuckuck war verstummt, kein einziger Ruf mehr zu hören. Da wandte ich mich ab und empfand eine nagende Scham über meine kindische Frage, die ich unter einem Lachen versteckte.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort," sagte lächelnd der Pfarrer, und Martin meinte: „Woher nur dieser seltsame Aberglaube kommt."

Pfarrer Stengel zuckte die Achseln. „Woher kommt denn aller Glaube und aller Aberglaube? Es ist das ewige Pochen an dem verschlossenen Tor."

Martin rückte an seiner Brille und sagte nichts darauf. Wir waren schon eine gute Strecke durch die Wiesen gegangen, da tauchte noch ein letztes Häuschen vor uns auf.

Klein, niedrig, aber schmuck lag es da, mit gelben Holzschindeln warm und sturmsicher verkleidet. Blanke, zahlreiche Fenster zwischen grünen Läden blitzten uns entgegen, vor denen auf breiten Gesimsen wohlgepflegte Blumen blühten. Unter dem spitzen Giebel hingen Nistkästchen für Vögel. Hart vor der Haustüre, im kleinen, umzäunten Garten, stand ein Syringenstrauch in üppiger Blüte.

Die Sonne lag warm über Garten und Haus, und eine riesige gelbe Dogge dehnte sich quer vor der Haustüre auf den Steinplatten. Aufmerksam, aber ohne den Kopf zu heben, blinzelte sie nach uns herüber, dann klopfte sie mit der starken Rute den Boden, als habe sie Freunde erkannt. Träg stand sie auf und kam ans Gittertürchen des Gartens herüber.

Pfarrer Stengel streichelte dem Tier über den Zaun hinweg den schönen Kopf. „Grüß deinen Herrn, Nero, heut komm' ich nicht zu euch," sagte er, und der Hund bellte kurz auf, als habe er den Auftrag verstanden.

„Hier drinnen wohnt mein Domorganist," erklärte der Pfarrer.

„Der Mann, der heute die Orgel spielte?" fragte ich rasch.

„Der blinde Ferdinand, ja," bestätigte der Pfarrer.

Mich verlangte, Näheres von diesem Manne zu wissen.

„Wer, was und woher ist er denn, dieser blinde Ferdinand?" fragte ich.

Der Pfarrer lachte und schaute auf seine Frau. „Das ist knapp und summarisch gefragt, weißt du vielleicht, Maria, wie sich darauf knapp und summarisch antworten ließe?"

„Sag doch: der Ferdinand ist ‚auch Einer'," entgegnete lächelnd die Frau.

Der Pfarrer wandte sich an mich: „Genügt Ihnen das?"

„Reichlich knapp ist's," antwortete ich und sah nach dem sonnigen Häuschen zurück.

Stengel trat hinter Martin herüber zu mir her und hob die Finger der Linken, um mit der Rechten daran zu zählen. „Der Mann ist erstens ein Schulmeisterssohn vom Unterland, zweitens ein verkrachter Theologe, drittens ein erblindeter Schulmeister, viertens für die Andersberger Oekonomierat, fünftens Bankier, sechstens Advokat, siebtens Notar, achtens Korbflechter, neuntens Beichtvater, zehntens Pfarrer und dazu noch endlose und so weiter."

Martin wandte sich zurück. „Aber dann kommt er doch Ihnen ins Gehege."

Stengel schüttelte den Kopf und sah Martin hell an. „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns," sagte er leise, fast innig.

Die Pappeln am Scherbacher Weg kamen näher und näher.

Die Pfarrerin hielt mich plötzlich an der Hand zurück und ließ die Männer voranschreiten.

„Fräulein," sagte sie und ihre Stimme klang verschleiert, fast verlegen, ihr offenes Gesicht mit der klaren Stirne war überflogen von einem leisen Schatten. „Ich weiß nicht, ob ich Sie noch einmal sehe, ehe wir von hier oben scheiden. Ich hab' eine Bitte; nein, zwei Bitten — —"

Gespannt sah ich die Frau an, die mit ganz großen, verdunkelten Augen über die Höhe schaute, gegen das Dorf hin.

„An der Kirchenwand, neben der Anna Maria Hindermann, liegt unser kleines, einziges Kind begraben, unsre Monika.

„Ich hab' Immergrün auf den Hügel gepflanzt; aber das Gras wuchert so schnell, dann könnten die Pflänzchen ersticken.

„Wollten Sie wohl Ihre Hand über mein Kleines halten?"

„Ja," sagte ich leise.

Digitized by Google

Die Pfarrerin sah mir nicht ins Gesicht. Wie in die laue Luft hinein sprach sie weiter: „Und mein Helmut hat auch Immergrün gepflanzt zu Andersberg, Pflänzchen mit zarten Wurzeln. Sie werden sie da und dort finden, wenn Sie genau zusehen wollten, liebes Fräulein. Könnten Sie, wollten Sie auch darüber Ihre Hand halten, wenn's nottut, daß das Gras sie nicht allzuschnell überwuchere?"

Mir ward beklommen und unruhig zu Sinn. „Martin wird —," murmelte ich.

Die Pfarrerin schüttelte rasch den Kopf und schritt wieder weiter.

„Der Herr Pfarrer sieht das nicht," sagte sie mit halber Stimme, „oder will er in seinen Beeten Besseres haben. — Es ist nur — Helmut hat immer so viel Freude daran gehabt — er — —" sie brach plötzlich ab, verwirrt und hilflos.

Das ergriff mich bei dieser ruhigen, sicheren Frau. Ich wußte nichts zu sagen, ich drückte nur ihre Hand.

Jetzt teilten sich die Wege.

Mit vielem Händeschütteln nahmen wir Abschied und schritten rechts hinüber, dem waldigen Bergweg zu.

Einmal sah ich zurück, da standen die zwei noch Hand in Hand unter den Pappeln und winkten, dann wandten auch sie sich zum Gehen.

*

Steil und steinig war der Pfad ins Tal. Wie eine breite und tiefe, in den schwarzroten Sand des Waldbodens gerissene Furche lief er zwischen steilen Rändern hinunter. Flachliegende zerschundene Föhrenwurzeln kreuzten ihn, so daß es ein ungutes Wandern war.

Martin stieg voraus, den Hut in der Hand, den Kopf etwas vorgebeugt, wie er meistens ging.

„Paß auf, Martha!" rief er zuweilen zurück, wenn er selbst an einen Stein, an eine Wurzel gestoßen war.

Schweigsam ging ich hinterher. Das mit dem Kuckuck war doch von mir ein blühender Unsinn gewesen.

Ja, wenn die Blonde in dem seidenen Reisemantel die Frage gestellt hätte. —

Bei einem schäumenden Bach in felsigem Bett erreichten wir besseren Weg. Am Wasser entlang, um das üppiger Schierling stand, schritten wir vor in der Talsohle.

Singende Burschen und Mädchen kamen hinter uns her und überholten uns.

Sie sahen uns mit zurückgewandten Köpfen neugierig an, ohne ihren rauhen Sang abzubrechen, und trotteten dann mit großen, sprungartigen Schritten weiter, immer zwei Mädchen an eines Burschen Arme gehängt.

Schlecht gemachte, halb städtische Kleider aus billigen Stoffen trugen die Sängerinnen, dazu seidene Tüchlein um den Hals und Granatschnüre drüber. Die strammgekämmten Haare waren aufgesteckt.

„Das sind hoffentlich keine Andersberger," sagte Martin und sah ihnen blinzelnd nach.

„Warum hoffentlich?" fragte ich.

Martin stülpte sich den Hut auf mit einer raschen, unwilligen Bewegung: „Weil ich das Umherziehen mit den Burschen am Sonntag absolut nicht dulden würde," gab er fast heftig zurück.

„Und ein jeder liebt sein Mädchen und der Hauptmann seine Braut," sangen die da vorne jetzt mit kreischenden Stimmen, daß das Echo von den Bergen kam.

In den Büschen aber am Weg jubelten die Buchfinken, und von dem Wipfel einer einsamen Tanne, die aus dem Felsgewirr im Bachesbett aufstrebte, sang eine Amsel ihr klingendes Liebeslied hell übers Tal.

Da dachte ich etwas ganz Närrisches. Wie man oft etwas denkt, wenn am Lenzabend die Vögel ihre letzten Lieder singen und die Luft weich und schwer wie aus unbekannten Fernen kommt. Aber ich sage nicht, was ich dachte.

*

Schwatzende, lachende, lärmende Städter bestiegen mit uns den Zug, der uns heimwärts tragen sollte.

Die Gesellschaft vom Morgen sah ich nicht darunter. Denen mochte wohl ihr Tag noch nicht lang genug sein. Die wollten ihn bis zur Neige auskosten.

Wieder zogen die grünen, kleinen Flüsse, die schmalen Täler und weißen Talstraßen draußen vorüber. Auf die breiten, dunkeln Flanken der tannenbestandenen Berge sank wie ein dünner Schleier der Abend, und als feine Sichel stand am bläßlichen Himmel der Mond.

Und müd geworden, verstummten nach und nach die lauten Menschen. Zurückgesunken, aneinander gelehnt oder auch schweigend durch die Fenster in den sinkenden Abend stierend, saßen sie und ließen sich dahintragen, der neuen Woche, der neuen Arbeit zu.

Sachte drängte die Sorge des Morgen die Freude des Heute aus den Gesichtern, die ich musterte.

Martin hielt die Augen geschlossen. Ich konnte von keiner nahenden Sorge und von keiner schwindenden Freude in seinen ruhigen Zügen lesen.

Da lehnte auch ich mich zurück und machte die Augen zu.

*

Von unsrer Hochzeit weiß ich nicht mehr viel, so kurz es her ist. Der Tag ist mir vorbeigegangen wie ein Traum. Ein Erwarten war in mir, ein scheues Bangen, als gehe ich mit verbundenen Augen und tastenden Händen in eine Fremde hinein, die glänzend vor mir liegen müßte, wenn erst die Binde gefallen.

Digitized by Google

Martin sah bleicher aus als sonst, und seine hohe, schlanke Gestalt kam mir gebeugt vor, unsicher.

Das machte mich unruhig. Ich hatte ein Gefühl, als dürfe das nicht so sein — heute nicht. Der große, stille Mann war doch meine Hoffnung in der Fremde, in dem Land draußen, das ich nicht kannte und das hinter diesem Hochzeitstrubel lag. Sicher hätte er sein müssen, sicher, wegkundig und stark. Ein Erschrecken ging mir durch die Seele.

Kennen wir uns denn, der Martin und ich? Ist von allem Fremden, das mich erwartet, dieser Mann an meiner Seite nicht das Allerfremdeste?

Ich sah ihn an. Einen Herzschlag lang in heißer Angst. Dann wußte ich wieder, was ich immer gewußt hatte: daß Martin Moseroſch von den Tagen seiner Jugend an den guten Weg gegangen war, und daß es ein fröhlich Los sein müsse, mit ihm zu wandern.

Ich schrak zusammen. Der Pfarrer am Altar hatte das gesprochen. Nicht ich. Meine Seele war ganz stumm. Und auf einmal wußte ich auch, daß bis zum heutigen Tag immer andre die guten Worte gesprochen hatten, die Worte, die Martin und mich in eine gemeinsame Bahn drängten. Nur Echo, nichts Eignes war in mir erklungen. Der Geistliche sprach rasch und gewandt mit klingender Stimme. Der dreiundzwanzigste Psalm war sein Text. Ich weiß sonst nichts mehr von der Predigt. Und doch habe ich aufgemerkt. Gierig aufgemerkt sogar. Aber ich war wie ein hungriger Mensch, der unter leuchtenden Blüten nach Beeren sucht. Alle Blüten streifte ich beiseit, daß sie entblättert neben mir zu Boden sanken. Zu spät ward ich gewahr, daß heute nur der Tag der Blüten sei. Benommen schritt ich an Martins Arm vom Altar. Gaffende Menschen standen an unserm kurzen Weg. Wir gingen die paar Schritte zu Fuß.

„Nimm dein Kleid besser auf," raunte neben mir Tante Elisabeth, „sonst ist's an einem Tag ruiniert."

Ich weiß nicht, warum mir da auf einmal einfiel, daß ich meine Mutter nie gekannt hatte.

An der Ecke, dicht vor unsrer Haustür drängte ein Wagen uns vom Fahrdamm zurück. Wir standen still und warteten, bis das mit schweren Stämmen beladene Fuhrwerk vorüber wäre. Es dauerte nicht lange. Nur so lang etwa, als ein Windstoß braucht, um Nebelfetzen durcheinanderzujagen. Hinter mir sagte jemand: „Das hat die Rätin gut eingefädelt. Ihr Neffe und ihres Seligen Nichte — da braucht sie ihre Batzen nicht zu teilen."

Ich wollte mich umschauen, aber ich konnte nicht. In die Nebelfetzen, die des Fremden Wort in mir aufgejagt, mußte ich starren. Dann führte mich Martin weiter. Im hohen, blumengeschmückten Hausflur drängten sich die Gäste um uns und wünschten uns Glück. Nicht Martin und mir allein, auch der Tante drückte alles die Hände. Ich dachte nicht daran, daß sie bisher und heute Elternstelle an uns versah. Mir kam's nur vor, als gratuliere man ihr zu einem geglückten Unternehmen. Wie ich mich sträubte gegen den Gedanken — er hatte sich eingekrallt und gab nicht locker. Da deckte ich ihn zu, daß ich ihn nicht mehr sah, wie man's immer macht.

Am frühen Abend reisten wir ab in eines der kleinen Schwarzwaldbäder, die versteckt zwischen den Tannen liegen.

Ich hörte wieder die Räder schlagen: ‚Der Heimat zu, der Heimat zu!' Martin sah in die Nacht hinaus und hielt die Brille in der Hand, als schmerzten ihn die Augen. —

(Fortsetzung folgt)

Die langen Nächte

Von

Fritz Erdner

Wenn nur nicht die langen Nächte wären,
Nicht so sacht die schweren Pendel schwängen!
Wenn nur nicht aus dunkeln Gärten klängen
Langverschollne süße Liebesmären!

Wenn nur nicht die Toten auferstünden
Und sich um mein Lager nickend reihten!
Wenn nur nicht die alten Seligkeiten
Bei mir säßen mit den alten Sünden!

Leise kommt es durch die tiefen Nächte,
Hebt sich schattenhaft empor die Wände,
Fragt mich flüsternd, fragt mich ohne Ende,
Ob ich noch der hohen Tage dächte;

Ob ich dächte noch der hohen Aehren,
Wo wir einen kurzen Mittag ruhten —
Schlaflos hör' ich goldne Wogenfluten . . .
Wenn nur nicht die langen Nächte wären!

Digitized by Google

Copyright by Franz Hanfstaengl, München

Eine ernſte Stunde

Nach einem Gemälde von William Orchardſon

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Im Sonnenschein auf der Höhe des Feldbergs

Auf Schneeschuhen durch den Schwarzwald

Von

Skiator

(Hierzu zehn Abbildungen nach Aufnahmen von L. Schaller, Stuttgart, und Mayer & Schladerer, Feldberg)

Meine Skifahrt auf dem alten Schwarzwälder Höhenweg, der von Pforzheim nach Basel führt, ist ein Wandern und Fahren in tiefster Einsamkeit. Nur beim Aufstieg zum Feldberg von Titisee aus treffe ich ein paar Leute. Sie kommen vom Feldberge herab und wollen wohl noch am selben Abende die heimatlichen Penaten erreichen. Die zu Fuße dahermarschieren, sehen recht abgemattet und verfroren aus. Sie sind wohl frühmorgens aufgestiegen, um das eigenartige Treiben auf dem Feldberge und diesen herrlichen Berg in seinem schönen Winterkleide einmal anzuschauen, und ziehen nun müde wieder von dannen. Die eigentlichen Skiläufer schauen schon heiterer drein. Sie haben allerdings die hölzernen Schienen auf dem ebenen Wege abgeschnallt und ziehen sie an Schnüren auf dem Boden nach. Dann kommen auf verschiedenen Schlitten wohlverpackt die Bessersituierten. Froh rufen sie „Ski Heil". Ein heißer Punsch, vor der Abfahrt getrunken, hat sie wohl so begeistert. Die Skier haben sie als Siegeszeichen im Schlitten aufgerichtet. Das sind die Sonntagsjäger unter den Skiläufern. Was ein echter Sportsmann ist, läßt sich die herrliche Abfahrt über den Baldenweger Buck und den Säbel-Thomas nach Hinterzarten oder den Toten Mann nach Kirchzarten nicht entgehen.

Nachdem ich eine Zeitlang dahingezogen, wird es wieder einsam und still um mich her. Der Schnee scheint in sein weißes Leichentuch nicht nur die Erde, sondern auch alles, was darauf kreucht und fleucht, eingehüllt zu haben. Die Häuser, an denen ich vorbeikomme, sind alle wohlverschlossen; nicht einmal am Fenster zeigt sich irgendein Mensch. Aber ich bin froh und guter Dinge, habe ich doch die Natur in ihrer ganzen Schönheit um mich, und das ist eine Freundin, die noch niemand betrogen. Der Mond erscheint mit seinem Strahlenhofe und beleuchtet fast gespenstisch Fels und Wald und Eis und Schnee. Das Herz geht mir auf; ich muß singen — fast vergessene Lieder aus alter Zeit klingen hinaus in die Winternacht. Am Abhange zwischen dem Feldbergerhof und der Jägermatte zaubert mir meine Phantasie wieder lebhaft muntere Menschenkinder vor den Geist; denn das ganze

Seebuck mit Bismarckdenkmal

Digitized by Google

Schneefeld ist mit Spuren von Schneeschuhen überdeckt, wohl kein Stäubchen Schnee, das nicht überfahren worden! Oft auch kann man die unfreiwilligen Lagerplätze im Schnee erkennen.

Auf dem Feldbergerhof treffe ich etwa fünfzig Gäste. Wer dort für die Weihnachtszeit ein ordentliches Zimmer haben will, muß es schon im September bestellen. Da oben sind gewöhnlich fast alle Nationen vertreten, Deutsche, Schweizer, Engländer, Franzosen, Belgier, Norweger und Dänen. Mädchen von vier Jahren rutschen gar zierlich auf ihren kleinen Hölzern im „Damenbad" herum, Greise mit siebzig Jahren, die erst auf der Neige ihres Lebens diese heitere Kunst gelernt, fahren flott vom Seebuck herab. Manche kommen auf den Feldberg nur, um sich den Rummel einmal anzusehen, und ziehen als echte Skibegeisterte von dannen. Der Feldberg gilt mit Recht als der beste Exerzierplatz für Skirekruten. Die gewaltigen, fast 1500 Meter hohen, stundenlang sich hinziehenden Bergrücken sind meist unbewaldet und weisen alle möglichen Terrain- und Schneeverhältnisse auf.

Vereiste Tannen

Am andern Tag früh gegen zehn Uhr kommt mein Begleiter für die Tour angezogen, mager und dünn, aber trainirt, abgehärtet und durch alle möglichen Leibesübungen gekräftigt wie wenige. Mich freut es, daß er bereits vier Stunden auf Schneeschuhen gegangen, so hat er sein Mütchen schon ein wenig gekühlt, ich kann es also mit ihm aufnehmen.

Der Himmel — ich will es gleich vorausschicken — hatte es gut mit uns gemeint, volle drei Tage lachte er von morgens bis abends im herrlichsten Blau; kein Wölkchen war sichtbar, und die Nächte waren klar und sternenhell. Morgens stand das Thermometer auf den Bergeshöhen gewöhnlich auf 2 Grad unter Null, während es unten in Titisee und Todtnau etwa 10 Grad Kälte zeigte. Um die Mittagszeit hatten wir in der Sonne etwa 25 Grad Wärme, und wenn man eine Stunde auf offenem Felde in der Sonne gefahren war, freute man sich wieder, eine Zeitlang in den Schatten des Waldes zu kommen oder von einem kühlen Winde Erfrischung zu erhalten. Wohlgemerkt, das war auf einer Höhe von 1000 bis 1500 Meter! Während der ganzen Wanderung waren die Alpen von den Algäuer Alpen bis zum Montblanc deutlich sichtbar. Morgens vor Sonnenaufgang erschienen sie

Blick auf den Feldbergturm mit dem Hotel

Digitized by Google

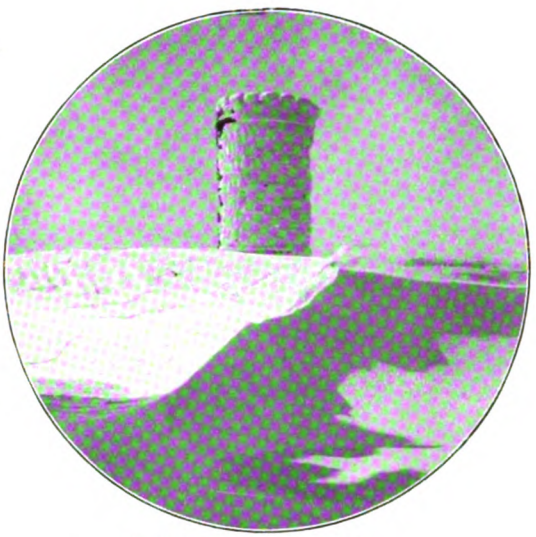
bläulich, nach Sonnenaufgang erglänzten sie für einige Zeit in goldenem Lichte, gegen Abend schimmerten sie ganz weiß und waren bis in die Täler hinein sichtbar. So hell und klar sind die Alpen den ganzen Sommer über niemals zu sehen, jedenfalls nie für mehrere Tage. Wenn sie einmal recht klar sind im Sommer, kommen die Wetterpropheten und prophezeien Umschlag der Witterung, und es scheint, daß sie recht haben. Außer den Alpen sahen wir die meisten Schwarzwaldgipfel; aber auch die Berge des Randen, des Hegaus und des Heuberges sowie der Vogesen waren sichtbar. Aus der Nähe grüßten in ihrem Winterkleide Täler, Berge, Höfe, Kirchen und Dörfer, Breitnau, St. Peter, St. Märgen, dann das Münster- und Wiesental. Nur das Rheintal blieb alle drei Tage in dichtem Nebel verhüllt.

Am steilen Hang

Ich habe schon manche Bergbesteigung gemacht in mehreren Ländern, aber noch nie mich so ausgeschwelgt im Genuß einer großartigen Natur in geheiligter Einsamkeit, wie bei dieser winterlichen Höhenfahrt auf Skieren.

Vom Feldbergerhof ziehen wir zunächst in vier Kehren zum Seebuck hinauf, dann hinüber zum Turm. Bald geht es bergauf und bergab dem Stübenwasen (1388 Meter) zu. Dort brennt die Sonne, so stark sie nur kann, aber die Aussicht auf die Alpen und die nähere Umgebung ist geradezu entzückend. Notschrei und Halde sind bald erreicht. Im Haldenwirtshaus erhält der Leib eine knapp zugemessene Atzung, denn er hat an diesem Tage noch manches zu leisten. Den kleinen Abstecher zum Schauinsland (1286 Meter) wollen wir nicht unterlassen. Das ist bekanntlich ein gegen Freiburg stark vorgeschobener Berg mit entzückender Fernsicht. Letztere entschädigt uns für so manchen Fall bei der Abfahrt. Der Schnee ist oben verharscht und gibt unten nach; ein solcher Schnee bringt auch den besten Läufer zu Fall.

Nun gilt's den Weg zum Wiedener Eck zu suchen. Den Weg? Von diesem ist im Schnee nichts zu sehen. Spuren von Fußgängern oder Skifahrern, die im



Feldbergturm im Schnee

Winter manchmal so wertvoll sind, sind keine da. Die Wegweiser bleiben unsichtbar. Mit Hilfe des Kompasses und eines guten Spürsinnes finden wir schließlich die Richtung. Zuerst ist es ein mühsames Gehen im tiefen Schnee; dann aber kommt eine schneidige Abfahrt durch schmale Waldschleusen. Beim Hörnle (1180 Meter) geht's sanft zu Tal über Wiesen und Weidfelder; man meint, man fahre über Samt und Seide dahin.

Das Wiedener Eck (1037 Meter) liegt recht interessant auf dem Sattel zwischen dem Wiedener Tal und dem Münstertal. Nach zwei Seiten hin geht es steil zu Tal, und auf den beiden andern Seiten liegen die Vorberge des Belchen und des

Jung Todtnau auf Schneeschuhen

Digitized by Google

Der Wegweiser als Ruhesitz

Schauinsland. Für uns kommt eine frische, flotte Abfahrt über Wiesen und Weidfeld zur Krinne (1119 Meter). Von der Krinne beginnt der eigentliche Aufstieg zum Belchen. Der Schnee liegt tief, ist aufgefroren und klebt an. Aber unser Hauptunglück sind doch zwei Wegweiser, etwa eine halbe Stunde unter der Spitze. Der eine zeigt zum Belchenrasthaus, der andre direkt zur Spitze. Das Rasthaus nutzt uns nichts, da es geschlossen ist, und vom Wege direkt zur Spitze hatte ich im Führer gelesen, er sei nicht genug zu empfehlen, führe über dem Untermünstertal am Abhange hin, biete imposante Einblicke in die jähen Felsschluchten der nördlichen Belchenausläufe und herrliche Ausblicke auf Rheinebene und Vogesen. Das ist alles ganz schön, nur sollte dabei stehen: „Im Winter wegen der Gefahr des Absturzes lebensgefährlich." Für uns wenigstens hätte er es leicht werden können. Nachdem wir uns eine Zeitlang mühsam vorwärts gearbeitet, bemerken wir, daß die Schneeschuhe in dem ganz vereisten Schnee an dem steilen Abhang nicht mehr einschneiden. Zurück geht es nicht mehr! Also abschnallen, die zwei Meter langen Dinger umhängen und mit dem Stocke Fußtapfen in den vereisten Schnee schlagen und einen Fuß nach dem andern hineinstecken! Mein Kollege schlägt die Löcher in den vereisten Schnee, und ich beneide ihn fast um diese mühsame Arbeit, denn er hat wenigstens etwas zu tun, ich aber kann nur warten und frieren. Zwar habe ich die wunderbare Aussicht; manchmal aber faßt mich auch ein Gruseln; denn ein falscher Fußtritt, und wir liegen vielleicht beide im senkrecht aufsteigenden Münstertal, und im nächsten Frühjahr würden Holzmacher unsre zerschmetterten Gliedmaßen zusammenlesen. Ungefähr drei Viertelstunden hängen wir so an den Felsen; endlich, endlich ist der Gipfel erreicht!

Die Aussicht auf dem Belchen (1415 Meter) ist bekanntlich die schönste von allen Schwarzwaldbergen. Doch konnten wir sie nicht lange genießen. Denn mich fror und drückte etwas. Auf der Bergeshöhe knüpfte ich folgendes Gespräch an: „Jetzt ist es drei Uhr. Auf den Blauen kommen wir unmöglich vor zehn Uhr nachts. Das ist für mich zuviel. Sie wissen, ich habe für morgen abend zu Hause eine Aufgabe übernommen, zu der ich eine gute Stimme und eine gute Stimmung brauche. Ich fahre den nächsten Weg nach Schönau hinab. Gehen Sie mit?" — „Es war geplant, noch den Blauen zu nehmen. Ich gehe von meinem Plan nie ab. Leben Sie wohl!" Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche. Mir tat es weh, von meinem Spurentreter und Gefährten in der Lebensgefahr mich trennen zu müssen, aber es ging nicht anders. Wie er mir später mitteilte, kam er nachts halb zehn Uhr beim Mondschein auf dem Blauen an.

Feldbergerhof, das Hauptquartier der Wintertouristen

Digitized by Google

Blick vom Feldberg ins Bärental

Vom Belchen fahre ich den kürzesten Weg den Telegraphenstangen entlang nach Schönau (542 Meter) hinab. Bei 8 Kilometer Fahrt ein Gefäll von 873 Metern! Das ist eine tolle Fahrt! Von Schönau führt mich das Bähnle nach Todtnau, wo man im „Ochsen" noch das Lob des Skifestes vom Sonntag vorher singt. Der Held ist ein zehnjähriger Junge, der, kaum einen Meter hoch, 11 Meter weit gesprungen und unten noch einen prächtigen Telemarksprung tadellos ausgeführt hat. „Skifahren erhält gesund, macht heiter und fröhlich," heißt es allgemein. „Auf Schneeschuhen auf dem Feldberg bin ich ein andrer Mensch," meint begeistert eine schöne Skimaid. Die Todtnauer haben den Nordpolforscher Nansen zum Ehrenmitglied ihres Skiklubs ernannt; sein Dankschreiben hängt im „Ochsen" eingerahmt an der Wand. Darin finden sich die Worte, die ich vollständig unterschreiben möchte: „Ich bin überzeugt, daß dieser Sport zur Kräftigung des Körpers und des Geistes des deutschen Volkes beitragen wird."

Am andern Morgen trugen mich meine Bretter dem Quellgebiet der Wiese entlang wieder zum Feldbergerhof. Ich mußte bald zu Tal und nach Hause. Dort erwartete man mich. Am Abend sollte ich eine feierliche Rede halten, und man kann sich denken, daß mir die Worte zum Preise unsers Badener Landes leicht vom Munde flossen.

Die Glückliche

Von

Reinhard Volker

Blaß aus dumpfer Werkstatt kommt die Frau,
Ihr im Auge nistet Sorge grau.

Draußen spielt ihr Bub, die Füße bloß,
Lacht, und jauchzend läuft er auf sie los.

Und schon hält sie ihn im Arme weich,
Siehe, lieblich ist sie nun und reich!

Digitized by Google

Die gefährlichen Gase der Steinkohlengruben und die Kohlenstaubgefahr

Von

Bergassessor K.

Die großen Grubenunglücke der letzten Zeit lenken die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Gefahren, die dem Bergmanne bei der Ausübung seines Berufes drohen, und mancher wird vielleicht fragen: hat denn die Gefährlichkeit des Grubenbetriebes so zugenommen, daß trotz unsrer fortgeschrittenen Technik derartige Katastrophen noch immer eintreten können? Diese Frage hat um so mehr Berechtigung, wenn man berücksichtigt, daß die großen Unglücksfälle sich fast nur auf durchaus modern eingerichteten und vorzüglich geleiteten Gruben ereignet haben. Hierauf ist zu entgegnen, daß die Schwierigkeit der Gewinnung in den Gruben — es sind hier nur Steinkohlengruben gemeint — in der Tat größer geworden ist und daß die Bedingungen für den Eintritt solcher Katastrophen mit dem Vordringen in größere Tiefen günstiger geworden sind. Trotzdem ist die allgemeine Unfallziffer gesunken, wie die amtliche Statistik nachweist.

Es ist das darauf zurückzuführen, daß die Zahl der kleinen Unglücksfälle mit 1 bis 3 Toten, welche die Hauptsumme ausmachen, durch das rastlose Bemühen der Bergbehörden und der Verwaltungen bedeutend vermindert ist. Die Mehrzahl der großen Unglücksfälle ist verursacht durch die Explosion brennbarer Gase oder Wetter, wie der Bergmann jeden gasförmigen Körper nennt. Bei einigen hat außerdem noch der Kohlenstaub eine mehr oder weniger verhängnisvolle Rolle gespielt. Einige in ihrer Zusammensetzung verschiedene Gase und der Kohlenstaub bilden also für das Leben des Bergmanns eine ständige Gefahr. Welches sind nun diese Gase, wie entstehen sie und welche Wirkung üben sie aus?

Hierauf ist zunächst zu sagen, daß es außer den brennbaren und zur Explosion neigenden Gasen noch einige gibt, die außer ihrer Brennbarkeit noch giftig sind, sowie eins, das zwar nicht giftig ist, das aber auch die Atmung nicht unterhält, und dadurch, daß es die normale Zusammensetzung der Luft verändert, gesundheitsschädlich und gefährlich werden kann. Um zu verstehen, einen wie wesentlichen Einfluß fremde Beimengungen in der Luft auf den menschlichen Körper ausüben, dürfte es angebracht sein, einmal kurz die Zusammensetzung und die Eigenschaften der atmosphärischen Luft, der guten oder frischen Wetter, zu besprechen. Die Luft enthält in 100 Raumteilen

79,00 % Stickstoff (N),
20,96 % Sauerstoff (O),
0,04 % Kohlensäure (CO_2).

Außerdem noch ganz geringe Mengen einiger erst in neuerer Zeit entdeckter Elemente, wie Argon, Helium und so weiter. Ferner enthält die Luft noch Wasserdampf, der jedoch an dem relativen Verhältnisse obiger Gase nichts ändert.

Diese Zusammensetzung ist nun in dem unendlichen Luftmeer, das die Erde umgibt, überall, wohin auch der Mensch gekommen ist, die gleiche. Der Hauptgrund für diese überraschende Tatsache ist der, daß nur ein kleiner Teil der gesamten Atmosphäre, und zwar nur $\frac{1}{5\,000\,000\,000}$ in einem Jahre von der Lebewelt verbraucht wird. Der gegenwärtige Zustand der Erde könnte noch Hunderttausende von Jahren andauern, ehe eine Aenderung in der Zusammensetzung der Luft bemerkbar würde. Außerdem ergänzen sich aber bekanntlich Tier- und Pflanzenwelt bezüglich des Verbrauches der Luft, was der eine verdirbt, macht der andre wieder gut.

Ein zweiter Grund für die überall gleiche Zusammensetzung der Luft ist die schrankenlose Beweglichkeit der Atmosphäre. Die Luft bildet nun bei bestimmten Temperaturen, Druck und Feuchtigkeitsgehalt die Grundlage des Körperbaues, des Gedeihens und Wohlbefindens aller organischen Lebewesen. Das Wirksame in der Luft, das, was der Mensch beim Atmen aus ihr entnimmt und zum Leben gebraucht, ist der Sauerstoff.

Das Prinzip der Atmung ist im ganzen Tierreich dasselbe. Es findet stets in einer sehr zarten Haut ein Austausch des Sauerstoffs der Luft und der im Innern des Körpers, im Blute, gebildeten Kohlensäure statt. Die Atmungshaut bildet bei den höheren Tieren und Menschen ein weitverzweigtes und verästeltes, eine große Oberfläche darbietendes Gebilde, die Lunge. Der Austausch der Gase erfolgt durch Diffusion, das heißt er beruht auf einem Naturgesetz, demzufolge zwei Gase von verschiedenem spezifischem Gewicht das Bestreben zeigen, sich zu mischen. Je größer die Differenz in dem spezifischen Gewicht ist, desto heftiger ist die Wirkung. — Weshalb atmet nun der Mensch? Weil bei einem bestimmten Verhältnis von Sauerstoff zu den irrespirabeln Gasen ein Austausch nicht mehr stattfindet. Hierdurch wird die Lunge zur Kontraktion gereizt und der Mensch gezwungen,

Digitized by Google

die untaugliche Luft auszustoßen und frische, den Austausch befördernde Luft einzuatmen. Die ausgeatmete Luft, mit der also die Lunge instinktiv nichts mehr zu tun haben will, der sie ohne Anstrengung keinen Sauerstoff mehr entziehen kann, hat folgende Zusammensetzung:

79 % Stickstoff (N),
17 % Sauerstoff (O),
4 % Kohlensäure (CO_2).

Von den 21 % Sauerstoff der eingeatmeten Luft hat demnach die Lunge 4 % verarbeitet und dafür 4 % Kohlensäure gebildet. Diese in der Atmungsluft enthaltenen 17 % Sauerstoff müssen wir also als die äußerste Grenze für Luft betrachten, die als Atmungsluft noch in Frage kommt. Der Atmungsprozeß hängt ab von dem Verhältnis zwischen Sauerstoff und nicht atembaren Gasen.

Bei reiner Luft ist dies Verhältnis 1 : 3,762, bei ausgeatmeter 1 : 4,882.

Es sind im wesentlichen nachfolgende drei Gasarten, die wegen ihres häufigen Auftretens beachtenswert erscheinen:

Kohlensäure (CO_2), böse oder matte Wetter,
Kohlenoxyd (CO), brandige Wetter,
Kohlenwasserstoff (Methan CH_4), schlagende Wetter.

Kohlensäure (CO_2) ist ein auch dem Laien gut bekanntes Gas. Wir nehmen sie in unserm Nationalgetränk, dem Bier, zu uns, in jedem Selter- und Mineralwasser ist sie enthalten, bei jeder Verbrennung, bei der Atmung der Menschen und Tiere entsteht Kohlensäure, und an vielen Orten tritt sie frei aus der Erde. Die Kohlensäure ist ein farb- und geruchloses Gas, das spezifisch schwerer ist als die Luft. Es ist nicht brennbar und nicht giftig, aber auch nicht imstande, die Verbrennung und die Atmung zu unterhalten. Dies ist die für den Bergmann wichtigste Eigenschaft der Kohlensäure. Ein zu hoher CO_2-Gehalt der Luft erschwert das Atmen, und die Lampen erlöschen, denn die Luft wird durch die Kohlensäure gewissermaßen verdünnt und der Gehalt an wirksamem Sauerstoff nimmt ab. Wie schon erwähnt, enthält reine Luft 0,04 %, ausgeatmete 4 % Kohlensäure, hierfür aber weniger Sauerstoff. Jemehr sich nun die Grubenluft in ihrer Zusammensetzung der ausgeatmeten Luft nähert oder sich noch weiter verschlechtert, desto heftiger werden ihre schädlichen Einwirkungen auf den menschlichen Körper. Nach den Angaben verschiedener Beobachter scheint ungefähr folgendes festzustehen:

0,1 % Kohlensäure in der Luft ist die Grenze zwischen guter und schlechter Luft,
0,5 % sind noch nicht schädlich,
0,7 % schaden nicht wesentlich,
1,0 % rufen merkliches Unbehagen hervor,
2,0 % die Luft ist noch atembar (die Lampen brennen schlecht und lassen sich kaum entzünden),
3,0 % Atembeschwerden beim Menschen,
4,0 % Atemnot (Glimmen des Dochtes),
5,0—6,0 % Herzklopfen und Kopfweh (augenblickliches Erlöschen der Flamme),
8,0 % Taumel,
8,0—10,0 % die Luft wirkt tödlich.

Wie man sieht, ist der Mensch gegen die verdorbene Luft weit widerstandsfähiger als die Flamme. Der Grund hierfür ist in dem großen Absorptionsvermögen der nach Millionen Quadratzentimetern zählenden Oberfläche der Lungenbläschen zu suchen. Der Bergmann hat also ein sicheres Erkennungszeichen. Außerdem sammelt sich die Kohlensäure als schweres Gas zuerst unten an, so daß man häufig schon dadurch, daß man die Lampe tief aufhängt oder trägt, sehr zeitig gewarnt wird. Die Anreicherung der Luft mit Kohlensäure hat verschiedene Ursachen. Zunächst entsteht Kohlensäure durch das Atmen der Menschen und Tiere und durch das Brennen der Lichter. Nach neueren Angaben werden folgende Mengen gebildet:

pro Arbeiter und Stunde . . 60 l,
„ Grubenlampe und Stunde 11 l,
„ Pferd und Stunde . . . 600 l.

In einer Grube mit 400 Mann Belegschaft, ebensoviel Grubenlampen und 20 Pferden in der Schicht werden rund 40 cbm CO_2 in der Stunde entwickelt und hierdurch eine Vermehrung von 0,035 % Kohlensäure herbeigeführt. Ferner bildet sich Kohlensäure bei der Zersetzung organischer Stoffe, insbesondere des Grubenholzes, beim Abtun der Sprengschüsse sowie durch die Zersetzung des in vielen Kohlenflözen vertretenen Schwefelkieses.

Die so sehr gefürchteten Bläser — Spalten oder Hohlräume, die mit unter hohem Druck stehendem Gas angefüllt sind — führen in der Regel wenig Kohlensäure. Die größten Mengen CO_2 entstehen durch die fortwährend stattfindende unsichtbare Verbrennung der Kohle selbst, sowohl am festen Kohlenflöz als auch ganz besonders im „alten Mann", das heißt in den Räumen, wo die Kohle schon abgebaut ist. Hier bietet das unvermeidlich zurückbleibende Kohlenklein dem Luftsauerstoff eine große Oberfläche und begünstigt hierdurch die Bildung von Kohlensäure. Immerhin sind alle diese Kohlensäurequellen nicht so erheblich, um bei normalem Grubenbetrieb eine wesentliche Verschlechterung der Luft herbeizuführen. Ein größerer Unglücksfall durch Kohlensäure kann eigentlich nur dann eintreten, wenn irgendwie durch Unvorsichtigkeit oder Mißgeschick ein offenes und stark brennendes Feuer ausbricht, wie beispielsweise in trockener Zimmerung, in der Sprengstoffkammer und so weiter. Ereignet sich ein derartiger Brand an einem Orte, wo frische Luft vorbeiströmt, die auf ihrem weiteren Wege noch verschiedene Arbeitspunkte versorgen soll, so erhalten diese plötzlich nur verdorbene, mit Kohlensäure geschwängerte Luft, und sämtliche Arbeiter ersticken. Ferner hält die Kohlensäure bei einer Schlagwetterexplosion eine grausame Nachlese, denn alles, was von der Flamme verschont ist, wird durch den Nachschwaden, der ebenfalls statt Sauerstoff Kohlensäure enthält, getötet.

Wenn aber auch Kohlensäure dem Bergmann sehr verhängnisvoll werden kann, so ist es doch noch eins der am wenigsten gefürchteten Gase. Ungleich gefährlicher und in seinem ganzen Verhalten völlig anders ist Kohlenoxyd (CO). Kohlenoxyd, spezifisches Gewicht 0,97, ist ebenfalls farblos und geruchlos, aber im Gegensatz zu Kohlensäure ein sehr giftiges und gut brennbares Gas, das, mit Luft in einem bestimmten Verhältnis gemengt,

Digitized by Google

explosiv ist. Die Möglichkeit zur Bildung von Kohlenoxyd (CO) ist gegeben, wenn Kohlensäure (CO_2) mit reduzierenden Körpern bei höherer Temperatur in Berührung kommt, beispielsweise mit Kohlenstoff (Hauptbestandteil der Steinkohlen). Dies kann aber in der Grube sehr leicht eintreten. Viele Kohlensorten neigen sehr zur Selbstentzündung, so daß schon bei der Arbeit zuweilen Feuer entsteht. Aber auch die nicht leicht entzündliche Kohle fängt in den abgebauten Räumen, dem „alten Mann", wo wegen des hohen Gesteinsdruckes, ihrer großen Feinheit und der Anwesenheit von Wasser die günstigsten Bedingungen zur Erwärmung gegeben sind, an zu brennen. Hierdurch entsteht sowohl Kohlensäure, als auch, da infolge des Mangels an frischer Luft Kohlenstoff im Ueberfluß vorhanden ist, Kohlenoxyd ($CO_2 + C = {}_2CO$). Kohlenoxyd ist ferner in allen Sprenggasen enthalten, dagegen entsteht es nicht bei reinen Schlagwetterexplosionen. Kohlenoxyd ist deswegen für den Bergmann so gefährlich, weil es bei so geringen Prozentsätzen, daß die Lampenflamme seine Gegenwart noch nicht anzeigt, schon tödlich wirkt.

Die furchtbar giftige Wirkung des Kohlenoxyds — 0,1 % wirken tödlich — erklärt sich daraus, daß das Blut eine viel größere Verwandtschaft zum Kohlenoxyd wie zum Sauerstoff hat, daher der eingeatmeten Luft begierig etwa vorhandenes CO entnimmt und mit demselben eine chemische Verbindung bildet, die den Lebens- und Atmungsprozeß nicht unterhalten kann. Aus diesem Grunde erholen sich auch Menschen, die eine leichte Vergiftung davongetragen haben, nur schwer, und es bleiben bei ihnen leicht nachhaltige Wirkungen zurück. Die Symptome der Vergiftung sind verschieden. Der Kranke hat die Empfindung, als ob der ganze Körper, namentlich die Hände, angeschwollen seien; auch heftige Kopfschmerzen treten auf, um die Flamme der Grubenlampe legen sich blaue Ringe, häufig tritt Tobsucht ein. Infolge dieser Eigenschaften ist Kohlenoxyd für den Bergmann gewissermaßen zum Sammelnamen und Inbegriff alles Giftigen geworden.

Endlich ist aber nicht zu vergessen, daß eine Mischung von Kohlenoxyd mit Luft im Verhältnis von 1 : 3 Explosionen verursachen kann, die an verheerender Wirkung den Schlagwetterexplosionen nicht nachstehen und auf die deswegen hier nicht eingegangen zu werden braucht.

Als drittes der gefährlichen Gase war ein Kohlenwasserstoff, das Grubengas (CH_4 Methan), genannt. Das Grubengas ist ein geruchloses, farbloses, beim Atmen unschädliches brennbares Gas von dem spezifischen Gewicht 0,55. Was die Unschädlichkeit beim Atmen anbelangt, so ist zu bemerken, daß es sich genau so verhält wie Kohlensäure, es ist nicht giftig, kann aber durch Verdünnung der Luft schädlich wirken. Grubengas kommt, mit Ausnahme der meisten oberschlesischen Gruben, in fast allen Steinkohlenrevieren Deutschlands vor, und zwar ist es entweder gleichmäßig in der Kohle enthalten unter einem Druck von 2—40 Atmosphären, oder es ist in größeren Hohlräumen eingeschlossen, den sogenannten Bläsern. Das Auftreten in den einzelnen Flözen ist sehr verschieden, nimmt aber im allgemeinen mit dem Vordringen der Gruben in die Tiefe zu. Die Gasentwicklung in einigen Revieren ist teilweise ganz enorm. Beispielsweise entwickelten im Jahre 1899 die westfälischen Gruben bei einer täglichen Förderung von 163000 t Steinkohlen 1230000 cbm Grubengas, das mit dem ausziehenden Wetterstrom in großer Verdünnung ungenutzt in die Luft geht. Die durchschnittliche tägliche Leuchtgasproduktion Berlins in demselben Jahre betrug 367000 cbm, also ein Drittel. Die Gefährlichkeit des Grubengases hängt von dem Mischungsverhältnis mit Luft ab. Ein Schlagwettergemisch von 0—5½ % CH_4 ist nicht explosiv, es brennt überhaupt kaum und erlischt schnell. Schlagwetter mit 5½—13½ % CH_4 brennen selbständig weiter oder explodieren. Die heftigste Explosion erfolgt bei einem Gehalt von 9½ % Grubengas in der Luft. Es ist dies die Zusammensetzung, bei der gerade genug Grubengas vorhanden ist, um fast allen Sauerstoff der Luft zu verbrauchen. Ist weniger Gas da, so wirkt der Luftüberschuß kühlend, ist zuviel vorhanden, so erstickt es sich selbst. Die furchtbare Wirkung einer starken Explosion dürfte ja bekannt sein, es soll hier nur erwähnt werden, daß auf die eigentliche Explosion immer ein fast ebenso starker Rückschlag folgt, da die durch die direkte Flamme erhitzten Luftmassen sich schnell abkühlen und zusammenziehen, die entfernteren aber und vorher zusammengepreßten sich wieder ausdehnen. Ein Erkennen der Schlagwetter ist durch die Flamme der mit Benzin gespeisten Sicherheitslampe möglich, die jeder Bergmann mit sich führt. Schon bei ¾ % CH_4 bildet sich um die kleingeschraubte Flamme eine deutliche Aureole, die mit wachsendem Gasgehalt immer größer wird, bis bei 4,2 % CH_4 der ganze Drahtkorb ausgefüllt ist. Ferner gibt es noch verschiedene, besonders konstruierte Lampen, die noch geringere Mengen CH_4 — bis 0,1 % — anzeigen.

Zum Schluß noch einige Worte über den Kohlenstaub. Der schädliche Einfluß des feinen Kohlenstaubes bei der Entstehung und Verbreitung von Schlagwetterexplosionen auf Steinkohlenbergwerken ist zuerst vor etwa 50 Jahren festgestellt worden. Durch zahlreiche Versuche in den Versuchsstrecken mit verschiedenen Staubsorten ist dann die Gefährlichkeit des Kohlenstaubes bestätigt und nachgewiesen, daß in Schlagwettergruben selbst an solchen Betriebspunkten, die bei der Untersuchung mit der Sicherheitslampe als schlagwetterfrei befunden werden, in der Regel noch genügend Gas vorhanden ist, um in Verbindung mit feinem und leicht zersetzbarem Kohlenstaub beim Zusammentreffen ungünstiger Umstände Explosionen zu veranlassen.

Auch können ausblasende Sprengschüsse den Staub gewisser Kohlensorten ohne Mitwirkung schlagender Wetter zur Explosion bringen. Denn das Zustandekommen einer Kohlenstaubexplosion ist so zu erklären, daß durch die bei einer Schlagwetterexplosion oder einem ausblasenden Schuß entstandene Hitze der aufgewirbelte Kohlenstaub entgast wird, so daß ein explosives Gasgemenge entsteht. Eine Kohlenstaubexplosion ist also nichts andres als eine Schlagwetterexplosion, bei welcher das Grubengas erst kurz vor der Explosion erzeugt wird. Da nun die Bildung des Kohlenstaubes bei

Digitized by Google

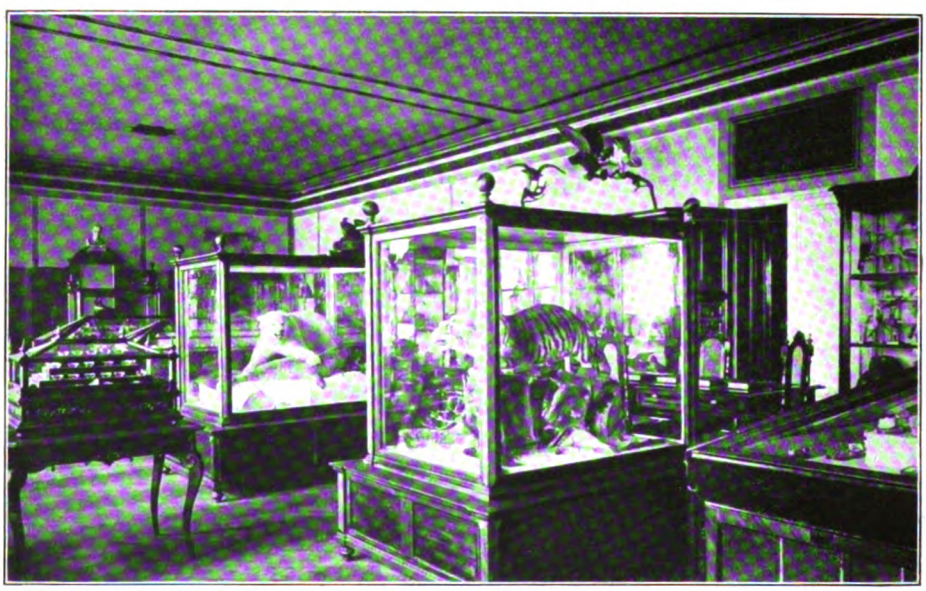
Die Bergleute. Nach einem Gemälde von Jean Paul Laurens

Digitized by Google

der Gewinnung der Kohle nicht zu vermeiden ist, manche Flöze aber sehr zur Staubbildung neigen, so ist es klar, daß das Vorhandensein größerer Mengen trockenen Staubes außerordentlich gefährlich ist. Man hat daher auch nicht gezögert, nachdem die Gefahr erkannt war, Maßnahmen zur Unschädlichmachung des Kohlenstaubs zu treffen. Auf sämtlichen schlagwetterführenden Gruben in Preußen ist seit Anfang der neunziger Jahre die Berieselung eingeführt worden, das heißt durch die ganze Grube führt eine Wasserleitung, aus der jede beliebige Stelle, insbesondere die Arbeitsorte besprengt werden können, falls die Trockenheit des Staubes dies erfordert. Die Kosten der Berieselung sind natürlich ganz bedeutend. Viele Gruben sind genötigt, ein Leitungsnetz von 70—140000 m anzulegen, zu unterhalten und fortlaufend nachzuführen. Zudem ist auch der Wasserverbrauch sehr groß, da der trockene Staub sich nur schwer durchfeuchten läßt.

Endlich soll noch kurz darauf eingegangen werden, welche Mittel die Gruben anwenden, um der durch die gefährlichen Gase drohenden Gefahr zu begegnen.

Das erste Mittel ist, die Gase so weit zu verdünnen, daß sie in jeder Beziehung unschädlich sind, und sie in dieser Form an die Tagesoberfläche zu schaffen. Dies wird erreicht durch die Zuführung frischer Luft in die Grubenbaue mittels großer Ventilatoren. Jede Grube muß nach der Bergpolizeivorschrift mindestens zwei Schächte besitzen. Ueber dem einen Schacht steht dann gewöhnlich der riesige Ventilator, der durch eine mehrhundertpferdige Maschine getrieben wird und auf manchen Gruben bis 10000 cbm Luft in der Minute anzusaugen vermag. Ebensoviel Luft strömt naturgemäß durch den andern Schacht in die Grube und wird durch ein System von Türen und Dämmen verteilt und durch alle Baue geleitet. Dieser Luftstrom versorgt nicht nur alle Arbeiter ausreichend mit Luft, sondern führt auch beständig alle sich entwickelnden Gase in großer Verdünnung mit an die Oberfläche. Gegen ein zu starkes Auftreten von Kohlensäure und Kohlenoxyd, welche Gase ja hauptsächlich in den abgebauten Räumen entstehen, schützt man sich durch Errichtung starker Mauerdämme, die den Zutritt von frischer, etwaige Verbrennung unterhaltender Luft verhindern, die schon entwickelten Brandgase absperren. Ferner werden auf Schlagwettergruben nur Sicherheitslampen benutzt, und alle Sprengarbeit geschieht ebenfalls nur mit Sicherheitssprengstoffen, die keine oder nur eine geringe offene Flamme erzeugen und durch die eine Entzündung eines Schlagwettergemisches fast unmöglich ist. Endlich bestehen zum Schutze der Arbeiter eine Anzahl sorgfältig ausgearbeiteter Bergpolizeivorschriften, deren genaue Befolgung durch eine eingehende Kontrolle der staatlichen Organe bewirkt wird. Diese außerordentliche Fürsorge, die ständig fortschreitet und aus jedem Unfall ihre Lehren zieht, hat auch schon ihre Erfolge gezeitigt. Obgleich der Beruf des Bergmanns einer der gefährlichsten ist und besonders Massenunglücke leicht eintreten können, so ist doch die Unfallziffer niedriger wie bei einigen Berufen, die wir für gänzlich ungefährlich halten, bei denen aber keine Katastrophen die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

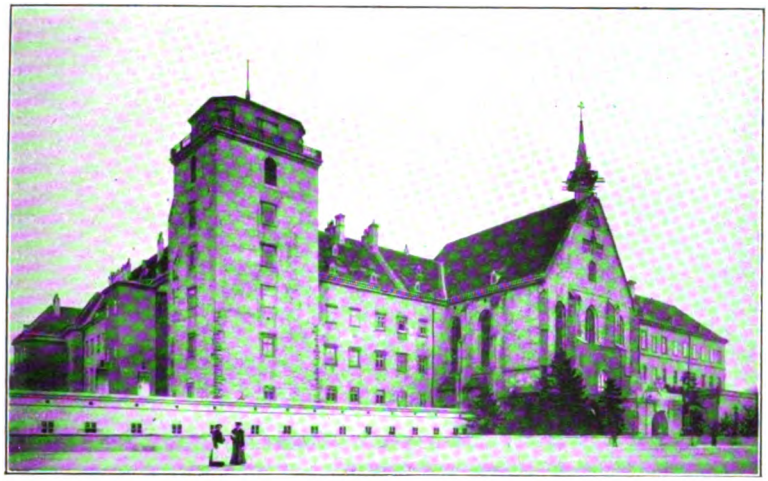


Phot. k. u. k. Hauptmann J. Steiner

Naturhistorisches Museum der Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen

Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Die militärischen Erziehungsanstalten in Oesterreich-Ungarn"

Digitized by Google



K. u. k. Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt

Die militärischen Erziehungsanstalten in Oesterreich-Ungarn

Von

Professor **Dr. Jäschke**, Hauptmann der Landwehr

(Hierzu sechzehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Die militärischen Erziehungsanstalten haben in Oesterreich-Ungarn eine weit größere Bedeutung für das Heer als bei uns. Denn während in unsern Regimentern kaum mehr als der vierte Teil der Offiziere aus den Kadettenanstalten hervorgegangen ist, ist das österreichisch-ungarische Offizierkorps für seinen Nachwuchs fast ausschließlich auf die Militärerziehungs- und -bildungsanstalten angewiesen. Den elf Kadettenanstalten im Deutschen Reiche stehen daher in Oesterreich-Ungarn 34 Erziehungsanstalten für die Ausbildung der Offiziere des Landheeres gegenüber, die zum Teil auch noch einen wesentlich höheren Personenstand aufweisen als die unsrigen. Die große Verschiedenheit ist bedingt durch die großen Unterschiede der beiden Nachbarreiche in den allgemeinen Bevölkerungs-, Schul- und Bildungsverhältnissen. Denn während unsern Offizieren, abgesehen von den westlichen Grenzgebieten, fast in allen Garnisonen höhere Lehranstalten für die Kindererziehung zur Verfügung stehen, haben die österreichischen Kameraden nur zum Teil diesen Vorzug, können aber sehr häufig bei Versetzungen von dem einen in ein andres Sprachgebiet von den höheren Schulen daselbst nicht einmal Gebrauch machen, weil die Unterrichtssprache nicht die gleiche wie in der alten Garnison ist. Wie wichtig diese Schulfrage für den österreichischen Offizier ist, erkennt man schon daraus, daß zum Beispiel Seidels Kleines Armeeschema, das ist ein Auszug aus der österreichisch-ungarischen Rangliste, in der Uebersicht der Standorte hinter dem Namen des Standortes durch ein G., R. oder R.G. die vorhandenen Gymnasien, Realschulen und Realgymnasien mit deutscher Unterrichtssprache andeutet. Die militärischen Erziehungsanstalten sind daher in dem vielsprachigen und in seiner allgemeinen Bildung vielstufigen Donaureiche für den Offizier ein dringendes Bedürfnis. Sie sind es aber auch für den Staat. Nicht nur, daß dieser durch die Uebernahme der Kindererziehung, für die er auch wirtschaftlich seinen Offizieren gegenüber viel mehr aufkommt als bei uns, die Härten solch notwendiger Versetzungen mildern will, sondern auch weil es ihm nur mit Hilfe der militärischen Erziehungsanstalten möglich ist, ein einigermaßen gleicherzogenes und gleichgerichtetes Offizierkorps zu schaffen, als einen Felsen in dem brandenden Völkermeer. Solange die deutsche Sprache stillschweigend die anerkannte Staatssprache und die deutsche Bildung unbeanstandet tonangebend in Oesterreich-Ungarn war, trat das Bedürfnis nach eignen Erziehungsanstalten für das Heer noch nicht so stark in den Vordergrund. Seitdem aber der Völkerkampf in allen Teilen der Monarchie gegen die Vorherrschaft des Deutschtums entfesselt ist, wurden die militärischen Erziehungsanstalten vermehrt und seit dem Jahre 1875 durch den damaligen Vorstand der sechsten Abteilung des Kriegsministeriums, den hochverdienten, als Feldmarschalleutnant gestorbenen Adolf v. Wurmb, bewußtermaßen zum Schutz gegen die sich nationalisierenden Zivilschulen eingerichtet. Es mag daher dem Reichskriegsministerium schwer angekommen sein, diesen Trumpf aus der Hand zu geben, als die Madjaren in der inneren Politik ein immer größeres Uebergewicht erlangten, und ihnen im Jahre 1904 die auf dem Boden Ungarns gelegenen kaiserlich und königlichen Anstalten sprachlich halb und halb auszuliefern und gleichzeitig auch den andern Nationen auf Kosten der deutschen Sprache wesentliche Zugeständnisse zu machen.

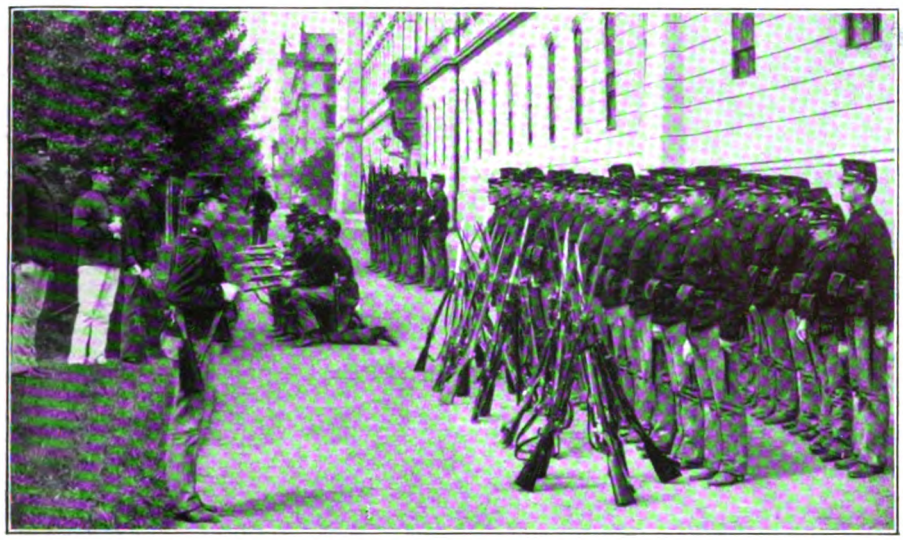
Digitized by Google

Speisesaal der k. ungarischen Landwehr-Oberrealschule in Oedenburg (Sopron)

Der letzte Erfolg der Madjaren ist die am 1. September 1908 erfolgte Verlegung der madjarischen Parallelklasse an der Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen nach Eisenstadt in Ungarn, dessen bisherige Militärunterrealschule nach Máros-Vásárhely in Siebenbürgen verlegt werden wird, sobald der Aufbau der Oberrealschule in Eisenstadt beendet ist. Nach dem augenblicklichen Stand der Dinge wird an den königlich ungarischen Anstalten, die dem königlichen ungarischen Honvedministerium unterstehen und zu denen in Pest die Ludovica-Akademie mit 300 Akademikern, eine Militäroberrealschule in Oedenburg mit 150 und zwei Infanteriekadettenschulen in Fünfkirchen und Großwardein mit je 400 Zöglingen gehören, überhaupt nur in madjarischer Sprache unterrichtet. An den dem Reichskriegsministerium unterstellten k. u. k. Anstalten, die in Ungarn und Siebenbürgen gelegen sind, sowie an den ungarischen Parallelklassen der Artilleriekadettenschule in Traiskirchen und der Kavalleriekadettenschule in Mährisch-Weißkirchen werden von insgesamt 160 Wochenstunden 48 in madjarischer, 33 deutsch und madjarisch und nur noch 87 in deutscher Sprache vorgetragen. Selbst die Namen der ungarischen Anstalten dürfen seit 1902 auch in Veröffentlichungen der Gesamtmonarchie nur noch in madjarischer Form angegeben werden. Preßburg heißt Poszony, Hermannstadt

Gruppe von Lehrern und Zöglingen des Erziehungsinstituts für verwaiste Offizierssöhne in Hirtenberg; in der Mitte „Frau" Marie Kittner, die Obervorsteherin des ganzen Instituts

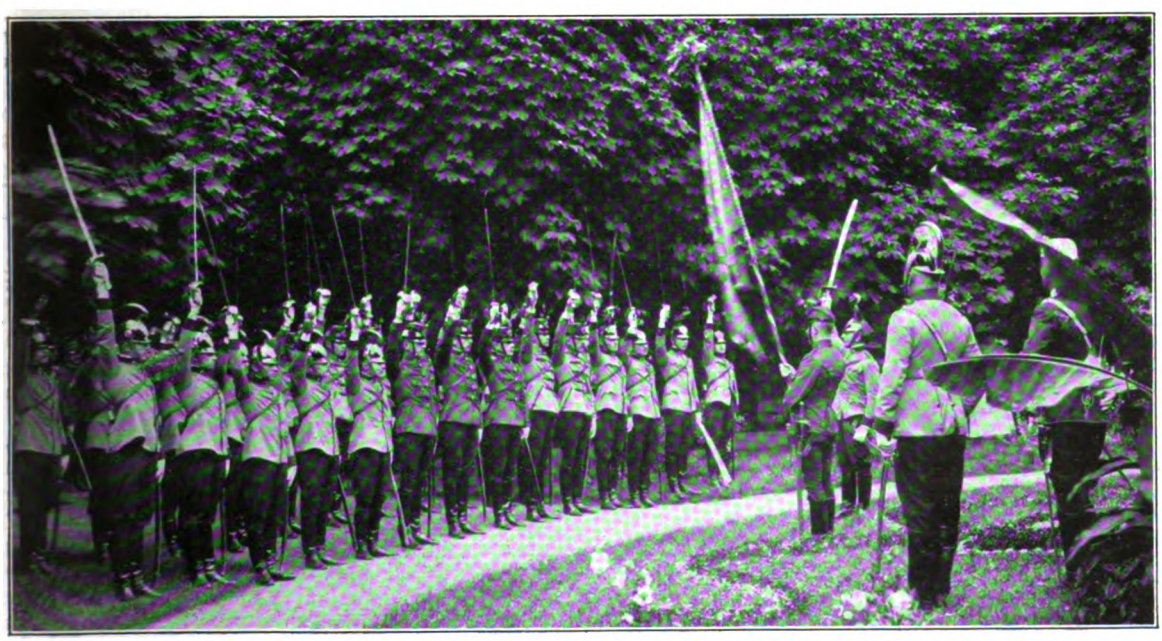
Digitized by Google



Exerzieren der Zöglinge der Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen

Nagyszeben, Kaschau Kassa, Güns Kőszeg, Eisenstadt Kismarton, Fünfkirchen Pécs und Großwardein Nagy-Varad. Den kroatischen Anstalten von Karlstadt und Kamenitz bei Peterwardein dient in demselben Verhältnis die kroatische Sprache wie in Ungarn die madjarische. Auch den andern Nationen ist 1904 im Lehrplan eine um neun Stunden, das heißt auf das Vierfache, vermehrte Zahl von Unterrichtsstunden für ihre Sprachen eingeräumt worden.

Sämtliche Zöglinge der Militärerziehungsanstalten des gemeinsamen k. u. k. Heeres müssen sich außer dem Deutschen noch eine Nationalsprache wählen — in Ungarn selbstverständlich Madjarisch —, und diese Nationalsprachen sind auf die verschiedenen Anstalten so verteilt, daß Madjarisch auf 16, Tschechisch auf 10, Polnisch auf 9, Kroatisch auf 6, Ruthenisch auf 3, Italienisch auf 2, Slowenisch und Serbisch auf je einer unter 29 k. u. k. Anstalten gelehrt wird. Die Kommandanten der Anstalten in Weißkirchen und Wien müssen danach den Unterricht in fünf, der von Traiskirchen sogar in sechs verschiedenen Sprachen kontrollieren, und der Generalinspektor sämtlicher Anstalten hat die interessante Freude, dem Unterricht in nicht weniger als zehn verschiedenen Sprachen beiwohnen zu können. Man kann die Sprachenbuntheit des Donaustaates kaum augenfälliger sich klarmachen, und diese Leistung dürfte einen in der ganzen Welt



Vereidigung (Ausmusterung) der zu Kadett-Offiziersstellvertretern ernannten Kavalleristen in Mährisch-Weißkirchen

Digitized by Google

Fechtunterricht in der Infanteriekadettenschule in Prag

sonst nicht erreichten Sprachenrekord bedeuten. Zugleich geht daraus aber auch hervor, wie wichtig für die Heeresleitung die Pflege der deutschen Sprache als des einzigen allgemeinen Verständigungsmittels sein muß. Daß gegenüber solchen dezentralisierenden Tendenzen der österreichische Thronfolger bei einem Besuche einer der ersten Anstalten im vorigen Jahre in seinem Abschiedsworte betonte, daß er weder böhmische noch deutsche, noch kroatische, sondern nur österreichische Offiziere kenne, wird allen, denen die Einheit des österreichischen Heeres am Herzen liegt, ein anspornender Trost gewesen sein.

In der geographischen Verteilung der militärischen Erziehungsanstalten tritt die Anhäufung der Institute in Niederösterreich hervor, das auch im Zivilschulwesen als rein deutsches Gebiet eine tonangebende Stelle einnimmt, sozusagen die Rolle einer Normaluhr spielt. Wien allein beherbergt eine k. u. k. und eine k. k. Infanteriekadettenschule, die zusammen fast den Zöglingsstand von Groß-Lichterfelde haben, und außerdem noch ein großes Offizierstöchtererziehungsinstitut. In Wiens Nachbarschaft liegt nicht weit von dem durch seinen Wein so berühmten Gumpoldskirchen die Technische Militärakademie von Mödling. Auf der Strecke von Wien nach dem Semmering kommen wir durch die ehemalige Residenz der österreichischen Herzöge, in deren Burgkirche die sterblichen Ueberreste Kaiser Maximilians I. ruhen, durch Wiener-Neustadt, wo die Theresianische Militärakademie ihren Sitz hat. Nicht weit davon sind in Fischau und ebenso in der bischöflichen Residenz St. Pölten je eine Militärunterrealschule untergebracht. Nahe den warmen Quellen von Baden erhebt sich in Traiskirchen der stattliche und mit allen Errungenschaften moderner Schultechnik ausgestattete Monumentalbau der Artilleriekadettenschule, der 1903 eröffnet wurde nach der Auflassung der Wiener Artilleriekadettenschule, die von dort ihren wohlbegründeten Ruhm als Patengeschenk mitbrachte. Nahe der ungarischen Grenze liegt unter dem Schutze der im Nibelungenliede als Grenzfeste des Hunnenlandes genannten Heimburc auf dem altrömischen Boden von Carnuntum die Pionierkadettenschule von Hainburg, die noch heute ihr Wasser aus einer römischen Wasserleitung bezieht, und in dem Triestingtale am Eingang in den lieblichen Wiener Wald träumen in dem schönen lichten Schloß Hirtenberg die jungen Seelen der kleinen Waisen ihren friedlichen Traum, der die Aengste eines trüben Vaterhauses vergessen hat und die Nöte des tobenden Völkerkampfes innerhalb des Reiches noch nicht ahnt. Nach diesem Kreise der beneideten „zentralen“ Anstalten schielen wohl auch noch hinüber die Lehrer und Schüler der zweiten Zone, denen neben den sonstigen Herrlichkeiten der Großstadt doch auch noch die wissenschaftlichen Sammlungen und die Museen zugänglich gemacht werden können, und darin liegt sicherlich ein nicht zu unterschätzender Vorteil der zentralen Lage so vieler Anstalten. Es werden also auf dem Dreieck Wien—Hainburg—Wiener-Neustadt, einem Gebiete, das etwas größer als das Fürstentum Waldeck ist, so viel Knaben und Jünglinge durch die Militärbildungsanstalten erzogen, als auf sämtlichen Kadettenanstalten, die für Preußen, Baden und Württemberg bestimmt sind, und in der zweiten Zone, zu der Enns, St. Pölten, Preßburg, Eisenstadt, Oedenburg und Güns gehören, läßt die Dichte der militärischen Anstalten auch noch nicht so sehr nach. Die andern Anstalten gehören zu den „peripherischen“, liegen aber fast durchweg in größeren und mittleren Städten, so daß die Länge des von Wien aus gemessenen Radius doch wesentlich ihren Schrecken verliert.

Daß der allgemeine Lehrplan bei einem Schülerstande mit zehn Muttersprachen oft große Schwierigkeiten bietet, liegt auf der Hand. Von früheren Zeiten abgesehen, machte man von 1870 bis 1875 zum letztenmal den Versuch einer Zweiteilung in halbhumanistische und reinrealistische Schulen. In dem Militärpädagogium von St. Pölten wurden die Lateiner, in der Militärtechnischen Schule in Mährisch-Weißkirchen die Realisten unterrichtet; jene sollten für die Militärakademie in Wiener-Neustadt, diese für die Technische Akademie, die

Digitized by Google

damals noch in Wien war, vorbereitet werden. 1875 ging der schon erwähnte Reformator des österreichischen Militärerziehungswesens, A. v. Wurmb, für alle gleichwertigen Militäranstalten zu dem Realschultypus mit deutscher Unterrichtssprache über, allerdings unter Verzicht auf das Englische, das einer beschränkten Pflege der Nationalsprachen geopfert werden mußte. Seitdem beschwert ein schwarzes Konto im Lateinischen und Griechischen nicht mehr den österreichischen Gymnasiasten, der in eine Militäranstalt übertreten will, ein Glückszustand, dessen sich bei uns nur die schwachen „Griechen" erfreuen. Wer mit dem Lateinbetrieb auf unsern Kadettenanstalten als Lehrer zu tun hat, wird die österreichischen Kameraden um ihre Lateinlosigkeit entschieden beneiden. Denn die Lernlust unsrer Kadetten versagt unter den Posaunentönen unsers wirtschaftlichen Zeitalters am ehesten diesem Fache gegenüber, ein Odium nobile, das die Zivillehrer der Kadettenanstalten allein tragen müssen, da sie ausschließlich zu diesem Unterrichte herangezogen werden.

Das österreichische Schulwesen hat die klare Dreiteilung in Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen. Zu den Mittelschulen rechnet man dort die Realschulen, Realgymnasien und Gymnasien, deren Schüler aber den stolzen Titel „Studenten" führen. Die Militärerziehungs- und -bildungsanstalten in Oesterreich-Ungarn sind nun zum Unterschied von unsern Anstalten an allen drei Stufen der Schulbildung beteiligt. Das Institut für verwaiste Offizierssöhne in Hirtenberg hat den Lehrplan einer vierklassigen Volksschule, die Kadettenschulen und die Militärrealschulen, deren beider Schüler übrigens nicht den Namen Kadetten führen, sondern Zöglinge heißen, da die Kadetten in Oesterreich unsern Fähnrichen entsprechen, haben das Lehrziel der Zivilrealschulen beziehungsweise Oberrealschulen mit der schon erwähnten Einschränkung hinsichtlich des Englischen. Die Akademien endlich in Wiener-Neustadt und Mödling sind Militärhochschulen, deren Akademiker neben dem eigentlichen militärwissenschaftlichen Unterricht auch noch in verschiedenen allgemeinwissenschaftlichen Fächern wie Mathematik, Physik, Geographie, Sprachen und Kunstgeschichte Vorträge hören.

Diese Organisation der Militärerziehungsanstalten weicht also recht wesentlich von unsern Verhältnissen ab. Einmal fehlt uns das Hirtenberger Institut, das unter der Leitung einer Obervorsteherin mit dem Ehrentitel „Frau" steht und Knaben im Alter von sechs bis zehn Jahren — im ganzen etwa 120 — aufnimmt. Das große Potsdamer Waisenhaus und das Erziehungsinstitut in Annaberg sind bekanntlich für die Aufnahme von Kindern aus dem Unteroffiziersstande bestimmt. Das Institut ist auf das vortrefflichste ausgestattet, betreibt seine Erziehung so modern wie unsre Landerziehungsheime und ersetzt den kleinen Waisen durch das freundliche Zusammenwirken von weichen weiblichen und festen männlichen Händen ohne alle klösterliche Absperrung in vollem Maße das Elternhaus, soweit das eben geschehen kann. Die nicht akademisch gebildeten Militärlehrer des Instituts, die eine sehr kleidsame Uniform tragen und Offiziersrang haben, unterstehen der Frau Obervorsteherin, so daß hier der Glaubenssatz von dem Imperium des Soldaten nicht nur von einer Zivilperson, sondern sogar von einer Frau durchbrochen ist. Die Hauptmasse der Militärerziehungs- und -bildungsanstalten, die ebenfalls große Unterschiede gegenüber unsern Kadettenschulen aufweist, gehört zu den Mittelschulen und zerfällt in die beiden Gruppen der Kadettenschulen und der Militärrealschulen. Von jenen gibt es gegenwärtig 18 mit ungefähr 4500 Zöglingen, von diesen, denen ich auch noch das Militärknabenpensionat in Sarajewo anreihe, 9 mit einem Zöglingsstand von reichlich 1500 Knaben, also etwa einem Drittel von jenen. Wir wenden uns zunächst den Kadettenschulen zu.

Schießunterricht auf der Infanteriekadettenschule in Wien

Digitized by Google

Phot. Ferd. von Wichera

Wettrennen der Kavalleriekadettenschule in Mährisch-Weißkirchen

Während unsre Kadetten und Kriegsschüler eine gemeinsame, unterschiedslose militärische Ausbildung bis zu ihrer Ernennung zum Offizier genießen, haben in Oesterreich die einzelnen Waffen besondere Anstalten. Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere haben getrennte Schulen mit eignen Traditionen und eignem Korpsgeist. Dazu treten aber noch die Trainzöglinge und die späteren Offiziere vom Sanitätsdienst, die an den Infanteriekadettenschulen in Prag und Ofen mitausgebildet werden. Früher gab es sogar noch eine Geniekadettenschule und einen Gestütskadettenkurs, die aber jetzt eingegangen sind. Die Einteilung der Anstalten nach der Waffe entspricht in Oesterreich einmal den Truppenverbänden, die auch in der Division gesondert bleiben, zweitens hängt sie aber auch damit zusammen, daß die Kadettenschulen eine Verbindung unsrer Kadettenanstalten und Kriegsschulen darstellen.

Für die Aufnahme verlangen die Kadettenschulen von ihren Anwärtern den erfolgreichen Besuch der Unterabteilung eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Realschule, der durch eine Aufnahmeprüfung kontrolliert wird. Dieser Prüfung dürfen übrigens die Angehörigen der Anwärter beiwohnen. Das Aufnahmealter liegt zwischen 14 und 17 Jahren für den ersten Jahrgang. Die Ausbildungszeit dauert vier Jahre, von denen das letzte Jahr hauptsächlich der praktischen militärischen Fachbildung gewidmet ist. Auf Grund der Abschlußprüfung treten die meisten Zöglinge als Kadetten beziehungsweise Kadettoffiziersstellvertreter, die seit jüngster Zeit übrigens, wie bei uns auch, Fähnriche heißen, in das Heer ein. Ein kleiner Teil geht seit einigen Jahren aber auch in die Akademien über, wozu nach dem dritten Schuljahre eine Aufnahmeprüfung an der Militäroberrealschule in Weißkirchen abzulegen ist. Hinsichtlich der Altersverhältnisse entsprechen also die österreichischen Kadettenschulen im allgemeinen unsrer Hauptanstalt in Lichterfelde, doch dürften

Unterricht in der Trainabteilung an der Infanteriekadettenschule in Prag

Digitized by Google

Artilleriekadettenschule in Traiskirchen

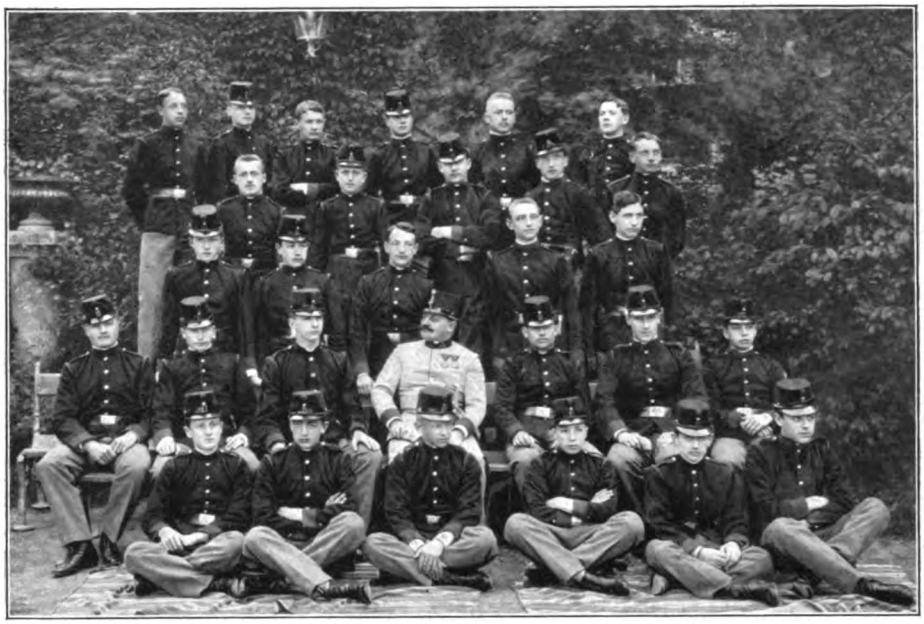
die Lichterfelder nach der Fähnrichsprüfung meist etwas jünger sein. Da auch die „Kadetten"zeit in Oesterreich länger als unsre Fähnrichszeit dauert, so sind die Oesterreicher bei ihrer Ernennung zum Leutnant, sofern sie aus den Kadettenschulen hervorgehen, ein bis zwei Jahre älter als unsre Offiziere. Obschon gegen frühere Zeiten damit ein großer Fortschritt erreicht ist, möchte man in Oesterreich die Altersgrenze gern noch weiter herabsetzen, während sich bei unsern höheren Offizieren gewichtige Stimmen dafür regen, unsre Altersgrenze für die Ernennung zum Leutnant durch eine längere praktische Ausbildung hinaufzurücken.

Bei der Verbindung von allgemeiner Schule und Fachschule räumen die österreichischen Kadettenschulen der militärischen Fachausbildung schon frühzeitig einen ziemlich breiten Spielraum ein. Neben der großen Gruppe der Kadettenschulen stehen als eine besondere, früher jedenfalls höhere Ordnung die Militärrealschulen. Ist es die Aufgabe der Kadettenschulen, in erster Linie die Zöglinge für den Truppendienst im Wirkungskreise des Subalternoffizieres auszubilden, so gelten die Militärrealschulen als Hauptbildungsstätte für die begabteren Zöglinge, die später in die Akademien übertreten und durch die dort erlangte Hochschulbildung sich die Kenntnisse und Fähigkeiten für die höheren Kommandostellen erwerben sollen, wenn auch, wie schon gesagt, die Zöglinge der Kadettenschulen von dem Besuche der Akademien nicht mehr ausgeschlossen und in den letzten Jahren sogar in einen steigenden Wettbewerb mit den Militärrealschülern um die Akademiestellen eingetreten sind. Die Militärrealschulen, sechs Unter-, zwei Oberrealschulen, jene mit vier-, diese mit dreijährigem Kursus, haben zwar auch wie die Kadettenschulen den Lehrplan der niederösterreichischen, das heißt deutschen Realschulen, führen denselben aber strenger durch. Daher sind sie seit einer Reihe von Jahren bestrebt, einen immer größeren Bruchteil ihrer

Phot. Charles Skolik, Wien

Turnunterricht auf der k. u. k. Militärunterrealschule in St. Pölten

Digitized by Google



Klasse der Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen mit ihrem Klassenvorstand

Zöglinge zur Ableistung der Reifeprüfung an die Staatsoberrealschule in Wien zu führen, und verzichten darum auf die militärische Fachbildung, die sich auf Exerzieren und Schießen beschränkt, während die früher üblichen manöverartigen praktischen Julikurse schon seit 1888 in Wegfall gekommen sind, um alle Kraft auf die wissenschaftliche Ausbildung zu verwenden. Gegenüber den Kadettenschulen stellen also die Militärrealschulen den von manchem modernen Pädagogen ersehnten Versuch dar, die Schüler schon frühzeitig nach ihrer Begabung zu sondern und Schulen mit an sich gleicher Berechtigung für besser oder minder Begabte einzurichten. Daß bei einzelnen der Versuch nicht immer glückt, beweist nur die Berechtigung der Einrichtung für die Gesamtheit. Zöglinge, die auf den Realschulen nicht befriedigen, treten zu den Kadettenschulen über, und umgekehrt kommen Zöglinge aus diesen in die Militäroberrealschule, um später die Akademie zu besuchen.

Während sich die Kadettenschulen auf der Unterstufe der Mittelschulen aufbauen, stellen die Militärrealschulen von unten auf volle Mittelschulen mit siebenjährigem Kursus wie die Zivilrealschulen dar und schließen sich an die Volksschulbildung an. Dementsprechend liegt auch ihr Aufnahmealter niedriger, für den ersten Jahrgang der Unterrealschule zwischen 10 und 12, für den dritten der Oberrealschule zwischen 16 und 18 Jahren. Durch ihre Beschränkung auf die wissenschaftliche Ausbildung und durch den Verzicht auf die eigentlich militärische Fachausbildung entsprechen die Militärrealschulen mehr als die Kadettenschulen unsern Kadettenanstalten, die Unterrealschulen den Voranstalten und die 1875 aus der Militärtechnischen Schule hervorgegangene Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen am meisten unsrer Hauptanstalt in Lichterfelde. Die Militäroberrealschule in Weißkirchen, die eigentliche „Pflanzstätte des Generalstabes", erfreut sich unter den Militärmittelschulen einer führenden Stellung und einer allseitigen Beachtung. Sie gilt als die Eliteschule, in die aus den Militärunterrealschulen auch nur die mit Auszeichnung versehenen Zöglinge des vierten Jahrganges aufsteigen. Die Militäroberrealschüler, denen seit 1896 wohl im Falle eines Ausscheidens aus der aktiven Offizierslaufbahn das Recht des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes, der in Oesterreich das Abiturium verlangt, zusteht, sind nämlich nicht in der glücklichen Lage wie unsre Lichterfelder Primaner, eine mit den Berechtigungen der Zivilmittelschule verbundene und für den ganzen Staat gültige Abschlußprüfung in Weißkirchen machen zu können, da die Militärschulen nicht im Prinzip staatlich geprüfte Lehrer verwenden. Daher müssen sich die Weißkirchener diese Berechtigungen durch die Prüfung an einer staatlichen Zivilschule erwerben, ein Wettbewerb, der aber nach allen Seiten nicht ungünstig wirkt.

Um das wissenschaftliche Ziel der Schule in den Vordergrund zu schieben, treten die Militäroberrealschüler auch nur beim Exerzieren zum Zöglingsbataillon zusammen, dessen Kommandant ein Hauptmann aktiven, fast möchte ich sagen, aktivsten Standes sein muß. Im übrigen gliedern sich die Zöglinge für jeden Dienst in Jahrgänge und Klassen. Die Militäroberrealschule in Weißkirchen hat drei Jahrgänge von je 150 Zöglingen, an deren Spitze als Inspizienten Stabsoffiziere stehen. Die Jahrgänge haben je drei Parallelklassen unter Führung von Hauptleuten als „Klassenvorständen", welche die Strafgewalt als Unterabteilungskommandanten haben und nach jeder Richtung hin Aufsicht und Verantwortung für die ihnen unterstellten Zöglinge haben, mit denen sie von unten auf aufzurücken pflegen. Die Zöglinge wohnen wie in den Kadettenschulen klassenweise zusammen. In den Unterkunftsräumen der Anstalten waltet das Streben nach familienhafter Ausstattung

Digitized by Google

gegenüber früherer Kasernenöde. Wie einladend sind die Mittagstische in den bald traulichen, bald palastmäßigen Speisesälen geworden, und mit Wehmut mag der General, der nun seinen Sohn speisen sieht, der spartanischen Einfachheit gedenken, in der er als „Fisolenhäusler" gelebt hat. Er wird der guten alten Zeit seiner Jugend kaum eine Träne nachweinen. Wie viel freundlicher ist doch das Leben der Jugend geworden, auch abgesehen von besonderen Festen an den nüchternen, arbeitsreichen Wochentagen!

Die Mittelschulbildung der Militäroberrealschüler erhält ihren Abschluß auf den Militärakademien von Wiener-Neustadt, Mödling und Pest. Was für ein Tag, wenn die Prüfungen glücklich bestanden sind und es nun auf die Hochschule, an die Theresianische Militärakademie geht, die 1752 von Maria Theresia als Kadettenhaus für die Söhne mittelloser Adliger und verdienter Offiziere gegründet wurde! Die militärischen Hochschulen Oesterreichs, die sich aus diesem Kadettenhaus und aus der Ingenieur- und Artillerieschule zu Hochschulen entwickelt haben, sind eine besondere Einrichtung dieses Staates, die, wie unsre Primen in Lichterfelde, dem begabteren Zögling eine vollständigere Ausbildung geben soll. Dabei bestehen aber natürlich große Unterschiede zwischen unsern Primen und den österreichischen Akademien. Denn in bezug auf die allgemeinwissenschaftlichen Fächer bieten jene, in den Sprachen wenigstens, mehr als diese, dagegen bleiben sie zurück in der militärischen Fachbildung, auch wenn man ihnen den Kriegsschulkursus noch zurechnen wollte. Die Akademien dürfen auch nicht mit unsrer Kriegsakademie verglichen werden, denn dieser entspricht in Oesterreich die sogenannte „Kriegsschule", für welche wieder in erster Linie die ehemaligen Militärakademiker in Frage kommen. Die Theresianische Militärakademie, deren Geschichte uns demnächst einer ihrer Lehrer vorführen wird, ist mit einem Stand von 450 Akademikern bestimmt für die Infanterie, die Jäger und die Kavallerie, während die Technische Akademie in Mödling ihre 270 Akademiker in einer Artillerie- und einer Genieabteilung für den Dienst der Pioniertruppe, des Eisenbahnregimentes und der Telegraphenregimenter ausbildet.

Beide Akademien haben drei Jahrgänge und betreiben als allgemeine Wissenschaften Deutsch, Französisch, die wichtigsten Nationalsprachen, Geographie, Mathematik, Natur- und Rechtslehre und allgemeine Kriegsgeschichte. Kunstgeschichte ist dem Freihandzeichnen angeschlossen. Diesen Wissenschaften sind ohne Kunstgeschichte im ersten Jahrgang $16\frac{1}{2}$, im zweiten $10\frac{1}{2}$, im dritten $12\frac{1}{2}$ Wochenstunden gewidmet. Der Unterricht in den Sprachen wird grundsätzlich in der betreffenden Sprache erteilt. Das Lehrziel geht in diesen Wissenszweigen trotz des Namens der Akademie nicht über das unsrer Oberrealschulen hinaus, bleibt im Deutschen wohl gar hinter demselben zurück. Den Namen der Hochschule verdienen sich die Militärakademien erst durch die militärische Fachausbildung, die durch den dreijährigen Kursus auf eine breitere und vertieftere Grundfläche gestellt und vor allem mehr befestigt werden kann, als in den neun Monaten unsrer Kriegsschulen möglich ist. Das Akademiejahr entspricht bei der gleichen Betonung der militärischen Fachausbildung dem Schuljahr der Kadettenschulen und zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Kurs. Die Zahl der Konfessionen hat sich im österreichischen Heere übrigens noch kürzlich vermehrt, denn seit der Besetzung Bosniens lehrt an verschiedenen Anstalten, vor allem an dem Militärknabenpensionat

Lehrpersonal des k. u. k. Militärknabenpensionats in Sarajewo;
in der Mitte der Kommandant Major Freiherr Wodniansky von Wildenfeld

Digitized by Google

Zöglinge des k. u. k. Militärknabenpensionats in Sarajewo

in Sarajewo, noch ein Militärimam mohammedanische Religion, so daß an dieser kleinen Anstalt nicht weniger als fünf verschiedene Religionslehrer tätig sind, von denen aus Rücksichten auf die Religionsgebote leider der mohammedanische auf unserm Bilde nicht hat mit aufgenommen werden können.

Die Lebens- und Schulordnungen der Militärakademiker sind ähnlich wie auf unsern Kriegsschulen, nur daß in Neustadt und Mödling sich bei dem längeren Zusammenleben mit den Offizieren und bei dem besonderen Korpsgeist der Akademiker und ihrer „alten Herren" ein kameradschaftlicheres Verhältnis zwischen dem höchsten Jahrgange und den jüngeren Offizieren ausbildet als bei uns zwischen den Offizieren und den Kriegsschülern.

Auf Grund der Schlußprüfungen treten die Akademiker bei gutem Gesamterfolge als Leutnants in die Armee und werden seit 1900 so weit vordatiert, daß sie vor den Zöglingen der Kadettenschulen rangieren, mit denen sie im dritten Jahrgang gleichalterig waren. Bei genügendem Gesamterfolge kommen sie als Kadetten beziehungsweise Kadettoffiziersstellvertreter oder Fähnriche, wie es jetzt heißt, bei ungenügendem als Unteroffiziere in das Heer.

Abgesehen von den Zöglingen des Hirtenberger Institutes sind sämtliche Zöglinge der militärischen Anstalten wie bei uns uniformiert. Die Uniformen haben aber nicht wie bei uns Kommisschnitt, sondern den der Uniformen der „Fähnriche". Die Infanteriekadettenschüler tragen die Uniform des 1. Infanterieregiments „Kaiser" in Troppau, die der Kavalleriekadettenschule diejenige des 1. Husarenregiments „Kaiser" in Hermannstadt, die der Pionierkadettenschüler und der Artilleriekadettenschüler die Uniformen ihrer Waffen. Auch die Uniform der Militärrealschüler ist die Infanterieuniform, jedoch hat der Waffenrock mohrengraues Tuch, und Kragen, Aermelaufschläge, Achselwülste und Passepoil sind aus scharlachrotem Tuche. Die Bluse, die kleidsamer und auch im Namen geschmackvoller als unsre Litewka ist, hat dunkelblaue Farbe wie bei der Infanterie. Wie die Zöglinge der Kadettenschulen tragen auch die Militäroberrealschüler das Unteroffizierssportepee. Die Militärunterrealschüler haben wie die Kadetten unsrer Voranstalten noch kein Seitengewehr. Die Akademiker tragen dieselben Uniformen wie die Realschüler, nur daß die seidenen Abzeichen der Realschüler bei ihnen durch goldene ersetzt sind und daß der höchste Jahrgang den Offizierssäbel mit dem „Fähnrichs"portepee führt. Die Honvedzöglinge tragen als Waffenrock den national-ungarischen Schnürrock.

Die Bemühungen des österreichischen Staates um die Kinder der Angehörigen des Heeres werden endlich noch durch die beiden segensreichen Institute für die Erziehung und Bildung von Töchtern der k. u. k. Offiziere zu Hernals in Wien und Oedenburg bezeugt, zu denen dann auch noch ein solches für die Töchter der Mannschaften, das heißt der Unteroffiziere, kommt. Das Hernalser Institut verdankt seine Entstehung ebenfalls der Kaiserin Maria Theresia und gliedert sich heute in eine dreiklassige Bürgerschule und eine vier Jahre umfassende Lehrerinnenbildungsanstalt und einen einjährigen Vorbereitungskursus für diese. Die austretenden geprüften Schülerinnen erhalten einen Ausstattungsbeitrag von 600 Kronen und nach zehnjähriger Tätigkeit als Erzieherinnen in Familien eine jährliche Pension von 420 Kronen.

Interessant ist nun zu sehen, mit was für Kräften der österreichische Staat dieses erstaunlich umfassende Erziehungswerk bewältigt. Die Beantwortung dieser Frage gibt manchen Aufschluß zu den Kontroversen, die im letzten Jahre verschiedentlich über unsre Kadettenerziehung in die Presse gedrungen sind. Die Lehrerkollegien der österreichischen Militärerziehungs- und -bildungsanstalten sind geschlossene Offizierslehrerkollegien, denen als Militärpersonen die Aerzte und die geistlichen

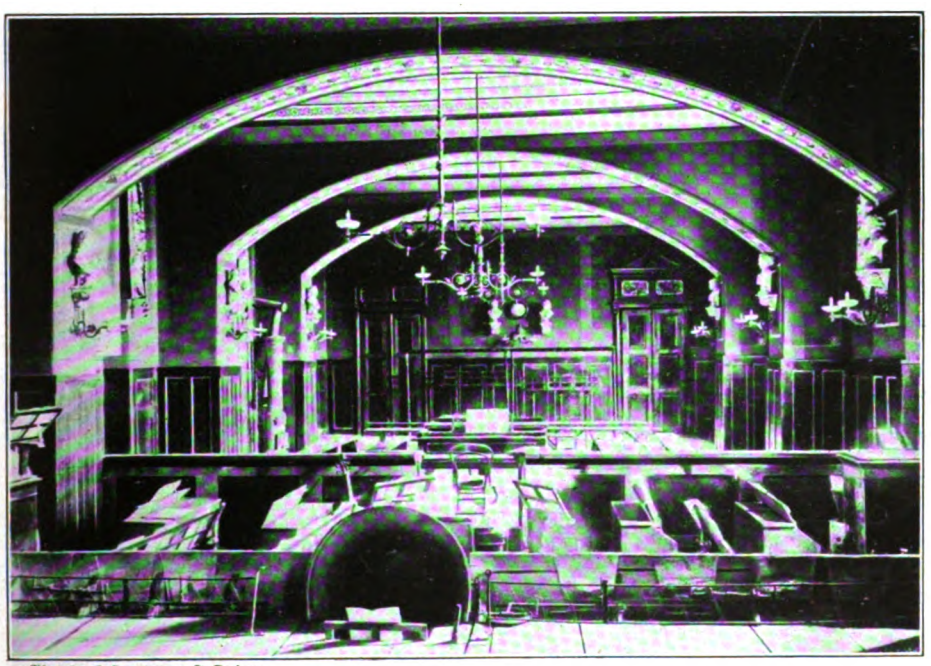
Digitized by Google

Professoren, darunter übrigens seit kurzem in Weißkirchen auch ein evangelischer, eingegliedert sind. Nur ausnahmsweise treten als externe Lehrer Gymnasial- und Hochschulprofessoren und Zivilgeistliche hinzu. Jedes Lehrerkollegium als solches bildet eine geschlossene organische Einheit, die nach außen durch die Uniform kenntlich gemacht ist. Zum Unterricht werden nun aber auch die uniformtragenden Herren gleichmäßiger herangezogen als bei uns, so daß alle Schultern die gleiche Last der Freuden und Leiden der Lehrtätigkeit tragen. Ausgenommen ist nur der Schulkommandant, und auch dieser erst seit einer Reihe von Jahren. Dagegen beteiligen sich am Unterricht selbstverständlich nicht nur die „Klassenvorstände" an den Realschulen, durchweg Hauptleute, sondern auch die Inspizienten der Jahrgänge auf der Oberrealschule, die Stabsoffiziere sind, ferner durchweg die Aerzte, die den naturkundlichen Unterricht geben und übrigens auch den zahnärztlichen Dienst versehen und deren einem Weißkirchen zum Beispiel sein prächtiges naturhistorisches Museum verdankt.

Soweit die Herren Militärfächer vortragen, müssen sie nach einigen Jahren in die Front zurückkehren, dagegen hat sich der größere Teil der Herren, welche in den eigentlichen Schulfächern unterrichten, besonders also die Lehroffiziere der Militärrealschulen, als Angehörige des „Armeestandes" mit Leib und Seele dem Erziehungswerke verschrieben, dem sie ihre reichen Erfahrungen während ihrer ganzen Dienstzeit zugute kommen lassen. Darin liegt ohne Frage ein großer Vorteil für den Unterricht durch die auf solche Weise herbeigeführten stetigen Leistungen der Lehrer. Denn gewiß bringt ein häufigerer Personenwechsel mit kurzjährigen Kommandos immer wieder frisches Blut in den Organismus, aber anderseits lassen sich die neuen Reiser, die doch aus anderm Stamme und andern Lebensbedingungen hergenommen sind, auf den oft knorrigen Baum der Schule nicht so leicht aufpfropfen wie auf die gleichmäßig zugestutzten Alleebäume des Exerzierplatzes, wodurch schwächere Uebergangszeiten im Unterricht eintreten, und außerdem wächst naturgemäß mit jedem Jahre sich erweiternder Einsicht auch das Verantwortlichkeitsgefühl der Lehrenden.

Wenn ein Kommando zum Erziehungswerk gelegentlich auch durch beeinträchtigte körperliche Feldtüchtigkeit veranlaßt sein kann, so bleibt es immer doch ein großer Vorzug, den der Staat diesen Offizieren gegenüber einmal durch eine besondere Dienstzulage, außerdem aber durch die Art der Ruhegehaltsberechnung anerkennt, indem 12 im Erziehungswerk zugebrachte Monate 16 sonstigen Dienstmonaten gleichgerechnet werden, eine Anerkennung der Lehrtätigkeit, deren sich übrigens auch die Zivillehrer in Oesterreich erfreuen, obschon sie eine geringere Pflichtstundenzahl haben als die preußischen Kollegen. Die Lehrerjahre werden eben in Oesterreich sozusagen als Kriegsjahre gerechnet.

Die Lehrerkollegien der militärischen Anstalten ergänzen sich einmal aus den „Offizieren des Soldatenstandes", welche zumeist selbst die Militärakademien besucht haben und seit den durch den ersten Generalinspektor Feldmarschalleutnant Ritter v. Samonigg 1894 eingeführten Informationskursen an diesen ihre pädagogische Befähigung nachgewiesen und in einem einjährigen Kommando als Lehreraspiranten ohne Dienstzulage bei einem bewährten Fachlehrer der militärischen Internate, neuerdings auch bei den Zivilschulen, erprobt haben müssen, bevor sie ein Kommando als Lehrer an die Militärschulen erhalten. Zu ihrer weiteren Ausbildung schickt man die Lehrer des Französischen



Phot. k. u. k. Hauptmann J. Steiner

Theatersaal der Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen

Digitized by Google

wie bei uns mit kürzerem oder längerem Kommando in das Ausland, und besondere Sprachkurse führen von Zeit zu Zeit dieselben in Wien zusammen, um unter der Leitung von Hochschulprofessoren und erfahrenen Schulmännern die bewährtesten Schulmethoden zu studieren. Auf Anregung des vorhin genannten Generalinspektors werden seit 1899 ferner einzelne Herren auf ein bis zwei Jahre auf die Universität beurlaubt, um nach einem vereinbarten Studienplane ihr Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Die Militärlehrer ergänzen sich zweitens aus den Reserveoffizieren der akademisch gebildeten Zivillehrer, die mit einem ihrem Alter entsprechenden Patent bei dem Uebertritt aktiviert werden. Die Militäroberrealschule in Weißkirchen hat zum Beispiel von solchen Herren in einem Kollegium von 33 Lehrern nicht weniger als 9. Dazu treten endlich ein bis zwei geistliche Professoren, die wie unsre Militärpfarrer Militärbeamte sind, und die schon früher erwähnten Hirtenberger „Militärlehrer".

Die Gesamtleistungen der österreichischen Heeresleitung auf dem Gebiete des militärischen Erziehungswesens erscheinen um so größer, wenn man sich dessen rasche Entwicklung in den letzten Jahrzehnten vergegenwärtigt. Gegenüber der Wellenbewegung, durch welche die unterrichtenden Herren in Oesterreich ihr Schifflein in den letzten Jahrzehnten haben steuern müssen, und gegenüber dem häufigen Kurswechsel, den sie dabei haben vornehmen müssen, erscheint die Tätigkeit an unsern Kadettenanstalten wie eine Fahrt auf einem stillen Bergsee. Denn einmal galt es dort, die Kadettenschulen, welche bis an das Ende der achtziger Jahre ein Mittelding zwischen Unteroffiziersschule und Kadettenschule in unserm Sinne waren, auf das Niveau der Militärrealschulen zu heben und damit überhaupt erst ein gleichmäßig ausgebildetes Offizierkorps in dem ganzen Heere zu schaffen, da sich früher die Realschüler und die Kadettenschüler durch ihre verschiedene wissenschaftliche und gesellschaftliche Erziehung sowie durch ihre Avancements- und Altersverhältnisse auch in den untersten Offiziersgraden recht unterschiedlich gegenüberstanden. Zweitens hat die Heeresleitung in derselben Zeit die große Aufgabe gelöst, das allgemeine wissenschaftliche Niveau sämtlicher Anstalten zu heben und in die Höhe der Ziviloberrealschulen zu rücken, so daß die österreichischen Offiziere seitdem den Vorzug einer abgeschlossenen, allgemeinen, sieben Jahre umfassenden Realschulbildung haben und mit 20 Jahren den Leutnantsstern wenigstens erreichen können, wobei die Akademiker dann noch den Vorteil der Vorpatentierung genießen. Und diese großen Reformen mußten endlich drittens durchgekämpft werden in einer Zeit, da sich vor den Toren der Erziehungsanstalten doch wahrlich laut genug die zersetzenden Völkerkämpfe der Monarchie abspielten, die auf der einen Seite den einheitlichen Korpsgeist der militärischen Jugend bedrohten, auf der andern aber sich mit ihren dauernden Sprachenforderungen und ihrer beständigen Beunruhigung des Lehrplanes wie ein Bleigewicht an alle Versuche hingen, welche die geistige Entwicklung, die schließlich doch nur in einer großen Kultursprache sich vollziehen kann, vertiefen und erweitern wollten.

Abendgedanken

Von

S. Barinkay

Du ließest dich verlocken
Vom blauen Fernenschein —
Wo läuten dir die Glocken
Den Abendfrieden ein?

Die schweifenden Gedanken,
Die sonst dich eng umziehn,
Sie schweben und sie schwanken
Und wissen nicht, wohin.

Sie flattern auf und nieder —
Verflognen Vögeln gleich,
Und kommen traurig wieder —
Sie finden nicht ihr Reich!

Dich rief der Welt Frohlocken,
Mir ist der Tag voll Pein —
Wo läuten wohl die Glocken
Dir nun den Abend ein?

Digitized by Google

Mabel die Aetherische

Eine Leipziger Konservatoristengeschichte

von

Otto Robolsky

War sie schön oder war sie nicht schön? Wer hätte diese Frage zu beantworten vermocht? Ohne Zweifel, den gestrengen Anforderungen der klassischen Kunst entsprach der Schnitt ihres Gesichtchens nicht. Aber dennoch war sie schön. Mehr als das, sie war liebreizend.

Die ein wenig hervorstehenden Backenknochen gaben dem zierlichen Mädchenkopf ein seltsames, pikantes und exotisches Gepräge, mit dem die Blässe des Teints gut übereinstimmte. Das Stumpfnäschen blickte keck und dreist in die Welt hinaus. Doch diese Lustigkeit wurde durch den schwermütigen Blick der dunkeln, mandelförmig geschnittenen Augen Lügen gestraft. Die Frisur war von strenger Einfachheit: die nachtschwarzen Haare à la Cleo gescheitelt und über die Ohren gestrichen, aus den hinten aufgesteckten Zöpfchen aber schien wieder der Schalk zu lachen.

Sie erregte Aufsehen, wohin sie kam. Und man hatte reichlich Gelegenheit, dieses eigenartige Mädchenbild zu schauen. In allen Konzerten tauchte es auf. Im Gewandhaus, in den philharmonischen Konzerten und nicht minder bei den Solistenkonzerten im Kaufhaus. Mochte es Sarasate sein, d'Albert, Busoni, Reisenauer, der da spielte, oder auch ein weniger bekannter Künstler, irgendein langgelockter Jüngling mit dem Namen auf —ew, —ow, —sky oder schließlich auch ein einfacher Müller-Betzow oder Schulze-Neustadt ... gleichviel, sie erschien in jedem Konzert.

Nur für Musik schien sie zu leben. Allem Irdischen abgewandt, nur im Reich der Töne daheim.

Wie ein Hauch dieses Unirdischen schien es auch von ihrer Gestalt auszustrahlen.

Sie war süß zum Anbeißen, darüber waren sich alle einig. Doch seltsam, niemand wagte sich ihr zu nähern.

Die Art, wie sie sich zu kleiden liebte, stimmte trefflich mit ihrer eigenartigen Persönlichkeit überein.

Sie trug nur Schwarz oder Weiß.

Im Schnitt ihrer Toiletten hatte sie die Konsequenz der Inkonsequenz.

Bald erregte sie in einem eng und prall gleich einem Handschuh sitzenden schwarzen Kostüm, nach der letzten Mode gearbeitet, durch ihre unwahrscheinlich enge und runde Taille die Bewunderung der Herren und den Neid der Damen — ein andermal wieder wallte ein loses, zartweißes Gewand in naiven, präraffaelitischen Falten an ihrer schlanken Gestalt herab. Als wäre sie aus einem Gemälde von Burne Jones herabgestiegen ...

Das ging eine geraume Zeit so.

Monatelang wußte man nichts von der geheimnisvollen jungen Dame in Weiß und Schwarz.

Wer ist sie? Wie alt ist sie? Was tut sie? Jeder fragte, und jeder antwortete mit einem Achselzucken. Niemand wußte etwas über sie zu sagen, und der Schleier des Geheimnisses blieb lange ungelüftet.

Aber schließlich, in allen Konzerten treffen sich fast immer ein und dieselben Menschen, und so sickerten denn nach und nach einige Andeutungen über das seltsame Mädchen durch. Wenig genug anfangs, aber man konnte sich einiges daraus kombinieren und durch Mutmaßungen ergänzen. Konservatoristen erzählten von ihr. Eine Amerikanerin, die hier Musik studiert. Geige oder Klavier, weiß nicht. Alter? Vielleicht sechzehn oder siebzehn. Dieser Schätzung entsprach ihre jugendlich knospende Figur. Wohnt in einem eleganten Pensionat im Konzertviertel. Lebt sehr zurückgezogen, spricht mit niemand. — Das war's, was man sich erzählte. Und Herren und Damen suchten sich das Wenige zusammenzureimen, namentlich die Damen. Die taxierten kundigen Blicks die gewählten Toiletten des jungen Mädchens. Einfach, raffiniert einfach. Aber wie brillant das alles sitzt. Und man weiß, diese Art der Einfachheit ist teuer. Teurer als sonst was.

Und der Name?

Endlich erfuhr man auch ihren Namen oder doch wenigstens einen Teil davon, den Vornamen: Mabel. Wer mochte ihn wohl genannt haben und woher war ihm die Kunde geworden? Niemand wußte es zu sagen. Aber, Mabel — der Name paßte so trefflich zu der Erscheinung. Und eines Tages erhielt der Name einen Zusatz, wieder von unbekannter Seite: Mabel die Aetherische. Das erschöpfte den Stil ihres Wesens, und die Bezeichnung blieb für immer an ihr haften. Mabel die Aetherische, diese Spitzmarke wurde bei den Konzertbesuchern gang und gäbe, und glücklich im Besitz dieses Nom de guerre, gab man sich keine Mühe mehr, nach dem Familiennamen des Mädchens zu forschen.

Und Mabel die Aetherische fuhr fort, sich in allen musikalischen Veranstaltungen zu zeigen und, das Köpfchen leicht zur Seite geneigt, den Klängen zu lauschen.

Digitized by Google

Eines Tages aber gab es eine Ueberraschung. Mabel kam nicht allein.

Sie trat in Begleitung eines Herrn in den Saal. In jeder Beziehung war er das Gegenstück von ihr. Groß, blond, knochig, nichts weniger als ätherisch. Das Gesicht beinahe derb zu nennen, doch nicht ohne einen Zug von Gutmütigkeit. Glattrasiert und elegant. Man erfuhr gleich beim erstenmal, wer er sei. Auch ein Amerikaner, Deutschamerikaner, auch am Konservatorium, erst vor kurzem nach Deutschland gekommen. Nach dem Namen vergaß man überhaupt zu fragen. Er war einfach „der Herr von Mabel der Aetherischen" — damit gab man sich zufrieden.

Von da ab sah man die schöne Mabel nie anders als in Begleitung „ihres" Herrn, und ihn kaum anders als in Gesellschaft des seltsamen Mädchens. Sie besuchten alle Konzerte gemeinsam und sprachen wenig zusammen, und das Wenige leise. Man sah die beiden so oft und regelmäßig, daß man sich an sie gewöhnte und sie für einen untrennbaren Bestandteil des Konzertes nahm. Kaum bemerkte man die kleinen Veränderungen, die allmählich in Mabels äußerer Erscheinuug vor sich gingen. Die präraffaelitischen Gewänder verschwanden nach und nach und ihre Toiletten nahmen den Beigeschmack einer nicht mehr einzig und allein auf sich selbst gerichteten, sondern einer bewußten Eleganz an. Schwarz und Weiß regierten nicht mehr unumschränkt. Hier und da gewahrte man ein kleines, diskret angebrachtes Schmuckstück. Und man sah die ätherische Mabel mit ihrem getreuen Begleiter nicht mehr ausschließlich in Konzerten. Sie besuchten die Theater, ab und zu traf man sie auch in einem guten Restaurant. Aber immer für sich. Die Damen strengten ihren Scharfsinn an. Sind die beiden verlobt? Tragen sie den bindenden Ring? Einen Finger der linken Hand schmückte ein schlichter Goldreifen mit einem funkelnden Brillanten. Aber die Frage, ob er als Verlobungsring anzusehen sei, fand keine Antwort.

Der Konzertwinter verging, der Sommer kam. Von Mabel war nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von „ihm".

Aber zur nächsten Saison tauchten beide pünktlich wieder auf, und alles ging im alten Gleise fort. Man sah sie in Konzerten, im Theater und in Restaurants. Und die Gewohnheit erstickte alle Neugierde.

*

In der Flut der Konzertanzeigen ging die Annonce unter: Im städtischen Kaufhaus Konzert von Mabel Browne, Geige. Karten bei Jost, Klemm und so weiter. Ganz im gewöhnlichen Stil. Mabel Browne. Sollte es „die Aetherische" sein? Eine ganz simple Miß Browne, sich nur durch das kleine „e" am Schluß von ihren Tausenden von Namensbasen unterscheidend? Niemand dachte daran. Du lieber Himmel, in Leipzig gibt's mehr als eine Miß Brown und schließlich auch mehr als eine Mabel. Warum sollt's gerade die Aetherische sein? Und doch war sie es. Sie hatte ein volles Haus. Das ist im Kaufhaus nicht gerade etwas Seltenes. Nur wenn ein Künstler von Ruf ein Konzert gibt, bleiben Plätze frei. Weil sie dann bezahlt werden müssen. Aber zu andern Gelegenheiten rücken die Freikärtler an. Doch ob sie sich selbst oft genug unter diesen Truppen befunden haben, geben sich die verehrten Konzertgeber meist einer optimistischen Täuschung hin. Auch Mabel prüfte nicht, als sie vorsichtig aus der Tür des kleinen Künstlerzimmers lugte, sie freute sich nur über den vollbesetzten Saal, und ein wenig Lampenfieber mischte sich in die Vorfreude ihres Triumphes. Als sie das Podium betrat, war ihr bei den ersten Schritten zwar eine Befangenheit anzumerken. Aber die verlor sich im Nu, und als sie das Köpfchen vor dem Publikum senkte, hatte sie ihre ganze Sicherheit wiedergewonnen. Sie trug eine weiße Robe, mit erlesenem Geschmack gefertigt. Und nun setzte sie den Bogen an. Eine Sonate ...

Eine Fülle von Beifall rauschte empor, als sie geendet hatte. Mabel wurde hervorgerufen. Der Saaldiener reichte ihr ein prachtvolles Rosenbukett auf das Podium. Immer wieder mußte sie sich dankend verneigen. Wahrhaftig, sie war ein wenig rot geworden dabei. Mabel die Aetherische, sie errötete.

Nach ihren weiteren Vorträgen war es nicht anders. Beifall und Blumen, Blumen und Beifall. Die kleine Miß Mabel konnte mit ihrem Erfolg zufrieden sein. Sie war es auch, und strahlte glückselig, als er sie am Schluß des Konzertes in Empfang nahm, sie samt Blumen und Kränzen in einer Droschke unterbrachte und wohlbehalten in ihrer Pension ablieferte.

Mabel schlief diese Nacht nicht viel. Sie sah den glänzend beleuchteten Saal, hörte sich spielen und vernahm das tosende Zusammenschlagen der Hände, jenes Geräusch, das dem Gefeierten da oben auf dem Podium so ganz anders in die Ohren klingt als dem Beifallspender. Und sie blickte wieder und wieder auf die Blumen, und dann träumte sie ... Künstlerträume, von Ruhm und Ehre, und von ihm.

Der nächste Tag brachte eine kleine Ernüchterung. Die Kritiker konstatierten nicht die Entdeckung eines neuen Sternes am Kunsthimmel. Ja, die Barbaren gedachten nicht einmal der Hochflut des Beifalls. Die Zeitungen brachten nur die übliche Kritik, zwanzig oder dreißig Zeilen, mehr oder minder langweilig geschrieben. Und wie geschrieben, wie! Gute Technik, gewiß, aber noch keine seelische Ausschöpfung des Stoffs. Bildhübsches Persönchen ... Es tut einer Frau immer wohl, wenn ihre Schönheit hervorgerufen wird. Aber bei Mabel gewann die Künstlerin die Vorhand über das Weib. Und ihre dunkeln Augen füllten sich langsam mit Tränen, als sie immer nur die Technik lobend erwähnt fand und auch die nur in keineswegs außergewöhnlichen Graden. Eine Durchschnittskritik, sagte sie sich schließlich selbst. Und da erwähnte einer die Blumen und Kränze. Der Boshafte sprach von Vorschußlorbeeren.

Mabel weinte.

Die herrlichen Träume dieser Nacht zerflossen vor dem Alltag in ein graues Nichts.

In dieser Stimmung, halb Verzweiflung, halb Resignation, traf er sie an, als er kam, seine Glückwünsche zu wiederholen.

Seinem ermunternden Zureden setzte sie anfangs Gleichgültigkeit und trübe Abwehr entgegen. Aber

Digitized by Google

er ließ sich nicht so schnell entmutigen, sprach wieder und wieder. Daß nicht jeder das Los Byrons teile, aufzuwachen und sich berühmt zu finden. Daß sich ein Künstler durchsetzen müsse, nie den Glauben an sich aufgeben und weiterkämpfen solle, unbeirrt um das Urteil der Welt. Er sprach so viel und so gut wie sonst in Monaten nicht. Erzählte die Lebensgeschichte aller bekannten Künstler der Neuzeit, die anfangs auf Ablehnung oder Gleichgültigkeit gestoßen seien und sich mühsam und beharrlich zum Erfolge durchgekämpft hätten.

Es kam ihm nicht darauf an, zum höheren Zwecke die Wahrheit ein wenig zu korrigieren.

Und endlich gewann Mabel ihre Fassung wieder. In seiner Begleitung machte sie sich auf, von dem Konzertagenten die Abrechnung entgegenzunehmen. Er wartete unten vor dem Geschäftspalast. Das Ergebnis ließ ihre Erwartungen weit hinter sich. Der Saal mit Beleuchtung, Dienern und so weiter, Anzeigen und was sonst vonnöten ist, kostete fünfhundert Mark, und der Ertrag deckte diese Summe nicht nur, es blieb sogar noch ein kleiner Ueberschuß, lächerlich wenig, einige zwanzig Mark nur, aber doch ein Ueberschuß! Das erste verdiente Geld. Mabel betrachtete die Münzen mit fast zärtlichen Blicken und schloß sie behutsam in eine besondere Ecke ihres zierlichen Täschchens. Sie konnte nicht umhin, sich über diesen greifbaren Erfolg ein wenig zu wundern. „Außergewöhnlich viel Billetts verkauft," bestätigte der liebenswürdige junge Herr, mit dem sie konferierte, sich verbindlichst verbeugend. „Großer Erfolg, mein gnädiges Fräulein, nochmals meine herzlichsten Glückwünsche."

Unten aber wartete er. Und in jubelnder Freude teilte sie ihm in unzusammenhängenden Sätzen das Resultat mit. Sie hätte ihm um den Hals fallen mögen. Was verschlug's ihr, daß sie auf offener Straße standen und alle die eiligen Geschäftsherren im Vorübergehen verwunderte Blicke auf sie warfen! Und er nahm alle diese Freudenausbrüche mit seinem guten, ruhigen Lächeln entgegen.

*

Wenige Wochen später. Im städtischen Kaufhaus Klavierabend von John Hemmanns. Karten bei Klemm, Jost und so weiter. Ganz im gewöhnlichen Stil.

John Hemmanns, das war er, Mabels Ritter. Sie hatte ihm keine Ruhe gelassen, und endlich hatte er ihrem Drängen nachgegeben, gleichfalls ein Konzert zu veranstalten. Er zeigte keine Spur von Lampenfieber, lugte nicht einmal aus dem Künstlerzimmer. Mit sicheren Schritten ging er auf das Podium und setzte sich an den Flügel. Eine Sonate. Aber er war nicht ganz bei der Sache. Der Saal war voll, sehr voll ... er mußte immer wieder darüber nachdenken. Endlich nahm er sich gewaltsam zusammen. Er endete und wußte es selbst kaum, so fremd kam im alles vor. Dieser Saal, diese Leute, er selbst und diese Musik — er hatte fast mechanisch gespielt. Und nun scholl ihm von da unten das Geräusch in die Ohren, und ganz in Sinnen befangen verbeugte er sich dankend und schritt die paar Stufen hinab in das Künstlerzimmer. Ein paar Freunde drückten ihm mit glückwünschenden Worten die Hand, und Mabel, ja, Mabel die Aetherische, sie vergaß alles um sich her und küßte ihn, küßte ihn, der Freunde im Zimmer nicht achtend. Und nun hob sich der Schleier, der sich über seine Sinne gelegt zu haben schien, er sah wieder klar und gewann seine alte Sicherheit zurück. Und dankte mit seinem freundlichen, ruhigen Lächeln.

Der Konzertdiener erlaubte sich, ihn diskret zu erinnern, daß die Pause zu Ende sei.

John Hemmanns ging wieder auf das Podium und spielte. Wieder gab es Beifall, und zum Schluß konnte er zwei Lorbeerkränze in Empfang nehmen. Mabel gab ihm ein paar Rosen mit zärtlichen Worten. Dann ging es ganz wie vor ein paar Wochen. Sie nahmen eine Droschke, er brachte sie in ihre Pension und fuhr weiter nach seiner nahen Wohnung. Nur daß er die Kränze diesmal selbst mitnahm. Die Kränze und Mabels Blumen.

Er schlief ruhig wie immer in dieser Nacht.

Die Kritiken vermochten ihn nicht zu enttäuschen. Die gewöhnlichen zwanzig oder dreißig Zeilen. Sehr sympathischer Mensch und Künstler, gute Technik, verständige Auffassung ... Das war die Quintessenz, und er las das rechte Urteil zwischen den Zeilen heraus. Er kannte sich, besser als Mabel sich und ihn kannte, und hatte nichts andres erwartet. Sein Frühstück dehnte sich diesmal länger als sonst, er aß mit sicherem Appetit, es war, als ob eine schwere Ermüdung von ihm genommen sei.

Gegen Mittag machte er sich auf, um die Abrechnung des Konzertagenten zu holen.

Auf der Treppe des Geschäftshauses begegnete ihm Mabel. Beide stutzten, sie konnte ihm nicht ausweichen, sie gab ihm verworrene Antworten, riß sich hastig von ihm los. Sie müsse noch eine Kleinigkeit besorgen und wolle ihn dann unten im Haus erwarten.

John blieb nachdenklich auf dem Treppenabsatz stehen. Dieses seltsame Wesen ... Mabel schien ihm so erregt, sie hatte zu verbergen gesucht, daß sie weinte. Und was führte sie hierher? Gerade heute hierher?

Ein Gedanke stieg in seiner Seele auf, ein flüchtiger Argwohn. Aber er gab ihm keinen Raum.

Der liebenswürdige Prokurist war nicht da. Ein junger Mensch, eben dem Lehrlingsalter entwachsen, empfing John an seiner Statt und bemühte sich mit ungelenker, täppischer Höflichkeit, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen.

„Der Saal mit Dienern, Anzeigen und allem, was sonst dazugehört, macht fünfhundert Mark, die Einnahme fünfhundertvierundzwanzig Mark fünfzig Pfennige. Also vierundzwanzig Mark fünfzig Pfennige Ueberschuß."

„Wieso fünfhundertvierundzwanzig Mark fünfzig Pfennige Einnahmen? Sie können doch unmöglich so viel Billetts verkauft haben?"

„Aber natürlich. Das heißt, darin ist selbstverständlich der Posten von vierhundertfünfzig Mark."

„Wieso, welcher Posten?" fragte John.

Digitized by Google

„Nun, der fest übernommen worden ist. O, Miß Browne hatte uns alles überlassen und wir haben alles genau so arrangiert wie damals, als Sie es bestellten. Ganz genau so, die Abrechnung ist ganz die gleiche. Selbstverständlich mit größter Diskretion."

„Und Miß Browne, sie hat die Abrechnung gesehen ... die von damals?"

„Aber gewiß. Sie schien sehr erfreut. Kaum zehn Minuten, daß sie hier war. Eine reizende Dame —"

John sagte kein Wort mehr. Er hörte nicht auf den jungen Menschen, der sich in linkischen Verbeugungen und Empfehlungen erschöpfte.

Er ging. Nun war ihm alles klar. Als er in den Hausflur trat, sah er Mabel. Sie kam ihm entgegen. Erregt und unsicher. In ihm rang sich ein Lachen los. Das befreiende Lachen. Da lachte auch sie aus vollster Seele. Unbekümmert um all die neugierigen Leute, die kamen und gingen, fiel sie ihrem John um den Hals. Lachend und weinend, alles in einem.

„John, oh was sind wir für dumme Kinder!"

„Ja, wir haben jeder dem andern eine Illusion für vierhundertfünfzig Mark gekauft."

*

Zwei Jahre waren vergangen. Da saßen John und Mabel im Theater bei einer Amüsieroperette. Ihren Ringfinger umschloß der Ehereifen. Beide elegant. Wie Künstler sahen sie aber gar nicht mehr aus und Mabel auch nicht mehr ätherisch ... eher etwas rundlich. Aber glücklich, sehr glücklich.

Die Prinzessin und der Hirtenknabe

Von

Erna Heinemann

Bist du so kühn, mich aus der Burg zu heben,
Die sich gar hoch um meinen Hochmut baut?
Bist du so reich, daß mir dein enges Leben
Den Fürstenglanz ersetzt, dem ich vertraut?
Ist denn dein Herz so voller großer Glut,
Daß ich der andern Kälte niemals spüre?
Ist deine Hand so zart, so weich und gut,
Daß sie mir schirmend überm Blicke ruht,
Damit der Hohen Hohn mich nicht berühre?
Sind deine Augen tief? — Ich möchte mir
Aus ihrem Grunde Königsträume heben!
Ist deine Seele weit? Kann ich in ihr
Die Ewigkeiten, die ich will, erleben? —
Bist du so stark, mich höher zu erheben,
Wenn ich im tiefen Tale bei dir bin?
Kannst du mich gebend zwingen, dir zu geben,
Dann bist du groß, — dann ja, — dann nimm mich hin.

Digitized by Google

Auf der Lauer im Urwald

Auf den Spuren des Urwaldriesen

Von

H. Heiland

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Langsam vergeht die Nacht. Feuchtkalte Nebelwände heben sich aus der Tiefe des Flußtales, des Tales, das der wilde Sungi Bohorrok durcheilt, der Sohn der nahen Berge, die im Schein des verblassenden Mondes wie schwarze Riesenwände gen Himmel streben. Sie bilden das Zentralgebirge Sumatras. Ein Windstoß fährt herab von den Bergen. Er zerreißt die Nebelschleier, die Fluß und Urwald bedeckten, und läßt das matte Licht des nahenden Tages in die Tiefe dringen. Wie mit einem Zauberschlag erwacht die Tierwelt. Das gellende Zirpen der Insekten, das schrille Pfeifen des Riangkäfers mischt sich mit dem Tok-tok des Nashornvogels und dem melancholischen Gesang der Singaffen zu jenem Konzert, mit dem die ganze Tierwelt den nahenden Tag begrüßt.

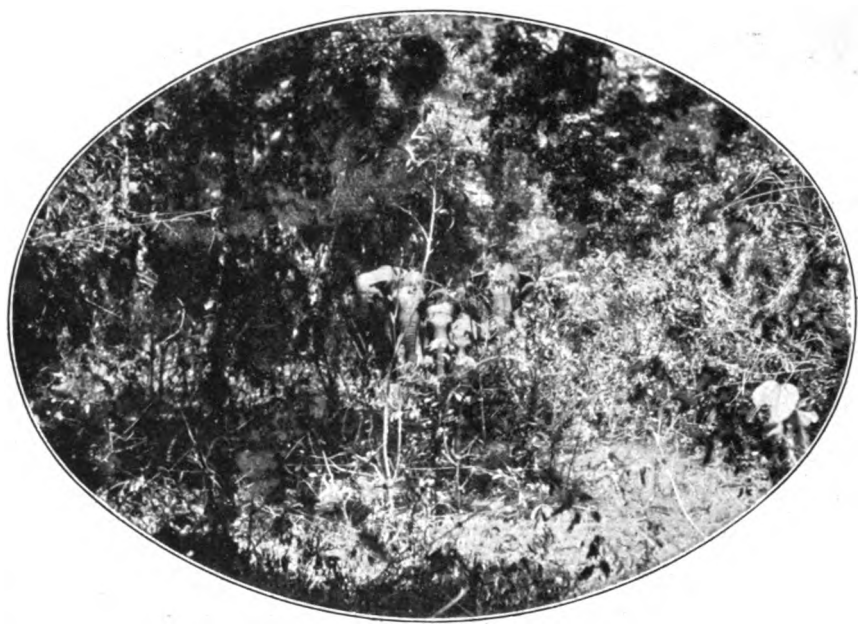
Ein eigenartig fremder Ton erschallt in dem Naturkonzert; tong-tong-tong! klingt es in immer schnelleren Schlägen vom Flusse her gleich dem Ton einer gewaltigen Trommel. Die Stimme eines Erzeugnisses der Menschenhand hier in tiefster Einöde? Da beleuchtet die plötzlich aufsteigende Sonne ein liebliches Bild. Auf einer steilen Anhöhe am Flußufer inmitten von Palmengruppen erheben sich einige phantastisch geformte Bauwerke — geschwungene Dächer, die Giebel geziert mit leuchtenden Malereien, merkwürdig geschnitzte Balkenköpfe, alles schwebend auf hohen, zierlich gearbeiteten hölzernen Säulen — ein Battakerdorf. Bunt genug sieht die Menge aus, die der Klang des Tong-tong, eines ausgehöhlten Baumstammes, zum Tagwerk geweckt hat. Zwischen die fast schwarzen kleinen Battaker in ihren dunkelblauen Sarangs mischen sich stattliche, hohe Gestalten, in schneeweiße Leinenanzüge gehüllt, deren gleichmäßiger Schnitt die Uniform

Elefantenpfad

Digitized by Google

verrät. Es sind Ambernesen, jene wilden braunen Soldaten im Dienste Hollands, die hier zum Schutz des Dorfes in Quartier gelegt sind.

Noch ein dritter Volksstamm scheint seine Vertreter in das kleine Dorf gesandt zu haben, das zu klein für all die Menschen erscheint. Farbig gestreifte Turbane, bunte Sarangs und die hellere Gesichtsfarbe verraten sie als Malaien, die größten Feinde des Battakers. Wie aber gelangten sie in jenes Dorf? Das Erscheinen eines hochgewachsenen Europäers erklärt es, der soeben aus der geräumigen Hütte tritt, die in jedem Battakerdorf als Wohnung etwaiger Gäste dient. Seine Kleidung und Bewaffnung verrät den Jäger, trägt er doch an der Seite den schweren Pavang, die gefürchtete Waffe des Malaien, die zum Bahnen eines Weges im Urwald unerläßlich ist; in der Hand hält er eine lange, schwere Büchse, deren Form erkennen läßt, daß sie



Auftauchen der Elefantenherde im Urwald

nur für schwerstes Wild bestimmt ist. In der Tat ist es ein Trupp von Elefantenjägern, der in jenem weltfernen Dorfe für die Nacht haltgemacht hat.

Wenige Minuten darauf verläßt der kleine Trupp das gastliche Dorf. Den steilen Hügel geht es hinab; da sperren die reißenden Fluten des Bohorrok den Weg. Rasch sind mit dem Pavang kräftige Stäbe abgehauen, und auf diese gestützt, geht es kühn hinein in das wirbelnde, reißende Wasser. Wohl droht der Fuß auf den glatten Steinen, die das Flußbett füllen, auszugleiten, aber gewaltsam stemmen sich die zähen Muskeln der Jäger der Gewalt der Strömung entgegen, und bald ist das jenseitige Ufer erreicht. Im nächsten Augenblick hat der Urwald die kleine Schar verschlungen. Tönte bis jetzt fröhliches Geplauder, so geht es nun lautlos dahin. Jeder der kleinen Schar hält den blitzenden Pavang in der Rechten, geräuschlos fallen die hindernden Aeste und Lianen vor dem Hieb der haarscharfen Klinge. Auf einen Wink des Jägers bleiben die Malaien, die das Gepäck tragen, weiter und weiter zurück, während er selbst mit Itam, einem alten Graubart und berühmten Spürer, vorauseilt. Eine Stunde vergeht — eine zweite, schon mehren sich die Anzeichen, daß hier in der letzten Zeit des öfteren Elefanten durchgezogen sind. Sind auch die Waldverwüstungen, die abgebrochenen dicken Bäume Ammenmärchen, so liegt doch hier ein verdorrter Ast, dessen dünne Sprossen und Blätter ein mächtiges Gebiß abgeschnitten hat. Dort ist von einem ausgerissenen kleinen Bäumchen nur noch die Wurzel übriggeblieben. An einer andern Stelle, wo der Boden weich und zäh ist, hat er den halb verwaschenen Abdruck eines gewaltigen runden Fußes aufbewahrt — die Fährte des Urwaldriesen. Sorgsam mit dem Blick jedes Blatt prüfend, gleiten die beiden Jäger fast geräuschlos zwischen den Bäumen dahin. Da hemmen beide fast gleichzeitig den Fuß, wie auf Verabredung wendet sich der eine nach rechts, der andre nach links, einige zerquetschte Blätter, einen abgebrochenen kleinen Ast und ähnliche Zeichen aufmerksam beobachtend. Bald haben beide gefunden, was sie suchen, sie treffen wieder zusammen — baruh! frisch! ist alles, was gesprochen wird. Ein Aestchen wird abgehauen, mit dem Pavang eine Kerbe in einen nahestehenden Baum gemacht und der Ast so hineingeklemmt, daß er in die Richtung weist, der die beiden nunmehr folgen.

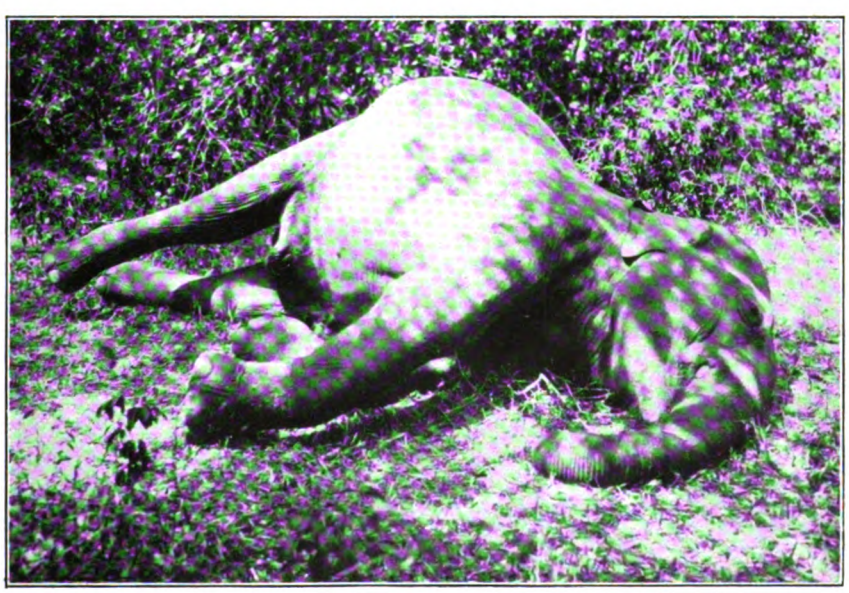
Leicht erkenntlich ist die Fährte dem geübten Jägerauge, doch bald häufen sich die Schwierigkeiten, denn die Fährte führt in einen Teil des Urwaldes, der in den letzten Tagen offenbar noch von einer andern Herde mehrfach kreuz und quer durchzogen ist. Da die Feuchtigkeit des Urwaldes jedes geknickte Blatt tagelang frisch erhält, so erfordert es oft den ganzen Scharfsinn eines Naturmenschen wie des Malaien, um die richtige Spur nicht zu verlieren. Während dieser nun seine Aufmerksamkeit auf

Digitized by Google

Der erlegte Elefantenbulle

das Alter der Spur konzentriert, durchforscht der weiße Jäger Baum für Baum, Ast um Ast nach Anzeichen, ob sich bei der Herde, die aus etwa acht Elefanten bestand, ein Leitelefant mit starken Zähnen befinde. Lange ist das nicht zu entscheiden, doch dort zeigt ein weißer Fleck in der Rinde eines Baumriesen, daß er vom Stoßzahn eines Elefanten getroffen ist.

Eine weitere Stunde verrinnt, unendlich anstrengend durch das notwendige Vermeiden jedes Geräusches, kann doch das Rauschen eines Zweiges, das Brechen eines Astes die ganze Jagd vereiteln. Da hält Itam plötzlich an, das geübte Ohr des Sohnes der Wildnis hat ein Geräusch vernommen, das ihm die Nähe der Elefanten verrät. „Souda lavi! Sie sind fort!“ flüstert er. — Offenbar haben die klugen Tiere trotz größter Vorsicht die Annäherung eines Feindes bemerkt. Eilig blickt der Europäer auf den Kompaß, um die schon vorher mit einem Streichholz geprüfte Windrichtung abzulesen, dann winkt er dem Malaien und bewegt sich nun in einer Kreislinie vorwärts, die es den Elefanten unmöglich macht, die Jäger zu wittern. Er berechnet den Kreis in der Annahme, daß die Tiere nicht weit gegangen sein können, und hat sich nicht getäuscht, denn dort neben den breiten Ausläufern eines Riesenbaumes zeigt sich verschwommen im Dickicht eine dunkelbraune Masse — ein Elefant. Regungslos verharrt das mächtige Tier. Nur von Zeit zu Zeit zieht es heftig die Luft in den Rüssel, prüfend, ob ihm diese die Annäherung eines Feindes verrät. Doch tut er das umsonst, denn sorgfältig haben die Jäger die verräterische Luftströmung vermieden und gleiten nun näher und näher. In kaum zehn Meter Entfernung von jenem Elefanten erhebt sich ein mittelstarker Baum, breit genug, um einem Menschen Deckung zu bieten; dorthin schleichen sie, jedes Blatt, jedes Aestchen sorgfältig vermeidend. Endlich, endlich ist jener Baum erreicht, und aufatmend warten beide einen Augenblick. Der Jäger untersucht sorgfältig seine beiden Büchsen, denn wie leicht kann beim Schleichen durch den Urwald Erde in Mündung oder Schloß gelangt sein, wie leicht kann eine streifende Liane ein falsches Visier aufgerichtet haben und damit das Leben des Schützen in größte Gefahr bringen. Nun erhebt sich der Europäer mit unendlicher Vorsicht hinter dem Baumstamm, während sein brauner Begleiter am Boden knien bleibt. Unmittelbar vor sich sieht er den Elefanten, doch nicht nur einen, denn vier der mächtigen Tiere stehen regungslos, den Kopf nach der Richtung gewandt, aus der die Jäger ursprünglich gekommen sind. Indessen der Leitbulle, der Träger der Stoßzähne, deren Spuren



Erlegte Elefantenkuh

Digitized by Google

Die Todeswunde

an jenem Baume sichtbar waren, ist nicht zu bemerken. Alle vier Elefanten sind Weibchen, und dort steht sogar ein zierliches Junges, ein winziger Elefant, der höchstens einige Wochen alt sein kann. Das kleine Tier drängt sich dicht an einen riesigen Mutterelefanten, der sorgsam nach dem nahenden unhörbaren Feinde ausspäht. Leicht ist es für den Jäger, das kleine Tier zu erhalten, da von dieser günstigen Stelle aus ein einziger Schuß die Mutter töten muß, aber es wäre zweckloser Mord, da es keine Möglichkeit gibt, das kleine Tier lebend zu den fernen Ansiedlungen zu schaffen. Mit der gleichen Vorsicht, wie sie gekommen, schleichen die Jäger wieder zurück — wo ist der Führer der Herde? Kaum hundert Meter haben sie zurückgelegt, da rauscht es hinter ihnen im Dickicht, die Elefantenweibchen sind ängstlich geworden und fliehen mit großen Schritten. Blitzschnell huschen die Jäger einige Meter zur Seite und knien nieder, regungslos gleich Statuen. Ahnungslos, daß ihre Feinde in so unmittelbarer Nähe sind, ziehen die Elefanten an ihnen vorbei. Da rauscht es in einer ganz andern Richtung, und ein zweiter, bisher nicht bemerkter Trupp Elefanten setzt sich gleichfalls in Bewegung. Wahrscheinlich ist dort der Führer der Herde. Eilig geht es nun dahin, krachend brechen die hinderlichen Aeste unter den Händen der Jäger, gewaltsam werden die tausendfachen Lianen zur Seite geschoben; die über eine weite Strecke verstreuten Elefanten können ja doch nicht wissen, ob dieses Geräusch von einem ihrer Gefährten oder einem Feind herrührt. Nach einer unendlich anstrengenden halben Stunde wird es vor den Jägern still, kein Ast rauscht, kein Blatt bewegt sich, die Elefanten haben haltgemacht. Jetzt wittern sie, ob der unsichtbare Feind ihnen bis hierher gefolgt ist, und dann werden sie sich zum Schlafen niederlegen.

Wieder beginnt das atembeklemmende Anschleichen an das gefährliche Wild. Diesmal bietet sich aber dem Jäger kein passender Baum zum Schutz gegen den Blick und eventuell gegen den ersten Ansturm der Tiere. Wieder sind die Jäger in unmittelbare Nähe ihres Wildes gelangt. Zoll um Zoll hebt sich nun der Europäer vom Boden, um nach den Elefanten hinüberzuspähen. Doch legt er sich blitzschnell wieder nieder, denn weißgelblich schimmern vor ihm durch das Gewirr der Blätter die Stoßzähne des Elefantenbullen.

„Itam, schieße unter keinen Umständen, sondern gib mir die Reservebüchse, wenn ich mich verschossen habe!“ flüstert der Europäer seinem Gefährten zu, richtet sich leise wieder empor und — sieht dem Elefantenbullen gerade ins Auge!

Er ist bemerkt worden, denn das mächtige Tier macht eine jähe Bewegung auf ihn zu. Da kracht aber schon der scharfe Knall seiner Büchse durch die endlosen Hallen des Waldes. Der Elefant stürzt, durch den Kopf geschossen, nach vorn über und bohrt im Sturz seine Stoßzähne tief in den Grund.

Doch da ertönt ein wildes Rauschen und Krachen im Dickicht, und ein, zwei, vier, fünf gewaltige Elefanten brechen hervor und stürzen sich auf die Jäger, sei es in panischem Schrecken über den Fall ihres Führers, sei es in blinder Wut. Blitzschnell krachen die Schüsse — ein Elefant stürzt, rafft sich wieder auf uud stürzt zum zweitenmal; ein zweiter taumelt zur Seite, von einem Halbmantelgeschoß vor die Stirn getroffen; einem dritten fährt das tödliche Blei in die Flanke. Da plötzlich regt sich der

Jagdlager im Urwald

Digitized by Google

Elefantenbulle, mit einer gewaltigen Anstrengung ist er auf den Beinen und wirft sich in lautloser, stummer Wut auf seinen winzigen Gegner. Das Magazin in der Büchse ist leer, rasch will der Jäger zur schußbereiten Reservebüchse greifen, da kracht unmittelbar hinter ihm ein Schuß, daß die glühenden Pulvergase ihm das Gesicht peitschen, und im nächsten Augenblick rennt der treulose Malaie von Furcht überwältigt davon — die Reservebüchse in der Hand, seinen Herrn wehrlos zurücklassend! Einen Blick wirft dieser um sich. Dort liegt ein gefallener Baumstamm — mit einem Satz ist er hinüber — ein zweiter nur wenige Meter entfernt. Er will hinüber, eine Dornenranke hält den Fuß umklammert, und er stürzt schwer zu Boden. Aber im Augenblick ist er wieder auf den Füßen und rast, unbekümmert um das Dornengewirr, das ihm Gesicht und Hände zerfetzt, zum nächsten Baum ohne Wurzelausläufer. Er schießt um den Baum herum und blickt nach seinem Verfolger — aber kein Elefant ist zu sehen, und nur von weitem tönt der Lärm der flüchtenden Herde.

Rasch ist nun das Magazin der Büchse wieder gefüllt und zurück geht es über die beiden Baumstämme. Beim zweiten liegt der Hut des Jägers, aber keine Spur zeigt, daß der Elefant bis hierher gelangt ist. Der erste jedoch ist auf der einen Seite wie von einem schweren Axthieb abgesplittert, der verwundete Elefant hat hinübersteigen wollen, hat aber anscheinend nicht mehr die genügende Kraft besessen. Deutlich biegt seine Spur von hier zur Linken ab, die Spur eines schwerkranken, taumelnden Tieres. Vorsichtig über den Boden hinspähend, wo der Blick nicht so sehr durch Blattwerk gehemmt ist, verfolgt der Jäger die Spur. Kaum hundert Meter hat er zurückgelegt, da sieht er vor sich eine große, dunkle Masse am Boden — den toten Elefanten. Wohl sind einige Sträucher und kleine Bäume zu Boden gequetscht, aber der Todeskampf des gewaltigen Tieres kann nur ein sehr kurzer gewesen sein, denn das kleine Loch an der Seite der breiten Stirnfläche zeigt klar, daß das stahlgepanzerte Geschoß direkt ins Gehirn gedrungen sein muß.

Nun schleicht sich auch Itam herbei, und ihm folgen die Träger. Daß sein Empfang nicht sonderlich freundlich war, wird der Leser begreifen. Denn durch seine feige Flucht hatte er zum mindesten die kostbare Jagdbeute leichtfertig aufs Spiel gesetzt, falls etwa der erste Schuß kein sofort tödlicher gewesen sein sollte. Sein Schuß, den er gegen den ausdrücklichen Befehl abgegeben, hatte das Tier überhaupt nicht getroffen. Nun begann das Suchen nach den übrigen verwundeten Elefanten: eines der Tiere lag unmittelbar, wo es geschossen war, und bald fand man das zweite, das kaum zweihundert Meter entfernt lag. Das dritte Tier war offenbar nicht tödlich getroffen und entkommen.

Jetzt hieß es Hilfsmannschaften zum Fortschaffen der gewichtigen Jagdtrophäen herbeiholen. Rasch wurde daher etwas kalter Reis mit Fisch verzehrt, und dann machten sich die Malaien mit Ausnahme eines einzigen, der bei dem Jäger zurückblieb, auf den Weg zum fernen Battakerdorfe, das sie noch am selben Tage erreichen wollten. Den Zurückbleibenden verging Nachmittag und Abend schnell. Es wurden zahlreiche photographische Aufnahmen der toten Elefanten gemacht, und dann wurde für die Nacht ein Blätterdach gebaut.

Das Zerlegen der Jagdbeute

Während der Nacht wurde abwechselnd Wacht gehalten, weil man vor der Rückkehr der Elefanten nicht sicher sein durfte. Der Jäger war deshalb froh, als sich das erste Zeichen des herannahenden Morgens, nämlich der schrille Ruf des Riang, eines großen Käfers, der stets zuerst den nahenden Tag verkündet, bemerkbar machte. Einige Stunden Wartezeit noch, und dann herrschte ein reges Getümmel in dem sonst so einsamen Urwald. Ganze Scharen von Battakern kamen mit den malaischen Trägern zurück in der Hoffnung, ein großes Stück Elefantenfleisch zu erhalten, das ihre größte Delikatesse ist. Unter Anleitung des Europäers ging alles daran, die Elefanten zu zerlegen, die Zähne herauszuhauen, die Füße und Ohren abzuschneiden und zu präparieren, so daß schon um die Mittagszeit die sämtlichen Elefanten so weit als notwendig zerlegt waren. Es folgte ein kurzes Mahl und dann wurde der Heimmarsch angetreten, immer dem kleinen Pfade entlang, den die Battaker auf dem Herwege gebahnt hatten.

Digitized by Google

Aschermittwoch

Skizze

von

F. Bram

Die Uhr verkündete gerade die fünfte Nachmittagsstunde, als Leutnant Hasso wieder in seine Bude einpassierte.

Schwerfällig ließ er sich auf das eingesessene Sofa mit dem zweifelhaften Tüllschoner niederfallen und schloß die Augen. Ja, dieser Tage Qual war groß gewesen. Und nun noch die Sitzung bei Meyer-Cetti ... mit Austern, Hummer und schweren Weinen!

Das halte einer allein aus ... Er riß gewaltsam die Augen auf.

„Hat niemand nach mir gefragt, Schulz?"

Schulz betrachtete teilnahmsvoll seinen Herrn.

„Zu Befehl, nein, Herr Leutnant."

Der nickte schon wieder halb.

„Kein Geldbriefträger, Schulz?"

Schulz grinste über das ganze Gesicht.

„Also, nun höre mal, mein Sohn. Ich will mich jetzt noch eine Stunde aufs Ohr legen. Natürlich drüben hin, denn ich brauche nicht unbedingt heute abend einen steifen Hals zu haben von der Folterbank hier. Um halb acht weckst du mich — unter allen Umständen, hörst du wohl? Nasser Schwamm, wenn's nötig ist! Als wenn's zum Dienste ginge!"

„B'fehl!"

Hasso stand auf, streckte sich in seiner ganzen stattlichen Länge und begab sich dann in langsamem Schritt ins Schlafzimmer. Das ging nun schon die ganze Faschingszeit so durch.

Abends Dienst in Gesellschaften, morgens königlicher Dienst, denn der Herr Oberst von Winkelried war ein strammer Herr, der seine jungen Leutnants gerne ordentlich hochnahm, jedes Drückebergern haßte wie die Sünde und nicht gewillt schien, jemand dem Karneval zulieb auch nur ein Tüpfelchen zu schenken.

Ja, das alles hätte man noch aushalten können, wenn nicht dieser Meyer-Cetti immer noch neben der offiziellen Geselligkeit für allerhand private gesorgt hätte, für allerhand kleine Feste in seiner opulent eingerichteten Wohnung für endlose Nachsitzungen und Amüsements, die gänzlich außerhalb des Programms des Obersten von Winkelried lagen.

Dieser Meyer-Cetti, der konnte es wohl machen! Erich Hasso legte vorsichtig sein dünnes Portemonnaie auf den Nachttisch, als ob es so viele Goldstücke enthielte, als Markstücke darin klimperten, und seufzte vernehmlich. Der brauchte nicht viel nach Winkelried zu fragen. Wenn er's mal satt hatte, den bunten Rock zu tragen, na, da zog er ihn eben aus, setzte sich auf einen recht bequemen Sessel in seines Vaters Bankkontor und zählte da die Ernten, die hereinflossen.

Der Oberst liebte solche Offiziere nicht, die stets schon mit einem Fuße anderswo standen. Und außerdem mochte er keine leiden, welche die einfachen Traditionen des Regiments unterbrachen. Sein Regiment war immer als solid bekannt gewesen. Und Winkelried entstammte selbst einer Soldatenfamilie mit schlichten, strengen Ansichten, die auch nicht hatten im geringsten geändert werden dürfen, als seiner Frau ganz unerwartet eine bedeutende Erbschaft zugefallen war. Mochten seine beiden Mädels, die Regimentsgören, nun gute Partien geworden sein, er selbst dachte nicht anders wie vorher.

Und so war ihm der Luxus ein Greuel, den Meyer-Cetti zur Schau trug, wie überhaupt der ganze Meyer-Cetti mit allen seinen Allüren und allen seinen Streichen. Er wußte gar nicht, warum ihm der Himmel gerade diesen Dorn im Auge zugedacht hatte. Lange schon war es sein größter Wunsch, ihn auszuziehen oder nach biblischem Ratschlage das ganze Auge auszureißen; das war ein offenes Geheimnis.

Auch Meyer-Cetti wußte es ganz gut.

Aber der war ein gerissener Kunde. Gehen wollte er wohl, ganz gern sogar, denn das Soldatenspielen erwies sich immer mehr als ein Ideal seiner Jugend, das seinen bequemen Neigungen jetzt durchaus nicht mehr schmecken wollte.

Aber — selber gehen! Nicht gegangen werden. Freiwillig, wenn es ihm paßte, und nicht, weil ihn der Herr Oberst von Winkelried nicht leiden mochte, der Zerschmetterer. Das war nun mal Ehrensache für ihn, heute nachmittag hatte er es noch beim vierten Glase Sekt verkündigt.

Erich Hasso gähnte und warf sich aufs Bett, daß das wacklige Gestell in allen Fugen krachte. Seine Gedanken blieben noch bei Meyer-Cetti haften.

Unrecht hatte der Oberst wohl nicht, wenn er ihn den Leithammel nannte. Und dabei war er nicht einmal eine sympathische Persönlichkeit, wenn Erich Hasso es sich genau überlegte. Nein, nur einer von den Leuten, denen man sich schwer widersetzen kann. Vielleicht kam das von dem Bewußtsein seiner Unabhängigkeit.

Ein paarmal hatte der Oberst ihn sich natürlich auch schon gekauft, neulich sogar mit seiner berühmten Rede, die bekannt war als die „letzten Worte eines Vaters an seinen Sohn," und die

Digitized by Google

Maskentrödel

Nach einem Gemälde von Paul Meyer-Mainz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

immer und unabänderlich mit den Worten schloß: „Tun Sie, wie ich Ihnen sage, so ist alles gut, ziehen Sie es aber vor, Ihren eignen Ansichten zu folgen und weiter Ihre Wege zu gehen, so werde ich Sie zerschmetteren ... ja, unnachsichtlich zer—schmet—teren ... Ich danke Ihnen, Herr Leutnant."

Meyer-Cetti machte das dem Obersten nach, daß man ihn selbst zu sehen und zu hören glaubte ... Es war zum Totlachen ...

Hasso schob sich das Kissen unter den Kopf. Erst so müde, daß er meinte, im Stehen einzuschlafen ... und nun gingen ihm auf einmal alle möglichen Gedanken und Erleuchtungen durch den Kopf, daß er hätte Bücher schreiben können. Entschieden, Meyer-Cettis Weine brachten einen um; die gingen erst in die Beine und in den Kopf, dann aber ins Blut, daß man meinte, Feuerräder kreisen zu fühlen.

„Schulz ..."

„Herr Leutnant?"

„'n Glas eiskaltes Wasser!"

Schulz lächelte verständnisinnig und ging, das Verlangte zu holen. Das würde ein Stück Arbeit werden, das Wecken, wenn sein Leutnant überhaupt mal schlief. Schulz kannte das ... Und heute abend war im Kasino der große Fastnachtsdienstagball, auf dem Militär und Zivil alljährlich ihre Einigkeit zeigten und das gute Verhältnis zwischen Garnison und Einwohnerschaft — oder vielmehr der guten Gesellschaft — betonte. Morgen war alles aus.

Schulz beeilte sich, das Wasser hinzustellen, und machte dann, daß er vor die Tür kam, wo einige der Mädchen vom ersten und zweiten Stock, deren Herrinnen heute abend Ausgang hatten, schon versammelt waren und an den Maskeraden auf der Straße ihre Kritik übten. Für später hatte man dann auch ein fröhliches kleines Beisammensein aller Enterbten des heutigen Abends geplant, bei dem jeder seinen Anteil zu den materiellen Freuden mitbringen sollte. Und darum nahm der treue Diener sich vor, die Uhr noch ein Viertelstündchen vorzustellen, um seinen Herrn mit Zeit zu beseitigen.

Der meditierte noch immer, anstatt zu schlafen, und ärgerte sich darüber. Denn er mußte schlafen, um nachher mobil zu sein, sonst ging das nicht, was sie alles vorhatten.

Erst der offizielle Teil ... nun, das war nicht gar so anstrengend. Aber Meyer-Cetti, der nicht genug kriegen konnte und an allem etwas zu tadeln fand, hatte die Parole ausgegeben, daß die Kiste am heutigen Abend ganz schauderhaft langweilig sei, nicht zum Aushalten für moderne Menschen. Nur ein blutjunger Dachs konnte Vergnügen daran finden, vor der Frau Oberst herumzuschwänzeln und mit Isa oder Hete Winkelried als Zigeunerin oder russischer Bäuerin oder ähnlichem herumzuhopsen. Der Residenztheaterball — das war einzig das richtige, wo man sich in diesem elenden Neste von achtzigtausend Einwohnern amüsieren konnte.

Also hatten sich die fünf bei Meyer-Cetti heute nachmittag verschworen, um elf Uhr vom Kasinoball nach dem Balle der Theaterdamen, der Ratten und der hübschen Ladenfräulein zu verschwinden, wenn der Oberst es auch zehnmal im vorigen Jahre „vertraulich" seinen Offizieren untersagt hatte. Man konnte sich ja unkenntlich machen ... Wozu war denn Fastnacht? Meyer-Cetti kannte den Theaterfriseur, der fabrizierte ihnen mit falschen Nasen, Perücken und Puder Köpfe, daß die Frau Oberst selbst sie nicht wiedererkennen sollte. Und das hieß schon etwas.

Der Residenztheaterball mußte es sein ... Also sprach Zarathustra — nein, Meyer-Cetti.

Wenn Erich Hasso ganz ehrlich sein wollte, wäre er viel besser auf dem Kasinoball geblieben. Er hatte nicht das geringste Faible für sogenannte kleine Mädchen und war im Grunde seines anständigen und korrekten Herzens lieber mit jungen Damen seiner Kreise zusammen. Und Isa von Winkelried fand er immer noch besonders nett. Aber das wagte er im Kreise der Verschworenen gar nicht laut zu sagen; Meyer-Cetti konnte sie nicht leiden. Vermutlich war er einmal stark bei ihr abgeblitzt, das verstand die allerliebste kleine Kröte zuweilen aus dem Eff-Eff.

Erich Hasso glitt jetzt unmerklich aus seinen Betrachtungen in Morpheus' Arme und spann da weiter.

Von der Straße her klang das eigentümliche Gellen und Tuten der Fastnachtsinstrumente, jene Musik, die nur an drei Tagen im Jahre zu hören ist und bei deren Klang der Rheinländer selbst im Schlafe noch die Ohren spitzt wie der alte Kavalleriegaul beim Signalblasen.

Wie war Hasso nur auf den Ball gekommen? Es wogte auf einmal nur so um ihn von Blumen und Sternen und bunten Riesenschmetterlingen; und das tanzte und lachte und schwatzte mit hohen, verstellten Stimmen durcheinander auf ihn ein ... Alle nur auf ihn — wie versessen schienen die Mädel zu sein. Es wurde ihm ganz bange.

Und da waren ja auch Isa und ihre Schwester — und die freche kleine Person, die ihm der Meyer-Cetti immer anhängen wollte. Sie faßten sich an den Händen alle drei und rasten im Ringelreihen um ihn und wollten wissen, welche ihm denn nun am besten gefalle ...

Dann, als ihm schon der Atem schwand vor Bedrängnis, löste sich der Knäuel. Die Töne des Fledermauswalzers erklangen ... wer hatte den doch heute mittag gespielt? ... und ein wilder Tanz ging los. In zwei Reihen standen sie sich alle gegenüber ...

Aber wo war denn nur der Meyer-Cetti selber? Aha ... da sah er ihn ... Wie ein Mephisto verkleidet; ja, das paßte auch gerade für den! Gespenstisch glitt er herum mit seinem höhnischen Gesichte. Jetzt stand er hinter Isa, und dann hörte Erich Hasso sein Lachen hinter sich. Als er sich aber umwendete, war er auch schon wieder verschwunden ... nun stand er wahrhaftig oben vor dem Orchester und riß dem Dirigenten den Taktstock aus der Hand.

„So ist's recht, Meyer-Cetti!" wollte er rufen. „Schneide Fratzen ... laß uns nach deiner Pfeife tanzen ... Brüderlein und Schwesterlein ... du spielst uns Schicksal vor, und wir merken es nicht mal und tanzen, tanzen, tanzen ... Komm, Isa, das ist nichts für dich. Wir wollen fort, wir zwei ..."

Digitized by Google

Er will sie an der Hand fassen, aber da ist der Mensch schon wieder vom Orchester herunter und gießt ihm ein volles Sektglas ins Gesicht ... die Musik verstummt.

„Das dir, Brüderchen ..."

Er will sich wehren. Aber Meyer-Cetti hebt die Hand, und alles ist auf einmal dunkel und still.

Er liegt in seinem Bett. Aber dann kommt das klatschende Geräusch wieder.

Es muß draußen regnen. Und der Kerl, der Schulz, hat natürlich wieder einmal das Fenster hinter Hassos Bett nicht fest geschlossen. Das Wasser kommt ja in Strömen herein. Sein Bett ist schon überschwemmt. Es spritzt ihm ins Gesicht.

„Du miserabler Kerl, willst du deinen Herrn ertränken? Ersäufen wie einen Hund! Schulz, Schulz, laß mich los, ich will nicht im Wasser sterben ..."

Etwas Nasses klatschte von neuem an sein Gesicht.

„Schulz, ich lasse Standrecht über dich halten ... Aufstehen soll ich auch noch? Nein, ich will in meinem ganzen Leben nicht mehr aufstehen. Ich tanze nicht nach eurer Pfeife, ich will nicht mehr ... geh fort, Meyer-Cetti, sonst geht es an dein Leben!"

Schulz gibt erschöpft den Kampf um das Aufstehen auf.

„Nichts zu machen," sagte er resigniert. „Na, meinetwegen. Wer sein Pläsier am Nachmittag gehabt hat, braucht es nicht am Abend zu haben. Auf das Donnerwetter morgen früh kann ich mich ja schon mal freuen."

Trotzdem aber nimmt er ein trockenes Handtuch und legt es über die nassesten Stellen des Kopfkissens.

Nun sinkt Erich Hasso mit Behagen in das vollkommene Nichts. Ins Unbewußte. Um seinen heißen Kopf fühlt er mit animalischem Behagen etwas Kühles, Feuchtes ... Ach, ihm ist jetzt wohl. Alle schlaflosen Nächte der vergangenen Wochen fordern ihr Recht.

Und Hasso schnarcht wie ein Siebenschläfer ... ruhig, methodisch. Wenn seine Bettdecke brännte, würde er weiterschlafen. Draußen lärmen die Nachtschwärmer, die letzte Lust des Karnevals flackert noch einmal wild auf, ehe sie erlischt.

Leutnant Hasso schläft.

Das helle Licht des Aschermittwochs löst die Faschingsnacht ab. Lachend scheint die Februarsonne auf die bunten Fetzen der Luftschlangen, die im leichten Morgenwinde herumtanzen, und auf die katzenjämmerlichen Gesichter derer, die kein Ende zu finden wußten und die nun erst nach Hause schwanken, wenn die frommen Leute zur Kirche gehen und die Kinder zur Schule.

Da kehrt Erich Hasso endlich aus dem Traumlande nach den irdischen Gefilden zurück.

Frisch, munter und vollkommen ausgeschlafen sitzt er auf einmal in seinem Bette.

Aber was ist das? Kein Kerzenlicht, sondern Sonnenschein und heiterer Morgen.

„Schulz ... Schu—u—ulz!"

Schulz kommt mit harmlosem Gesicht herein und steht stramm in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

„Schulz, was ist das?"

„Zeit zum Aufstehen, Herr Leutnant. Um neun Uhr müssen Herr Leutnant fort."

Mit einem Satz sprang Leutnant Hasso aus dem Bett.

„Unglücksmensch! Du hast mich wahrhaftig schlafen lassen! Daß dich zehntausend Donnerwetter ..." Schulz zog den Kopf zwischen die Schultern und ließ das Unwetter ruhig austoben.

Dann kam er schließlich ja doch zu Wort.

„... und Herr Leutnant haben sich ja gewehrt wie ein Blutvergießer ... Das Kopfkissen ist noch naß, Herr Leutnant ..."

Erich Hasso faßte sich an den Schädel. Eine Erinnerung an einen feuchten Traum dämmerte ihm auf, an einen Kampf mit Schulz! Und dann auf einmal alle die merkwürdigen Traumgesichte dieser Nacht, in denen er klarer gesehen hatte als am Tage ...

„Und wenn mir der Herr Leutnant nicht glauben wollen, um elf Uhr waren doch die Herren Leutnants Wille und Niemann da und haben alles mögliche versucht! Aber Herr Leutnant lagen da wie eine Holzpuppe und sagten nur einmal: ‚Fort mit dir, Versucher!'"

Leutnant Hasso lachte laut auf. Aber während er den Kopf ins Wasser steckte und sich immer frischer und munterer fühlte, ärgerte er sich doch. Das war gar nicht das richtige, daß man an diesem Tage pudelwohl war und den ganzen Karneval von neuem hätte anfangen können. Aschermittwoch mußte man einen rechtschaffenen Kater haben und ein tiefes Bedürfnis nach Hering und der sauren Gurke ...

Was würde Meyer-Cetti sagen? Der war wahrscheinlich noch gar nicht bis zum Kater gelangt ... Natürlich Meyer-Cetti würde ihn necken und es ihm sein Lebenlang nicht vergessen, daß er in der Nacht vom letzten Faschingstage geschlafen hatte wie ein Wickelkind.

Zum Aergern war es ... zum Schämen. Niemann und Wille posaunten natürlich überall aus, wie sie ihn gefunden. Und wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht lange da zu suchen, wo Meyer-Cetti das große Wort führte.

Aergerlich und ohne ein Wort mit Schulz zu sprechen trank er den Kaffee, der heute morgen besonders gut war, weil der getreue Bursche ausnahmsweise nicht den ersten Aufguß für sich benutzt hatte. Auch das schöne Wetter konnte ihn nicht besänftigen, als er mit langsamen Schritten nach seiner Kaserne wandelte.

„Heda, Hasso!" rief es hinter ihm. Leutnant Ernsthausen war es, Winkelrieds Adjutant und rechte Hand, der sich für dessen älteste Tochter zu interessieren schien, wie es sich für einen rechtschaffenen Adjutanten, der mit seinem Herrn in Frieden leben will, gebührt.

„Nun, in welches Mauseloch haben Sie sich denn gestern abend verkrochen, mein Bester?" fragte der.

Hasso überlegte. Sollte er sich in geheimnisvolles Schweigen hüllen? Wenn Ernsthausen fragte, so war es beinahe ebensogut, als wenn der Oberst selber fragte ... Aber die andern hielten doch nicht reinen Mund. Da war es besser, man gestand es selber frei und offen ein und lachte noch am ersten.

Digitized by Google

„Ja, ich Pechvogel," sagte er. „Wir hatten gestern nachmittag noch ein bißchen schwere Nachsitzung und da habe ich von gestern abend fünf bis heute morgen acht geschlafen wie ein Toter ... Schulz konnte mich nicht wachkriegen, ebensowenig wie zwei Kameraden."

Der Adjutant blieb stehen und sah ihn ungläubig an.

„Nicht möglich!"

„Im Ernst. Fragen Sie Wille und Niemann."

Der Adjutant lachte ausgelassen.

„Also deswegen sehen Sie so rosig aus und unschuldig wie ein Baby."

„Leider ..."

„Danken Sie Gott, Sie Glückspilz. Denn nur Ihr guter Schlaf hat Sie doch wahrscheinlich verhindert, diese infame Residenztheatergeschichte mitzumachen, zu der Meyer-Cetti die jüngeren Kameraden angestiftet hat. Und darum brauchen Sie auch nicht heute morgen Ihr Zivil zum Schneider zum Aufbügeln zu schicken zu demnächstigem Gebrauch. Der Oberst wollte ja gar nicht recht glauben, daß Sie mal ausnahmsweise nicht dabei gewesen sind ..."

„Was ist denn nur passiert?" fragte Leutnant Hasso erschreckt.

Der Adjutant zog die Ohren bis an die Schultern. „Na, ein Dienstgeheimnis ist die Sache ja nicht. Gestern abend wurde sie schon im Café Rother, wo wir Schluß machten, öffentlich besprochen. Der Oberst erfuhr sie auch da schon zuerst."

„Nun?" fragte Hasso, aufs höchste gespannt.

„Frauenzimmergeschichten natürlich. Wenn der Meyer-Cetti dabei ist, geht's ja nicht anders! Und zweifelhafter Sorte ... Unsre Damen gefielen dem Herrn ja ganz und gar nicht. Die eine von seinen Freundinnen hatte nun wieder einen Freund, Freunde vielmehr. Eifersuchtsszenen auf offener Bühne, Skandal mit Tätlichkeiten! Der Attentäter verschwindet, ist nicht zu ermitteln. Die Sache bleibt auf Meyer-Cetti und leider wahrscheinlich noch ein paar von den jungen Leuten sitzen. Den Rest, der noch kommen wird, können Sie sich ja denken."

„Das ist ja scheußlich!"

„Scheußlich. Auch dem Obersten sehr, sehr peinlich. Na, die's trifft, müssen es tragen. Der Meyer-Cetti kann's ja aushalten! Aber angenehm wird ihm dieser Abgang auch nicht gerade sein. Um die andern muß es einem ja leid tun. Warum sind sie aber auch diesem Rattenfänger gefolgt? 'n Morgen, Herr Kamerad!"

Als Leutnant Hasso an diesem Morgen nach Hause kam, kehrte er sein mageres Portemonnaie um. Es waren noch sechs bare Mark darin. Drei nahm er.

„Schulz!"

„Herr Leutnant!"

„Wenn du mich nochmal nicht wach kriegst, schicke ich dich in den Kasten oder lasse dich ablösen. Merke dir das, mein Sohn. Für die Arbeit, die du diese Nacht mit mir gehabt hast — da! Kauf dir ein Rittergut oder mache dir einen vergnügten Aschermittwoch."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Faschingsfest

Nach einem Gemälde von Adolf Karpellus

Digitized by Google

Tiroler Dichter

Von

Dr. Oskar Friedrich Luchner

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Franzosenkriege, die Gletscherberge und die Gemsböcke sind schuld an unsrer zeitgenössischen Einwertung. Tirol ist für die Außenwelt das durch historische Erinnerungen interessante Sommerfrischen- und Reiseland. Von den Tirolern glaubt man, daß sie bieder und treuherzig, nebstdem ganz schrecklich bigott seien, schon von der Wiege aus mit dem nie fehlenden Stutzen nach der Scheibe zielten und, älter geworden, den zwei landesüblichen Berufen, Bergführen und Gemsjagen, nachgingen. Dazu noch ein bißchen Schuhplatteln und Jodeln und unser Charakterbild ist fertig. Da hilft einmal alles nichts. Der Großväter Kriegstaten und die Wunderpracht der Bergwelt lassen bei den Besuchern kein Stückchen Anteilnahme für unser intellektuelles Leben mehr übrig. Und wenn schon einmal jemand von Tiroler Kunst spricht, du lieber Gott, dann kann man zehn gegen eins wetten, daß er die Gschnasartikel einer geschmacklosen Fremdenindustrie meint, die sich bei uns nach schweizerischem Vorbild leider immer mehr breit macht und das alte bodenständige Heimatshandwerk zu verdrängen droht. Daß in diesem so überreich mit Schönheiten gesegneten Land auch die Kunst als hohe himmlische Göttin zu Hause sei, ja sein müsse, daran denkt kaum einer. So liegt der Ruhm der Vorfahren und der Glanz der Firne als schwerlastende Decke auf der Tiroler Künstlerschaft. Die aber die Kraft besitzen, sich trotzdem durchzuringen, emporzukommen und nach dem Lorbeerkranz des Künstlertums zu greifen, denen droht als neue und größere Gefahr die unbändige, durch nichts zum Schweigen zu bringende Liebe zur Heimat. Das Heimweh zieht jeden nach Jahren der Wanderschaft und des Kampfes von den Krippen des Ruhmes, die nur in den großen Städten stehen, zurück in die weltfernen Berge seiner Jugend, um hier mit heißer Bitterkeit im Herzen sehen zu müssen, wie Blatt um Blatt aus dem schwer errungenen Lorbeerzweig in die Nacht der Vergessenheit sinkt. Das war seit jeher Tiroler Dichterschicksal. Gilm hat es in seiner ganzen Gottsjämmerlichkeit auskosten müssen, Adolf Pichler und Anton Renk nicht weniger als die von heute. Nichts macht weltfeindlicher, nichts unzugänglicher und verschlossener als Sichverkanntsehen. Kommt hierzu noch die angeborene Abneigung des Tirolers gegen das, was wir gesellschaftliches Leben nennen, so wird man verstehen, daß die meisten der Tiroler Poeten als Einsame durchs Leben schreiten. Sie bilden keine Schule und verfechten kein einheitliches Programm. Sie haben nichts gemein mit der wohlbekannten Schar der Reisezeitungslyriker, die mancher vielleicht unter Tiroler Dichter zu verstehen geneigt ist. Allen gemeinsam aber ist das starke Naturgefühl, die unbändige Liebe zur Heimat und ein alle Schranken hergebrachter Konvention sprengender Rebellensinn. Den von Gilm mit seinen Jesuitenliedern eröffneten Kampf um die geistige Befreiung Tirols führt jeder nach seiner Art weiter, und gleich den Dichtern des Vormärzes, an die sie vielfach durch die Kraft und die Anschaulichkeit der Sprache erinnern, stellen sie die Poesie auch in den Dienst der Politik. Auf dem Boden des politischen Kampfes hat sich auch ein Teil unter gemeinsamer Flagge zusammengefunden und als „Jung-Tirol" den freiheitlichen Parteien Pionierdienste erwiesen. Auf künstlerischem Gebiete haben sie jedoch niemals eine Richtung gebildet. Dies mag den, der in den Tirolern Zugehörige eines Volkes erblickt, befremden. Wer aber mit der Geschichte des Landes vertraut ist und weiß, daß in Deutsch-Tirol neben der rhätoladinischen Urrasse verschiedene in Art und Sitte einander durchaus unähnliche germanische Stämme ihre Eigenheit bis heute bewahrt haben, wird das Fehlen einer Richtung be-

Angelika von Hörmann

Digitized by Google

Karl Dallago

greiflich finden. Dichter sein ist schließlich nichts andres als einem Drange Folge leisten, der schon im Blute der Ahnen schlief.

Sollen nun Namen aufgezählt werden, so gebührt der Vortritt nicht nur als Frau, sondern auch als Nestor der Tiroler Dichterschaft Angelika von Hörmann. Keine dichtende Frau, sondern eine Dichterin. Nicht modern und doch nicht altväterlich wandert ihre Lyrik in den Bahnen der Hülshoff hoch über dem Streit der Zeit und dem Wechsel der Mode. Ihre Lieder geben in wundersam einfachen Versen, klar wie ein Waldquell, die ewigen Leiden und Freuden einer deutschen Frauenseele wieder. Wie in den Versen:

Es nagt mir im Herzen die Eifersucht
Mit ihrem heimlichen Grolle,
Wie droht die Welle in düsterer Bucht
An langsam bröckelnder Scholle.

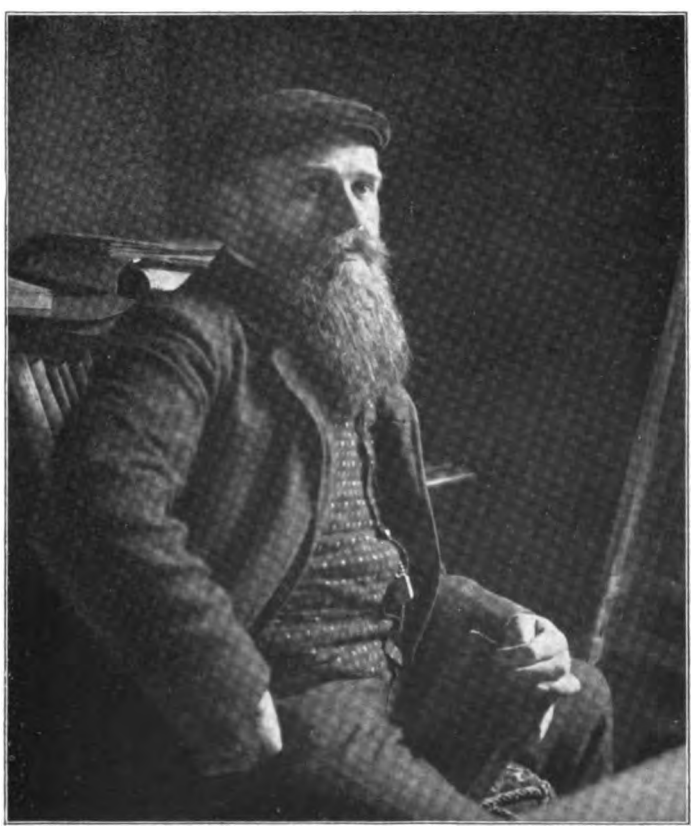
Das überhängende Rasenstück,
Bald werden die Fluten es haben,
Dann liegt das ganze grünende Glück
In dunkler Tiefe begraben.

Mit den zwei erzählenden Gedichten „Oswald von Wolkenstein" und „Die Salig-Fräulein" hat sie den engen Kreis der Heimatsberühmtheit überschritten. In ihrer Geburtsstadt Innsbruck lebt die junge Sechzigerin heute zwischen blühenden Blumen an den Fensterstöcken ein Leben voll Stille und Klugheit.

Neue, ungehörte Töne männlichen Empfindens schlug Arthur von Wallpach, der Sproß alten Tiroler Adels in seinen ersten Sturmgedichten an. Völlig modern in der meisterhaft tiefen Technik der Form, legt er in seine Lieder die ganze Schwere eines an Stürmen und Kämpfen reichen Mannslebens und hebt sie so aus dem Ozean zeitgenössischer Poesie auf die sichere Höhe des allgemein Menschlichen empor. In den neunziger Jahren hat ihn gleich vielen andern die deutschnationale Sturmflut mitgerissen und seine Poesie in ihren Dienst gestellt. Mit dem Abflauen der politischen Bewegung klärte sich seine Dichtung von den Schlacken der Parteileidenschaft zu einer Klarheit der Weltanschauung und einer tiefdurchdachten zielbewußten Auffassung alles Seins durch, die sie den größten Lyrikern unsrer Zeit, dem Dreigestirn Falke, Liliencron und Rilke, an die Seite stellt. Vor einem Jahrzehnt außer Tirol noch so gut wie unbekannt, wächst seit den letzten Jahren sein Ruhm wie ein Sturmfeuer weit in die Welt hinaus. Sein Gedichtbuch „Tiroler Blut", das heuer herausgekommen ist, weist eine wundersame Reife und Gedankentiefe auf. Tiefländer der Seele tun sich auf, die keiner vordem je betreten. Als kleine Probe mögen folgende Verse gelten:

Wie den Stapf der Schritte im Gemach
Schon begrabener Lieben wir vernehmen,
Geht ein Ton, ein Hauch den Dingen nach,
Die gewesen, wandeln mit uns Schemen.

Immer ist ein Raunen um uns her,
Wie auch gartenstill die Stunde blühe
Und von Träumen ferner Sommer schwer
Seufzt im Park die Luft, die mittagsglühe.



Arthur von Wallpach

Digitized by Google

Manchmal eine unsichtbare Hand
Streift uns in der Sommersäle Schauer —:
Alle Gegenwart ist Unbestand
Und Vergangenes sehnt und bangt nach Dauer.

Hier sind wohl die äußersten Grenzen der Dichtkunst erreicht. Denn was darüber hinausgeht, ist Musik.

Hebt sich Wallpachs Lyrik trotz aller Bodenständigkeit allzeit über den Horizont heimatlicher Interessen empor, so mag Karl Dallago im vollen Sinne des Wortes als Heimatsdichter gelten. Eine unendliche Liebe zur Natur ist der Punkt, aus dem bei ihm alles Schaffen quillt, und alle menschlichen Regungen sieht er durch das Brennglas seiner Naturbegeisterung. Tausend Fäden, nur dem Dichter sichtbar, weben sich vom Leben zu Landschaft, nicht die umgebenden Menschen machen den einzelnen zur Persönlichkeit, sondern das Land, das ihn großzieht. Es ist vor allem die Landschaft Südtirols, die er in farbensatten, glühenden Gedichten schildert. Dort unten, an den Ufern des Gardasees, führt Dallago auch sein stilles Leben abseits von der Heerstraße der Tagesliteratur. Der Mangel an Fühlung mit der modernen Ruhmverkünderin, der Tagespresse, und des Dichters übergroße Bescheidenheit mögen Ursache sein, daß er heute außerhalb Tirols noch so gut wie unbekannt ist. Unverdient, das beweisen Verse wie:

Lächelnd fern im Himmelsbogen
Schwimmt der Nacht verblaßter Glanz.
Traumhaft und aus weiten Wogen
Taucht empor der Berge Kranz.

Rudolf Christian Jenny

Karl Schönherr

Eine ungeheure Lücke
Quert ein Schimmern bis zu dir.
Schwindelnd stehst du an der Brücke,
Und der Schimmer greift nach dir.

Dallagos Bühnenstücke „Erich Tagusen“ und „Die Musik der Berge“ sind Buchdramen geblieben. Es fehlt dem Lyriker der Mut zur Brutalität der bloßen Handlung, die den Bühnendichter macht. Den hochhängenden Lorbeer der dramatischen Kunst haben drei andre Dichter sich herabgeholt: Schönherr, Jenny und Kranewitter.

Ein reichbewegtes romantisches Leben hat Rudolf Christian Jenny, den ältesten der drei, vom Hirtenbub zum Studentlein, zum Offizier, zum Schauspieler und schließlich nach vielen Irrfahrten, die er in seinem Selbstromane „Auf steinigen Wegen“ prächtig schildert, zum Dichter emporgeführt. In Rudolf Christian Jenny, wohl einem Abkömmling reiner rhätogermanischer Rasse, steckt ein gutes Stück Rebellennatur. Der Kampf ist ihm Bedürfnis und Lebenselement. In seinen Zeitschriften „Tiroler Wastl“ und „Tiroler Pfaffenspiegel“ zieht er gegen die Herren von Tirol zu Felde. Einen Namen als Dramatiker gaben ihm seine beiden Volksstücke „Not kennt kein Gebot“ und „Sünden der Väter“, die packende Realistik mit einer idealen Tendenz glücklich vereinen. Den Höhepunkt seines Schaffens bedeutet aber das dreiaktige Märchenspiel „Der Nornengünstling“, eine heidnische Christustragödie

Digitized by Google

Franz Kranewitter

von einer Wucht und Gewaltigkeit, die an Ibsens Jugenddramen erinnert. Dieselbe dramatische Kraft pulsiert in dem Passionsspiel „Das Leiden Christi“, das Jenny in seiner Schauspielerzeit in einem so ungekünstelten einfachen Tone schrieb, daß es im wörtlichen Sinne ein Volksstück in vielen Gegenden Oesterreichs geworden ist.

Wandert Jenny in den Bahnen Anzengrubers, so hat Karl Schönherr die Wege Gerhart Hauptmanns eingeschlagen. Sein Reich ist die Tragik des Leides, er verkündet die große Befreiung, die in der Not des Daseins verborgen liegt, bis sie eines Tages offenbar wird und den Menschen erlöst. Die Seele der Bergbauern hat er wie keiner vor ihm ergründet und sie in all ihrer derben Größe und in ihrer heimlichen Wildheit, ein Zola des Bauerndramas, auf die Bühne gestellt. So in den „Bildschnitzern“, die ihm die Wege zu den großen Bühnen geöffnet haben, im „Sonnwendtag“, der siegreich durch ganz Deutschland ging, der „Familie“ und vor kurzem in dem gewaltigen Schauspiel „Erde“, das ihn heute, da Hauptmanns Stern im Sinken begriffen ist, als einen der ersten deutschen Bühnendichter erwiesen hat.

Gleich Schönherr aus dem Schwabenstamme entsprossen ist Franz Kranewitter, der ihm nicht an dichterischer Kraft und Größe, sondern nur an Beziehungen zu den Werkstätten des Tagesruhmes, den deutschen Bühnen, nachsteht. Vom Volksstücke „Um Haus und Hof“ ist er zur historischen Tragödie übergegangen. In seinem „Andrä Hofer“ stellte er das tragische Schicksal des Sandwirts mit packender Realistik dar und hob seine Gestalt aus der Sphäre einfältiger Frömmigkeit und blinden Patriotismus, in die ihn die Bequemlichkeit populärer Geschichtschreibung getaucht hatte, hinauf in die Höhe persönlichen Heldentums. Ein gewaltiges Stück voll tiefer Kenntnis der Seele des Tirolervolkes, das den Rebellengeist des Neunerjahres treulich widerspiegelt und noch bestehen wird, wenn die Andreas-Hofer-Schauspiele der Fremdenindustrie längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Die Zeit des Bauernaufstandes von 1525 schildert die Tragödie „Michael Geißmayr“. Die Zeit für Kranewitter wird erst kommen, wenn die Tage der historischen Tragödie, die heute von der Bühne verbannt ist, einst wiederkehren.

Tirol hatte schon lange seine Liederdichter und seine Dramatiker, als noch immer die Romandichter ausständig waren. Den ersten Tiroler Roman geschaffen zu haben, dieses Verdienst gebührt dem jungen Bozner Poeten Hans von Hoffensthal. Sein Erstlingsbuch „Maria Himmelfahrt“ ist ein Heimatsbuch im besten Sinne. In weihevoller, beinahe feierlicher Sprache schildert Hoffensthal die erhabene Schönheit seiner Heimat, die Pracht ihrer Berge und das Träumen eines Sommertages. Gleich Dallago ist auch er ein wahrer Heimatsdichter. Die Natur scheint ihm das große Schicksal zu sein, dem wir nachspüren sollen, da ihr gegenüber alle Geschicke der Menschen nichtig und klein sind. Das Geläute der Landschaft durchweht auch seine zwei nächsten Bücher: „Helene Laasen“ und „Das Buch vom Jäger Mart“.

Schon vor Hoffensthal hat Heinrich von Schullern, dessen Wiege zu Innsbruck stand, sich mit den „Aerzten“ und den „Katholiken“ weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus einen Namen als Romancier gemacht. Schullerns Milieu ist freilich nicht die Heimat, sondern das weite Leben der Weltstädte mit seinen großen Ideen und Zielen. Die Kämpfe der Stände und Kasten, die Anschauungen und Ueberzeugungen finden in ihm einen scharfen Schilderer und strengen Richter.

Neben Schönherr wohl der bekannteste der Tiroler Poeten ist Rudolf Greinz, dem die Musen das unschätzbare Geschenk eines herzlichen, ungekünstelten Humors in die Wiege gelegt haben. Er ist voll und ganz Heimatsdichter, wenngleich er nicht die Natur, sondern die Menschen zum Vorwurf nimmt. Hat Greinz auch mit dem „Krippenspiel“ einen großen Theatererfolg errungen, lacht

Heinrich von Schullern

Digitized by Google

auch das deutsche Publikum über seine „Tiroler Bauernbibel“ und seine Humoresken in der „Jugend“, seine Bedeutung als Dichter liegt im Roman; „Das stille Nest“ schildert Tirol besser als hundert Reisebücher und Kulturgeschichten.

In den letzten Tagen, als eben diese Zeilen geschrieben wurden, ist ein bisher unbekannter junger Tiroler Dichter mit einem köstlichen Romanbuche, „Der große Frühling“, in das Vollicht der Oeffentlichkeit getreten: Albert von Trentini. Feinste, bis in die kaum mehr faßbaren Regionen des Sinnenlebens dringende Seelenanalyse, eine von höchster dichterischer Kraft getragene Sprache und die Note grundeigner Persönlichkeit lassen dem neuen Dichter Erfolg vorhersagen, wie er bisher vielleicht noch keinem aus dem Hoferlande je zuteil ward.

Damit sind freilich die Dichter Tirols nicht alle aufgeführt. Auch viele andre Namen haben guten Klang in der Heimat und in der Fremde. Ich nenne aufs Geratewohl: Paul Rossi, Bruder Willram, Luise Gräfin Saracini-Belfort. Und aus der Jugend steigen täglich neue Talente zum Lichte der Oeffentlichkeit empor. Neben den Nachtigallen aber schlagen in jedem Walde auch Finken, und im Gebüsche am Raine zwitschern fröhliche Spatzen.

So sind die Worte Gilms heute wahr geworden:

„Und wenn man das Lied zu Boden tritt,
So laß' es zertreten, zertreten;
Bevor der Roggen steht im Schnitt,
Ruft Gott die neuen Poeten
Aus jeglichem Wald, aus jeglichem Hag,
Um einzusingen den neuen Tag
auf unseren ewigen Bergen.“

Hans von Hoffensthal

Digitized by Google

Der goldene Urstier

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Im Anfang war die Kunst! Wie oft wird man bei Betrachtung der menschlichen Kulturgeschichte auf diesen scheinbar paradoxen Satz gedrängt. Immer wieder muß man staunen, wie früh das Künstlerauge geweckt gewesen ist und Triumphe des Sehens gefeiert hat, während gleichzeitig das streng wissenschaftliche Beobachten noch ganz in den Kinderschuhen steckte. Die Tierkunde weiß davon ganz besonders ein Lied zu singen. In der griechisch-römischen Antike wußten die Bildhauer Tierbilder zu schaffen, die nicht nur rein künstlerisch eine nicht wieder erreichte Höhe bedeuteten, sondern auch den strengsten Anforderungen naturgeschichtlicher Charakteristik genügten. Man denke an die herrlichen Pferdebilder vom Parthenon, an die Schlangenleiber des Altars von Pergamon und ähnliche Bravourstücke, die heute noch der Künstler wie der Zoologe bewundert. In der gleichen Epoche war die wissenschaftliche Tierbeschreibung noch eine jammervolle Stümperei. Die große Naturgeschichte des Römers Plinius, die noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein wie eine Art zoologischer Bibel verehrt wurde, ist in ihrer Tierschilderung ein lächerliches Monstrum aus falschem Sehen und kritiklosem Nacherzählen von Märchen. Kein Wunder, wenn man bei solchem Stand der Dinge auf der Suche nach Zeugnissen über Tiere, für die uns gerade das klassische Altertum noch sehr wichtig sein könnte, viel lieber bei den alten Künstlern anklopft als den offiziellen Naturwissenschaftlern von damals. Es kann einem blühen, daß man auf solchem Wege ganz unverhofft reich belohnt wird.

Je weiter man in der Antike und Vorantike zurückgehen kann, desto interessanter werden die Dinge für die Geschichte der Tierwelt selbst. Vor zweitausend, gar vor dreitausend Jahren müssen die Augen jener Menschen, wenn sie überhaupt sehen konnten, noch Tierarten geschaut haben, die für uns lebend vollkommen verschollen sind. Auf einem assyrischen Relief aus der Zeit Sardanapals, also um 650 vor Christus, hat man die künstlerisch ausgezeichnet beobachtete Darstellung einer Jagd auf Wildpferde entdeckt. Damals müssen solche Wildpferde, deren letzte Nachzügler erst vor kurzem in der Wüste Gobi am Rande des chinesischen Reichs in dem sogenannten Pezewalskipferde wiedergefunden worden sind, also noch bis nach Mesopotamien verbreitet gewesen sein. Gerade das Wildpferd lenkt aber unsern Blick auf ein andres großes und auffälliges Säugetier, das einst an vielen Orten auch noch sein Zeitgenosse gewesen sein muß, von dem es aber lebende Nachkommen im eigentlichen Sinne überhaupt nicht mehr gibt. In unserm Nibelungenlied (also doch auch wieder einem Kunstwerk) findet sich die altberühmte Schilderung einer großen Jagd, auf der neben einem „grimmen Schelch" vier starke „Ure" erlegt werden. Der „Schelch" ist, wie heute aus Sprachvergleichung des Wortes ziemlich sicher feststeht, ein wilder Hengst, also ebenfalls Vertreter damals in Mitteleuropa noch lebender Wildpferde. In den „Uren" steckte dagegen nicht der wilde Ochse, den wir heute durch eine irrtümliche Namensübertragung Auer oder Auerochse nennen und dessen Nachzügler noch gehegt in Litauen und wild im Kaukasus leben. Sondern das Wort, hier noch ursprünglich richtig angewandt, bezeichnet einen ganz andern, viel rätselhafteren und heute absolut verschwundenen Wildochsen der alten Zeit, der seit vielen Jahren jetzt die Tierkundigen immer neu beschäftigt. Tiere in Stiergestalt und Stierfarbe, aber fast wie Elefanten so groß, so signalisiert Cäsar im „Bellum gallicum" schon den deutschen „Ur", und seit dieses Buch das Lesebuch aller hohen Schulen der Kulturwelt geworden ist, hat mit dieser Stelle auch die Kontroverse mit Macht eingesetzt. Daß ein solcher Ur wirklich existiert hat, steht heute absolut fest. Man hat seine Knochen in Menge ausgegraben, Knochen, die ein total andres Tier zeigen, als jener lebende litauische „falsche Auerochs" darstellt. Der jüngste erhaltene Schädel (aus Bromberg) geht nicht über das zwölfte Jahrhundert zurück. Er zeigt drei Lanzenstiche. Damals war das Ungetüm also bestimmt noch vorhanden. Seitdem aber muß es bis auf den letzten Kopf eingegangen sein, und zwar überall. So weit würde die Frage also nur auf ein merkwürdiges ausgestorbenes Tier hinauskommen. Inzwischen ist aber etwas besonders Interessantes dazugetreten. Die Forschung nach der Entstehung und ursprünglichen Abstammung unsrer Haustiere hat das überraschende Ergebnis geliefert, daß der Knochenbau mindestens des Hauptteils unsrer zahmen europäischen Rinder nicht dem Skelett jenes „falschen Auerochsen" gleicht, sondern sich unzweideutig an diese Knochen des echten Ur anschließt. Der wesentlichste Stamm unsrer heimischen Kulturrassen ist einfach entstanden durch Zähmung des Ur! Daß gerade dabei die ursprüngliche Wildform selber allmählich in den Hintergrund geriet, daß sie schließlich mit der beginnenden Allherrschaft der Kultur erlosch: das wird jetzt verständlicher. Es hat sich um einen mehr oder minder friedlichen Prozeß gehandelt.

Digitized by Google

Der Ur ist geschwunden, weil die Kultur ihn übernommen, ihn aufgesaugt hat.

Vom Moment an, da man das wußte, mußte die Anteilnahme aber doppelt stark an ihm werden. Wie sah er aus? Jedes gezähmte Tier, auf das die Kultur ihre Hand gelegt hat, wird in gewissem Sinne anders mit der Zeit. Ganz treu im äußeren Bilde kann unser heimisches Rind den wilden Ahnen also nicht mehr darstellen. So schweift unser Blick zu jenen hinüber, die ihn selbst noch mit Menschenaugen gesehen haben könnten. Um das Jahr 1000 nach Christus kam, wie man aus erhaltenen Speisesegnungen weiß, auf die Tafel der frommen Mönche zu St. Gallen in der Schweiz noch regelmäßig neben dem Fleisch von Wildpferden auch Urbraten. Fünfhundertfünfzig Jahre später fand der treffliche Schweizer Tierforscher Konrad Gesner zu Mainz und Worms noch kolossale Schädel an den Rathäusern angeheftet, die er dem Ur zuschrieb, ohne das Tier selbst mehr gesehen zu haben. Um diese Zeit lebte es nachweislich noch in Polen, doch nur in einem letzten winzigen Häuflein, das schon künstlich gehegt wurde. 1564, fast im Todesjahre Gesners, enthielt diese Herde zu Jaktorowka in Masovien noch 30 Köpfe, 1602 waren es nur mehr 4, 1627 ging die letzte Kuh ein — Finis Poloniae auch hier. In den verschiedenen lateinischen und deutschen Texten Gesners sind zwei Bilder dieses polnischen Ur mitgeteilt, von denen das eine schon im Text selber gelegentlich als Phantasiestück bezeichnet wird. Das andre ist echter und zeichnet eine Figur aus einem Werke über Polen aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts annähernd nach, die man schließlich auch im Original wieder aufgefunden hat. Dieses Bild macht im Original den Eindruck einer gewissen angestrebten Richtigkeit, aber was ihm gerade abgeht, ist jede künstlerische Schau im großen Stile. Den alten Recken in seiner richtigen Wildheit möchte man sehen, ihn gibt das Bild aber nicht. Bei Gesner nähert es sich umgezeichnet schon bedenklich einem friedlichen fetten Rinde unsrer Alm.

Dem Wisent, dem „falschen Auerochs", gleicht der Ur freilich, das sieht man schon hier, ganz und gar nicht. Die Färbung wird als schwarz oder doch dunkel geschildert. So zeigt ihn angeblich auch ein undatiertes altes Oelbild, das heute wieder verschollen ist und dessen Beziehung zum wirklichen Ur nie absolut sicher erwiesen werden konnte. Zu Gesners Zeit, also noch zu Lebzeiten der letzten Ure, wußte man aber bereits von Stieren in den Wäldern Schottlands, die völlig wie Wildstiere lebten, obwohl sie dem zahmen Rinde im Habitus ähnelten — sie waren im Gegensatz aber weiß. Dieses „schottische Parkrind" dauert in gehegter Halbwildheit heute noch fort, und mancherlei Gründe legen nahe, daß in ihm noch immer besonders reines Urblut als Rasse steckt. Drei Exemplare, die ich im Londoner Tiergarten gesehen habe, zeigten eine ordentlich kokett gekräuselte Mähne und ein seidenweiches Haar, die dem ganzen Geschöpf etwas völlig Eigenartiges unter dem ganzen heutigen Ochsenvolk unsrer Kulturländer gaben. Bloß die dunkeln Ohren traten als pechschwarzer Fleck aus dem weißen Vlies vor. Hat es also von früh an doch auch hellfarbige, weiße Ure gegeben?

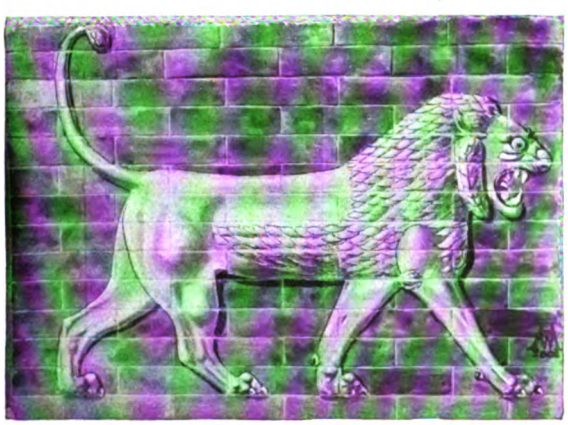
In diese Fragen und Klagen über so dürftiges Material vor einem so hochinteressanten Geschöpf ist nun unerwartet neuerdings ein frischer Zug gekommen aus der Ecke der Welt, wo seit alters gerade die höchste Kunst und künstlerische Tierauffassung blühte. Zuerst hat man den Ur entdeckt auf Darstellungen der altorientalischen Kunst. Wie der „falsche Auerochs", der Wisent, heute noch wild im Kaukasus lebt, so durfte man bereits durch Knochenfunde direkt darauf aufmerksam werden, daß auch der echte Ur in historisch älteren, aber noch keineswegs über alle hohe Orientkultur hinausführenden Tagen in orientalischen Berggebieten, wie dem Libanon und dem mesopotamischen Oberlande, ausgedauert haben könne. Bis in das Alte Testament hinein spukt nun ein zunächst nicht zu identifizierendes riesiges und ganz besonders wildes Tier, das hebräisch „Reem" genannt wird. Es wird im Buche Hiob in Gegensatz gebracht zu dem zahmen Rinde; unmöglich sei, es gleich diesem an die Krippe und den Pflug zu fesseln. Die Septuaginta übersetzte das Wort willkürlich mit Monoceros, daher Luthers Einhorn, womit ein Wesen herangezogen war, das seinen Sagenkreis ganz für sich hatte. Aber aus demselben Palaste Sardanapals aus dem gleichen vorchristlichen Jahrhundert, der jenes Jagdbild mit Wildpferden geliefert hat, wurde eines Tages eine ebenso famose Jagddarstellung bekannt, bei welcher der assyrische Herrscher auf stolzem Streitwagen in eine Herde unverkennbarer Wildstiere einbricht. Von fünf Pfeilen getroffen, ist ein solcher Stier gerade zusammengesunken. Diesmal gehört die Charakteristik schon der edelsten Kunst an. Und auf den ersten Blick erkennt der Sachkundige an dem überaus charakteristischen Kopf mit seinem leierartig gekrümmten, nach vorn eingebogenen und erst in der Spitze wieder aufgerichteten Gehörn unsern Ur. Durch Delitzsch in seinen Babel-Bibel-Vorträgen ist dann schon vielfältig populär gemacht worden, wie es glückte, die wirkliche Identität dieses assyrischen Jagdurs mit dem biblischen Ungetüm „Reem" absolut sicher nachzuweisen. Auch in den Keilschrifttexten fand sich das Bibeltier als „Remu". Nebukadnezar erzählte nun da, daß er Bilder solcher Remus als Schmuck auf den gebrannten Ziegeln des Ischtartores von Babylon habe anbringen lassen. Dieses Tor glückte es neuerdings wirklich aufzufinden und, inschriftlich beglaubigt, auszugraben, und in dem Relief- und Emailschmuck zeigten sich in schönster Erhaltung und zum Teil sogar bunt ausgeführt zahllose unzweideutige Bilder von — Urstieren. Auch auf diesen babylonischen Bildern ist das Gehörn auffällig echt. Der Körper ist teilweise ins Ornamentale weiter stilisiert, doch mit großem Geschick für Erhaltung des Charakteristischen. Man hat in gewissem Sinne den idealisierten, den vergeistigten Ur vor sich, der zum religiösen, zum heraldischen Tier wurde. Die Färbung ist diesmal immer hell, bald löwenhaft gelb, bald weiß, stets mit stilisierter Andeutung mähnenhaft stärker behaarter und vielleicht dunklerer Stellen in genau gleicher Behandlung, wie bei entsprechenden babylonischen Emailbildern des

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Löwen die Löwenmähne markiert ist. Die eigentlichen Farben sind offenbar dabei wechselnd in dekorativen Rücksichten gewählt, aber ich meine doch, daß man die Ure, wenn sie gewohnheitsmäßig in der Natur schwarz gewesen wären, nicht alle hell auf dunkelm Grunde gehalten hätte.

So interessant aber diese altorientalischen Ure sind, so bedeutete es doch noch einen gewissen Höhepunkt, als nun auch noch der griechische Ur selber auftauchte. Und zwar tauchte er diesmal auf in „purem Golde". Im Jahre 1888 entdeckte der Archäologe Tsunta in einem uralten griechischen Kuppelgrabe zu Vaphio bei Amyklä in Griechenland köstliche altgriechische Kunstarbeiten, dabei zwei goldene Becher von der Form einer tiefen Tasse mit kurzem Henkel. Die Ausführung dieser Becher, die über und über mit einer fortlaufenden, von dem einen zum andern ideell übergreifenden Reliefbildnerei bedeckt waren, wies auf jene lange, ganz verschollene, vorhomerische Urblüte griechischer Kunst, die wir seit Schliemanns großem Funde als die künstlerische Kultur von Mykenä zu bezeichnen pflegen. Schon in dieser Epoche haben völlig unbekannte griechische Meister es bereits zu einzelnen Kunstleistungen, besonders gerade in solcher Kleinarbeit, gebracht, die von der ganzen nachfolgenden hellenischen Herrlichkeit nie wieder übertroffen worden sind. Und zu den prächtigsten Proben gehören da diese beiden Becher von Vaphio. Was sie aber in ihrem wunderbaren Goldrelief vorführen, sind abermals Stiere, und zwar mindestens auf dem einen Becher unzweifelhaft Wildstiere. Eine Jagd ist auch hier im Gange, doch nicht so ohne weiteres sieghaft wie bei dem assyrischen Königsjäger. Ein kolossales Netz aus stärksten Stricken ist über den einen Stier geworfen. In furchtbarer Arbeit sich zusammenknäuelnd, sucht der Riese die Bande doch noch zu sprengen. Der verzweifelt aufschnaubende Kopf dieses Tieres ist von einzigartiger Pracht. Ein zweiter Stier bricht wirklich durch und entrinnt in grandiosem Sprung. Der dritte aber hat sich auf die Jäger geworfen, man sieht ihn in kühnstem Wirbel heransausen, und schon fliegt einer der Angreifer vom rechten Horn gespießt empor. Der treffliche Züricher Zoolog und Haustierforscher Konrad Keller hat zuerst erkannt, daß es sich in diesem Meisterwerk ersten Ranges stofflich um nichts Geringeres handle als wiederum um eine Jagd auf Ure. Abermals ist die Charakteristik auch zoologisch scharf genug, um alle steckbrieflichen Merkmale des Urs vollzählig vorzuführen. Dabei wird das Alter dieser Porträte diesmal kaum geringer als auf zwölf bis fünfzehn Jahrhunderte vor Christus anzusetzen sein. Wenn Keller auch im weiteren die Dinge richtig deutet, so zeigt uns der zweite Becher aber in diesem Falle noch mehr als bloß das Wildtier selbst. Auf seinem Relief erscheinen vier Rinder in jedenfalls eigentümlicher „Abtönung". Das erste bäumt noch unruhig auf gegen einen Menschen, der es gefangen führt. Die beiden folgenden stehen friedlicher schon als schäkerndes Paar. Das letzte Exemplar aber steht völlig behaglich und graft. Es ist weit behäbiger, fetter als die andern. Auffallen muß, daß bei allen Tieren dieser Reihe die Hörner kürzer und schwächer sind als bei den rohen Stürmern des andern Bechers. Kein Zweifel, daß wir mindestens in dem letzten Vertreter der Reihe ein bereits völlig gezähmtes Rind vor uns haben. Und so ist Keller der Meinung, es habe uns der Künstler in diesen beiden Reliefs fortlaufend schildern wollen, wie aus wilden Uren, die unter Lebensgefahr lebendig gefangen wurden, allmählich zahme Tiere, Hausrinder, gemacht wurden. Diese goldenen Stiere von Vaphio führten uns also nichts Geringeres noch vor Augen als den größten Moment in der Geschichte des Urstiers: seinen Uebergang zu unserm zahmen Rinde, seine Aufnahme in die Kultur selbst — also eben das, was indirekt dem Ur als echtem Wildling im freien Forst das Leben gekostet hat. Und es ist nichts Stichhaltiges gegen diese sinnreiche Deutung einzuwenden. Die griechische Kunst hat uns auf diesem blanken Goldgrunde den Ur gerettet zugleich auf der Höhe und Fülle seiner urtümlichen Kraft — und im Augenblick symbolisch zugleich doch auch seines friedlichen Versinkens und Verklingens in einen höheren Zweck unsers Planeten hinein.



Babylonisches Email-Relief eines Löwen

Digitized by Google

Ihr Hochzeitstag

Skizze

von

Else Krafft

Als sie aufwachte, war es noch sehr früh.

In dem kleinen, schmalen Mädchenstübchen herrschte jenes ungewisse, graue Licht, das Nacht und Tag verbindet.

Das sah gar nicht schön oder gar festmäßig aus.

Elisabeth schloß sehr schnell wieder die Augen, merkte, daß sie eigentlich sehr müde war und seit Mitternacht kaum eine Stunde geschlafen hatte. Zuerst, als der Polterabendtrubel vorüber war, hatte sie mit offenen Augen im Bett gelegen und immer nur mit dem einen Gefühl im Herzen die Hände gefaltet: ‚Morgen ist dein Hochzeitstag ... morgen wird alles, alles erfüllt, was du dir seit Jahren ersehnt hast.‘ Und sie hatte dieses „Morgen“ ausgesponnen wie ein Märchengewand von schimmernder Seide, hatte in Gedanken diese wunderseligen kommenden Stunden schon vorausgelebt und war dabei immer wacher und heißer geworden.

Alfreds letzter Kuß war ganz besonders stürmisch gewesen.

Sie hatte ihm beim Abschied die Treppe hinunter geleuchtet, das Licht, wie so oft, wenn er abends von ihr schied, auf die unterste Stufe gestellt, und sich gegen ihn angeschmiegt wie ein haltloses Blatt.

„Wenn du nun wiederkommst ... wenn du nun wiederkommst — —“

„Brauchen wir uns nie mehr zu trennen,“ hatte er leidenschaftlich hinzugefügt. Und als er gleich darauf seinen Mund auf den ihren gepreßt hatte, erschauerte Elisabeth bis in die Fußspitzen hinein.

Er fühlte ihre Aufregung und bog den schlanken Mädchenkörper noch fester zu sich herum.

Da schloß jemand von draußen her die Haustür auf. Ein alter Herr, der im vierten Stock wohnte.

Das Brautpaar fuhr wie aus allen Himmeln gerissen auseinander, ließ den Störenfried vorübergehen und verabschiedete sich schneller und kürzer als gewöhnlich.

‚Gräßlich war das ...‘ dachte Elisabeth, sich unruhig in ihren Kissen emporhebend.

Wurde es denn noch immer nicht Tag? Kam die Sonne noch immer nicht, die an einem Hochzeitstage doch ganz besonders strahlend emporsteigen mußte?

Nein, sie kam nicht.

Es wurde zwar heller im Zimmer, und Elisabeth konnte jetzt deutlich jeden Gegenstand unterscheiden, aber grau war und blieb der Himmel.

Die junge Braut war eigentlich etwas enttäuscht, als sie sich umsah. Wenn es nach ihrem poetischen Mädchenherzen gegangen wäre, hätte man ihr heimlich den ganzen Raum mit Blumen schmücken müssen. Und ein Ständchen bringen, oder ... sie wußte nicht recht, was noch alles. So aber lag und stand der kleine Raum gepackt voll von Gegenständen, die eigentlich gar nicht hierhergehörten und nur bei dem ungewohnten Festtrubel in dem entlegenen Zimmer gelandet waren.

Onkel Otto aus Hildesheim, der vorne mit dem Vater im Wohnzimmer schlief, hatte seinen Koffer dicht bei der zierlichen Waschtoilette Elisabeths abgesetzt, von Tante Anna aus Berlin, die bei der Mutter untergebracht war, lagen Hut, Mantel, Gummischuhe und zwei größere Pakete auf dem Sofa, Fritz, dessen Stube als Speisekammer während der Festtage eingerichtet war und der im Badezimmer schlief, hatte seine sämtlichen elektrischen und photographischen Apparate sowie einen Garderobenständer in der Schwester Zimmer geschleppt, und Berta, das Mädchen für alles, zwei leere Kisten, in denen Hochzeitsgeschenke gewesen waren, und noch einiges.

Hätte nicht das Brautkleid drüben auf den beiden Stühlen am Fenster gelegen, wäre auch nicht ein Stückchen von dem erwarteten Märchenglanz vor ihren sehnenden Augen gewesen ...

Elisabeth fuhr ganz erschrocken hoch, als die Tür mitten in ihren wachen Träumen geöffnet wurde.

Digitized by Google

Eine neue Enttäuschung!

Berta hatte vor dem blonden Mädchenkopf brummig „Gu'n Morgen" gesagt und suchte nun etwas. Obwohl sie auf den Zehen ging, polterte sie wie ein Kürassier.

„Berta, was ist denn für 'n Wetter draußen?"

„Es pladdert," antwortete das Mädchen trocken.

Elisabeth fuhr hoch.

„Regen? ... Um Gottes willen, das bedeutet Tränen!"

„I wo, Fräuleinchen!"

Berta hatte glücklich ihren Schrubber hinter dem Garderobenständer gefunden und schwenkte ihn wie eine Siegesfahne vor dem bräutlichen Bett.

„Rejnen muß 't bei ne richtige Hochzeit! Immer feste rin in 'n Kranz, denn wächst det Jlück, sagt man ..."

Sie schwieg erschrocken, weil es draußen geklingelt hatte, und trollte ab.

Elisabeth hatte die Augen schon wieder zugemacht.

‚Morgen um diese Zeit liege ich nicht mehr hier,' dachte sie lächelnd, ‚morgen geht mich das alles hier gar nichts mehr an. Da hab' ich nur Alfred ...'

„Elisabeth, um Gottes willen, stehe auf! Schon sieben Uhr vorbei. Wir haben wahrhaftig verschlafen! Lisabeth ... Kind ... um neun müßt ihr ja schon nach dem Standesamt fahren, nein ... daß einen diese duslige Berta auch nicht eher weckt!" ...

Als die kleine echauffierte Hausfrau darauf keine Antwort bekam, trat sie näher und sah in zwei weitgeöffnete Mädchenaugen, in denen es wie aufsteigende Tränen lag.

„Guten Morgen ... Muttchen!"

„Guten Morgen, Kind!"

Das klang sehr kleinlaut. Im nächsten Moment hatte sich das alte Gesicht über das junge geneigt und küßte es.

„Nee ... Lisbethchen ... daß de nu wirklich ... wirklich so weit weg von uns sollst ..."

Weit weg!

Das bräutliche Kind hielt die Mutter fest.

‚Weit weg,' dachte es, ‚Breslau ...' Du lieber Gott, es hätte sogar Afrika sein dürfen, und sie würde jauchzen. —

Wie die nächsten Stunden vergingen, wußte Elisabeth gar nicht.

Dann saß man zu vieren in dem Wagen, fuhr zum Standesamt, und der Brautvater schimpfte dabei über „das Hundewetter".

„Laß gut sein," meinte der junge Ehemann in spe, „wir sitzen hier ja trocken."

Und er rückte entzückt noch näher an die Braut heran, die so ungewohnt stumm und steif in ihrem schwarzen Seidenkleide neben ihm auf dem schmalen Polster saß.

Er hätte sie gern geküßt. Sie hatte so dunkelrote Lippen und kam ihm so fremd und verlockend zu gleicher Zeit vor. Aber das ging doch nicht hier in der durchsichtigen Glaskutsche. Der dicke Onkel Otto machte fortwährend seine gewohnten Kalauer, erkundigte sich eingehend nach dem Hochzeitsmenü und zerrte an dem hohen Kragen herum, der ihn offenbar drückte.

„Geliebtes," sagte Alfred darum nur flüsternd in das kleine Ohr neben sich hinein.

Da lächelte sie.

Auf dem Standesamt ging alles sehr rasch und formell vonstatten.

Elisabeth war entschieden enttäuscht. Mitten drin in der monotonen Rede des Standesbeamten, im Anblick des kahlen, alten, häßlichen Zimmers sah sie plötzlich ein halbvergessen Bild.

In den drei langen Verlobungsjahren war mal ein Sommertag im Gebirge gewesen, da sie sich mit Alfred von den Eltern abgesondert und verirrt hatte. Zuerst waren sie eine gute halbe Stunde den Waldweg kreuz und quer gegangen, dann hatten sie sich müde mitten in eine Schlucht von wilden Rosen und blaßblauen Sternblumen hineingesetzt und überlegt, wie nun zurückfinden. Irgendwo schrie ein Kuckuck, ein zweiter antwortete, über ihren Köpfen umflatterten sich im untergehenden Sonnenschein zwei bunte Schmetterlinge, und von ganz fern her, aus irgendeinem Dörflein kam das Abendläuten bis in ihren versteckten Winkel hinein.

„Hörst du's, Schatz?" hatte sie gefragt.

Er nickte schwer.

Sie drückte den Kopf gegen ihn an. Sie verstand den Ausdruck seines Gesichts nicht, in dem es plötzlich arbeitete und kämpfte wie nie vorher.

„Das klingt wie Hochzeit," sagte sie kindlich. „Hör mal! Und dann ... der Sommer dazu, die Rosen, die Vögel und die Schmetterlinge ... so ... geradeso müßt' mal unser Hochzeitstag sein!"

Und als er gar so ungewohnt stumm und steif blieb, ja sogar gewaltsam von ihr abrückte, kam es wie taumelndes Begehren über sie.

„Küß mich doch, Alfred, warum küßt du mich denn nicht?!"

Und da ... gerade da, als er sie wie trunken festhalten wollte in Tann und Busch, da war sie von ihm fortgelaufen.

Und den richtigen Weg fanden sie wieder und ihre Ruhe, und alles war wie vorher.

Warum mußte Elisabeth gerade jetzt in dieser Stunde daran denken? Warum hatte sie so eine Art Sehnsucht nach diesem Stück Märchen und beinahe ein leises Bedauern: ‚Schade, daß du damals fortgelaufen bist ...'

Sie zuckte verträumt zusammen, als der Standesbeamte ihr die Feder in die Hand drückte, damit sie zum erstenmal Alfreds Namen hinter den eignen setzte.

Ihre Finger zuckten, als sie schrieb.

„... und also erkläre ich Sie hiermit für rechtmäßig verbundene Eheleute," ... schloß der Fremde, sich erhebend.

„Also jetzt erst," durchzuckte es Elisabeth wie ein körperliches Unbehagen.

Alfred mochte etwas Aehnliches denken. Er sah etwas ironisch aus. Er küßte steif seiner jungen Frau die mit Glacés bekleideten Finger, ließ sich selber die Hand von den andern schütteln und zog dann Elisabeths Arm so fest in den seinen, daß es ihr wehe tat.

„Gott sei Dank, daß die Kiste vorüber ist," meinte Onkel Otto aufatmend, als sie draußen waren. „Man verdurstet geradezu!"

Und der Vater zog besorgt die Uhr.

„Der gute Mann hätte sich auch kürzer fassen können ... wahrhaftig schon bald elfe!"

Digitized by Google

Auf der Straße sprühte allen ein naßkalter Regen ins Gesicht.

Ein paar Jungen schrien „Hurra“ und balgten sich am Wagenschlag, den jeder öffnen wollte.

Elisabeths seidene Schleppe fegte über das schmutzige Pflaster, und die neuen Federn auf dem Hut senkten sich feucht um das blonde Haar.

„Schade, daß die Sonne nicht scheint,“ meinte sie, als sie wieder im Wagen saß.

„Mir scheint sie,“ antwortete Alfred galant, das schlanke, süße Mädel, das soeben seine Frau geworden war, mit den Blicken umfassend.

Zu Hause empfingen die Zurückgebliebenen das Brautpaar mit Lachen und Scherzen, und nur eine weinte.

Elisabeth.

Sie wußte selber nicht, warum sie das schon wieder tat, aber sie konnte gar nicht anders, als sie inmitten dieser lärmenden, sie umringenden Menschen stand.

Es waren noch andre Gäste hinzugekommen, ein paar Tanten, Freundinnen und Nachbarn, und in der kleinen Wohnung herrschte ein Spektakel, daß einer den andern überschrie.

Alfred trank ein paar Gläser Portwein, den Onkel Otto sofort eingeschenkt hatte.

Sie mußte auch trinken, um mit den andern anstoßen zu können.

„Weine man, Lisbethchen . . . weine man,“ tröstete Tante Anna, „is jut, wenn de weinst. Das sind Nerven, die hat jeder mal, und Bräute überhaupt . . .“

„Nee, das Kind, und nu schon junge Frau,“ regte sich eine andre Tante auf. „Ich war erst sechsundzwanzig, wie ich heiratete.“

„Noch früh genug,“ betonte eine verheiratete Freundin vielsagend.

„Wo hast dein Kleid machen lassen?“ erkundigte sich eine andre. „Sitzt wunderbar, Lisbeth! Dreh dich mal um . . . hinten könnte der Rock schicker fallen . . .“

„Hättst 'n dir siebenteilig machen lassen sollen, Kind,“ meinte wieder eine Tante, „is jetzt moderner.“

„Eßt, Kinder,“ ermunterte die Mutter an dem reichlich besetzten Frühstückstisch. „Vor fünf Uhr im Hotel gibt's nichts heute. Achott, Achott . . . wo sind denn bloß schon wieder meine Büfettschlüssel?“

Elisabeth aß und trank und wagte Alfred gar nicht anzublicken.

Beim Abschied — der schwere Wein hatte die allgemeine Fröhlichkeit noch bedeutend gesteigert — lag sie ihm so schwer im Arm, daß er Mühe hatte, sie zu halten.

„Nun das letztemal Adieu, Herzensschatz!“

Er lachte dabei und stand nicht mehr ganz gerade.

Onkel Otto riß ihn von der Nichte los.

„Mach bloß, daß du endlich fortkommst, Mensch, und trinke Selterwasser, hörste?“

Elisabeth ging in ihr Zimmerchen, setzte sich müde auf den ersten besten Stuhl und sah sich wie hilfesuchend um. Sie wollte sich dieser häßlichen Stimmung, die eben über sie gekommen war, nicht hingeben. Sie *wollte* nicht! Zu lange und zu schmerzlich hatte sie diesen Tag herbeigesehnt, hatte ihn geschmückt mit Poesie und Schönheit, wie nur ein Mädchen in Gedanken ihren Hochzeitstag schmücken kann, und hatte ihr bestes, größtes und heiligstes Empfinden dafür aufgespart. Wie oft, wie unsäglich oft war sie in diesen letzten Jahren, seit sie des Geliebten Braut geworden war, erschrocken vor seiner Leidenschaft zurückgebebt, wie oft hatte sie seine und ihre Sehnsucht brutal mit dem ersten besten nüchternen Wort zum Schweigen gebracht, und alles, was Heiligkeit und Wahrheit in ihr war, zum Spott, zur Unnatur in ihrer Angst vor seinem Sturm gemacht.

Heute brauchte sie das nicht mehr . . .

Wo war aber heute diese eine wundersame Sehnsucht, die sie so oft zurückdrängen mußte? Warum kam sie nicht?

Elisabeth sprang ruhelos wieder auf von ihrem Stuhle, warf sich auf ihr Bett und drückte den Kopf in die Kissen. Was hatte sie denn . . . warum weinte sie denn schon wieder . . . war sie denn ganz und gar verrückt geworden?

Hinter ihr öffnete sich leise die Tür.

Vom Wohnzimmer her hörte Elisabeth die Mutter mit der Tante über die saumselige Friseurin schelten.

Sie hob den Kopf, wußte nicht, ob sie gehen oder bleiben sollte, und sah plötzlich den Vater vor sich stehen.

Er stand gebückt, und Elisabeth begriff gar nicht, daß er schon so weißes Haar haben konnte.

In seinem sonst so ruhigen Gesicht zuckte es, als er die nassen Mädchenaugen sah.

„Bist du ganz allein hier, Kind?“

Elisabeth nickte. Ihre Arme hoben sich in unbestimmter Sehnsucht, und, was sie nie für möglich gehalten, geschah.

Der Vater riß sein großes, haltloses Mädel erschüttert in die Arme und weinte mit ihm um die Wette.

„Ist doch gut, daß du kein Junge geworden bist,“ meinte er nach einem Weilchen, sachte mit der Hand über den gesenkten hellen Kopf streichend. „Ein Junge weiß mit so viel Gefühl gar nichts anzufangen. Das brennt und drängt wie zehrend Feuer durch seinen Lebensweg, das hängt sich an ihn wie Ketten und sucht zeit seines Lebens nach Betätigung. Mir ging's wie dir, mein Kind, und ich war kein Mädchen, das die Berechtigung und den Beruf zur Poesie und Schwärmerei hat und sie besser unterzubringen versteht. Und habe trotzdem geträumt, gehofft, schier Unmögliches für möglich gehalten in meinen kühnen Phantasien. Es wurde natürlich nichts. In die Tretmühle wie Millionen andre mußte ich hinein, rauf, runter, rauf, runter im ewigen Gleichmaß. Ich mache alles mit, ich nehme die Tage wie sie fallen, lächle über meine großen Rosinen . . . und bin zufrieden. Sei's du auch, wenn's mal anders kommt im Leben, als wie du dir denkst, mein Kind. Tu deine Pflicht, halte dir deine Liebe hoch und deine Ehre, und wenn du auch gerade auf den Berg nicht raufkommst, auf den du gerne möchtest, einen freien Ausblick kann sich jeder erobern. Wenn dein Alfred auch gerade kein Schwärmer ist, wie ich es war, als ich deine Mutter kennen lernte, ein guter Kerl, ein ganzer Mann ist er sicher.

Digitized by Google

Kopf hoch, Elisabeth! Verlange dir dein erträumtes Glück nicht von heute und morgen ... zimmere es dir fein langsam mit Geduld und Vertrauen zusammen ... dann hält's!" — — —

„Vater ... aber Vater ... wo steckst du denn bloß?"

Aufgeregt stürzte die Brautmutter ins Zimmer und blieb händezusammenschlagend stehen.

„Kinder, wir haben doch wahrhaftig jetzt keine Zeit zum Abschiednehmen," meinte sie vorwurfsvoll, als sie die beiden heißen Gesichter sah. „Onkel Otto sucht seinen Frack. Hast du ihn vielleicht verwechselt, Hermann? Und du, Lisabeth, komm lieber in den Salon und zieh dich da an. Tante Anna will dir helfen. Die Friseurin ist eben gekommen, solche unzuverlässige Person! Um zwei Uhr bestellt, und nun ist's gleich halb drei! Wie siehst du denn aus, Elisabeth? Wasch dir erst mal das Gesicht ab, ehe du dich frisieren ..."

Und raus war sie wieder.

Elisabeth rieb sich gehorsam das Gesicht mit kaltem Wasser ab, ließ sich frisieren, anziehen und bewundern, und sprach sehr wenig dabei. Sie war auch nicht imstande, über des Vaters seltsame Worte nachzudenken.

‚Warum heute wohl alle so laut sind,' dachte sie nur, ‚und so viel umherlaufen und sprechen? Mein Hochzeitstag ist doch kein Grund zum Skandalmachen.'

Die Friseurin erzählte Elisabeth von sämtlichen Bräuten, die sie bereits frisiert hätte, und wieviel Kinder die jetzt schon haben, und Tante Anna und die Mutter hakten sich seufzend gegenseitig die engen Seidentaillen zu, die nicht schließen wollten.

Als Elisabeth sich das schimmernde Brautgewand überstreifen ließ, sah sie vor sich auf dem Tisch Kranz und Schleier liegen. Einen Augenblick durchzuckte sie ein rasendes Glücksgefühl. Sie blieb regungslos stehen, starrte in die lichten Blüten unter dem dunkeln Grün und lächelte versonnen. Dabei wanderte ihr Blick weiter.

Neben den Kranz hatte die Friseurin Kamm, Bürste und sehr viele Haarnadeln gelegt.

Tante Annas Puderquaste drängte sich gegen die Myrte, und Mutters altes Hauskorsett lag direkt auf einem Schleierzipfel.

‚Wenn das alles bloß nicht so furchtbar lächerlich wäre,' dachte Elisabeth, aus ihren Illusionen erwachend. ‚Oder ... wenn ich wenigstens herzhaft, befreiend über all diese profanen Dinge an meinem Hochzeitstage lachen könnte! So recht laut und fröhlich, so wie sonst an andern gewöhnlichen Tagen.'

Es ging nicht. In ihr war ein fortwährendes niederdrückendes Enttäuschtsein.

Elisabeth stand in ihrem bräutlichen Schmuck steif da und ließ sich anstaunen.

Man zupfte und zerrte an ihrer Schleppe herum, Tante Anna prüfte die Seide und meinte, sie wäre man dünn, färben ließe sich so was nicht mehr ... und Mutter nannte darauf in klagendem Ton den hohen Preis des Hochzeitskleides.

Unten auf der Straße hörte man jetzt Räderrollen.

Wie ein Sturmsignal ging das durch die ganze Wohnung.

„Er kommt," schrie Berta, und raste fort, um die Tür zu öffnen.

„Wo ist mein weißer Schlips?" brüllte Fritz, wie ein Wahnsinniger durch alle Zimmer stürzend.

„Die Bürste ... hat denn kein Mensch die Kleiderbürste gesehen?" lamentierte der Vater.

„Tür zu ... das zieht ja zum Verrücktwerden!" schimpfte Onkel Otto.

Elisabeth war mit einem Male im Salon allein. Sie sah an sich nieder, hörte Alfreds Schritte und legte die Hand über die Augen. Nur jetzt nichts sehen, nichts Häßliches ... keine Enttäuschung.

Als sie wieder aufblickte, stand Alfred schon vor ihr. Er sah unsicher in ihr weißes Gesicht, auf ihr leuchtendes Kleid und den grünen Schmuck im Haar. Es war das erstemal, daß man ihn heut am Hochzeitstage einen Augenblick mit der Braut allein ließ.

Er wollte irgend etwas sagen, etwas Gutes, Schönes, er wußte nichts. Er konnte vor diesen frommen Mädchenaugen gar nicht anders, er neigte die Knie und preßte den Kopf in die Falten der Seide.

Ihre Hand hob sich, legte sich zuckend auf den gesenkten Kopf und hob ihn dann hastig hoch.

„Du sollst nicht vor mir knien."

Da küßte er sie.

Mitten hinein in diesen Kuß kamen die Verwandten.

„Die Wagen sind da ... Kinder ... beeilt euch bloß! Ihr müßt zuletzt einsteigen ..."

Das Brautpaar nickte gleichzeitig.

Sie hörten einen nach dem andern aus der Wohnung verschwinden und von draußen her die Glocken läuten. Sie standen steif nebeneinander und wagten sich nicht anzurühren, weil Berta im Zimmer war.

Die stand wie ein Stock und hielt stolz die Brautschleppe in den Händen, um sie die Treppe hinunterzutragen.

Elisabeth blickte auf die roten Finger, sah unter der flüchtig umgebundenen weißen Schürze eine blaue, schmutzige vorkommen und vergaß das Glockenläuten und das Märchengefühl.

Im Wagen saß sie stumm neben Alfred, dem beim hastigen Anziehen die Handschuhe geplatzt waren, und der nun ängstlich versuchte, die Löcher zusammenzuziehen. Und in der Kirche konnte sie die lange Rede gar nicht verfolgen, weil fortwährend hinter ihrem Rücken zweie miteinander flüsterten und kicherten. Das waren sicher Trude und Agnes, die Backfische und Busenfreundinnen.

Elisabeth quälte sich förmlich damit, daß irgend etwas hinter ihrem Rücken nicht in Ordnung sei und zur Lachlust anregte. Vielleicht war der Verschluß des Kleides nicht ganz geschlossen, oder aus Alfreds Rocktasche sah das Taschentuch.

Sie kam von diesem unsinnigen Gedanken gar nicht los. Sie hörte Alfreds „Ja" und wußte nicht, ob sie das Wort auch gesagt hatte, sie fühlte den Ring von der linken auf die rechte Hand gesteckt und dachte: ‚Gott sei Dank, gleich ist alles vorüber.'

Sie war entschieden übermüdet oder nervös geworden von dem wochenlangen Trubel, den so eine Hochzeit und gleichzeitige Uebersiedelung nach einer

Digitized by Google

andern Stadt mit sich bringt. Schlafen hätte sie mögen ... immerzu schlafen.

‚So eine große Festlichkeit, wenn zwei, die sich haben wollen, sich endlich kriegen, ist Wahnsinn,‘ dachte sie, als die Feier im Hochzeitssaal begonnen hatte. ‚Das unmäßige Essen und Trinken, die kurzen und langen Toaste, die abgeklapperten Vorträge ... alles das braucht man doch nicht, um glücklich zu werden.‘

Allerlei geheimnisvolle Päckchen flogen mit der Zeit an ihren Platz. Störche, Babyklappern, Kinderschühchen und ähnliche anzügliche Geschenke.

Elisabeth konnte nicht darüber lachen, wie die andern es taten. Ein paarmal sah sie wie hilfesuchend Alfred an. Der lachte aber auch über den bunten Kram. Er trank sehr viel und drückte manchmal unter dem Tisch ihre Hand oder ihren Fuß, daß es ihr weh tat.

Als die Tafel zur Neige ging, flüsterte er ihr ein paar Worte ins Ohr, von denen sie flammend rot wurde.

Er hätte das nicht sagen sollen. Sie begriff nicht, wie er überhaupt daran rühren konnte. Vor allen Hochzeitsgästen war Alfred hinter ihren Stuhl getreten und wollte sie küssen. Sie widerstrebte ihm, als sie sein weinrotes Gesicht sah. Eine furchtbare Angst befiel sie, er könnte noch mehr trinken.

Der Vater, der neben ihr saß, hatte die beiden jungen Gesichter beobachtet und zog den Schwiegersohn von der Tochter fort.

„Komm mal mit, mein Junge!“

Alfred gehorchte lachend und zog den Arm des Schwiegervaters, der flüsternd auf ihn einsprach, fidel in den seinen.

„So ’n Ta ... tag dank’ ich dir ... geliebter Alter ...“

Elisabeth sah den beiden nach, wie sie durch den Saal schritten, wie sie in einem kleinen Nebenraum verschwanden und nach ein paar Minuten wiederkehrten.

Auf Alfreds leerem Stuhl saßen jetzt eng umschlungen die Backfische, hatten beide einen kleinen Schwips und himmelten die Braut an.

Auf der andern Seite hatte sich die Mutter, Tante Anna und noch zwei Freundinnen neben sie gestellt.

Sie lachten und fragten fortwährend.

„Bleibt ihr noch zum Tanz, Elisabeth?“

„Na ... wie ist dir denn nun so, Liesekeu?“

„Bist du bange?“ kicherte die eine der Freundinnen, als sie die verstörten Augen der Braut sah.

Die Mutter schob die neugierigen Mädels beiseite und legte den Arm um die Schulter ihres geschmückten Kindes.

„Willst du dich denn partout erst zu Hause umziehen, Kind? Das ist ja schrecklich umständlich! Denke doch, erst von hier mit dem Wagen nach unsrer Wohnung, dann umkleiden und wieder in die Nacht hinaus ... nee ... fahrt doch lieber gleich von hier ins Hotel und von dort morgen früh nach Breslau. Deine Sachen läßte eben auf dem Zimmer, wo ihr logiert, und dann holen wir die morgen ab.“

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Nein, Mama. Es bleibt schon so, wie wir uns vorgenommen haben. Ich möchte nicht in Kranz und Schleier ins Hotel fahren, mir ... mir wäre das peinlich!“

Die Mutter begriff das nicht.

„Aber Berta schläft oben auf ihrer Kammer, wenn ihr kommt, es wird alles dunkel sein, und niemand kann dir beim Umkleiden helfen.“

Jetzt lächelte Elisabeth.

„D ... das schadet nichts!“

„Laß sie,“ meinte Tante Anna zu der Brautmutter, „den Dickkopf hat Elisabeth von ihrem Vater ...“

Der hatte die Worte gerade noch gehört. Mit Alfred am Arm war er quer durch den Saal gekommen und sagte lächelnd: „Hier bringe ich dir deinen Schatz wieder, ich glaube, er wird schon fertig werden mit ‚dem Dickkopf‘.“

Alle lachten, nur Elisabeth nicht. Sie blickte Alfred an und las in seinem Gesicht, daß der Vater ihn nicht umsonst von dem gefüllten Weinglase fortgeholt hatte. Er sah nicht mehr so aufgeregt aus und konnte wieder ganz gerade stehen.

Als nach beendigter Tafel der Tanz begann und das Brautpaar die Polonäse eröffnete, flüsterte ein Kellner Alfred zu, daß der bestellte Wagen schon über eine halbe Stunde auf der Straße warte.

Der junge Ehemann nickte, tanzte ein paar Runden und zog Elisabeth dann plötzlich aus Musik und Licht in ein stilles Nebenzimmer.

„Komm!“

Sie neigte stumm den Kopf und ging langsam an seiner Seite die mit roten Läufern belegten Treppen hinunter.

Auf der Straße hob sie tiefaufatmend den Blick.

„Es regnet nicht mehr.“

„Nein, sogar Mondschein,“ antwortete er.

Als sie in dem geschlossenen Wagen saßen, küßte er sie.

Sie spürte den Weingeruch auf seinen Lippen und bog den Kopf zurück.

„Bitte, Fred ... laß mich jetzt.“

Alles war Aufruhr in ihr.

Diese einsame Fahrt mit dem Geliebten durch die Hochzeitsnacht hatte sie zehn- ... nein, hundertmal schon im Geiste durchlebt. Lauter süße, märchenhafte Bilder waren das gewesen.

Keins glich der Wirklichkeit.

In dem Wagen war so eine dumpfe, häßliche Luft, die Laterne neben dem Kutscherbock brannte so aufdringlich grell in den kleinen Raum hinein. ‚Wer vorübergeht, sieht euch,‘ mußte Elisabeth unwillkürlich denken. Sie selber konnte auch sehen. Alfreds Gesicht sah so sonderbar aus. Es war feucht, hatte rote, rund abgezirkelte Flecke, und der weiße Schlips über dem von der Hitze zusammengeschrumpften Kragen saß völlig schief.

Ihre Finger hoben sich und rückten ihn wieder gerade.

Da lachte er.

„Gott sei Dank, daß ich mir meine Wäsche nun nicht mehr selber abzuzählen brauche, kleine Hausfrau!“

Sie blieb steif sitzen.

Wäsche abzählen ... wie er jetzt daran denken konnte!

Da hielt der Wagen.

Elisabeth stieg aus, nahm ihre Schleppe hoch, lief hastig den dunkeln, kurzen Weg bis zur Haustür und blieb stumm stehen, bis Alfred aufgeschlossen hatte.

Digitized by Google

Drei Schwestern

Nach einem Gemälde von Walter Petersen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Der Wagen wartete.

Auf der Treppe ging sie noch schneller wie er, und erst in dem halbdunkeln kleinen Korridor der elterlichen Wohnung sah sie sich nach Alfred um.

Er suchte Streichhölzer.

„Das Mädchen ist ... ist wohl schon schlafengegangen," stotterte er.

Elisabeth nickte, lief in das dunkle Wohnzimmer und entzündete selbst das Gas.

‚Hier ist's am gemütlichsten,' dachte sie.

Es sah aber heut gar nicht gemütlich aus.

„Hoppla," sagte Alfred und stolperte über irgend etwas, was am Fußboden lag.

Die beiden alten Herren, die sich hier zu der Hochzeitsfeierlichkeit umgezogen hatten, waren daran schuld. Ueberall lag was, was sie nicht nötig hatten zur Festtoilette.

„Höchst ungemütliche Kiste," gähnte Alfred im ersten Schrecken. Dann, als er seine junge Frau mitten unter dem weißen Gaslicht stehen sah, begann er zu flüstern. Kurze, abgerissene Liebesworte.

Elisabeth stand ein Weilchen, ließ sich Kranz und Schleier abnehmen und schob dann seine Hände wieder fort.

„Sei artig, Schatz, du weißt, der Wagen wartet unten. Ich werde mich drüben in meinem Zimmer schnell umziehen, und du ... du warteſt so lange hier ... ja?"

Er schüttelte stürmisch den Kopf.

„Nee ... das gibt's nicht. Ich komme mit."

„Bitte ... nein!"

„Bitte ... ja!"

Elisabeth regte sich auf.

„Ich bitte dich, sei vernünftig, Fred! So ... hier setze dich erst mal hin. Nein, da nicht ... in den Großvaterstuhl, meine ich. So ..." sie küßte ihn behutsam, fast feierlich mitten auf den lachenden Mund ... „in fünf Minuten bin ich wieder hier. Solange bleibst du sitzen ... bitte ... Schatz."

Er sah sie verwirrt an und wußte nicht, wie er sich ihr Gesicht erklären sollte. Es weinte ja beinahe, das dumme Mädel. Aber er gab nach. Dieser Großvaterstuhl war so wunderbar bequem. Und in seinem Kopf sah es wüst aus. Zimmer, Möbel, die weiße, süße Frauengestalt dicht vor ihm ... alles verschwamm vor seinen Augen. Ihm war zumute, als träume er diese wunderliche Nachtstunde hier allein mit der Geliebten nur.

Einmal raffte er sich noch hoch und streckte die Arme aus.

Elisabeth stand aber schon an der Tür.

„Ich schließe zu ... sei vernünftig, Fred!"

Sie schloß aber nicht zu.

In süßer Beklommenheit huschte sie leise über den Korridor, klinkte die Tür zu ihrem Zimmer auf und ließ sie nur halb angelehnt.

Dann lauschte sie. Es blieb alles still.

‚Also besinnt er sich noch, der dumme Mann,' dachte sie, ‚das ganze Getue war ja nur törichte Rederei, das weiß er ja ... das muß er ja wissen ...'

Zögernd, mit unsicheren Fingern begann sie sich umzuziehen.

Das Brautkleid fiel raschelnd zur Erde, und Elisabeth stand in bloßen Schultern. Sehr langsam griff sie nach dem grauen Reisekleid, dem Hut, dem Schleier und den Handschuhen ... es lag alles nebeneinander auf dem Sofa ausgebreitet.

Dazwischen lauschte sie atemlos. Sie begriff nicht, wie er ihr Gehabe so ernst nehmen konnte.

Als sie, fertig umgezogen, wieder das Licht in ihrem Zimmer ausblies, fühlte sie im Dunkeln das Blut siedendheiß in ihr Gesicht fließen. Ein ganz köstliches, berauschendes Gefühl kam über sie. Das ... ja, das war beinahe so wie damals in der Sommerwildnis im Gebirge ...

Leise öffnete sie die Tür zum Wohnzimmer, langsam hob sie den Blick und blieb wie angewurzelt stehen.

Alfred schlief. Ganz wahrhaftig ... er schlief. In Vaters großem, altmodischem Lehnstuhl saß er sehr behaglich zurückgelehnt, den Mund halb geöffnet und die Augen fest zu.

Dieser unverhoffte bequeme Platz nach dem anstrengenden Festtrubel war dem jungen Ehemann verhängnisvoll geworden.

Elisabeth wagte sich zuerst gar nicht zu rühren. Mit entsetzt aufgerissenen Augen starrte sie in das friedliche Gesicht, hörte das leise, aber regelrechte Schnarchen und hatte das Gefühl, sich jetzt das Leben nehmen zu müssen oder mindestens fortlaufen, so weit wie möglich ...

Da schlug die Uhr.

Zwölfmal erzitterten die tiefen, klangvollen Schläge der Wohnzimmeruhr durch die Nacht.

Mit dem letzten Schlage ging ein Ruck durch Elisabeths Körper.

Ihr Hochzeitstag war zu Ende, diese Tatsache empfand sie geradezu wie eine Erlösung. Und aus dieser Erleichterung heraus kam das gewohnte freie Empfinden wieder über sie, und sie mußte lachen, lachen, wie sie diesen ganzen Tag noch nicht gelacht hatte.

‚Vater hat recht,' dachte sie, ‚verlange nicht dein Glück von heute und morgen, zimmere es dir fein langsam mit Treue und Geduld zusammen ...'

Mit wenigen Schritten war sie bei dem schlafenden Manne, hatte ihn emporgerissen und gleich zwei-, dreimal im Zimmer herumgedreht. Und lachte noch immer.

Er schämte sich natürlich. Er spürte die kräftigen Mädchenarme und wurde allmählich ganz nüchtern.

„Du hast es so gewollt, Elisabeth," sagte er wie zur Entschuldigung.

Sie nickte froh, zog ihn aus dem Zimmer und die Treppe hinunter.

Als die Haustür ins Schloß fiel, atmeten sie alle beide auf.

Ueber ihren Köpfen standen leuchtend die Sterne, und durch die Straßen ging warm der junge Frühlingswind.

Die Pferde zogen an ... und mitten durch das Werden fuhr der Wagen.

Digitized by Google

Prozession an einem Marientage in Reggio

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Am Gestade der Scylla")

Digitized by Google

Blick von den Hügeln Reggios über die Meerenge auf Sizilien

Am Gestade der Scylla

Skizze aus dem Erdbebengebiet

von

W. Hörstel

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Vincenzo Sergi in Reggio)

An einem schönen Sommerabend sah ich von einer Höhe bei Messina aus über die dunkelblaue Meerenge hinweg auf die gegenüberliegenden kalabrischen Berge mit ihrem rötlichen Farbenton, ihren Wäldern auf der Höhe und den in Orangenhainen eingebetteten Städtchen zu ihren Füßen: Reggio mit seinen am Hügel aufsteigenden Straßen, Villa San Giovanni, die landschaftliche Perle jener Küste, und Scilla mit seinem Kastell.

„Von Scilla aus," sagte mir mein Begleiter, „können Sie den Aspromonte besteigen, dort stundenlang im Buchenwald wandern und von der Höhe auf das südliche Kalabrien, Sizilien mit dem Aetna und das weite Meer mit den Liparischen Inseln herniederblicken, eine Aussicht, wie Sie vielleicht noch keine schönere in der Welt genossen haben, wie sie aber in kleinerem Maßstabe die ganze Westküste Kalabriens bietet. Sehen Sie, dort am Aspromonte ist die Stelle, wo Garibaldi, nachdem er von Sizilien aus drüben in Kalabrien gelandet war, um einen Zug gegen Rom zu unternehmen, am 29. August 1862 von General Pallavicinis Bersaglieri am Fuß verwundet und gefangengenommen wurde. Jenen steilen Bergpfad dort kam er herunter, und oben hat man einen Denkstein errichtet."

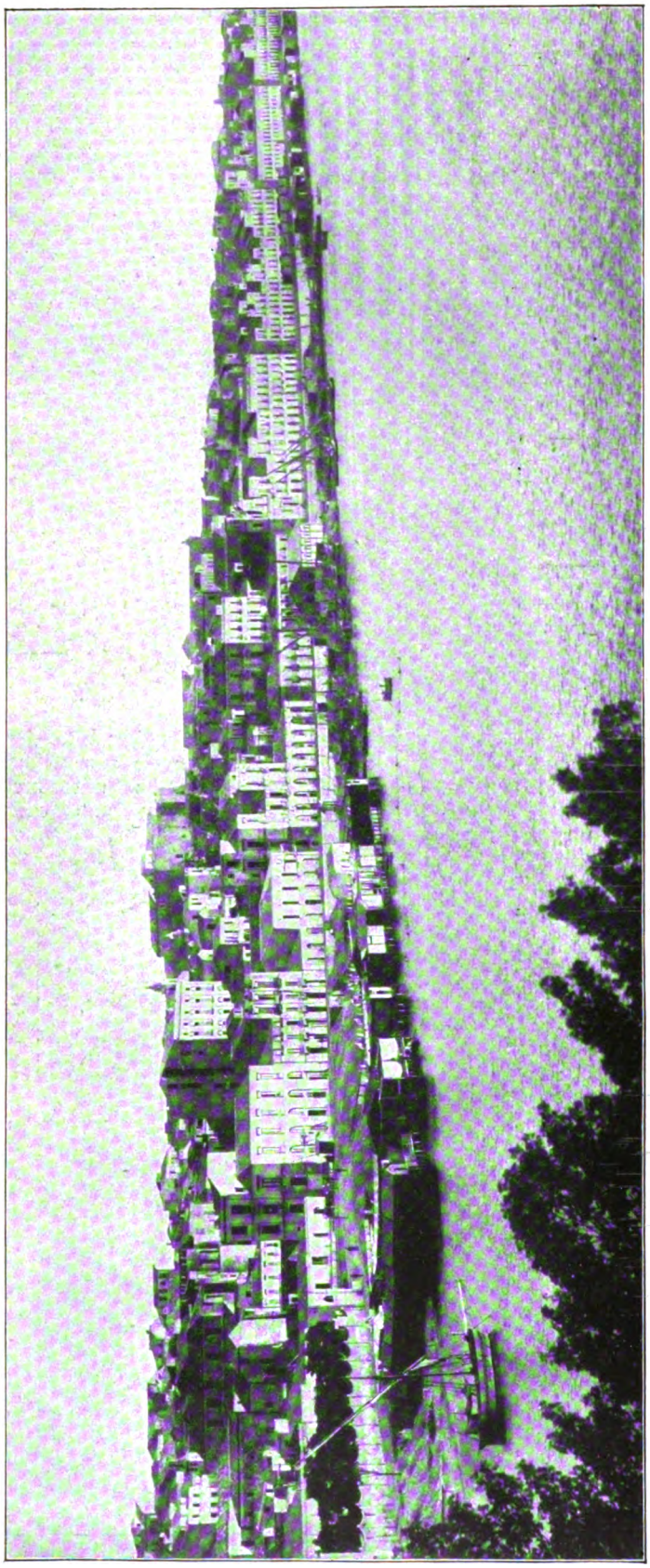
„Incidit in Scyllam," warf ich ein, „aber wo ist denn hier an der sizilianischen Küste die Charybdis?"

„Nicht Scilla gegenüber, sondern weiter westlich, dort am Hafen Messinas: ein starker Wirbel von der Form einer Nelke und deshalb Garofalo genannt. Cola Pesce aus Catania tauchte dort zur Zeit Friedrichs II., und Schiller dichtete danach, obwohl er das Meer und seine Wunder nicht kannte, seinen herrlichen ‚Taucher'."

Tags darauf war ich an der Westküste Kalabriens auf dem Fels der Scylla, den die griechische Fischersage als eine bezaubernde Jungfrau mit schrecklichem Wolfsleib, Raubtierkrallen und einem

Kalabresischer Hirte

Digitized by Google



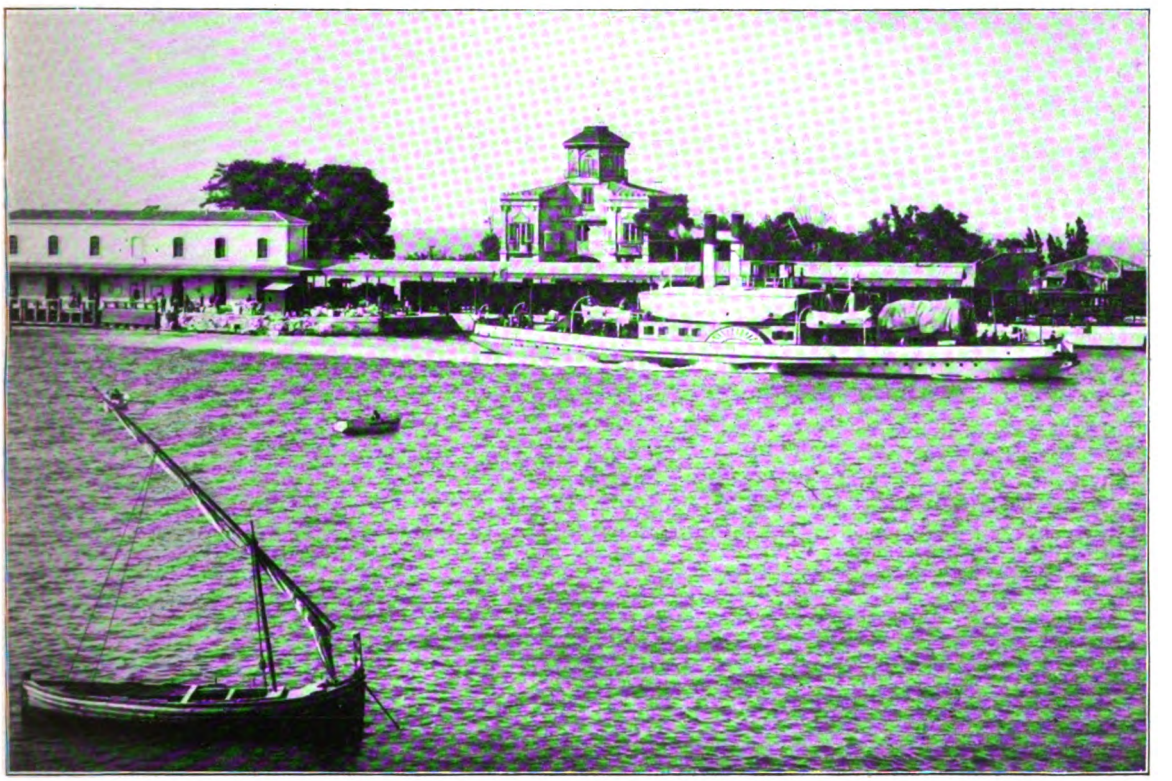
Das jetzt gänzlich zerstörte Reggio, vom Meere aus gesehen

Delphinschweif schilderte, welche Mischung verschiedenen Reichen angehörender Wesen das Wappen des heute etwa 7500 Einwohner zählenden Städtchens Scilla mit Stolz festhält. In den Buchten zu beiden Seiten des 80 Meter hohen Vorgebirges am Nordeingang des Faro steigt das Fischerstädtchen mit engen Gassen terrassenförmig empor. Auf der Höhe des Felsens thront eine Burgruine auf derselben Stelle, wo vor Jahrtausenden Anaxilaos, der Tyrann der Griechenstadt Rhegium, eine Befestigung anlegte. Im neunten Jahrhundert von den Arabern, im elften von den Normannen eingenommen, spielte dieses Fort vor hundert Jahren in den Kämpfen der Franzosen und der das alte Königshaus unterstützenden Engländer eine Rolle und ging wie ein Spielball hin und her zwischen ihren Händen, nachdem es nach dem furchtbaren Erdbeben vom 5. Februar 1783 wieder aufgebaut worden war. Angesichts der letzten entsetzlichen Katastrophe ist es wohl interessant, einen Blick auf jenes gewaltige Naturereignis zurückzuwerfen. Das alte Kastell, in dessen festeren Mauern ein Teil der Bevölkerung Schutz gesucht hatte, stürzte ein und begrub 1200 Menschen unter seinen Trümmern. Der greise Fürst von Scilla flüchtete in der Schreckensnacht mit der Mehrzahl der Bewohner an den sandigen Strand unter das hohe Himmelszelt, dessen Einsturz man nicht zu fürchten brauchte; aber gegen Morgen spaltete ein neuer furchtbarer Stoß das Vorgebirge Campella und warf den Berg Baci ins Meer hinab. Darauf schlugen die Wasser des Faro mit solcher Gewalt gegen die Küste, daß sie bei ihrem Zurückweichen die ganze Menschenmenge am Strande und in den Kähnen — etwa 2000 Personen — mit sich hinwegrissen, von denen sie einen Teil bei ihrer Rückkehr als Leichen ans Ufer warfen. Der französische Naturforscher Dolomieu, der durch widrige Winde ein Jahr später längere Zeit an dieser Küste festgehalten wurde, bestreitet, daß es sich dabei wie in Kadiz beim Beben von Lissabon um ein Seebeben gehandelt habe, und führt diese gewaltigen Wogen, die sich von der Scylla zur Charybdis erstreckten, auf eben jenen Bergsturz zurück, weil sonst die starke Bewegung des Wassers eine weit

Digitized by Google

bedeutendere Ausdehnung gehabt haben müsse. — Nach jener furchtbaren Katastrophe wurde die Stadt neu aufgebaut. Von der Piazza auf ihrer Höhe hat man eine köstliche Aussicht auf das Meer, auf den ebenso schönen wie gefährlichen Kegel Stromboli — der nach einer kalabresischen Sage nichts andres ist als der Teufel, den ein Heiliger nach Abwehr seiner Versuchung von einer Anhöhe bei Palmi kopfüber ins Meer warf, welch letzteres aber nicht imstande war, sein höllisches Feuer auszulöschen —, auf die Liparischen Inseln und auf die Küste Siziliens. Orangengärten umgeben das Städtchen, dessen Wein und Seide ebenfalls in Kalabrien einen guten Ruf haben und dessen

Wenden wir von dem harpunierten Seetier, das mit seinem Blute das Meer färbt, und von seiner qualvollen Todesstunde den Blick ab und wandern wir auf der Küstenstraße zwischen Orangen- und Zitronen-, Feigen-, Granatäpfel- und Dattelpalmbäumen, Agaven und Aloe mit dem Blick auf Sizilien und den gewaltigen Aetna mit seiner Schneekrone hoch über der Insel südwärts Reggio zu, eine Wanderung, wie man sie schöner auch an der Riviera nicht machen kann. In Villa San Giovanni, dem Sizilien nächsten, nur 6 Kilometer von ihm entfernten Punkte, weilen wir, einem wahren Garten Eden, in dem man jenem französischen Offizier wohl beistimmen möchte, der vor hundert Jahren



Ein Bild aus früheren Tagen: der Ueberfahrtsdampfer nach Messina verläßt Reggio

Fischer, manchen Kampf mit der Scylla bestehend, im Sommer den schmackhaften großen Schwertfisch fangen. Von der Höhe des Felsens aus ruft ein Bursch den Männern unten im Kahne zu, wo er eine solche Zielscheibe für die Harpune erblickt hat. Auch bindet man hier wie bei Messina einen Knaben oben an den Mast, damit er Ausschau halte nach der ersehnten Beute; wobei mir dort an den klassischen Stätten der Odyssee der vielverschlagene Odysseus in den Sinn kam, wie er sich gleich einem solchen Knaben an den Mast binden ließ, als er den Sirenen nahte. Ohne Frage haben schon die griechischen Fischer des Altertums bei der Scylla und Charybdis den Schwertfisch in derselben Weise gefangen wie die heutigen Fischer, in deren Adern noch mancher Tropfen griechischen Blutes fließt.

schrieb: „Man kann sich unmöglich etwas Schöneres denken als die Campagna in der Umgebung Reggios.“ Sie ist ein großer Orangenhain, der die frühesten „Messina-Apfelsinen“ liefert, da seine Früchte bereits im November reifen.

Aus den Schalen der für den Versand ungeeigneten Orangen wird wie aus denen der Mandarinen und Zitronen Essenz gewonnen und so weiter, teils durch Hand-, teils durch Maschinenpressung, die an der Meerenge überwiegend als Hausindustrie betrieben wird. Je reifer die Frucht, desto weniger Oel enthält die Schale; durchschnittlich ergeben tausend Früchte eine Ausbeute von 320 Gramm. Ganz besonders stolz ist Reggio auf die Kultur von Bergamotten, und es werden von dort jährlich etwa 150000 Kilogramm Bergamotteſſenz ausgeführt, die einen Wert von über 2400000 Lire repräsentieren.

Digitized by Google

Blick auf die Stadt Scilla mit dem Kastell

Nach der Handpressung wird ein Teil der gut erhaltenen Schalenhälften einige Tage in Meerwasser gelegt und dann, mit Schichten von Kochsalz abwechselnd, in Fässer verpackt und zuletzt mit Seewasser begossen, um nach Nordamerika und England verschifft zu werden, wo sie mit Zucker zu Marmelade eingekocht oder zu Konfekt verarbeitet werden. Scorzetta in salmoia heißen sie, und häufig werden auch Schalen auf diese Weise versandt, die noch nicht zur Essenzgewinnung benutzt sind. Das herausgeschnittene Fruchtfleisch pflegt zur Gewinnung von Zitronen- und Orangensaft benutzt zu werden.

Bewohner von Reggio bei der Bereitung von Bergamotteſſenz

Digitized by Google

Maschine zur Gewinnung der Bergamotteſſenz

Leider hat die Landbevölkerung bei Reggio ihre Tracht abgelegt, die zu den ſchönſten Italiens gehört haben muß. Mir wurde erzählt von dem vielfach gefältelten indigoblauen Rock, Mieder mit bunten Bändern, farbiger Jacke, ſeidener Schürze und dem noch heute vielfach in Kalabrien getragenen weißen Kopftuch, der „tovaglia“, die auf die Schultern niederfällt und vorn ein Viereck bildet, aus dem das Geſicht herausſchaut wie die Maus aus der Hede. In Cardeto, deſſen Frauen die Pariſſe Reggios den Preis der Schönheit zuerkennen, ſieht man noch heute die alte Tracht mit ihrem griechiſchen Anſtrich. Aus den Aermeln quillt beim Ellbogen das weiße Leinen des Hemdes, das ſich prächtig von dem Rot des Mieders abhebt.

Wunderſchön war auch die Männertracht, doch haben ſelbſt die dudelſackblaſenden Hirten ſie bereits abgelegt. Der häufige Begleiter des Landmanns iſt ſein Beil, mit dem der kalabreſiſche Bauer auf beträchtliche Entfernung ſein Ziel ebenſo ſicher trifft wie der Indianer mit dem Tomahawk und der japaniſche Jongleur mit dem langen Meſſer, und womit früher mancher Süditaliener ſicheren Wurfes einem Wolf den Schädel geſpalten hat. Wie würde der Anblick der kleidſamen alten Trachten in den lachenden Gärten Reggios unter dem tiefblauen Himmel an der ſchönen Meerenge das Auge erfreuen! Aber die Bauern und Bäuerinnen, die nicht auf der eignen Scholle ſitzen, erſcheinen ebenſo ſchmucklos und ärmlich wie ihre Häuſer.

Nach Beſchenkung einiger brauner, barfüßiger, ſchwarzhaariger, ſchmutziger Kinder kam ich ins Geſpräch mit ihren Eltern. Meine Bitte, ihre Wohnung ſehen zu dürfen, überraſchte ſie und erſchreckte ſie wahrſcheinlich, denn man konnte doch nicht wiſſen, ob der Foreſtiere, der Fremde, der ein ſolch ſeltſames Anſinnen an ſie ſtellte, nicht ein Jettatore ſei, der mit ſeiner Zaubermacht ihnen Schaden bringen könne, doch luden ſie mich in ihrer Höflichkeit zum Eintreten ein. Welche Armut ſtarrte mir entgegen aus dem Raume, der Küche, Wohn-, Schlaf- und Aufbewahrungszimmer für alle möglichen Geräte und Vorräte war und außer einem großen Bett baufällige niedere Stühle, einen Webſtuhl, eine Art Herd, einen Verſchlag aus trockenem Schilf und an den geſchwärzten Wänden etwas Geſchirr und eine Anzahl Heiligenbilder barg. Meine Aufmerkſamkeit wurde ganz und gar durch die forafascini, die Zaubervertreiber, die Abwehrmittel gegen Verhexung und böſen Blick, in Anſpruch genommen. Da hingen Hörner und Hufeiſen, Bündel von ſtachligen Gewächſen, und überall glänzte mir in dem Halbdunkel die rote Farbe entgegen, die ich auch in Troddeln und Bändern am Geſchirr der oft grauſam behandelten Zug- und Laſttiere auf der Straße geſehen hatte.

„Sie haben hier wohl eine beſondere Vorliebe für Rot?“ fragte ich.

„Das iſt gegen den böſen Blick,“ erklärte mir ein Herr, der neugierig dem Fremdling bis auf die Schwelle des Hauſes gefolgt war.

Es hatte für mich etwas Rührendes, wie dieſe armen, unwiſſenden Leute, die in dem von der Natur ſo reich geſegneten Lande oft mit Hunger und Elend kämpfen und mitten in einem ſolchen Paradieſesgarten in einer höllenarten Behauſung wohnen, ihr Häuſchen Unglück von außen und innen mit Amuletten zu ſchützen ſuchen.

„Eccellenza, c'è tanta invidia,“ — „Exzellenz, es gibt ſo viel Neid auf der Welt,“ — ſagte die

Bäuerin aus der Umgegend von Reggio

Digitized by Google

Frau, deren Lage alles andre als beneidenswert war. Beim Fortgehen fiel mein Blick noch auf wahre Bündel von Amuletten, die den Kindern umgehängt waren, und auf einen roten Fetzen unter einer Jacke, die ein größerer Knabe auf dem Arme trug. Noch lange aber klang es mir in den Ohren: „Eccellenza, c'è tanta invidia!" —

Das erste Beben, von dem wir Kunde haben, geschah dort im Jahre 91 vor Christo. Im Jahre 1783 wurde es nahezu völlig zerstört. Der damals eingesetzten Kommission für den Wiederaufbau der Stadt ist es zu danken, daß diese so breite und regelmäßige Straßen hat, die von der Küste an den Hügeln emporsteigen, von denen freundliche Villen und ein trotziges mittelalterliches Kastell herniederschauen. Einen schöneren Blick auf den Aetna wie von der Höhe Reggios bietet ganz Sizilien nicht, und mit Bedauern schied ich von der großartigen Aussicht über Land und Meer.*)

Die Stadt zählt (heute muß man sagen: zählte) etwa 45000 Einwohner, und die alteingesessenen Familien rühmen sich mit Stolz ihres griechischen Blutes; aber wenn auch Rhegium, aus dem Ibykus mit leichtem Stabe, des Gottes voll, wanderte, eine der ältesten und blühendsten Kolonien Großgriechenlands war, so hat es doch schon früh dem griechischen Nationalfehler der Parteiungen seinen Zoll gezahlt, hat mit den griechischen Nachbarn von Locri an der Stiefelspitze Italiens gekämpft und ist nach einer Belagerung von elf Monaten 387 vor Christo durch Dionys von Syrakus zerstört worden, der die überlebenden Einwohner in die Sklaverei verkaufte. Damit war Rhegiums Blütezeit dahin. In dem Kriege mit den Tarentinern schloß es, die zu große Macht der von Pyrrhus unterstützten Griechenstadt fürchtend und den Karthagern mißtrauend, ein Bündnis mit Rom, aber die kampanische Besatzung hauste vandalenartig in der „verbündeten" Stadt. Im zweiten Punischen Kriege hielt Rhegium im Gegensatz zu seinen Nachbarn Hannibal gegenüber treu zu Rom. Zu Strabos Zeit hatte es noch einige Reste griechischer Kultur.

In den Bewohnern Bovas sehen die Lokalarchäologen Nachkommen der altgriechischen Bewohner Rhegiums oder Locris, die zur Zeit der Not sich in einer Höhe von 800 Metern ihr Adlernest auf steiler Felsenhöhe erbaut hätten, und die griechische Sprache ist dort unten nie ganz erloschen, was sich aus dem zu allen Zeiten regen Verkehr mit Griechenland, der langen Herrschaft der Byzantiner und den später übergesiedelten griechischen Kolonien erklärt. Ein Fürst von Salerno ließ das Edikt des Langobardenkönigs Rotari ins Griechische übertragen, ebenso Kaiser Friedrich II. in Melfi seine Konstitutionen. Viele griechische oder griechische und lateinische Urkunden befinden sich in den Archiven, und stattliche Gruppen griechischer Bevölkerung sind über Süditalien noch heute zerstreut. In einigen Bezirken Kalabriens sprachen die Bauern noch vor wenigen Jahrzehnten vor Gericht Griechisch, und ein Dolmetscher übertrug ihre Aussagen ins Italienische. Heute bringen Straßen, Schulen und Militärpflicht die Bewohner der griechischen Siedelungen in Berührung mit den Italienern und ihrer Sprache — die Schulen freilich in geringerem Maße, als man annehmen sollte, denn für 70 Prozent der kalabrischen Bevölkerung ist die Fibel noch immer ein geheimnisvolles Buch mit sieben Siegeln — ; immerhin aber wurde im Jahre 1902 in Unteritalien das Griechische noch von 21359 Personen als Muttersprache gesprochen, zahlreiche Ortsnamen haben noch nahezu reine griechische Form, in einigen Dörfern bei Reggio werden noch heute griechische Lieder gesungen, und auch in seine italienische Mundart sind zahlreiche griechische Ausdrücke eingedrungen.

Für uns Germanen ist es interessant, daß in Rhegium im Jahre 410 der Westgotenkönig Alarich, nachdem die Charybdis einen großen Teil seines nach Sizilien übersetzenden Heeres verschlungen hatte, umkehrte und sich nach Cosenza im Innern des Landes wandte, wo seine Goten ihm „allzufrüh und fern der Heimat" das durch Graf Platen berühmte Grab im Busento gruben, und daß vor seinem ersten Zuge nach Sizilien der Ostgotenkönig Totila Rhegium eroberte. Dann war dieses nach einem kurzen arabischen Intermezzo wieder den griechischen Kaisern untertan, bis 1060 Robert Guiscard sich dort zum Herrn Kalabriens und Siziliens proklamieren ließ. Kaiser Friedrich II. eroberte es 1213, der oft mit dem deutschen Kaiser Rotbart verwechselte Korsar Barbarossa, der im ganzen Mittelmeer gefürchtete Cheireddin, zerstörte es 1545, ein Geschick, das 1595 der kalabresische Renegat Cicala, Sinan-Pascha, erneuerte, der 20000 Kalabresen in die Gefangenschaft hinweggeführt haben soll. Die Menschen haben also in Reggio ebenso arg gehaust wie die Wut der Elemente, und beide haben von den Griechenwerken so gut wie nichts übriggelassen. Am Meer ist ein Bad aus dem Altertum mit Mosaikboden und Spuren einer Heizvorrichtung bloßgelegt worden, und im Museum soll man, wie Baedeker erzählt, schöne Terrakotten, Statuetten, Lampen und Vasen, ein Relief mit tanzenden Frauen aus dem sechsten Jahrhundert vor Christo, eine interessante Laokoongruppe, Mosaiken, kleine Bronzen, Münzen und Inschriften aufbewahren. Gesehen habe ich sie nicht, denn das Museum war seit einiger Zeit — und jetzt wohl für immer — geschlossen.

Ebensowenig war es mir vergönnt — und das war mir weit schmerzlicher —, die Fata Morgana zu schauen, nach der eine Straße dort benannt ist. Ich gebe daher einem Greise Reggios zu ihrer Schilderung das Wort: „Etwa 20 Meter von der Küste entfernt, sah ich bei Sonnenaufgang Messina mit seinen Straßen nicht nur, sondern auch mit den Wagen, die dort fuhren, wie in einem Spiegeltheater im Wasser." Heute ist all diese Schönheit zerstört, und auch die Fata Morgana kann nur Ruinen widerspiegeln.

*) In das Leben seiner Vaterstadt führte mich der Professor Giacomo Gulli freundlichst ein, der mich auf der Straße als Deutschen erkannt hatte und dann begleitete.

Digitized by Google

Poſtgäſte in einem engliſchen Dorfwirtshaus

Nach einem Gemälde von Anna Maria Wirth

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Begräbnis

Von

Jakob Picard

Der Schneiderle war betrunken, er hatte einen Affen. Das war schon lang nicht mehr gewesen. Aber heute, jedermann sah es. Und an einem Samstag nachmittag, am hellen Werktag. Das war stark.

Er hieß Joseph Stöckle, war lang und hager, mit halbgrauen, über die Ohren fallenden Haaren. Und ein wenig lächerlich war er, darum gab man ihm den verkleinernden Namen.

Wohlig ging der Junitag zu Ende, Hitze stand noch zwischen den Häusern, brandiger Geruch frisch eingebrachten, allzu dürren Heus füllte das Städtchen, die Straßen waren bestreut mit Heuwischen, und an den vorstehenden Baumästen hingen die langen mattgrünen Strähnen, den hochüberladenen Wagen abgestreift.

Unter den Fenstern lagen die Männer ohne Rock, rauchend, daneben die Weiber und gafften, ihre Brüste schwer auf den untergelegten Armen. Ueberall auf der Straße Leute, müde von der Arbeit und schweißig und schwer. Und lässig und müd führten sie Feierabendreden.

In diese Reden hinein taumelte der Schneiderle, lang und hager, im langen schwarzen Rock, auf dem Kopf seine schwarze abgegriffene Schildmütze mit den eingepreßten Mustern. Er kam aus der Oberstadt, aus dem „Hirschen" und wollte nach dem Landungssteg unten am See, um zu sehen, wer mit dem letzten Schiffe ankomme oder abfahre. Er war nicht gerade stark betrunken, aber man merkte es doch: ab und zu tat er beim Gehen ein paar unbegründet hastige, überstürzte Schritte aus dem regelmäßigen Gang heraus.

Manche lachten, manche schimpften. Er aber war sehr freundlich und grüßte nach allen Seiten: „Guden Dag, meine Herrschaften, guden Dag" und schwenkte seine Mütze. Er sprach hochdeutsch, der Schneiderle. Die Buben liefen ihm nach, gingen an ihm vorbei und spotteten: „Guden Dag, meine Herrschaften, guden Dag" und lachten hinter ihm drein.

Das Dampfboot läutete von fern, als er am See anlangte. Er ging über die Brücke bis ans Ende, wo das Boot anlegte. Da stand er, die Hände auf dem Rücken, unter den wartenden, kommenden Leuten.

Als das Boot wegfuhr, grüßte er, sich vorneigend, mit seiner großen Gebärde: „Guden Dag, meine Herrschaften, guden Dag," verlor das Gleichgewicht, stürzte in das hinter dem Kiel her strudelnde Wasser und verschwand sofort. Die Mütze schwamm noch eine Weile, bis sie voll Wasser war ...

Im Städtchen schwoll Aufregung. Vergebens hatte man alle möglichen Versuche angestellt, wenigstens den Leichnam zu bergen, aber es wurde rasch Nacht. So gab man sich drein und hoffte, bald zu erfahren, der Körper sei von dem Fluß, der seinen Weg durch den schmalen See nahm, irgendwo ans Land getrieben worden ...

Am Dienstag darauf, in der Stunde vor Betzeitläuten, vergnügten sich drei Knaben damit, Steine in den See zu werfen und zu sehen, wer weiter treffe. Franz, der Schreinerssohn, Lorenz, der kleine, schmächtige Sohn des gestorbenen Mesners, und Karl, dessen Vater einen Spezereiladen hatte. Hier war ihr täglicher Spielplatz. Da fingen sie kleine Fische, indem sie zu zweien barfuß ein Sacktuch ausgebreitet unters Wasser hielten: „Holla auf!" und erschreckt schwammen die winzigen silbernen Tierchen im ablaufenden Wasser und zappelten auf dem nassen Tuch ... Oder sie bauten aus Sand und Steinen ein Haus mit Stockwerken, Stiegen und Kaminen, daran arbeiteten sie tagelang, bis es einmal, durch den Regen einer einzigen Nacht verwaschen, in sich zusammensank ... Oder sie rauchten, im Ufergebüsch verborgen, Stücke dürrer Leanen, bis sie Blasen an der Zunge bekamen ... Der Ort war einsam, alte Weiden reckten halbdürre Aeste, der weiße Sand leuchtete unter dem letzten Licht des Tags und die Frösche im Schilfe begannen zu quaken.

Auf der glatten Fläche des Sees gab es von den geschleuderten Steinen langsam sich vergrößernde Ringe. Franz ging ein wenig abseits, um einen schönen flachrunden Stein zu suchen, von jenen, welche die Luft am besten schneiden. Plötzlich rief er: „Kommt einmal her. Schnell!"

Dort, wo das Wasser um ein geringes über das Ufer getreten war und die grünen Schilfrohre umspülte, sahen sie etwas herausragen, das ihnen erst wie zwei Baumäste erschien. Sie gingen näher. Franz bog das Schilf auseinander, da erkannten sie die Beine des Ertrunkenen.

„Das ist der Schneider," sagte Karl.

„Ja, der Schneiderle," brachte Lorenz zag und kleinlaut hervor.

Sie standen eine Weile und schauten zu, wie sich der Körper mit den schwachen Wellen regelmäßig gegen das Ufer und wieder wegbewegte.

Digitized by Google

Das Gesicht war kaum entstellt, die langen halbergrauten Haare schwammen auf dem Wasser und gaben den Zügen nur wenig Unheimliches.

Die Binsen schwankten mit leisem Geräusch.

„Wir müssen es den Leuten sagen," brach Franz das Schweigen. Die andern antworteten nicht, es blieb still.

Sie hörten die regelmäßigen Ruderschläge eines Bootes — und hockten, um sich zu verbergen, unwillkürlich auf die Fersen nieder. Zwischen den Binsen durch lugten sie aus.

„Es ist der Anton. Er kommt vom Fischen," flüsterte einer. So nah fuhr der Fischer vorbei, daß die Binsen von den Rudern gestreift wurden. Er schaute nicht her und verschwand bald um die Landzunge. Das Eintauchen der Ruder war nur noch schwach zu hören. Und sie erhoben sich wieder.

Karl nahm einen in der Nähe liegenden dürren Ast: „Wir wollen ihn mit dem Stecken ans Land schieben." Er setzte den Ast abwechselnd auf der Brust und an den Schultern an und schob den Körper auf den flachen Sand. Nur die Beine lagen noch halb im Wasser. Geraume Zeit umstanden sie ihn befangen und ein wenig feierlich, von Schauer berührt.

„Ich hab' noch nie einen tot gesehen," brachte endlich Karl hervor.

„Das ist aber . . . wie der jetzt tot ist," flüsterte Franz. Lorenz blieb abseits und wagte kaum hinzusehen. .

Aber bald hielten sie nicht mehr zurück und begannen: „Die Mütze hat er nicht auf."

„Nein — — — du, die Augen sind wie lebendig."

„Ueberhaupt, er sieht gar nicht aus wie tot," sagte Karl, „ich will ihn sogar anrühren," beugte sich herab und tippte mit dem Zeigefinger an den nassen, steifen Arm. Ein geringes Grausen mußte er bezwingen.

Der Schneiderle lag da, stumm und wehmütig, und rührte sich nicht . . . Was man jetzt alles mit ihm anstellen konnte, ohne sich vor ihm fürchten zu müssen. Es war doch gut, daß der Anton sie nicht gesehen hatte.

„Vor ein paar Tag' hat er noch gelebt . . . Die Hosen da hat er mir gemacht," sagte Franz.

Darauf Lorenz: „Man muß ihn aber begraben. Ich hol' den Pfarrer."

Erst wenn die Leiche ganz ans Land gezogen sei, sonst könnte sie wieder weggespült werden.

Und sie faßten zusammen an, ohne großen Mut. Schließlich brachten sie den Körper mit Mühe aufs Trockene.

Aufatmend sagte der Lorenz: „Ich geh' jetzt" und wollte sich entfernen.

Karl hielt ihn am Arm: „Nein, wart! — Wißt ihr was? — Wir wollen ihn selber begraben!"

Sie schauten einander an. Lorenz weigerte sich zuerst, aber Karl ging auf ihn zu, hielt ihm vornen an der Brust die Jacke zusammen: „Machst mit oder nicht?!" Da widersprach er nicht mehr.

„Das wird fein!" meinte Franz. „Nicht immer so . . . einen richtigen Menschen."

Schon war es ziemlich dunkel, und sie fühlten die große Stille. Nur aus der Weite ab und zu Gebell von Hunden.

Einer sagte: „Ich muß heim, sonst krieg' ich Prügel, wie vorgestern, wo wir die Fische gefangen haben."

„Ja, wir wollen es erst morgen machen."

Ehe sie gingen, rissen sie Schilf und Gräser ab und deckten damit den Schneiderle zu. Sorgsam und mit sehr ernsten Mienen.

Ein langgezogener Pfiff, ein Hundepfiff, trennte plötzlich von den Häusern her die Stille, und Franz durchfuhr es: „Au, der Vater!"

Beim Heimweg wurde beredet, wie alles zu machen sei. Sie gingen in einer Reihe nebeneinander her, die Hände wichtig in den Hosentaschen und die Köpfe nach vorn gebeugt. Nacht war da. Zuweilen schaute einer ängstlich nach einem tiefen Schatten oder nach einem Gebüsch. Einmal faßte Lorenz den Franz: „Du, dort kommt etwas!" Es war nur eine Katze.

Erst sprachen sie von einem wirklichen Sarg, den sie zimmern wollten, Franz sollte die Bretter liefern. Das ginge aber nicht. Der Vater merke es gleich. Und es sei auch zu schwierig. Früh am folgenden Tag sollte ja schon das Begräbnis sein. Sie einigten sich, daß Franz zwei schmale Latten für das Kreuz, Hammer und Nägel, Lorenz aber eine Schaufel mitzubringen habe.

Karl meinte, man könne den Schneider doch nicht so in die bloße Erde legen. Ein Toter müsse beim Begräbnis in ein Totengewand gehüllt sein. Er wolle ein altes Fahnentuch mitbringen, das er neulich in der Kommode gesehen habe. Damit könnten sie den Schneiderle begraben, so wie es die Matrosen auf dem Meere machen, wenn einer von ihnen gestorben ist.

Am Rande der Häuser stand hemdärmelig Franzens Vater: „Wart, Lausbub', muß man's dir denn allweil sagen, daß du zeitig heimkommen sollst?" und nahm ihn bei den Ohren.

Scheu liefen die andern beiden davon, dem Briefträger Lepold in die Hände, dem Spaßvogel, der rief ihnen nach: „Hu, der versoffen Schneiderle kommt!" und sie rannten mit angehaltenem Atem und wagten nicht zurückzuschauen. — — —

Sie lagen im Bett und konnten lange nicht schlafen. Franz blieb am ruhigsten. Er hatte, im Dunkeln tastend, seine Sachen hergerichtet und beiseite geschafft. Man stand bei ihnen sehr früh auf, und er konnte am Morgen leicht bemerkt werden.

Der Lorenzle ging ängstvoll die knarrende Treppe zu seinem Schlafzimmer hinauf und legte sich erst nieder, nachdem er sich plötzlich auf den Boden geworfen und nachgeschaut hatte, ob niemand unterm Bett liege.

Immer sah er die Leiche vor sich, und die erregte Phantasie zwang ihn andauernd, den Toten mit dem lebenden Schneider zu vergleichen. Endlich fiel er in schwere Träume, die ihn sehr früh wieder weckten.

Als Karl allein war, verlor auch er den Mut. Wenn man nur am Morgen die Kommode nicht knarren hörte. Erst jetzt kam ihm in den Sinn, daß sie im Begriffe waren, etwas zu tun, was nicht jedermann billigen würde.

Fern, vom andern Ufer des Sees, hörte er dumpfes Rollen eines späten Nachtzuges. Durch

Digitized by Google

das offene Fenster wetterleuchtete es, und als vom Ried her das gewaltige An- und Abschwellen des Froschkonzertes an seine Ohren tönte, wurde er so bang, daß ihm fast die Tränen stiegen. Ein Blitz kam unvermutet ins Zimmer, zuckte ihm unheimlich in die Augen, besah sich hastig die Wände — und war verschwunden. Donner ging über den Himmel — und der kleine Karl rief mit trockener, gequälter Stimme ein einziges Mal: „Mutter!“ doch niemand hörte ihn. Er nahm sich vor, am Morgen dem Vater alles zu sagen, und war plötzlich eingeschlafen.

Als er aber in der Früh befreit erwachte, sprang er schnell aus dem Bett, schlich im Hemd zur Kommode, nahm das Fahnentuch heraus und warf es durch das Fenster in den Garten. Schnell, aber leise zog er sich an.

Im Garten — die Gräser und Sträucher waren feucht vom Tau — holte er das Tuch, schlang es um den Leib und knöpfte die Jacke darüber. —

Die andern warteten schon. Die Luft zog frisch und der See war leicht gekräuselt. Die Sonne stieg eben, vom Dunst beinahe verhüllt, über die Berge, und es sah aus, als ob es bald regnen würde.

Franz hämmerte am Kreuz. Karl wollte das machen, worauf ihm Franz entgegnete, er könne es besser, sein Vater sei ein Schreiner. Das meinte Lorenz auch. Er stand daneben und hielt unbeholfen seine Schaufel in der Hand. Sie überragte ihn um ein gutes Stück.

„Wo hast die Fahne?“

Karl knöpfte die Jacke auf und zeigte das große gelbrote Tuch.

„Fein! Wenn's aber deine Mutter merkt?“

Sie hatten bisher nicht gewagt, die Leiche anzuschauen. Jetzt ging Karl hin und nahm einen Teil der Gräser und des Schilfes weg. Da überfiel sie Furcht und Grausen. Die Kleider waren noch feucht und hatten sich eng an den Körper angelegt, der häßlich zusammengesunken war. Die Hände lagen spitz und mager.

Lorenz sagte: „Ich mein', daß man's doch anzeigen sollte.“

„Halt dein Maul,“ fuhr ihn Karl an.

Das waren aber nur Worte. Ihm selbst war es keineswegs geheuer, und er wurde gleich wieder still. Lang blieben sie wortlos stehen, und daß sie nicht sofort weggingen, kam nur daher, weil keiner sich feige zeigen wollte.

Karl brach fast unwillkürlich das Schweigen: „Jetzt müssen wir aber schaffen. Die Schaufel her, Lorenz!“ Er legte das Fahnentuch über die Leiche und begann zu graben.

Franz und Lorenz hämmerten am Kreuz: „Schlag doch nicht so drauf, Franz, man hört's ja sonst.“ So arbeiteten sie eine Weile. Dann machten sie Pause, erwärmt durch die Arbeit und etwas begeistert.

Holpern eines Wagens. Franz stieg auf die Böschung und sah nach: „Der Salenbauer fährt zu Acker, hierher kommt er nicht.“

Sie begannen wieder. Karl spuckte in die Hände, ehe er die Schaufel anfaßte. Aber als er an die Grube trat, stand sie voll Wasser. Man mußte weiter weg vom See eine neue graben. Bald waren sie so weit. Das Kreuz lag fertig da, und die Leiche sollte zum Grab geschafft werden: „Wir müssen alle drei anfassen.“

So rollten sie, nicht ganz herzhaft, aber auch nicht gerade furchtsam, den Schneiderle ins Grab, in dem rotgelben Fahnentuch. Mit Sand deckten sie ihn zu, wölbten einen kleinen Hügel drüber, und das Kreuz wurde am Kopfende eingesteckt. Da stand es, ein wenig schief, armselig und traurig.

Tröpfelnd fing es an zu regnen vom schwergrauen Himmel. Der Lorenz begann mit seiner kleinen, halb versagenden Stimme zu beten: „Vater unser ...“ Die andern schauten erst betroffen, dann fielen sie halblaut ein: „Vater unser ...“

Aber auf einmal lachte der Karl mittenhinein ins Gebet, laut und ehrfurchtslos. Er wußte nicht wie und warum. Er mußte lachen.

Franz mühte sich, nicht auch 'rauszuplatzen. Und der Lorenz sagte mit frommer, gottkämpferischer Miene: „Du bist halt ein Ketzer. Dein Vater ist evangelisch.“

Da ging Karl über ihn her, gab ihm eine Ohrfeige und schlug ihn, bis er laut heulte. Der Franz riß sie auseinander. Laut heulend lief der Lorenzle davon: „Ich zeig's an ... ich geh' zum Pfarrer ... ich zeig's an!“

„Jetzt zeigt er's an, der Feigling,“ sagten die beiden andern zueinander. Große Angst lief an ihnen hinab. Sie verbargen das Werkzeug im Schilf und eilten weg. Oben auf der Böschung schauten sie noch einmal zurück. —

So wurde Joseph Stöckle, der Schneiderle, begraben ... zum erstenmal begraben.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Manchem wird die Erde erst leicht, wenn sie auf ihm liegt.

*

Manchem klingt das Leben ganz falsch, weil er nicht den richtigen Schlüssel davorsetzt.

*

Stark wurzeln ist mehr als hoch wipfeln.

Das Dasein vieler Menschen beschränkt sich auf das *da sein*.

*

Wem das Leben zu früh *aufging*, dem geht es auch zu früh *aus*.

*

Talent schützt nicht immer davor, Karriere zu machen.

Digitized by Google

Die Patrick-Henry-Schule in St. Louis

In der amerikanischen Volksschule

Von

Edna Fern (Fernande Richter), St. Louis

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In dem „Reisebericht über Nordamerika", den das Königlich Preußische Handelsministerium anläßlich der Weltausstellung von 1904 hat veröffentlichen lassen, finden wir mehrfach die Verwunderung der gelehrten Verfasser ausgedrückt über die „wunderbare Einförmigkeit" des neuen amerikanischen Mischvolkes. Wir, die wir mitten darunter leben, selber ein Teil dieses Mischvolkes, können allerdings unverwischbare, durch Generationen sich hinziehende Unterschiede wahrnehmen. Jene, die von einem festen Standpunkt ererbter Anschauungen aus das große Ganze überblicken, geraten immer wieder von neuem in Erstaunen, wie schnell sich die fortwährend eindringenden Massen aus den verschiedensten Ländern, aus im Charakter oft entgegengesetzten Rassen zu einem einheitlichen Volke zusammenschließen.

Wandtafel und Anschauungsmaterial in der Geographiestunde

Wer auswandert, gibt seine alte Heimat auf, die ihm das nicht geboten hat, was er von ihr erwartete; er ist gewillt, der neuen Heimat, die sein Hoffen erfüllen soll, ein treuer, brauchbarer Bürger zu werden. Aber auch jenen, die nach Art der „Sachsengänger" nur kommen, um abzuernten und mit der gefüllten Tasche in die Heimat zurückzukehren, bliebe kaum eine andre Wahl, als sich zu amerikanisieren; denn die amerikanische Volksschule bemächtigt sich sofort ihrer Kinder und dadurch ihrer selbst und stellt so in verschwindend kurzer Zeit „die große amerikanische Einförmigkeit" her, vom Atlantischen bis zum Stillen-Ozean, vom Golf bis zu den nordischen Seen und Bergen. Das ist das demokratische Ziel, zu dem die amerikanische Schule hinschreitet: Bürger der großen Republik heranzubilden — einerlei, ob dabei oftmals die feine Pflanze einer alten Kultur, in einem andern, fremden Boden erwachsen, zertreten wird. Ich bin Amerikaner, antwortet das neue Kind dieses Volkes, das sich in sechs Wochen eine erstaunliche Kenntnis der amerikanischen Sprache und Sitten angeeignet hat — mein Vater ist ein Deutscher, oder Irländer, oder Italiener, oder Russe.

Dennoch werden heute Stimmen laut, die diesem Gleichmachen nicht unbedingt das Wort reden, die das bescheidenste Naturpflänzchen, wie es auch in

Digitized by Google

dem scheinbar niedrigsten Volke noch wächst und gedeiht, liebevoll gepflegt wissen wollen. Es gibt Lehrer, die ihren fremden Zöglingen zuliebe, um besser in deren Art eindringen zu können, die fremden Sprachen, selbst Yiddisch erlernen, die sich von den mitgebrachten Sitten und Gebräuchen erzählen lassen, die das Alte nicht ganz um des Neuen willen, dünkt ihnen dieses auch das Bessere verwischen möchten. Es dämmert die Erkenntnis, daß es nicht das erstrebenswerte Ziel ist, die Sprößlinge dieses Mischvolkes einzig zu Bürgern „of the greatest country in the world" zu machen, sondern zu klardenkenden, feinempfindenden Menschen, die in der ganzen, in der wirklich großen Welt wurzeln.

Blick in ein Klassenzimmer

Die Volksschule namentlich in den Großstädten unsers Landes hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie andern Ländern in solchem Maße fernliegen. Die Schulkinder der verschiedenen Völker der europäischen Welt, so verschieden untereinander wie die Pflänzlein auf der Wiese, sind dennoch aus dem einen Boden ihrer Nation erwachsen, mit denselben einheitlichen Anschauungen genährt, in derselben gesellschaftlichen Klasse, wie nach botanischer Einteilung, großgezogen. Die amerikanische Volksschule aber nimmt alles in sich auf: die verschiedenartigsten Völkerschaften, die ungleichsten Lebensstellungen, die mannigfaltigsten Glaubensbekenntnisse, Geldaristokratie, Mittelstand und Proletariertum, Weiß und Schwarz, oder Gelb und Rot. Alles das umfaßt die amerikanische Volksschule; denn Privatschulen sind nur in ganz geringer Anzahl vorhanden, Familien, die ihre Kinder durch Hauslehrer und Gouvernanten erziehen lassen, gibt es so wenige, daß sie nicht in Betracht kommen, und in den Schulen der verschiedenen Religionsgemeinden herrschen dieselben demokratischen Grundsätze wie in der religionslosen Volksschule.

Wie die Volksschule dieser schweren Aufgabe nachkommt, in praktischer und ideeller Hinsicht, wie sie bestrebt ist, das edelste Gut des nordamerikanischen Volkes, das oft mit frecher Hand betastet, oft besudelt und in den Staub gezogen wird und dennoch das feste Gefüge ist, das unsern Staatenbau zusammenhält und immer zusammenhalten wird: die Gleichheitsidee — zeigt am deutlichsten ein Besuch in den Schulen unsrer Stadt. In unsern Großstädten tritt die amerikanische Gleichförmigkeit am überraschendsten und auffallendsten zutage; deshalb läßt sich wohl von St. Louis, das mit Riesenschritten der Millionenstadt zustrebt, auf die Verhältnisse der andern Großstädte schließen, selbst auf die des großen Völkerbabels New York. So möchte ich dem Leser als Wegweiser zu einem kurzen Besuch in einigen Sankt Louiser Volksschulen dienen, die durch ihre Lage die Verschiedenartigkeit unsrer Bevölkerung und die dadurch hervorgerufenen Eigenheiten und Schwierigkeiten veranschaulichen.

Es ist natürlich, daß die vielen Neuankömmlinge aus aller Herren Ländern, die unsre Großstädte überfluten, Anschluß an ihre Landsleute suchen, die, vor ihnen gekommen, schon Erfahrung voraushaben. Daher läßt sich eine ziemlich reine Scheidung der Bevölkerung in den einzelnen Teilen unsrer Stadt vornehmen. St. Louis zieht sich ungefähr 19 englische Meilen lang und 10 Meilen breit am Ufer des Mississippi hin. Ursprünglich von

Digitized by Google

Zeichenunterricht im Freien

Franzosen gegründet, sind diese vom Amerikanertum gänzlich aufgesogen. In den ehemaligen Franzosenniederlassungen, der alten „French-town", sitzen schon seit Generationen die Süddeutschen fest, während die Einwanderer aus Norddeutschland den nördlichen Stadtteil sozusagen geschaffen haben. Dort können wir heute noch Plattdeutsch auf der Straße hören, und das Leben ist so verschieden von dem in „French-town" wie in Nord- und Süddeutschland selber. Wollen wir vom Süden aus unsre niederdeutschen Landsleute besuchen, so reisen wir mit der elektrischen Straßenbahn etwa eine Stunde lang durch die verschiedensten Weltteile. Böhmen, Deutsch-Ungarn, Rumänien, Syrien, Griechenland, alles liegt, unsern geographischen Kenntnissen zum Trotz, auf dem Wege. Wir machen einen Abstecher nach China, landen im dunkelsten Rußland oder im schwärzesten Afrika, begrüßen Italien, das sich hier zwischen den hohen Mietskasernen nach der heimatlichen Sonne sehnt, und erblicken von weitem das grüne Irland. Verschiebungen finden allerdings fortwährend statt. Rußland hat Irland verdrängt und wird nun selber von Italien weitergeschoben, während das Negerviertel sich gewaltig nach Westen ausdehnt, so das eigentliche Amerikanertum vor sich hertreibend. Im Osten, dem Fluß zu, birgt sich lichtscheues Gesindel, das keine Nation und Rassenmerkmale anerkennt, und ganz draußen, im elegantesten Westend, haust der Millionenreichtum. Reichtum macht gleich; so auch Armut. Ueberfluß und Mangel sind die Bindeglieder, die unter sich fester kitten als Herkunft, Rasse und Glaubensbekenntnis.

Deutsch-Amerika liegt uns am nächsten. Wir steigen im südlichen Stadtteil aus, an der „Shepard-School", einer der neuesten unter den nahezu hundert Volksschulen der Stadt St. Louis. Ein langer, zweistöckiger Bau mit schwerem Portal und prächtigem Treppenaufgang, umgeben von geräumigen Spielhöfen, ragt die Schule imposant aus der Menge der einfachen, aber gut gehaltenen Häuser empor. Grüne Rasenplätze, Blumenanlagen zu beiden Seiten des Mitteleingangs erhöhen den angenehmen Eindruck. Die Schulbauten der letzten zehn Jahre — und St. Louis ist emsig am Bauen, um der ständig steigenden Bevölkerung einigermaßen nachzukommen — tragen einen einheitlichen Charakter. Gerade Linien, unterbrochen durch vorspringenden Mittelbau in schwerem Sandstein oder durch turmartig aufstrebende Seitenflügel; zweistöckig mit geräumigen Korridoren, breiten Treppen und drei bis vier weiten Ausgängen, können sie die Schülermenge in wenigen Minuten ins Freie entlassen, wie kürzlich bei Ausbruch eines Feuers bewiesen worden ist. An die tausend Kinder marschierten wohlgeordnet und ohne Hast in zwei und einer halben Minute aus der Blairschule ins Freie. Die Klassenzimmer, geräumig und mit praktischen Sitzpulten versehen, ruhig in der Farbe, geschmackvoll in wenigen Verzierungen, sind so gelegen, daß das Licht sie von der ganzen Längsseite des Gebäude aus durchfluten kann. In einer eben vollendeten, der William-Clark-Schule, waren die in matten Farben gehaltenen Friese nach Mustern hergestellt, die in den Zeichenklassen der drei Mittelschulen von den Schülern entworfen worden waren.

Wie wir den breiten Wandelgang der Shepard-Schule betreten und den Bilderschmuck an der in warmem Rot getönten Wand bewundern — Geschenke früherer Schüler, die ihrer Schule ein treues Andenken bewahrt haben —, gibt gerade der elektrische Apparat an der großen Wanduhr im Zimmer des Vorstehers in allen Klassen das Zeichen zur

Digitized by Google

Frühpause. Der Strom der 1200 Kinder ergießt sich die Treppen und Gänge hinab nach den Spielplätzen, die Mädchen zur einen Seite, die Knaben zur andern, lebhaften Schrittes, doch nicht militärisch geordnet. Ist das Wetter ungünstig, bieten luftige Räume im Erdgeschoß Gelegenheit, sich für eine Viertelstunde auszutoben.

Nun beginnt gerade der Turnunterricht, drüben für die Mädchen mit Freiübungen und Tanzschritt, hier für die Knaben mit Stabübungen und Bockspringen. Europäischen Besuchern mag es auffallen, daß eine Lehrerin diese sehr männliche Art des Turnens leitet. Aber unsre amerikanischen Jungen sind es so gewohnt, „the teacher" in Kleiderrock und Bluse zu sehen, daß ihnen die energischen Kommandos der stattlichen Dame nicht anders vorkommen, als wenn sie vom Herrn Supervisor und seinen Herren Gehilfen selber gegegeben werden. Der Turnunterricht in den städtischen Schulen ist ganz nach deutschem Muster eingerichtet. Er untersteht der Oberaufsicht eines deutschen Turnlehrers mit mehreren Assistenten, die in dem deutsch-amerikanischen Turnlehrerseminar — früher in Milwaukee, jetzt in Indianapolis — ausgebildet sind. Diese geben die Anleitung und prüfen die Erfolge, während die Lehrerinnen die täglichen Uebungen vornehmen. Wie segensreich für die zwischen Mauern eingepferchten Kinder der Großstadt dieser Turnunterricht ist, beweist der Eifer, mit dem sie ihm obliegen, beweisen die freie Haltung, die geschmeidigen Bewegungen, die auch diesem kräftigen, oft derben Kinderschlag da vor uns eigen sind. Blond, blauäugig oder, wenn Haar und Augen dunkler sind, doch mit heller Färbung der germanischen Gesichtszüge, mit untersetztem Körperbau und runden Wangen — so sieht uns aus den Kindern dieser Schule im Westen Amerikas unsre eigne heimatliche Rasse entgegen. Zwei, drei Generationen mögen die Vorfahren schon unter amerikanischem Himmel, in der gleichmachenden amerikanischen Luft verlebt haben, das Deutsche schaut den Nachkommen doch noch aus den Augen. Deutsche Namen klingen an unser Ohr, unter Schülern und Lehrern, und der Vorsteher selber verleugnet nicht seine gute deutsche Art. Auch in Nord-St.-Louis gibt es Schulen, die fast ausschließlich von Kindern deutscher Abkunft besucht werden und häufig unter einem deutschen Prinzipal stehen. So war es möglich, die Kinder der vorhin erwähnten Blairschule zu einer Feier am Schillerdenkmal deutsch singen zu lassen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" und „Mit dem Pfeil und Bogen".

Der Unterrichtsgang ist in allen Schulen der gleiche. Wie er auf die Kinder wirkt, hängt nicht allein von der natürlichen Befähigung der Schüler — und der Lehrer — ab, sondern auch von der Umgebung, der Rasse, aus welcher der Schüler stammt. Es müßte interessant sein, in dieser Richtung Versuche anzustellen, die vielleicht mehr und mehr zu der von vielen Pädagogen geforderten Individualisierung der Lehrmethoden führen würden.

Auffallend war es uns, wie verschieden die Musik, ein mit großer Hingabe gepflegtes Fach in der Volksschule, auf die Kinder wirkte. Die deutschen Kinder der Shepard-Schule sangen mit vollen Lungen und der offenbaren Befriedigung, die der frische Rhythmus und die Tätigkeit ihrer kräftigen Atmungsorgane ihnen gewährten. In der Jefferson-Schule, in einem ganz andern Viertel gelegen, das fast ausschließlich von frisch eingewanderten Italienern und russischen Juden bewohnt wird, entwickelte sich in den allgemein gebräuchlichen Melodien ein besonderer Klang und Wohllaut und feines musikalisches Gefühl. Einen eignen Reiz hatte es für uns, die schöne deutsche Mendelssohnsche Weise: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so

Eine Botanikstunde

Digitized by Google

hoch da droben" (in englischer Uebersetzung der Worte) von den Lippen dieser fremdländischen, dunkeläugigen und dunkelhäutigen Kinder im fernen Amerika singen zu hören.

Die Jefferson-Schule gehört zu den älteren Schulgebäuden. Sie ist enger, winkliger, das Licht kann nicht so von allen Seiten eindringen. Reinlichkeit und geschmackvolle Ausstattung suchen das Fehlende zu ersetzen. Gerade weil die Schule in einem engbevölkerten, unschönen Stadtteil liegt, gerade weil sie von den Kindern der Armut und Niedrigkeit besucht wird, gehen die Leiter der Schule von dem Grundsatz aus, möglichst viel Helle und Schönheit zu verbreiten. Die Schulzimmer zieren blühende Pflanzen im Fenster, die Wände der

Knabenklasse beim Handfertigkeitsunterricht

Gänge passend ausgewählte Stiche nach den Werken edelster Kunst. Ein wohlhabender deutscher Bürger unsrer Stadt hat diese und ihre Schwesterschule, die neue Patrick-Henry-Schule, mit wertvollen Bildern in reicher Anzahl beschenkt.

Für die Kinder dieser Umgebung ist die Schule ein Paradies. Aus den dumpfigen Wohnräumen, wo ein jedes Eckchen eine andre kinderreiche Familie beherbergt, aus Schmutz und Unordnung und oftmals Unflat in die lichten, freundlichen Räume der Schule, zu der mütterlichen Vorsteherin, die für alle ihre Anliegen ein williges Ohr hat, zu den freundlichen Lehrerinnen, die den Sinn zu allem Höheren gleichsam spielend zu erwecken suchen. Wir erleben mit, wie diese kleinen Schmuddelfinken zuerst im Kindergarten auftauchen, scheu, unbeholfen, verstockt; wie sie allmählich in der sie umgebenden Atmosphäre zu andern Geschöpfen werden, gewaschen und gekämmt, die Kleider geflickt und reinlich, zutraulicher im Wesen, freier und doch bescheidener. Denn die Schulerziehung der Kinder hat eine rückwirkende Kraft auf die der Eltern.

Diese Schulen verfügen über ausgezeichnete Badeeinrichtungen. Im Erdgeschoß sind reihenweise Sturzbäder angebracht, auf der einen Seite für die Knaben, auf der andern für die Mädchen. Klassenweise werden die Kinder zum Baden kommandiert, so daß jede Woche einmal jedes Kind sein Bad bekommt. Eine energische Irländerin sorgt dafür, daß alles in Ruhe vor sich geht und die Wasserpanscherei nicht zum Hauptzweck des Schultages wird. Auf Befragen, ob das Baden gut ginge, antwortete es vor und hinter den Gardinen mit einem überzeugten „Ja". Nur eine kleine kugelrunde Deutsch-Russin, die sich ihren schwarzen Haarwust unter dem elektrischen Trockenapparat ordnete, schüttelte energisch den triefenden Kopf. Vielleicht ist's ihre Mutter gewesen, die eines Tages aufgeregt gelaufen kam und bei der Vorsteherin dagegen protestierte, daß man mit ihrem Kinde etwas täte, was ihr in den vierzig Jahren ihres Lebens noch nie vorgekommen sei: nämlich ein Bad zu nehmen.

Mit roten Backen und glänzenden Augen sitzt dann hernach diese Schar im Klassenzimmer, entweder im Textbuch für sich das früher Gelernte im Gedächtnis befestigend oder mit der Lehrerin weiterarbeitend in dem betreffenden Fach. Oder die Kinder ziehen klassenweise von der Jefferson-Schule wenige Straßengevierte weit in die große Patrick-Henry-Schule, um dort am Handfertigkeitsunterricht und an den gymnastischen Uebungen teilzunehmen, wozu es in der eignen Schule an

Digitized by Google

Im Kindergarten

Platz gebricht. Da finden wir sie wieder, die Knaben an der Hobelbank und die Zeichnungen für ihre Bilderrahmen oder Kasten aller Art entwerfend, die Mädchen in der Kochschule und beim Nähen.

Die neue Patrick-Henry-Schule ist eine der schönsten in der Stadt. Imposant und massig liegt der mächtige Steinbau zwischen den elenden Baracken und Kasernen dieses alten, trotz beständigen Ueberwachens verwahrlost und schmutzig aussehenden Stadtteils. Breite Steintreppen führen zu einem

Freiübungen im Schulhof

Digitized by Google

Vorbau empor, der dem Gebäude etwas Schloßartiges gibt. Der Kindergarten ist geschickterweise in diesem von allen Seiten lichtdurchfluteten Geviert untergebracht. Ein idealer Raum für die spielenden, singenden und spielend lernenden Kleinsten.

In diesen Schulen sind kürzlich Klassen für die Kinder von frisch Eingewanderten eingerichtet worden, die der englischen Sprache nicht mächtig sind. Bisher wurden diese Schüler entweder ihrem Alter gemäß in den Klassen verteilt und bildeten so ein Hindernis zum raschen Weiterkommen, oder sie kamen ihrer Sprachunkenntnis halber in die Anfängerklassen und blieben in allen Fächern zurück. Jetzt widmen sich ihnen zwei Lehrerinnen ausschließlich, und es ist erstaunlich, in welch kurzer Zeit sie so viel von der fremden Sprache in sich aufnehmen, daß sie mit ihrer eigentlichen Klasse weitergehen können. Diese „foreigner's classes" sollen noch in einigen andern Schulen eingeführt werden, zum Beispiel in der Laclede-Schule, die fast nur von fremdgeborenen Schülern, meistens Griechen und Syriern, besucht wird, ausgenommen die vier kleinen Chinesen im Kindergarten, die in St. Louis das Licht der Welt erblickt haben.

Badeanstalt für Knaben in der Jefferson-Schule

Von diesen Schulen in den „slums", den dichtesten und elendesten Stadtteilen, in denen die Fremdlinge innerlich und äußerlich zu Amerikanern umgewandelt werden, selbst von der schönen neuen Schule aus dem Deutschenviertel, die das Amerikanisieren nicht mehr zu betonen braucht, bis zu einer der elegantesten städtischen Schulen im Westend, der prächtigen, fast palastartigen William-Clark-Schule, ist eine Reise in eine andre Welt. Auch hier der demokratische Zug: wir sehen einen kleinen Dandy neben einem Bürschchen mit einem Batzen im Beinkleid, ein Mädchen im abgetragenen Mäntelchen der verschämten Armut neben einem vollendeten Dämchen à la mode. Vorsteher und Lehrerinnen sind ebenso voll Liebe zur Sache wie in den andern Schulen, der Gang des Unterrichts ist derselbe — und dennoch ein Unterschied: wir sehen nicht so sehr die Dankbarkeit aus den Augen dieser manierlichen Kinder leuchten, wie drunten in den Augen der Unmanierlichen, denen die Schule so vieles ersetzt, was ihnen das Zuhause nicht gewähren kann; und wir vermissen den fröhlich-vertrauenden Ton, der uns im Deutschenviertel entzückt hat. Es fehlt hier unter den Stockamerikanern das ausgesprochen Kindliche, die unbewußte Naivität, die von abgeschliffenen Umgangsformen nicht ersetzt werden kann.

Die Unterrichtsmethoden haben in den letzten zehn Jahren bedeutende Umwandlungen erfahren. Deutsche Gedanken sind vielfach zu amerikanischen Taten geworden. Wenn wir hier in Amerika experimentieren, und das tun wir gern und oft, so geschieht es aus dem Großen und Vollen. Gleich das ganze Schulsystem wird umgemodelt. Aber was ist all unsre Erziehung in der ganzen Welt andres als ein ewiges Suchen nach dem Vollkommenen, das wir nie erreichen, dem wir nur um eine kleine Strecke näherkommen möchten? Ein bestimmter Zug aber prägt sich dem amerikanischen Schulwesen immer deutlicher auf. Ob die Pädagogen ihn für richtig oder verkehrt halten, ob ein Mittelweg eingeschlagen werden sollte, der die frühere trockene Lehrart mit der jetzigen fliegenden verbände — das sind Fragen, die hier nicht erörtert werden können. Vom Kindergarten, der hier zu einer Vollkommenheit ausgebildet ist wie nirgend im Lande seines Schöpfers, bis hinauf zur Mittelschule, die den Zögling mit bester Ausrüstung für das praktische Leben zu entlassen bestrebt ist, herrscht dieser Grundsatz, auf dem das amerikanische Schulwesen beruht: das Kind „tun" zu lehren — learning by doing. Deshalb nimmt auch das „manual-training", die Erziehung zu Handarbeit und Gewerbe, einen so großen Raum in dem Unterrichtsgang namentlich der Mittelschulen ein, der „high-schools", wie wir sagen, auf deren Besonderheit wir in diesem Aufsatz nicht näher eingehen können. Wie die Kinder im Kindergarten sehen lernen, wie die Kleinsten der Kleinen schon lernen, das Geschaute mit dem inneren Auge zu erfassen und mit der Hand in Zeichnungen wiederzugeben, so wird der Schüler durch die ganzen Lernjahre immer wieder darauf hingewiesen, selbst zu sehen, das

Digitized by Google

Gesehene und Erlebte im Geiste zu prüfen, zu verarbeiten und den eigengewonnenen Ergebnissen selbständigen Ausdruck zu geben. So bleibt das Zeichnen nach der Natur ein wichtiger Unterrichtszweig vom Kindergarten bis zum Abgang. Spielend wird das Kind aus dem Kindergarten in die ersten Schuljahre eingeführt. Der erste Unterricht im Rechnen zum Beispiel bestand in der Shepard-Schule im „Kaufmannspielen": ein kleiner Laden mit Vorräten aller Art, ein kleiner Kaufmann dahinter, der abmaß, wog und schnitt, die kleinen Kunden, die vorher nach Angabe der Lehrerin, nach genauem Begreifen der Aufgabe, ihre Münzen aus Pappe abgezählt und verteilt hatten und nun mit großer Wichtigkeit die im Exempel verlangten Einkäufe machten. Und da liegt die Gefahr dieser Methode, etwas Spielerisches bleibt leicht an ihr haften, wo sie nicht von dem Lehrer mit einem Zug ins Große aufgefaßt wird.

Learning by doing — ich glaube, darin liegt das Wesentliche der amerikanischen Lehrweise begründet: ihr Ziel ist nicht, dem Kinde einen bestimmten fertigen Wissensschatz fürs Leben mitzugeben, sondern es zu befähigen, sich diesen Wissensschatz selber anzueignen, alle seine Fähigkeiten so zu entwickeln, daß es imstande ist, das Leben tätig zu erfassen, aber auch seine geistige Seite zu erkennen, zu erstreben.

Daher der freie Schulunterricht, die freien Schulbücher für reich und arm, um allen Kindern dieselbe Gelegenheit zuteil werden zu lassen; daher das Gleichmachen der Grundlagen, die den eignen Aufbau gestatten.

Es ist ein optimistischer Zug, der durch unser ganzes Leben geht und den auch die augenblickliche hysterische Sucht nach einem Uebermaß von Gesetzen nicht zu unterdrücken vermag, dieses: Let well enough alone — dieses die menschliche Natur sich aus sich selbst entwickeln lassen zum Höchsten, wie wir es verstehen. Dieser Zug hat unser Land zu dem gemacht, was es ist, im Guten und im Schlimmen.

Die Kochklasse in Tätigkeit

Digitized by Google

Das Recht der Luftschiffahrt

Von

Dr. jur. Ernst Grüttefien

Der Aufschwung, den in allerneuester Zeit die Luftschiffahrt, sei es mit Luftballons, sei es mit ballonlosen Flugmaschinen (Aeroplanen), genommen hat, eröffnet unserm modernen Verkehrsleben ganz ungeahnte Perspektiven. Auch Recht und Gesetz müssen diesen folgen. Freilich wird das nicht so leicht sein, denn das Recht ist starr und konservativ. Es klebt am Alten und Hergebrachten und vermag sich neuen Lebensverhältnissen nur langsam und schwerfällig anzupassen. Mit andern Worten, der juristische Erfindungsgeist des Menschen bleibt hinter dem technischen weit zurück. Gerade unser Zeitalter, das „Jahrhundert der Erfindungen", hat mit der Entdeckung der Dampfkraft und der Elektrizität unser Recht vor schwierige neue Probleme gestellt, die es zum Teil noch heute nicht voll gelöst hat. Die Luftschiffahrt fügt diesen Problemen ein neues hinzu, das sich auf alle Gebiete des Rechtes, das Privatrecht wie das öffentliche Recht, insbesondere auch auf das internationale Recht erstreckt. Die vorhandenen Rechtsnormen sind nur sehr wenig geeignet, um den Bedürfnissen der Luftschiffahrt gegenüber dem Privateigentum und dem Staatsbegriff Rechnung zu tragen. Das Recht soll aber, wenn es seine Aufgabe richtig erfaßt, einem neuen Verkehrsmittel fördernd zur Seite stehen und ihm nicht unnötige Fesseln anlegen. Da ist es denn erfreulich, daß sich bereits der Pionier der Rechtswissenschaft, die juristische Literatur, der Luftschiffahrt anzunehmen beginnt. Insbesondere war es das Institut de Droit International, das auch dem Rechte der Luftschiffahrt Beachtung schenkte. Der Franzose Fauchille arbeitete für die Brüsseler Tagung des Instituts im Jahre 1902 ein förmliches Reglement für Luftschiffe aus, das sich allerdings in der Hauptsache auf völkerrechtliche Grundsätze beschränkte. Auch die beiden Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 haben sich mit den Luftschiffen beschäftigt, aber nur insofern, als das Luftschiff auch eine, unter Umständen furchtbare Kriegswaffe sein kann. Auch juristische Monographien beschäftigen sich mit dem Luftrecht. Wir erwähnen Grünwald, „Das Luftschiff in völkerrechtlicher und strafrechtlicher Beziehung" (1908), und namentlich Meili, „Das Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht" (Zürich 1908), der zum erstenmal das Recht der Luftschiffahrt in allen seinen Beziehungen beleuchtet.

Wenn wir es nun unternehmen, die rechtlichen Wirkungen der Luftschiffahrt in allen ihren Möglichkeiten zu untersuchen, so wollen wir mit dem kleineren Rechtskreise, dem privatrechtlichen, beginnen und sodann zu dem des öffentlichen und des internationalen Rechts aufsteigen. Im Rahmen des Privatrechts ist zunächst das Verhältnis des Luftschiffers zum Grundeigentümer zu erfassen. Ein Sprichwort sagt: „Frei wie der Vogel in der Luft!" Aber ist auch der Ballon oder die Flugmaschine, die durch die Lüfte streicht, frei wie der Vogel? Ist die Luft überhaupt frei? Man spricht auch von einem Luft„meer". Jedermann weiß, daß, abgesehen von den Küstengewässern und geschlossenen Gewässern, das Meer frei ist. Es gehört niemand.

Wie aber ist das mit der Luft? Schon das römische Recht bestimmte hier, daß dem Grundstückseigentümer nicht nur die Oberfläche der Erde gehört, sondern auch der Raum senkrecht darunter in die Tiefe und der Luftraum senkrecht darüber bis zum Himmel. Dieser Grundsatz mit seiner ungeheuerlichen Uebertreibung des Eigentumsbegriffes ist aus dem römischen Recht in fast alle Rechte der Kulturwelt übergegangen. Nur einige ganz moderne Rechte haben begonnen, dieses schimärische Recht des Eigentümers einzuschränken. So bestimmt das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch im Paragraphen 905:

„Das Recht des Eigentümers eines Grundstücks erstreckt sich auf den Raum über der Oberfläche und auf den Erdkörper unter der Oberfläche. Der Eigentümer kann jedoch Einwirkungen nicht verbieten, die in solcher Höhe oder Tiefe vorgenommen werden, daß er an der Ausschließung kein Interesse hat."

Als „Interesse" des Grundeigentümers wird dabei nur ein wirkliches und ernstliches anerkannt. Zur bloßen Schikane oder als Mittel zur Erpressung soll das Recht nicht dienen. Das bestimmt das Bürgerliche Gesetzbuch im Paragraph 226, welcher lautet:

„Die Ausübung eines Rechtes ist unzulässig, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem andern Schaden zuzufügen."

Digitized by Google

Die Luftschiffe befinden sich in der Regel in einem Luftgebiete, das dem Interessenkreis des Grundeigentümers gänzlich entrückt ist. Nach deutschem Rechte kann also jedenfalls kein Grundeigentümer den Luftschiffen das Durchkreuzen des Luftraumes über seinem Grundstück verwehren, und der Luftschiffer bedarf daher zu diesem Zwecke keines Expropriationsrechts.

Anders steht es schon mit der Landung und dem Aufstieg auf fremdem Grund und Boden. Zu einem Aufstieg auf fremdem Grund und Boden bedarf der Luftschiffer in jedem Falle der Genehmigung des Grundeigentümers. Bei einer Landung ist zu unterscheiden, ob sie eine unfreiwillige, das heißt durch eine Notlage oder drohende Gefahr veranlaßte, oder eine freiwillige war. Im letzteren Falle könnte der Grundeigentümer die Landung verbieten, im ersteren Falle dagegen nicht. Hier greift Paragraph 904 des Bürgerlichen Gesetzbuches ein. Derselbe lautet:

„Der Eigentümer einer Sache ist nicht berechtigt, die Einwirkung eines andern auf die Sache zu verbieten, wenn die Einwirkung zur Abwendung einer gegenwärtigen Gefahr notwendig und der drohende Schaden gegenüber dem aus der Einwirkung dem Eigentümer entstehenden Schaden unverhältnismäßig groß ist. Der Eigentümer kann Ersatz des ihm entstehenden Schadens verlangen."

Da bei einer durch Notlage erzwungenen Landung von Luftschiffern stets Lebensgefahr droht, so ist der dem Eigentümer des Grundstücks durch die Landung des Luftschiffes drohende Schaden, mag er noch so groß sein, doch immer als unverhältnismäßig gering gegenüber dem den Luftschiffern drohenden Schaden anzusehen, und der Eigentümer darf die Einwirkung auf sein Grundstück durch Landen des Luftschiffes nicht verbieten. Dagegen muß der Luftschiffer den gesamten entstandenen Schaden ersetzen. Auch für den durch Auswerfen von Ballast entstandenen Schaden ist der Luftschiffer haftbar.

In Zukunft wird die Luftschiffahrt zweifellos der Anlage fester oder schwimmender Stationen bedürfen. Zu diesem Zweck wäre eine Ausdehnung des Enteignungsrechts auch auf Luftschiffahrtsunternehmen ins Auge zu fassen.

Aber wir haben damit die privatrechtlichen Beziehungen, in welche die Luftschiffahrt treten kann, noch nicht erschöpft. Das Luftschiff soll ein Verkehrsmittel, insbesondere ein Transportmittel werden. Wird es auch vielleicht niemals einem Massenverkehr dienen wie die Eisenbahn und das Dampfschiff, so verlangt es doch eine analoge Behandlung. Auch hier ist die Aehnlichkeit zwischen See- und Luftschiff am naheliegendsten. Es wird sich ein luftrechtlicher Transport- oder Passagevertrag nach Analogie des seerechtlichen entwickeln. Auch der Warentransport auf Luftschiffen dürfte dem seerechtlichen nachzubilden sein, so bezüglich der Ausgabe von Konnossementen, auch die Grundsätze der Bodmerei (Darlehensaufnahme während der Reise gegen Verpfändung von Luftschiff und Fracht durch den Luftschiffführer) und der Haverei (gemeinsame Tragung des zur Errettung des Luftschiffes und der Ladung, zum Beispiel durch Auswerfen eines Teiles der Ladung als Ballast, von dem Luftschiffführer vorsätzlich zugefügten Schadens) dürften aus dem Seerecht auf die Luftschiffahrt zu übertragen sein. Ferner müssen auch Fälle von Kollisionen von Luftschiffen nach Analogie des Seerechts zu behandeln sein. Auch der luftrechtliche Dienstvertrag zwischen der Luftschiffunternehmung und den Angestellten sowie die Machtvollkommenheit des Luftschiffkommandanten dürfte am besten nach seerechtlichem Muster geregelt sein. Wichtig ist auch die Haftpflicht der Luftschiffahrtsunternehmung für die beim Betriebe der Luftschiffahrt getöteten oder verletzten Personen. Höhere Gewalt wäre auch hier als Nichthaftungsgrund anzuerkennen. Dem Gerichtsstand des Heimatshafens entsprechend wäre für Luftschiffe der zivilprozessualische Gerichtsstand des Ortes zu deklarieren, von dem aus die Luftschiffahrt betrieben wird, woneben wahlweise noch die besonderen gesetzlichen Gerichtsstände zuzulassen wären.

Damit wären die wichtigsten privatrechtlichen Fragen, welche sich auf die Luftschiffahrt beziehen, wenigstens gestreift worden. Vieles ist in dieser Beziehung noch Zukunftsmusik. Eine internationale Regelung dieser Fragen dürfte sich empfehlen.

Wir kommen nunmehr zum öffentlichen Recht. Hier sei zunächst ein kurzer Blick auf das Strafrecht geworfen. Auch in einem Luftschiff oder von einem Luftschiff aus können strafbare Handlungen verübt werden, zum Beispiel Dynamitverbrechen oder Spionage. Wohl alle modernen Strafrechte stehen im wesentlichen auf dem Territorialitätsprinzip, das heißt sie bestrafen alle in der Sphäre ihrer Gebietshoheit begangenen strafbaren Handlungen, gleichviel ob die Täter Inländer oder Ausländer sind. Der staatlichen Gebietshoheit unterliegt aber nicht nur das feste Land und das Küstenmeer, sondern der Staat maßt sich auch, ähnlich wie der Grundeigentümer, die Herrschaft über den Luftraum an. Wie weit diese Herrschaft des Staates in den Luftraum hineinreicht, ist in der staatsrechtlichen Literatur streitig. Viele halten das Luftrecht des Staates für unbeschränkt, andre nehmen Grenzen an, so zum Beispiel v. Holtzendorff, der die Herrschaft des Staates in dem Luftraum bis zu einer Höhe von 1000 Metern, von der höchsten Bodenerhebung aus gerechnet, anerkennen wollte. Auch hier erheben sich internationale Schwierigkeiten. Denn stellt man sich auf den Standpunkt der unbeschränkten Luftherrschaft des Staates, so gebührt ihm auch das gesamte Strafrecht über die in oder von Luftschiffen über seinem Gebiet begangenen Delikte, mögen die Täter In- oder Ausländer sein. Nimmt man aber von einer gewissen Zone an ein freies Luftmeer an, so muß nach Analogie des Seerechts auch hier die Fiktion gelten, daß die Luftschiffe innerhalb des freien Luftmeeres als schwimmende bewegliche Objekte ihres Heimatstaates anzusehen sind. Staats- und Kriegsluftschiffen müßte aber nach völkerrechtlicher Analogie der Seeschiffe selbst in dem fremder Staatshoheit unterworfenen Luftraum die Exterritorialität zuerkannt werden. Ein befriedigendes Resultat kann auch hier nur eine internationale Regelung ergeben.

Der von Fauchille im Institut de Droit International ausgearbeitete Entwurf schlägt folgende

Digitized by Google

Bestimmung vor: „Die strafbaren Handlungen, welche an Bord von Luftschiffen, in welchem Teile des Luftraums immer, von der Besatzung oder von andern an Bord befindlichen Personen verübt werden, fallen unter die Jurisdiktion des Staates, welchem das Luftschiff seiner Nationalität nach gehört, und werden nach den Gesetzen dieses Staates beurteilt, gleichviel welcher Nationalität die Urheber oder die Opfer der strafbaren Handlungen sind." Nach dieser Fassung würde jedoch vom Luftschiff aus betriebene Spionage straflos bleiben, da kein Staat die im Ausland betriebene Spionage unter Strafe stellt. Ueber einem fremden Staatsgebiet von einem Luftschiff aus begangene Delikte, welche die Sicherheit dieses fremden Staates gefährden, müßten der Strafkompetenz dieses fremden Staates unterliegen, wenn die Ergreifung der Täter ihm gelingt. Fauchille selbst hat eine ähnliche Ausnahme statuiert. Auch gegen ein Luftschiff können Verbrechen begangen werden, entweder von der Erdoberfläche (Land oder Meer) aus oder von einem andern Luftschiff. Da kein Staat seine Untertanen dem Auslande zur Bestrafung ausliefert, müßte also hier der Staat, von dessen Gebiet aus das Delikt verübt ist, die Strafpflicht übernehmen. Es ergeben sich auch noch manche andern komplizierten Strafrechtsfragen, auf die hier jedoch schon aus Raumgründen nicht näher eingegangen werden kann.

Das Strafrecht bildet den natürlichen Uebergang zum Staats- und Völkerrecht. Hier taucht die wichtige Frage der Stellung der Luftschiffahrt zum Staate überhaupt auf. Soll die Luftschiffahrt verstaatlicht oder soll neben dem Staatsbetrieb auch der Privatbetrieb gestattet werden? Für einen Staatsbetrieb, wenn auch nicht unbedingt einen ausschließlichen, sprechen starke Gründe, unter denen die militärischen mit in erster Reihe stehen. Das Deutsche Reich hat denn auch bereits die vom Grafen Zeppelin konstruierten Luftschiffe käuflich gegen einen Preis von $2^1/_8$ Millionen Mark erworben. Ein Staatsbetrieb würde auch eine größere Sicherheit der Luftschiffahrt garantieren. Soweit aber ein Privatbetrieb zugelassen wird, müßte der Staat mit scharfen Kontrollmaßregeln einsetzen. Luftschiffahrtunternehmungen gewerblicher Natur müßten einer staatlichen Konzession unterworfen und das Personal einer strengen Prüfung unterzogen werden. Es müßte auch eine Art Luftpolizeirecht über Beleuchtung der Luftschiffe bei Nacht, über Vorsichtsmaßregeln beim Landen und so weiter ausgearbeitet werden.

Den Schluß unsrer Ausführungen möge das Völkerrecht bilden, das gerade in der Luftschiffahrt eine so große Rolle spielt. Soweit Privatluftschiffe oder Handelsluftschiffe in Betracht kommen, haben wir bereits früher auf diejenigen Punkte hingewiesen, die der völkerrechtlichen Regelung bedürfen. Es bleibt hier noch das Luftkriegsrecht zu erörtern. Auf der ersten Haager Friedenskonferenz wurde folgende Deklaration angenommen: „Die vertragschließenden Mächte sind dahin übereingekommen, daß das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf andern ähnlichen neuen Wegen für die Dauer von fünf Jahren verboten ist."

Dieses völkerrechtliche Verbot wurde auch in der zweiten Friedenskonferenz im Haag, nachdem es inzwischen durch Zeitablauf bereits erloschen war, wieder diskutiert, und es wurde die Erneuerung des Verbots in folgender Fassung vorgeschlagen: „Die Vertragsmächte sind dahin übereingekommen, daß für einen bis zum Schlusse der dritten Friedenskonferenz reichenden Zeitraum das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf andern ähnlichen neuen Wegen verboten ist."

Allein verschiedene große Militärmächte lehnten die Erneuerung des Verbotes ab, und so ist die Deklaration der ersten Friedenskonferenz durch Fristablauf hinfällig geworden. Dagegen dürfte die Bestimmung der zweiten Friedenskonferenz, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, in Artikel 35: „Es ist untersagt, unverteidigte Städte, Dörfer, Wohnstätten und Gebäude, mit welchen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschießen," auch auf die Beschießung von Kriegsluftschiffen aus anzuwenden sein. Von Interesse ist noch die Frage, ob im Kriege gefangene Luftschiffer als Spione oder als Kriegsgefangene zu behandeln seien. Noch während des Deutsch-Französischen Krieges drohte Bismarck, die Luftschiffer den Spionen gleichzustellen. Schon die erste Haager Friedenskonferenz hat aber in Artikel 29 der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges die Bestimmung aufgenommen: „Die Personen, die in Luftschiffen befördert werden, um Nachrichten zu überbringen oder um überhaupt Verbindungen zwischen den verschiedenen Teilen eines Heeres oder eines Gebietes aufrechtzuerhalten, gehören nicht zu den Spionen."

Auch bezüglich der Pflichten der Neutralen spielt die Luftschiffahrt im Kriege eine Rolle. Wenn Neutrale auf Luftschiffen Kriegskonterbande führen, so ist sie der Wegnahme ebenso ausgesetzt wie im Seekriegsrecht. Ebenso darf der Luftraum über neutralen Staaten nicht zu kriegerischen Operationen benutzt werden, und Kriegsluftschiffe der kriegführenden Parteien, die auf neutrales Gebiet verschlagen werden, müssen abrüsten.

Man sieht, wie weit sich die rechtlichen Wirkungen erstrecken, welche das allermodernste Verkehrsmittel, die Luftschiffahrt, die auch zugleich das neueste Kriegswerkzeug ist, nach sich zieht. Viele der Fragen können nur auf internationalem Wege gelöst werden, die für diese größte Errungenschaft der modernen Technik kein Hemmschuh, sondern die Basis der Fortentwicklung bildet.

Digitized by Google

Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg

Kaiser Wilhelm II.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag am 27. Januar

Digitized by Google

Literatur

Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. Von August Sperl. Geheftet M. 8.50, gebunden M. 10.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Eigenschaften, die den Dichter Sperl seinen Lesern so lieb machen, sind auch dem Historiker treu geblieben, als er die Geschichte des alten standesherrlichen Geschlechtes Castell in anschaulicher, fesselnder Darstellung gestaltete. Sperl hat ein Werk geschaffen, das wohl als das erste seiner Art in Deutschland bezeichnet werden darf: insofern, als hier zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, die Geschichte eines Dynastengeschlechts aus der Fülle archivalischer Nachrichten aller Art in fortlaufend aneinander gereihten intimen Schilderungen darzustellen; aber auch insofern, als dieser Versuch von einem echten, warmherzigen und klarblickenden Dichter gemacht worden ist. Man kann wohl sagen, daß „Castell" ein Gegenstück zu Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" bedeutet. August Sperls „Castell" ist sowohl ein überaus wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands, der bei der historischen Fachwissenschaft die verdiente Würdigung finden wird, wie zugleich eine schöne Gabe an die Verehrer des Dichters Sperl.

Zwei berühmte Werke der älteren romanischen Prosaliteratur, des Cervantes unsterblicher „Don Quixote" und Lesages „Geschichte des Gil Blas von Santillana", sind jüngst in feinen, geschmackvollen Ausgaben des Insel-Verlags in Leipzig erschienen. Die dreibändige Don-Quixote-Ausgabe (in Leinen geb. M. 14.—, in Leder M. 18.—) ist die erste in Deutschland, die Handlichkeit und ein würdiges äußeres Gewand mit der sorgfältigsten Behandlung des Textes verbindet. Der Bearbeiter, Konrad Thorer, hat aus dem spanischen Original unter Benutzung der formschönen, wenn auch oft ungenauen und nicht vollständigen Uebertragung von 1837, die Heine einleitete, einen deutschen Don Quixote geschaffen, der an Zuverlässigkeit der Wiedergabe und sprachlichem Charakter alle früheren deutschen Ausgaben übertrifft. Ein in die Tiefe gehendes Essay von Felix Poppenberg leitet ihn ein. — Lesage darf als der eigentliche Schöpfer des modernen französischen Sittenromans und sein Meisterwerk, der „Gil Blas", als eines der amüsantesten und genialsten Bücher, die jemals geschrieben wurden, bezeichnet werden. Das Werk enthält die Geschichte eines durchtriebenen Glücksjägers, der sich aus gemeinen Verhältnissen nach den mannigfachsten Abenteuern zu einer glänzenden Stellung am Hofe hinaufschwingt. Die ganze Fülle des Lebens, die verschiedensten Berufe und Stände, Landstraße und Hof ziehen, mit unerbittlich strengem Auge gesehen, aber mit humorvoller Laune geschildert, im bunten Wechsel an uns vorüber, und die mit dramatischer Kunst erzählten Geschehnisse halten uns in beständiger Spannung. Was den Genuß dieses klassischen Werkes für uns heute beeinträchtigt, ist, daß es allzu umfangreich und stellenweise zu weitschweifig ist. Diesem Mangel hat der Uebersetzer der neuen Ausgabe (geb. M. 12.—) durch eine sorgsame Entfernung von Einschiebungen, die nicht zur eigentlichen Handlung gehören, mit Glück abgeholfen. Einen besonderen Schmuck erhält das Werk durch die Wiedergabe der reizvollsten Kupfer aus den beiden Folgen, die Chodowiecki einst für den „Gil Blas" gestochen hat.

Der kürzlich hier erwähnten „Bibliothek wertvoller Memoiren" läßt der Gutenberg-Verlag in Hamburg eine ebenso angelegte und ausgestattete „Bibliothek denkwürdiger Reisen" folgen, das erste großzügige Unternehmen seiner Art, das seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland ins Leben getreten ist. Die Sammlung, die Dr. Ernst Schultze in Verbindung mit einer Anzahl der hervorragendsten Fachgelehrten herausgibt, wird sich weder auf eine bestimmte Zeit noch auf ein einzelnes Volk beschränken. Alle Nationen, die in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine Rolle gespielt haben, sollen berücksichtigt werden, und ebenso sollen alle Zeiten zu Worte kommen, aus denen uns die Schilderungen von Teilnehmern wichtiger geographischer Entdeckungsfahrten aufbewahrt sind. Als erster Teil ist jüngst ein von Dr. E. Hennig bearbeiteter und erläuterter Auszug aus den Tagebüchern James Cooks über seine Weltumsegelungsfahrten (1768—1780) erschienen (geh. M. 6.—). Diese Aufzeichnungen machen uns mit der bedeutenden Persönlichkeit und den ewig denkwürdigen Großtaten des Entdeckers der Südseeinseln genau und in der fesselndsten Weise bekannt. Wir lernen ebensosehr die gewaltige Energie Cooks wie seine hervorragende Geschicklichkeit bei der Durchführung seiner Pläne bewundern und verfolgen mit starker Anteilnahme, wie er der Pionier der englischen Tochterstaaten in der Südsee wurde. Die Fülle seiner ethnographischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen macht das Buch zu einer unerschöpflichen Fundgrube kultureller Erkenntnis. Dem gehaltvollen Buche, das nicht nur der gebildete Erwachsene, sondern auch die reifere Jugend mit dem größten Interesse lesen wird, sind mehrere Abbildungen nach Zeichnungen des Landschaftszeichners der dritten Expedition Cooks und eine vorzügliche Seekarte beigegeben.

Eine bei ihrem ersten Erscheinen mit lebhaftem Interesse begrüßte Veröffentlichung des Straßburger Archäologen Adolf Michaelis, „Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen", ist unlängst in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage erschienen (Leipzig, E. A. Seemann, gebd. 7 Mark). Das ungemein anziehend, schlicht und doch nicht ohne Würze geschriebene Buch gibt dadurch, daß es die Geschichte der Ausgrabungen antiker Kunst von den Tagen Winckelmanns an erzählt, einen lückenlosen Ueberblick über die Resultate dieser Tätigkeit, wobei die rein künstlerische Bewertung der einzelnen Werke nicht außer acht gelassen ist. Den Schluß des Buches bildet eine dankenswerte chronologische Uebersicht, welche die Arbeit und Ergebnisse eines jeden Jahres noch einmal zusammenfaßt. — Eine weitere Neuerscheinung des gleichen Verlages beschäftigt sich mit dem „Altrömischen Kulturleben". In diesem Buche (gebd. 5 Mark) hat Arno Meißner es mit vielem Geschick unternommen, in knapper Form eine abgerundete Darstellung der Lebensäußerungen, Sitten und Gebräuche der alten Römer zu geben und in gemeinverständlicher Form ohne viele gelehrte Auseinandersetzungen das zu erzählen, was uns heute davon noch interessieren kann. Das empfehlenswerte Buch vermittelt reiche Belehrung in angenehmster Form.

In zweiter, verbesserter Auflage liegt das bei Otto Holtzes Nachfolger in Leipzig erschienene Taschenwörterbuch der Spanischen und Deutschen Sprache von Professor F. Moesch und Dr. G. Diercks vor (geh. M. 4.50; erster Teil: Deutsch-Spanisch; zweiter Teil: Spanisch-Deutsch). Die Verfasser haben es sich angelegen sein lassen, das Material für das sorgsam ausgearbeitete Werk unter Zugrundelegung des neuesten, von der Königlichen Akademie zu Madrid herausgegebenen spanischen Wörterbuchs nur aus den besten Quellen deutscher, französischer und englischer Wörterbuchliteratur zu schöpfen. Durch ein sehr rationelles System von Abkürzungen ist es den Verfassern möglich geworden, den Wortschatz dieses Taschenlexikons so reich zu bemessen, daß es sich in dieser Hinsicht selbst mit großen Wörterbüchern messen kann.

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman von Josef Ponten. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Dieser neue Roman von Josef Ponten, dessen Erstlingswerk „Jungfräulichkeit" so großes und berechtigtes Aufsehen erregte, ist wieder ein bedeutsames Zeugnis seines starken Könnens und seines ernsten Wollens. In überraschender Fülle, in greifbarer Anschaulichkeit ziehen die Gestalten des weitumfassenden Bildes, das der Dichter in „Siebenquellen" gibt, am Auge des Lesers vorüber. Ponten wollte in diesem Buch den Roman einer ganzen Landschaft geben, eine künstlerische Spiegelung ihrer Natur, ihres Menschenschlags, ihrer sozialen, gewerklichen und geistigen Kultur. Diese Landschaft ist das Grenzland zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien; und wer „Siebenquellen" gelesen hat, wird meinen, diesen Landstrich, der den meisten Deutschen rechts des Rheins Terra incognita ist, wie aus eigner Anschauung kennen gelernt zu haben, so lebendig im ganzen, so voll frappierender, sich einprägender Einzelzüge ist das Bild, das der Dichter von der Landschaft entworfen hat. Der Träger der Heimatgedanken, die Ponten in seinem Werke niedergelegt hat, ist der letzte Sproß eines uralten einheimischen Geschlechts, der in seinem gemeinnützigen Streben sich immer aufs neue enttäuscht sieht, ohne dadurch in seiner inneren Entwicklung aufgehalten zu werden. Wenn dem Werke eine einheitlich durchgehende Handlung im gewöhnlichen Romansinn fehlt, so entschädigt dafür in überreichem Maße die Menge der menschlichen Typen und Schicksale, die immer wieder unser Interesse fesseln und die, scheinbar zwang- und absichtslos, doch in wohl abgewogener Komposition sich zu einem architektonisch reichgegliederten Ganzen zusammenschließen.

Digitized by Google

Eine Gerettete muß durch die Straßen geführt werden

Verbandplatz in Messina

Verwundete und Obdachlose auf dem Bahnhof von Messina

Vom Erdbeben in Sizilien und Kalabrien

Aufnahmen von Menasci-Dubois, Fiorilli und andern

Digitized by Google

Trümmer und Leichen am Strand von Messina

Das Erdbeben in Sizilien und Kalabrien

Als die ersten Nachrichten von dem großen Erdbeben, das Sizilien und Kalabrien am 28. Dezember vorigen Jahres heimsuchte, die Welt durcheilten, da mochte man wohl annehmen, daß das Unglück demjenigen gleichkomme, das im Jahre 1783 dort 300 Ortschaften vernichtete und dem 30000 Menschen zum Opfer fielen. Die weiteren Hiobsposten aber machten zur Gewißheit, daß die Katastrophe wohl die schwerste ist, welche die Landstriche jemals betroffen hat. Messina ist nicht mehr, und Reggio ist ein Trümmerhaufen! Das von dem Erdbeben heimgesuchte Gebiet hat die Form einer Ellipse, in deren einem Brennpunkte der Herd des Erdbebens, die Meerenge von Messina mit ihren beiderseitigen Küsten, liegt. An der Küste von Kalabrien sind sämtliche Städte und Dörfer von Palmi bis San Lazaro, darunter namentlich die Stadt Reggio, zerstört, an der sizilianischen Küste ist von Messina bis Santa Teresa alles zerstört. Die verwüstete Küstenlänge beträgt auf der Seite Kalabriens etwa 45, auf der Seite Siziliens etwa 50 Kilometer. Wie solche Erdbeben entstehen, das ist trotz jahrhundertelanger Forschung noch immer nicht völlig aufgeklärt. Nicht alle Beben sind vulkanischen Ursprungs, und gerade die heftigsten sind nicht vulkanisch, sondern tektonisch. Hätte eine Eruption des Aetna stattgefunden, so würde nur das umliegende Gebiet gebebt haben. In dem vorliegenden Falle handelt es sich deshalb entschieden um ein tektonisches Beben. Derartige Erdbeben treten bei Umlagerung in den Gebirgen, sei es durch Faltenbildung, sei es durch sogenannte Verwerfung, auf. Diese letztere entsteht dadurch, daß eine Gesteinschicht Querspannung unterliegt. Solche Spannungen kann die Schicht wohl lange aushalten, aber ein kleiner Anstoß genügt schließlich, um sie auszulösen: die Schicht zerreißt in zwei Platten, die sich plötzlich längs der Bruchkante gegeneinander verschieben. Die Brüche treten oft momentan auf und erzeugen auf diese Weise heftige Beben in Form eines einzigen oder mehrerer Stöße. Aus gewissen

Flüchtlinge verlassen zu Schiff die zerstörte Stadt

Ruinen des Korso Vittorio Emanuele in Messina

Erscheinungen an den Küsten von Kalabrien muß man schließen, daß hier ein Emporpressen der Gesteinmassen stattgefunden hat und noch stattfindet. Die Erdrinde, in Schollen zerstückt, ist hier in beständiger Bewegung, diese Bewegungen sind bis in weit zurückreichende geologische Vergangenheit nachzuweisen, und es ist nicht abzusehen, wenn einmal Ruhe eintreten wird. Jedenfalls wird einmal eine Zeit kommen, in der ein großer Teil des Landes ins Meer versunken sein wird. Ein Teil der kalabrischen Küste in der Nähe von Reggio versank schon im Jahre 1562 und riß eine Reihe

Digitized by Google

der blühendsten Ortschaften mit allen ihren Einwohnern in das Meer hinab. In den Jahren von 1702 bis 1791 fanden in Sizilien und Kalabrien 46 größere und kleinere Erdbeben statt, alle mit den verderblichsten Folgen für den Wohlstand der Bevölkerung; das vom Jahre 1783 war das schwerste, damals wurden Messina und Reggio fast gänzlich zerstört. Besonders Reggio, über das unser vorliegendes Heft eine Schilderung vor dem Erdbeben bringt, ist eine so oft zerstörte Stadt, daß man sich wundern muß, daß überhaupt jemals wieder eine größere Bevölkerung an dieser schwer heimgesuchten, allen Gefahren besonders ausgesetzten Stätte sich anzusiedeln gewagt hat. Unter dem jüngsten Erdbeben hat Messina am schwersten gelitten, die Stadt wurde nicht nur durch die unmittelbaren, den Einsturz der Gebäude herbeiführenden Wirkungen desselben, sondern auch durch Brand und die Fluten des von dem Erdbeben erregten

Flüchtlinge aus Messina bei ihrer Ankunft in Palermo

Deutsche Seekadetten beim Rettungswerk

Meeres verheert. Bei früheren Katastrophen ist ja immer ein großer Teil der Stadt zerstört worden, aber lange nicht in dem Umfange wie gegenwärtig; deshalb machte Messina auf den Besucher auch einen durchaus modernen Eindruck, es mußte eben nach jedem Erdbeben das zerstörte Alte wieder von neuem aufgebaut werden. Das einzige aus dem Mittelalter stammende Gebäude ist der Dom mit drei köstlichen frühgotischen Portalen; er ist im Jahre 1197 erbaut, aber in späteren Jahrhunderten oft umgebaut und verändert worden. In dem Dom stand ein aus dem Jahre 1628 stammender kostbarer Hochaltar, der nicht weniger als 3825000 Lire gekostet haben soll, und der Marmorsarkophag des Bischofs Guidetto de Tabiatis. Auch dieser ehrwürdige Bau ist dem Erdbeben zum Opfer gefallen. Von den 160000 Einwohnern der einst blühenden Stadt **sind nur wenige Tausend mit dem Leben davongekommen, und es heißt,** daß sie die Stadt nicht mehr aufbauen, sondern sich an einer andern Stelle niederlassen werden. Das uralte Messina, die sagen- und geschehnisreichste Kolonie Griechenlands, wird nach zweitausendsiebenhundertjährigem Bestand ein Trümmerfeld bleiben, um so mehr, als es schon seit Jahren von den Handelsstädten Palermo und Catania überflügelt worden ist.

Professor Ludwig Plate, der Nachfolger Ernst Häckels in Jena

Der berühmte Naturforscher Professor Ernst Häckel tritt wegen hohen Alters von seinem Lehramt an der Universität Jena zurück. An seine Stelle ist der ehemalige Schüler Häckels, Professor Ludwig Plate, berufen worden, der auch die Leitung des Zoologischen Instituts in Jena übernehmen wird. Plate ist am 16. August 1862 zu Bremen geboren, er studierte Naturwissenschaft und besonders Zoologie auf den Universitäten in Jena und München und habilitierte sich als

Russische Matrosen bei der Bergung von Verwundeten

Digitized by Google

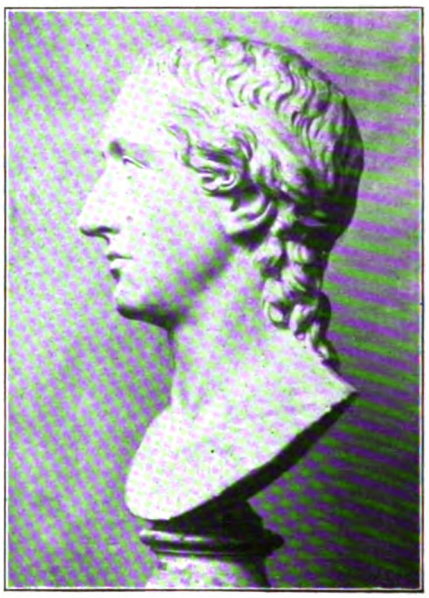
Phot. P. Fränkl

Professor Plate, der Nachfolger Ernst Häckels in Jena

Privatdozent an der Universität Marburg. In den Jahren 1893 bis 1895 machte er große Reisen in Südamerika und veröffentlichte als Frucht derselben das Werk „Fauna Chilensis". Seit dem Jahre 1895 lehrt Professor Plate an der Berliner Universität sowie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin.

Tagung des deutschen Künstlerbundes in Weimar

An der am 14. und 15. Dezember in Weimar abgehaltenen Vorstands- und Generalversammlung des deutschen Künstlerbundes nahm eine größere Anzahl hervorragender Künstler teil. Der Bund vereinigt in sich in der Mehrzahl Mitglieder der verschiedenen „Sezessionen" und bildet ein Gegenstück zur „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft", die im vorigen Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern konnte. Graf Kalckreuth, der seit der Begründung des Bundes dessen Präsident ist, wurde auch diesmal wiedergewählt, ebenso der Vizepräsident Graf Harry Keßler-Weimar: an Stelle des verstorbenen Walter Leistikow trat Max Slevogt in den Vorstand ein und ferner Max Thedy, Hans Baluschek, Georg Sauter und Kurt Herrmann. Unsre Abbildung zeigt die Mitglieder des Vorstandes.



Eine wiederaufgefundene Goethebüste

Eine unbekannte Jugendbüste Goethes

Vor kurzem wurde in der großherzoglichen Kunstschule zu Weimar eine unbekannte Jugendbüste Goethes entdeckt. Die Büste stammt offenbar aus den ersten Jahren der Weimarer

Phot. Louis Held

Stehend: H. Nauen, Syndikus Marbersteig, Kurt Herrmann, George Sauter, Dr. Graul, Fritz Mackensen, Hans Olde, Th. Brodersen (Sekretär des deutschen Künstlerbundes), Max Thedy
Sitzend: Graf Kalckreuth, Max Liebermann, Graf Harry Keßler, Max Klinger, Ludwig v. Hofmann

Der Vorstand des deutschen Künstlerbundes. Aufgenommen bei der letzten Tagung in Weimar

Digitized by Google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

1 Oberbürgermeister Kirschner; 2 Minister a. D. v. Studt; 3 Geheimrat Dr. Rathenau; 4 Kriegsminister v. Einem; 5 Kolonialstaatssekretär Dernburg; 6 Handelsminister Delbrück

Festbankett zu Ehren des Geheimrats Dr. Rathenau, Direktors der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, im Kaisersaal des Berliner Zoologischen Gartens

Zeit Goethes und ist ein Werk Marlin Klauers. Sie ist ein unvergleichlich schönes Bildnis des Dichters und außerordentlich fein in Auffassung und Ausdruck. Merkwürdig ist, daß ein Duplikatabguß dieser Büste schon seit vielen Jahren in einem Zimmer des ehemaligen Hauses der Frau von Stein den Ofen ziert und niemand darauf gekommen ist, daß es sich um ein sehr schönes Bildnis Goethes handelt.

Emil Rathenau

Mitte Dezember vorigen Jahres konnte die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern, und zu gleicher Zeit hatte ihr Begründer und Direktor, Geheimrat Dr. Rathenau, das siebzigste Lebensjahr vollendet. Der Name Rathenaus ist mit diesem Riesenunternehmen, das in der Zeit seines Bestehens sein Aktienkapital von 5 auf 100 Millionen Mark vermehrt hat, für immer verbunden. Es ist das eigenste Werk Rathenaus, und seine Größe ist dem weiten Blick und der Tatkraft Rathenaus zu danken. Er begründete mit Werner Siemens im Jahre 1883 eine Studiengesellschaft, aus der bald darauf die Deutsche Edison-Gesellschaft, die jetzige Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, hervorging. Die elektrotechnische Industrie in Deutschland, die heute auf der Höhe ihrer Leistungen steht, verdankt ihr Bestes dem Genie Rathenaus, seiner Initiative ist die Einführung des Telephons und der elektrischen Glühlampe in Deutschland zuzuschreiben, und er hat die Starkstromtechnik, die Einrichtungen für elektrische Beleuchtung und für elektrische Kraftübertragung verbessert und ausgebaut.

Zum hundertsten Geburtstag Nikolaus Beckers

Nikolaus Becker ist ein glänzender Beweis dafür, daß ein einziges gutes Gedicht den Namen des Dichters unsterblich machen kann. Beckers Gedichte sind der jetzigen Generation gänzlich unbekannt, nur eines derselben lebt im Herzen aller Deutschen, das Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ Der am 8. Januar 1809 zu Bonn geborene Dichter schrieb das „Rheinlied“ im Jahre 1840 unter den Eindrücken, die der Waffenruf der nach dem linken Rheinufer trachtenden französischen Kriegspartei auf den deutschen Patriotismus hervorbrachte. Das Gedicht fand in Deutschland lebhaften Widerhall, der König von Preußen gab dem Dichter die Mittel (1000 Taler) zur Wiederaufnahme seiner akademischen Studien und König Ludwig von Bayern übersandte ihm einen Ehrenpokal. Becker hatte eine solche Wirkung seines Liedes nicht erwartet, er ließ sich durch den Erfolg auch nicht verleiten, sich für einen großen Dichter zu halten, ein schmächtiger Band Gedichte, den er 1841 herausgab (Verlag der Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung in Köln), blieb auch sein einziger. Becker starb am 28. August 1845 zu Hünshoven-Geilenkirchen.

Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes, geb. 8. Januar 1809

Digitized by Google

Phot. C. Chuffeau-Flaviens, Paris

Die neuen Uniformen der serbischen Infanterie

Von der serbischen Armee

Serbien kann man wohl den Gernegroß unter den slawischen Balkanstaaten nennen. Obwohl die Kriegsgeschichte dieses jungen Königreichs vorläufig mit der eklatanten Niederlage bei Slivnica (1885) abschließt, so rasselt man doch zurzeit wieder in Belgrad bedenklich mit dem Säbel. Im allgemeinen ist der Südslawe zwar ein guter Soldat, aber die militärische Ausbildungszeit ist für das Bildungsniveau des Volkes zu niedrig bemessen. Die Infanterie führt eine dem spanischen Mausergewehr sehr ähnliche Waffe, während die artilleristische Ausrüstung französischen Ursprungs ist. Nachdem sich Oesterreich und die Türkei aber gütlich geeinigt haben, ist der serbischen Kriegslust eigentlich jeder Boden entzogen, und auch der schneidige Kronprinz, den wir vielleicht demnächst auf dem Thron erblicken werden, täte im eigensten Interesse besser daran, zum Rückzug zu blasen.

Der neue Botschafter des Deutschen Reiches bei den Vereinigten Staaten

Als Nachfolger des verstorbenen Freiherrn Speck von Sternburg wurde der bisherige Generalkonsul in Kairo, Graf Johann Heinrich Bernstorff, zum Botschafter des Deutschen Reiches bei den Vereinigten Staaten ernannt. Graf Bernstorff ist ein Sohn des im Jahre 1873 verstorbenen deutschen Botschafters in London und steht im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Er war eine Zeitlang Offizier, ging im Jahre 1889 zur Diplomatie über und wurde Attaché der Botschaft in Konstantinopel. Nachdem er zwei Jahre im Auswärtigen Amt gearbeitet hatte, wurde er Legationssekretär in Belgrad und gehörte bis zu seiner 1902 erfolgten Berufung als Botschaftsrat in London den Legationen in Dresden, Petersburg und München an. Seit 1906 war er Generalkonsul in Kairo. Graf Bernstorff hat sich in seinem letzten Wirkungskreise nicht nur die Sympathien der deutschen Kolonie, sondern auch die der andern Nationen erworben, er soll namentlich bei den Engländern in hohem Ansehen stehen. Das wäre gegenwärtig ja recht wertvoll, und es ist zu hoffen, daß der neue Botschafter sich auch die Sympathien der Amerikaner erringen wird. Vielleicht ist an dieser Stelle wieder der rechte Mann an den rechten Platz gesetzt worden; denn im allgemeinen hat man in Deutschland nicht das Gefühl, daß die Vertretung des Deutschen Reiches im Auslande ihrer Aufgabe in dem erwünschten Maße gewachsen sei. Es hat den Anschein, daß der auswärtige Dienst im Deutschen Reiche ausschließlich als ein Reservat des Adels angesehen werde und der Bürgerliche von ihm so gut wie ausgeschlossen ist; denn es ist doch kaum anzunehmen, daß die Befähigung für derartige Posten, nur bei den Adligen anzutreffen sei. In andern Ländern pflegt man auf die Geburt keine Rücksicht zu nehmen, und die Tatsachen beweisen, daß man bei minder einseitiger Auswahl der Diplomaten glänzende Erfolge zu verzeichnen hat, Erfolge, wie sie Deutschland in der letzten Zeit leider nicht aufzuweisen hat.

Phot. C. Chuffeau-Flaviens, Paris

Von der Neuausrüstung der serbischen Armee: Winteruniform und neues Schnellfeuergeschütz

Phot. Atelier Schaul, Hamburg

Vom Revirement in der deutschen Diplomatie: Der neue Botschafter bei den Vereinigten Staaten Graf Bernstorff mit Frau und Tochter auf der Ausreise

Digitized by Google

Phot. L. Schaller, Stuttgart

Ein Meisterwerk moderner Kirchenbaukunst: Kirche im Dorfe Gaggstadt (Württemberg)
Erbaut von Professor Dr. Theodor Fischer

Digitized by Google

Die Kirche in Gaggstadt

Wer würde wohl, wenn er das idyllische Dorfbild betrachtet, das wir auf Seite 195 d. H. bringen, auf den Gedanken kommen, daß dieses Kirchlein, dessen Bau die Dächer des Dorfes beschirmt und dessen Türme sich so reizvoll in dem stillen Weiher widerspiegeln, erst in allerneuester Zeit entstanden ist als ein Kind unsrer poesiearmen Gegenwart? Glaubt man doch ein Landschafts- und Architekturbild vor sich zu haben, das nicht ausgeklügelt und ersonnen wurde, sondern das Natur und Zeit in rastlosem Weben zu künstlerischer Einheit zusammenwirkten. Inniger wurde wohl kaum jemals Altes und Neues vermählt und mit feinerem Verständnis dem Naturrahmen ein Bauwerk eingefügt als das bescheidene Gotteshaus dem stillen schwäbischen Dörflein. Der bekannte Architekt, dem wir schon so manches schöne Werk verdanken, hat hier in seiner Art ein Meisterwerk geschaffen. Von welcher Seite man auch die Kirche betrachten mag, überall bietet sich dem Auge ein entzückendes Bild dar; Dächer und Bäume, Straßen und Gärten: auf alles hat der Künstler liebevolle Rücksicht genommen und ein harmonisches Ganzes geschaffen, das, wenn nicht laut, so doch eindringlich und überzeugend seinen Schöpfer lobt. Fischer hat hier wie an andern Orten sich die alten Dorfkirchen zum Muster genommen, aber nicht in einseitiger Bevorzugung des Alten, sondern in richtiger Erkenntnis, daß das religiöse Gefühl der Gegenwart nicht prunkvoll, sondern, wenn überhaupt, nur schlicht und einfach zu künstlerischem Ausdruck gebracht werden könne. Da außerdem die praktischen Bedürfnisse der evangelischen Predigtkirche allzu große Raumentwicklung verbieten, so lag die Anknüpfung für den organisch weiterschaffenden Architekten nahe. An andern Orten hat Theodor Fischer schon mehrere Kirchenbauten geschaffen, die sich überall der Oertlichkeit auf das glücklichste einfügen, so in der Münchner Vorstadt Schwabing und in Stuttgart. Gerade wo es sich um verhältnismäßig kleine Abmessungen handelt, hat er eigentlich das Schönste geleistet und sich überall in der Beschränkung als der rechte Meister gezeigt.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von der Zündholzfabrikation: Automatische Füllung der Schachteln

Wie unsre Zündhölzchen entstehen

Zündhölzer und Zündholzschachteln, so klein und unbedeutend sie auch erscheinen mögen, spielen nicht nur eine große Rolle im Haushalt der Familie, sondern auch im Haushalt des Staates. Nach oberflächlicher Schätzung soll die Menschheit nicht weniger als zwei Milliarden Zündhölzer täglich verbrauchen, eine Masse Holz und Zündstoff im Gewicht von 200 Tonnen geht also auf diesem Wege alltäglich in Rauch und Flammen auf. Viele Staaten benutzen daher die Zündhölzchen als gute Einnahmequelle und stellen sie entweder selbst her oder haben den ganzen Handel monopolisiert. Die Herstellung der Zündhölzchen ist heute eine rein maschinelle. Als Material diente früher vorzugsweise Espenholz, in neuerer Zeit wird auch Fichten- und Pappelholz verwandt. Die Stammklötze werden zunächst auf der sogenannten Schälmaschine in lange Bänder von der Stärke der Zündhölzer zerlegt. Diese Bänder werden sodann zu 50 bis 60 Stück übereinander geschichtet und dann durch auf und ab gehende Messer in der Länge und Quere durchschnitten. Eine solche Maschine liefert 10 bis 25 Millionen fertige Hölzer täglich. Dann kommen sie wiederum in sehr sinnreiche Maschinen, deren Erklärung uns hier zu weit führen würde, und werden mit der Zündmasse versehen. Nach dem Trocknen sind wir im Herstellungsprozeß nunmehr bei der Tätigkeit der beiden Maschinen angelangt, die unsre beiden Bilder zeigen. Wir sehen deutlich, wie die Maschine die Hölzer in die Schachteln, die auf dem Tisch in langer Reihe vorbeipassieren, hineinpreßt. Die Schachteln selbst werden ebenfalls aus geschältem Holzspan von etwa 0,7 Millimeter Stärke hergestellt. Auch hier besorgt die Maschine das Falten nun völlig selbständig. Die Zündholzfabrikation wird in großem Maßstab hauptsächlich in Schweden betrieben. Eine Fabrik in Jönköping stellt zum Beispiel täglich gegen 50 Millionen Hölzchen her. In Deutschland soll der Mensch ungefähr zwölf Zündhölzchen täglich gebrauchen, in Frankreich, dem Lande des Monopols, dagegen nur die Hälfte. Außerdem sind die französischen Zündhölzer viel schlechter.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von der Zündholzfabrikation: Maschinelle Herstellung der Zündholzschachteln

Digitized by Google

Digitized by Google

Silbenrätsel

Die Erste man gar hoch in jeder Küche schätzt.
Lateinisch ist sie zwar; wie schnell doch übersetzt,
Hängt man ein Zeichen an! Als Name ist bekannt
Zwei—Drei, ein König ist zurzeit so auch genannt.
Sein Thron steht nicht sehr fest. Gar viele Menschen drückt,
Was man erhält, wenn Eins kopflos an Drei man rückt;
Dasselbe tut Eins—Zwei, wenn Kopf und Fuß verschwand. —
Wenn Zwei man ohne Fuß mit Eins und Drei verband,
So findet man das Wort im Alten Testament:
Begleitend den Gesang, es war ein Instrument.
Wo die Rakete steigt, wo gleißt ein Feuerrad,
Sind Kräfte in Aktion, die unser Ganzes hat. Dr. F. B.

Magisches Buchstabenquadrat

A	A	A	A	A
A	E	E	G	I
I	L	L	N	N
O	O	P	R	S
S	T	T	V	V

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die fünf wagerechten und die entsprechenden senkrechten Reihen nennen:

1. Gemüse;
2. Zierpflanze;
3. eine Art Kaninchen;
4. Kriegsschiff;
5. Singstimme.

F. P.

Logogriph

Die Luft ist blau, die Sonne lacht,
Froh geht Herr Waldow auf die Jagd,
Das Wort mit e zu schießen.
Da bricht ein Wetter los im Nu:
Statt e bringt er es heim mit u,
Das mußt' ihn arg verdrießen! Kl. Br.

Homonym

Den Förster fragt sein Söhnchen Klaus:
„Ist's nicht das Wort," — er sprach getrennt es aus —
„Die Hirsche zu erjagen?"
„Mein liebes Kind," der Förster sprach,
„Vereint ist's noch bis Donnerstag,
Dann will ich frei es wagen." Kl. Br.

Ein trefflicher Ratgeber in allen hygienisch, ästhetisch und sanitär wichtigen Haarfragen

Das Haar. Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege. Von **Dr. J. Pohl.**

5., neu bearbeitete und erweiterte **Auflage.**

Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

◆◆ **Deutsche Verlags-Anstalt** in **Stuttgart.** ◆◆

Oberstabsarzt Dr. Kimmle in der Zeitschrift **„Das Rote Kreuz", Berlin:** „Das Büchlein bringt eine Fülle von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen in anregender, für jeden gebildeten Laien leicht verständlicher Form und ist andererseits auf so gediegene Untersuchung gegründet und mit so großem wissenschaftlichem Ernst geschrieben, daß auch jeder Arzt mit Lust und Gewinn es lesen wird. Das Büchlein verdient einen großen Leserkreis, es bringt viel und wird daher jedem etwas bringen."

Digitized by Google

Logogriph

Wenn bis zum Grunde ist das Wort
mit u geleert,
Nur durch das Wort mit t sich mancher
noch ernährt. A. R.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6

Des Silbenrätsels: Honigmond.
Des Homonyms: Legat.
Der Permutationsaufgabe:

1	D	E	G	E	N 6
	P	A	R	I	S
	S	A	M	O	S
	A	M	R	A	S
6	E	I	D	E	R 2
7	R	I	E	S	A 8
	I	S	O	L	A
	B	L	A	T	T
	K	N	O	T	E
4	D	E	L	F	T 8

Der magischen Ecke:

K	O	T	T	B	U	S
O	T	H	E	L	L	O
T	H	E	R	E	S	E
T	E	R	R	I	N	E
B	L	E	I	L	O	T
U	L	S	N	O		
S	O	E	E	T		

Des Logogriphs: Juwel, Jubel.

O. WALTER-OBRECHT'S
FABRIK-MARKE
Krokodilkamm
ist der Beste Hornkamm
für Haarpflege und Frisur
Ueberall erhältlich.

MORPHIUM
Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.
ALKOHOL

Ewig jung
bleibt ein Gesicht mit weißem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.

STUTTGART
10 ORIGINAL-STEINZEICHNUNGEN VON
G. LEBRECHT
4- und 5farbige Blätter,
27 × 36½ cm, auf Büttenkarton,
in apartem Umschlag M 5.—

Außerordentlich vornehmes Geschenkwerk

Verzeichnis der Kunstblätter:

Schellenturm .. Turmstraße .. Kgl. Schloß Rosenstein
Eingang zum Akademiehof .. An der Stiftskirche
Das Königstor .. An der St. Leonhardskirche
Pfarrstraße .. Altes Schloß .. Alter Schloßhof

Der Beobachter, Stuttgart: Die zehn Steinzeichnungen gehören zu den liebenswürdigsten künstlerischen Schöpfungen der letzten Jahre und zeigen die großen Fortschritte auf diesem Gebiete der Technik. Die Blätter wirken wie mit dem Farbstifte kräftig hingeworfene Originalarbeiten. Wo man noch Sinn und Augen hat für die Reize einer vergangenen Periode, die wie ein Ausruhen von der Hast und dem Lärm unserer Tage wirkt, wird man gerne und immer wieder zu diesen Blättern Lebrechts greifen, die uns hineinführen in diese frühere Behäbigkeit, Ruhe und Traulichkeit auch im Einfachsten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. V

Gespielt im Tombolaturnier zu Ströbeck am 9. Juni 1908.

Vierspringerspiel

Weiß: Amtsgerichtsrat A. Kuntze, Halle.
Schwarz: E. Schallopp.

Weiß	Schwarz		
1. e2—e4	**e7—e5**	13. Lb5—d7	Df6×d7
2. Sb1—c3	**Sg8—f6**	14. Sf3×e5[7])	Ta8—e8!
3. Sg1—f3	**Sb8—c6**	15. 0—0	Te8×e5!
4. Lf1—b5	Lf8—b4	16. Dd1—d2[8])	g7×f6
5. d2—d3[1])	Sc6—d4!	17. Dd2—h6†	Kf8—e7
6. Lb5—c4[2])	d7—d5[3])	18. Sc3—e4	Sd4—e2†
7. e4×d5	Le8—g4	19. Kg1—h1	Dd7—f5
8. a2—a3[4])	Lb4—a5	20. f2—f3	Df5—g6!
9. b2—b4	La5—b6	21. Dh6—h4[9])	Te5—h5
10. Lc1—g5[5])	Dd8—d7	22. Dh4×g4	Dg6—h6[10])
11. Lg5×f6	Dd7—f5	23. h2—h3	f6—f5
12. Lc4—b5†[6])	Ke8—f8	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Ueblicher und jedenfalls besser ist es, zunächst zu rochieren. Nach 5. 0—0 0—0 6. d2—d3 ist Sc6—d4 wegen 7. Sf3×d4 e5×d4. 8. Sc3—e2 nicht besonders günstig für Schwarz.

[2]) Jetzt wäre 6. Sf3×d4 nicht gut wegen e5×d4 7. a2—a3 Lb4—a5 8. b2—b4 d4×c3 9. b4×a5 c7—c6 und so weiter.

[3]) Ein Bauernopfer im Interesse der beschleunigten Entwicklung und des Angriffs.

[4]) Dies ist verfehlt, da der schwarze Läufer einen besseren Stand erhält. Den Vorzug verdiente 8. Lc1—e3, worauf Sf6×d5 9. Lc4×d5 Dd8×d5 10. Le3×d4 e5×d4 11. a2—a3 Lb4—a5 12. b2—b4 d4×c3 die Folge sein konnte.

[5]) Falls jetzt 10. Lc1—e3, so Dd8—d7 11. Sc3—e4 Sd4×f3† 12. g2×f3 Lg4—h5 13. h2—h3 Sf6×d5 14. Le4×d5 Dd7×d5, und die Stellung von Weiß ist ziemlich mäßig.

[6]) Den Vorzug verdient hier entschieden 12. Sf3×d4 (Lb6×d4 13. Dd1—d2). Der Textzug beabsichtigt ein Opfer zur Erleichterung der Stellung.

[7]) Es folgt eine interessante Verwicklung, aus der Schwarz mit entscheidendem Vorteil hervorgeht.

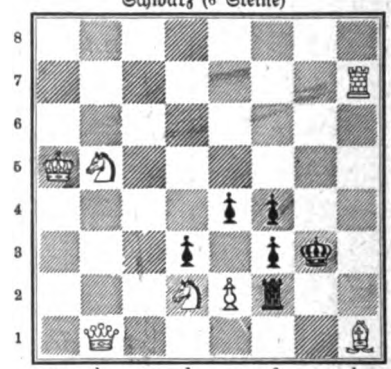
[8]) Es ist schwerlich etwas Besseres für Weiß ausfindig zu machen.

[9]) Abtauschen darf Weiß offenbar nicht, da nach h7×g6 der Th8 sofort entscheidend mitwirkt (21. f3×g4 Te5×e4!). Falls 21. Dh6—d2, so Te5×e4 mit der Drohung Se2—g3†.

[10]) f6—f5 konnte auch sofort geschehen; nach 23. Dg4×g6 h7×g6 24. h2—h3 f5×e4 ist das weiße Spiel gänzlich hoffnungslos.

Aufgabe IV

Von H. Hennings in Eppendorf-Hamburg
(Neu)
Schwarz (6 Steine)



Weiß (7 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe III

W. 1. Sb3—d4
S. 1. Lf6×d4
W. 2. Db3—c2
S. 2. Sa3×c2, —c4, Kd5×e6 oder beliebig anders
W. 3. Lb1—a2, De2—e4, c6, f5, Se6—c7 matt.

A.
S. 1. Lf6—e5
W. 2. Db3—b4 und
W. 3. Db4—c5, Lb1—e4, a2, Se6—c7 matt.

B.
S. 1. Ta5×b5
W. 2. Db2×b5†
S. 2. Sa3×b5
W. 3. Lb1—a2 matt.

C.
S. 1. Kd5—c4
W. 2. Lb1—a2† und so weiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.
Digitized by Google

Brautjungfer (Fanö)

Nach einer Farbstiftzeichnung von August Wilckens

Digitized by Google

Digitized by Google

Lehrzeit

Ein Stück aus einem Leben

Von

Auguste Supper

(Fortsetzung)

An einem Montag war der Empfang in Andersberg vorgesehen.

Tantes Babette mußte unsern Hausrat hinbringen und einige Zeit oben bleiben.

„Tante tut viel für uns," sagte Martin.

Auf der kleinen Station stiegen wir aus.

Heute war keine da, die einen seidenen Reisemantel trug und von einem sonnigen Tag ein Glück erwartete.

Nüchtern, still, werktäglich lag das verschindelte, gelb angestrichene Bahnhöfchen unter trübem Himmel, und die blanken Schienenstränge führten hinaus in eine Fremde, die mich nichts anging.

Ich weiß nicht, warum ich dem entschwindenden Zug, dem wir entstiegen waren, nachstarrte. — Er nahm doch nichts mit! Ich schrak ganz zusammen, als Martin meinen Arm berührte.

Eine Gruppe ernst, fast streng blickender Bauern stand abseits auf dem Perron und schaute uns prüfend entgegen.

Dann wurden Dreispitze gelüftet, runzelige Hände kamen uns entgegen, und eine rauhe Stimme begann zu sprechen. Worte der Begrüßung waren es, und der junge Eisenbahnbeamte in seiner roten Dienstmütze lächelte unter der Bureautüre. Das ärgerte mich plötzlich. Ich reckte mich auf und trat mit ausgestreckten Händen den Leuten entgegen.

Martin erwiderte jetzt etwas. Ich weiß nicht was. Ich weiß nur, daß ich nach dem in der roten Mütze hinübersah, ob der wohl wieder lächelte. Aber er stand nicht mehr dort.

Leiterwagen, auf denen kleine Fichten mit bunten Bändern steckten, warteten auf uns. Martin half mir hinaufklettern. Langsam ging's am Berg empor. Ein schmaler Streifen gewitterdunkeln Himmels stand über uns. Abstreichende Nußhäher schrien.

„'s kommt no ebbes heut," sagte der Schultheiß von Andersberg, der neben Martin saß, und er blickte mit gefurchter Stirne gegen den Himmel.

„Jakob, fahr schneller zu!" rief halb über die Schulter der Schulmeister dem Fuhrknecht zu, der neben dem Wagen mit schwerfällig stapfenden Schritten berganstieg.

Der Schulmeister ist ein großer, starkbeleibter, bartloser Mann mit rotem Gesicht, hängendem Doppelkinn, kleinen, etwas entzündeten Augen, an denen er oft mit einem indigoblauen Schnupftuch wischte und tupfte, und mit tiefer, gurgelnder Baßstimme.

„Ich leide nämlich an Rheumatismus und möchte in keinen Gewitterregen kommen," wandte er sich, ein seltsam breites, pedantisches Schriftdeutsch redend, an mich.

Der weißhaarige Gemeinderat in Dreispitz und Lederhosen, der neben mir saß, fuhr sich mit dem braunen, runzeligen Handrücken über Mund und Nase.

„Ander Leut wöllet au net naß werde, Schulmeister," sagte er leise, verweisend, und es klang fast wie „Schollmeister", „wenn se au kein Rheumatismus hänt."

Der Hirschwirt, ein noch jüngerer, gutgewachsener Mann mit kurzgeschnittenem, schwarzem, aufrechtstehendem Haupthaar, klugblickenden, vielleicht ein wenig zu scharfen, dunkeln Augen, die rasch von einem zum andern gingen, schüttelte sich die Zigarrenasche vom städtischen, schlecht gemachten Rock, zog die Uhr, die an silberner, mit goldenem Schieber versehener Kette in der Westentasche steckte, und meinte besorgt: „Um Fünfe will der Ferdinand mit seim Chörle an de Stei'kreuz stehe — die könnet naß werde, wenn's dumm geht."

„Ja no," sagte der Schulmeister kurz, ohne den Blick von den Tannen am Weg zu lassen, „die hänt's jo net anders g'wöllt."

„Ist dieser Ferdinand der Blinde, der in dem einsamen Häuschen wohnt?" wandte ich mich an den Hirschwirt.

„Ja," antwortete an dessen Stelle rasch der Schulmeister und kehrte mir sein rotes Gesicht zu, „ja, 's Herrgottle von Andersberg."

Ein kurzes, prustendes, fast durch die Nase gestoßenes Lachen begleitete die Antwort, und ich wußte nun, daß dieser Schulmeister des Ferdinand Freund nicht war.

Der Fuhrknecht mit dem Rosmarinstrauß am Hut trieb mit der bändergeschmückten Peitsche und

Digitized by Google

heiserem Zuruf immer wieder die beiden dicken Rotschimmel an, die mit blumengeschmückten Stirnen, die Dachsschwarte und glitzernde Messingplatten am Geschirr, keuchend und kopfnickend bergan strebten.

„Steigen wir aus," sagte ich, einem augenblicklichen Gefühl folgend, „damit die Pferde nicht so schwer zu ziehen haben."

Die Männer sahen sich langsam gegenseitig an, als wolle jeder den andern fragen: was sagst du jetzt zu dieser Idee?

Mir kam deutlich zum Bewußtsein, daß ich etwas Unpassendes verlangt hatte; aber ich stand dennoch auf und rief: „Jakob, anhalten!"

Zwischen den spitzen Bauernknien strebte ich dem Wagenende zu, um abzusteigen.

Hinter mir stand der Hirschwirt auf. „Recht so, Frau Pfarrer," sagte er, „meine Schimmel send scho zwanzigjährig."

Ich sprang ab und schüttelte meine Röcke. Der Hirschwirt kam mir nach, sonst kein einziger der Männer.

Erstaunt, mißbilligend sahen sie alle zu mir her, und auf den Wagen, die hinter uns kamen, reckten sich die Köpfe.

Martin schob an seiner Brille und schüttelte leise den Kopf. „Wir sind doch beinahe oben, Martha," rief er tadelnd.

Ich dehnte die steifgewordenen Glieder, trat neben den Knecht, der wieder sein heiseres „Hü!" rief, und schritt bergan.

Der weißhaarige Gemeinderat, der den Schulmeister abgefertigt hatte, nickte ein paarmal mit dem Kopf, legte seinen Tuchrock auf dem freigewordenen Sitz breiter aus und sagte: „Ja, ja, wenn mer halt jung ist." —

Jetzt wußte ich nicht, war das ein Tadel, oder war's ein Lob.

Verhalten, aus weiter Ferne grollte der Donner. Mir kam es vor, als würden die Tannen stiller und dunkler. Durch Räderknarren und Hufschläge hindurch hörte ich ein seltsam dumpfes, eintönig schwirrendes und summendes Geräusch in der Höhe, als seien Schwärme von Bienen zwischen den Wipfeln an emsiger Arbeit.

Ein stichelhaariger, wolfsähnlicher Hund, der stumm unsern Wagen umkreist hatte, drängte sich jetzt an mich und rieb seine schmale Schnauze an meinem Kleid.

Ich fuhr ihm über den Kopf, da hörte ich hinter mir den Hirschwirt sagen: „'s Viehzeug möget Sie scheint's, Frau Pfarrer, des ist kei schlecht's Zeiche bei ere Pfarrere."

Das Wort tat mir wohl wie eine freundliche Ermunterung.

Der Wald trat jetzt von der Straße zurück. Von Ginster und Heidekraut und dichtem Brombeergerank durchzogene Schonungen drängten her. Der Streifen grauen Himmels verbreiterte sich. Man sah massige, ferne Wolken zu sonderbar flaumigen Knäueln geballt sich näher schieben.

Unmerklich ließ die Steigung der Straße nach. Die Schimmel nickten weniger mit den Köpfen und hoben die Hufe nicht mehr so rasch und kurz.

„Jetzt hänt mer's bald," sagte der Hirschwirt.

Und dann waren wir oben.

Zwei graue, flechtenbedeckte Steinkreuze ragten, im Ginster fast versteckt, unweit vom Weg. Eines davon war halb umgesunken, hatte einen Arm verloren und schien kleiner, zierlicher als das andre.

„Was bedeuten die Kreuze dort drüben?" fragte ich den Hirschwirt.

Er ließ seine blanken Augen rasch über die Steine gleiten, zupfte an seinem schwachen, schwarzen Schnurrbart und rief dann, das erste Wörtchen unmäßig dehnend, zum Schulmeister hinüber: „Was bedeute die Kreuz?"

Der Gefragte blinzelte mit den entzündeten Augen nach den Steinen, drückte das fette Kinn stärker auf die steife Hemdenbrust und sagte lehrhaft: „Nach Professor Bierlingers Alemannia sollen hier dereinst zwei fahrende Gesellen vom Blitz erschlagen worden sein. Nach einer Ueberlieferung im Volk aber hätte ein Herr von Wengern eine Bauerntochter verführt und danach habe das Mädchen sich und ihr Kind an dieser Stelle umgebracht. Welches die richtige Version ist —" er sagte Fersion —, „weiß ich nicht."

Der weißhaarige Gemeinderat nickte ernst mit dem Kopf: „'s wird scho des wohr sei mit dem Mädle, dem Agnesle," sagte er schwer, kniff die schmalen Lippen ein und sah auf die spitzen Knie seines Gegenübers.

Der Hirschwirt lachte kurz auf, ein wenig gedankenlos, vielleicht ein wenig zynisch, und fragte aufblickend: „G'fällt Euch des G'schichtle besser, Lörcher?"

Der alte Bauer wandte die kleinen, wässerigen Augen ruhig dem Frager zu. „Ums G'falle handelt sich's do net. Aber i sag no: eh der Herrgott ei'mol mit eme Wetterstrahl ebbes z'grundrichtet, tut's e nobler Herr zeh'mol mit seiner Liederlichkeit. So ist's!"

Hart und stark wirkten des Mannes Worte. Das ‚so ist's' klang wie ein unwiderrufliches Schlußwort, das jede Milderung und jeden Widerspruch schon von vornherein weit wegwies.

Das Mäuerchen aus Feldsteinen, von dem aus ich zum erstenmal die Rundsicht auf der Höhe geprüft hatte, tauchte jetzt auf, und davor stand eine Schar halbwüchsiger Buben und Mädchen, die den Wagen entgegensahen. Auf den Rainen, zur Seite der Straße, drängten sich Dorfleute und neugierig blickende Kinder. Die große gelbe Dogge, die damals auf den Steinplatten vor dem einsamen Häuschen gelegen hatte, kam in federnden Sätzen auf den stichelhaarigen Wolfshund neben

Digitized by Google

uns zugesprungen, und als der keine Lust bezeugte, in gutem oder in bösem mit ihr anzubinden, drängte sie sich plump und täppisch an mich.

„I sag's jo!" meinte befriedigt der Hirschwirt.

Ohne weiteren Befehl hielt jetzt der Fuhrknecht Jakob den Wagen an, und hinter ihm hielten die andern.

Damals sah ich den blinden Ferdinand Schmitz zum erstenmal. Bei den halbwüchsigen Buben und Mädchen stand er, ein mittelgroßer, stämmiger Mann mit reichem, graumeliertem Haar, das in schönem Ansatz um eine breite Stirne stand und vom warmen Wind leicht zurückgeweht wurde.

Eine große, wohlgeformte Nase sprach von Tatkraft und Beharrlichkeit; der feine, leichtgeöffnete Mund aber war fast ein Frauenmund, ein Mund, der Schönes und Mildes kennt und liebt. Unter starken, dunkeln Brauen blickten zwei Augen uns entgegen. Aber diese Augen waren ohne Leben. In kalter Leere, wie Glasaugen, standen sie in dem Gesicht.

Der Mann trug den Hut in der Hand. Der Stirne unter dem melierten Haar sah man an, daß sie gewöhnt und gewillt war, sich nackt und frei den Winden zu bieten.

In schwarzer, peinlich sauberer, etwas altväterischer Tuchkleidung war der Ferdinand erschienen. Das gab der stämmigen Gestalt erhöhte Würde. Wenn der leisere oder stärkere Anflug von Salbung, der fast allen geistlichen Herren eignet, bei dem Blinden nicht so vollständig gefehlt hätte, man hätte ihn wohl für einen Pfarrer gehalten.

Auf einen Wink umringten ihn jetzt die Buben und Mädchen. In geschäftigem und wichtigem Eifer wandten sie ihm die Gesichter zu, sahen gespannt auf seine taktierende Rechte und setzten kräftig ein: „Lobe den Herren, o meine Seele, ich will ihn loben bis zum Tod."

An den Blinden angeschmiegt, den schönen Kopf zu ihrem Herrn erhoben, saß die gelbe Dogge, hielt die gestutzten Ohren gestellt und schien zu lauschen. Der Mann aber, der den Taktstock schwang, hatte die Lider über die toten Augen gesenkt. Da sah sein Gesicht wie verwandelt aus, wie in Frieden getaucht, wie das Gesicht eines Wunschlosen.

In dünnen, rasch verebbenden Tönen, die auf der freien Lichtung nichts zusammenhielt, schallte das Lied über die Höhe; ein zerflatterndes Lob, das wohl wie wirbelnde Blütenblätter zum Ohr des Höchsten kam.

Nach der ersten Strophe kletterte Martin vom Wagen und mit ihm die andern.

Vor den Sängern standen wir Hand in Hand.

Die schrillen, klangarmen, aber nicht ungeübten Stimmen sangen in lebendigem Tempo: „Weil denn kein Mensch uns helfen kann, rufe man Gott um Hilfe an, Halleluja, Halleluja!"

Aus der Ferne, von den Pappeln am Scherbacher Weg kam ein tiefer, grollender Donner herüber wie ein gewaltiger Kontrabaß.

Ich fühlte, wie mir das Herz schwoll in wundersamer Ergriffenheit.

Das alte, windzerpflückte Lied, das über die Aecker zog, während der gewitterschwere Himmel über den still gewordenen Wäldern stand, schien mir mein wahrer Hochzeitstext zu sein.

Als der letzte Ton verklungen, trat der Blinde einen Schritt vor und hob den Kopf, wie lauschend oder witternd.

„Hier sind wir," sagte ich unwillkürlich, denn mir war, als suche er uns.

Er lächelte kurz, hell, fast belustigt und streckte mir die Rechte zu.

„Euern Eingang segne Gott!" sprach er dann fest, herzlich und ohne Pathos, wie einen schlichten, aufrichtigen Wunsch.

„Amen," fiel Martin ein und trat neben den Blinden.

Ich hörte nicht, was die beiden miteinander sprachen, weil ich mich den Sängern und Sängerinnen und den näherdrängenden Weibern zuwandte. Nur den Schulmeister sah ich noch herzutreten, wie er mit dem blauen Tuch die entzündeten Augen tupfte und mit seiner rollenden Baßstimme meinte: „Ein wenig rasch im Tempo, Herr Schmitz; aber —"

Das Aber verstand ich nicht.

Zu Fuß, von den leeren Wagen gefolgt, von der Dogge und dem Wolfshund umsprungen, denen sich nach und nach die schwarzen Spitzer mit den spitzen Schnauzen zugesellten, gingen wir dem Dorf zu, ein langer, vielgliedriger Zug.

Ich schritt neben dem Blinden aus, der einen Stock trug und nie strauchelte, ja nicht einmal tastete.

„Ich kenne jeden Stein am Weg," sagte er lächelnd, als ich ihn darüber fragte, „und auch noch andre Steine hier oben kenne ich."

Schwere, große Tropfen fielen jetzt und rollten im fettigen Staub der Straße wie quecksilberne Kügelchen.

„Laufet, Leut!" rief hinter mir der Schulmeister mit Besorgnis in seiner Baßstimme.

Man schritt rascher aus. Zuletzt war's wie eine Flucht. Mit Poltern und Rasseln und klirrenden Pferdsgeschirren kamen hintendrein die leeren Wagen.

Ich faßte des Blinden Hand, um ihn zu führen.

Er ließ es geschehen und schritt lachend mit mir aus.

Rascher, stärker fiel der Regen.

Bei den ersten Häusern von Andersberg schlüpften die Aengstlichsten, unter ihnen der Schulmeister, unter Dach.

Martin hatte sich zu mir und dem Blinden gesellt.

Digitized by Google

„Stehen wir unter?“ fragte er.

„Komm heim!“ gab ich zurück und bog in die Gasse ein, die zum Pfarrhaus führen mußte.

Wie eine Herde, in die der Wolf brach, stiebte im Dorf unser Geleit auseinander. Nur etliche weißhaarige Männer, unter ihnen der Schultheiß Roller und der Gemeinderat Lörcher, der Filialist mit dem fertigen Gesicht und das Agathle, das unter den Weibern gewesen war, strebten mit uns dem Pfarrhaus zu.

Am „Hirsch“, an dem wir vorbei mußten, schauten aus jedem Fenster lachende Köpfe, der Hirschwirt selbst stand unter der Haustüre, schwenkte den Regen vom Hut und rief: „Kommet Se doch, Frau Pfarrer!“

Ich hatte mir durch die dicken Rotschimmel und den Wolfshund hindurch sein Herz gewonnen.

„Komm nur heim!“ sagte diesmal Martin, und wir eilten die Gasse hinunter.

Im Hof mit den grauen Mauern und dem bemoosten Brunnen standen Tannenbäume von allen Größen. Um die Haustüre mit dem schweren Eisenring hing eine Girlande aus Buchs und weißen Holunderdolden, deren schwüler Duft den ganzen Flur erfüllte.

Tantes Babette kam die Schneckentreppe heruntergelaufen und rief: „Gott sei Dank, daß net älle mitkommet!“

Wir waren kaum unter Dach, da brach das Wetter draußen los, als sollte die Sündflut kommen.

In dem ebenerdigen Raum gegen den Garten, den Pfarrer Stengel als Studierstube benutzt hatte und den auch Martin dazu nehmen wollte, standen wir dichtgedrängt und sahen hinaus in das wilde Toben.

Klatschend und spritzend schlugen die Wassermassen auf Beete und Wege, als sollte alles weggewaschen und fortgeflößt werden. Die mächtigen Blätter der Pfeifenpflanze, welche die Laube umgrünte, hingen wie eingeschüchtert am Holzwerk. Auf dem steinernen Tisch im Innern saß ein Buchfink, pluderte die Federn auf und drehte das Köpfchen, halb in Unruhe, halb in der Freude des Geborgenseins.

Man sah die Blitze nicht, aber in ununterbrochenem Rollen murrte der Donner. Die Regenschleier, die den Garten füllten, verdichteten sich weiter draußen zu einer grauen Wand, die der Blick nicht durchdrang.

Ich wandte mich ins Zimmer zurück, nach unsern Gästen zu sehen. Stumm, mit ernsten Gesichtern, die Dreispitze in den Händen, standen die Bauern. Der Blinde lehnte an dem großen irdenen Ofen neben der Türe, hielt die feinen Lippen leicht geöffnet, die toten Augen geschlossen, und er schien zu lauschen auf das Rauschen der himmlischen Wasser und das grollende Murren des Donners. Das Agathle aber breitete eine Decke, die ihr wohl Babette gegeben, über den großen Tisch.

Da trat ich rasch zu ihr und fragte leise: „Agathle, möchtest du wohl wieder Pfarrmagd werden?“

Sie sah mich einen Augenblick mit ihren ruhigen Augen erstaunt, fast scheu an und antwortete: „Sell scho; aber —“ Ein schwaches Rot lief langsam über ihr Gesicht, dann ging sie zur Tür, ohne auszureden.

Ein rascher, bläulicher Schein flimmerte mir jetzt über die Augen. Am Fenster fuhr Martin fast taumelnd zurück und ein jäher, kurzer, betäubender Donnerschlag erdröhnte.

„Diesmol hot's ei'g'schlage,“ sagte nach einer Pause des Schreckens der Schultheiß.

„Jo weger,“ stimmte der alte Lörcher bei und nickte schwer mit dem weißen Kopf.

Babette trug das Kaffeegeschirr herzu, und ich eilte eben, ihr behilflich zu sein, da kam über den Flur ein halbwüchsiger, regentriefender Bursche gelaufen, der rief atemlos: „Herr Schultheiß, Herr Schultheiß, 's Hansjörgs Häusle brennt lichterloh!“

Der Gerufene trat vor. Das kluge Gesicht mit dem leisen Anflug von Selbstherrlichkeit und Selbstgerechtigkeit blickte scharf auf den Unglücksboten.

„'s Hansjörgs sächst?“ fragte er dann langsam und seltsam schwer; „i sag's jo, unserm Herrgott kommt keiner naus.“

Das Agathle lief mit zwei großen Kannen in den Händen die Schneckentreppe herunter.

Ganz schneeweiß sah sie aus im Gesicht. Und merkwürdig: der Ausdruck des Schreckens und der Verstörtheit, dazu die tiefe Blässe machten dieses schmale, vorher allzu ruhige, kühle Antlitz schön, lebensvoll, charaktervoll. Es waren nicht mehr nur reine, klargeschnittene Züge, die man sah, es war ein beseeltes Menschenangesicht.

Mit scheuen, verstörten Augen blickte sie im Vorbeigehen den Schultheißen an, stellte drinnen auf dem Tisch die Kannen ab und ging dann ohne ein Wort zu reden an uns allen vorüber hinaus in den Regen.

„Was hat sie?“ fragte ich unwillkürlich.

„D'r Hansjörg ist doch ihr Vatter,“ sagte neben mir der Bursche, der die Botschaft gebracht hatte.

Die Männer drängten alle hinaus. Martin und der Blinde mit ihnen.

Der alte Lörcher allein stand noch im Hausflur, wendete seinen tuchenen Rock um, daß das Zwilchfutter nach außen kam, und schlüpfte mit leisem Aechzen wieder hinein.

„'s ist mei Kircherock,“ sagte er halb zu sich, halb zu mir, „den laß i wege 's Hansjörgs Häusle net hi sei.“

Digitized by Google

Ich konnte nicht lächeln über den Alten. Wie er da durch den mählich versiegenden Regen zwischen den tropfenden Tannenbäumchen dahinschritt, war er trotz des grauen, zerstückelten Rockfutters keine lächerliche Gestalt. Er sah aus wie einer, der in souveräner Sicherheit tut oder läßt, was er jeweils für gut und zweckmäßig findet.

Mit Babette allein gelassen, stand ich dann vor dem großen, gedeckten Tisch, dem die Gäste fehlten. Ein Unbehagen kam in mir auf, fast eine leise Furcht.

„Babette, was meinst du," mußte ich fragen, „wird ein solcher Einzug unter Blitz und Donner und Feuersnot nichts Schlimmes bedeuten?"

Die Magd sah mich an und schüttelte den Kopf. „D' Frau Konsistorialrat und der Herr Pfarrer saget doch, 's sei e Sünd, wenn mer so Sache glaubt," entgegnete sie leise, ausweichend.

Ich fühlte den Unwillen in mir aufsteigen, für den ich keinen rechten Grund wußte und der mir doch immer kam, wenn die beiden Sicheren, Unbeirrbaren meiner unsicheren, rasch aufgestörten Seele ihren Tadel und ihren Rat zuriefen.

„Was man glaubt oder nicht glaubt, ist überhaupt nie Sünde," sagte ich feindselig, und mir war, als spreche ich durch die Magd hindurch zu den zweien, die hinter ihr standen; „jeder glaubt, wie er kann."

Babettes erstauntes Gesicht brachte mich zu mir. Ich mußte fast lachen. Die Alte aber schnitt in den Kuchen und sagte: „Mi geht's jo nix an; aber i sag no: wenn i d' Pfarrere wär, mir wär e anderer Tag zum Ei'zug lieber g'wä."

„Mir auch," gab ich leise zu.

Die Magd schenkte uns Kaffee ein. „Ei Gut's hat's doch," sagte sie ermunternd. „Mer könnet unsern Kuche selber esse und hent die Baure schnell aus em Haus kriegt."

*

Ich tat jetzt die Fenster weit auf. In düftesatten, schweren Fluten drang die feuchte Luft aus dem zerwühlten Garten herein. Als trüge sie einen Hauch mit aus den frischen Wunden der zerfetzten und zerschlagenen Erde, so herb kam sie daher.

Ich sog sie ein wie einen Trank, der Mut und Kraft und Stärke gibt. Dabei hob sich mir die Brust, und mir ward fast trotzig und kühn zu Sinn. So, als sei ich, die Martha Moserosch, geborene Heller, trotz Blitz und Donner am Einzugstag, gefestet für alles. Das ist ja immer so: je schemenhafter und vom Schleier unklarer Hoffnungen und Befürchtungen umwoben das Leben vor uns liegt, je sieghafter recken wir die Köpfe.

Erst nach und nach, wenn nüchtern und still jeder Tag sein Teilchen bringt und fortnimmt, dann wird man müd und zieht die Schultern ein. Man denkt nicht mehr an Sieg und an Triumph, man sorgt nur noch, wie man seinen Weg gehe, weiter, immer weiter, immer weiter.

Babette räumte jetzt den Tisch ab, und ich schritt die gewundene Treppe empor, mein eigenstes Reich zu betreten.

Noch war nirgends richtige Ordnung. Nur notdürftig wohnlich gemacht waren die Räume.

Wohlig reckte ich die Arme. Ich arbeite gern, und von aller Arbeit ist die beste doch: sein eigen Nest bauen.

Als ich über den Flur ging, schaute ich durchs Fenster.

Mitten unter den verstreuten Dächern von Andersberg sah ich eine fast senkrecht aufsteigende Säule dicken, schwärzlichen, wolligen Rauches.

Dort brannte das Häuschen des Hansjörg.

Ich erschrak und ich schämte mich.

Dort ging einem sein Nest zugrunde, und ich wollte mich hier so seelenruhig daranmachen, das unsrige auszubauen. ‚Du kannst nichts helfen,' dachte ich dann, ‚es sieht aus, als treibe dich die Neugier.' Unschlüssig schaute ich hinüber.

Hinter der Rauchsäule, weit draußen ragten die Pappeln am Scherbacher Weg, besser einwärts lag das Anwesen des blinden Ferdinand.

Deutlich sah ich den regennassen Giebel und die grünen Läden. Der Mann, der dort wohnt, ging es mir durch den Kopf, der kann auch nicht helfen und Neugier treibt ihn sicher nicht. Aber doch ist er auf dem Platz, wenn über einen andern die Not kommt.

Da hielt mich's nicht mehr. Ich sagte der Babette Bescheid und eilte dem Brandplatz zu.

In dichten, aber untätigen Reihen umstanden die Andersberger das kleine Anwesen, das, wie die meisten der Bauernhäuser, gesondert zwischen Gartenland und Hofraum lag.

Auffallend still, als nehme sie der Anblick ganz dahin, verharrten die Leute. Wohl hatten die meisten Kübel oder Eimer in den Händen, aber ich sah nicht, daß jemand Wasser herzutrug.

Es wäre auch zwecklose Mühe gewesen.

Und doch reizte mich dies müßige Starren.

Eine Spritze sandte ihren dünnen Strahl hinüber hinter die Mauerreste, die ausgebrannt, von qualmendem Schutt gefüllt, von keiner Flamme mehr erhellt, noch standen.

„Hat man denn gar nichts retten können?" fragte ich das nächste beste Weib, und es mag wohl wie Ungeduld in meiner Stimme gelegen haben.

Sie schaute mich an, abweisend und kühl. „Wenn der Herrgott 's Feuer schickt, kann unsereins 's Wasser spare," sagte sie streng.

Drei oder vier andre Weiber, die unsern standen und sich uns neugierig zugewendet hatten, nickten mit den Köpfen.

Ein Mann in kurzem, offenem, gestricktem Wams, der eine Axt trug und ganz rußig war an Gesicht und Händen, trat näher, rückte flüchtig an seiner Mütze, spuckte aus und sagte: „Wisset

Digitized by Google

Se, Frau, wenn der Blitz zünd't, ist fast nie nix z' mache. 's goht z' schnell. Mir Mannsleut hättet em Hansjörg scho g'holfe, wenn z' helfe g'wä wär."

Etwas in des Mannes Rede und der Blick, mit dem er die Weiber vielleicht unbewußt streifte, schien diese zu reizen. Eine davon, eine große, sehr hagere Gestalt mit einem dünnen, steifen Zöpfchen über dem Rücken, gab dem Mann einen derben Stoß in die Seite und sagte grimmig, ohne Humor: „Freilich, d' Mannsleut helfet so eme Lumpe, weil in älle Mannsleut e Stück von eme Lumpe steckt. In älle," wiederholte sie zornig, eindringlich, „vom Nachtwächter bis zum Pfarrer."

Ich wußte nicht, sollte ich mich ärgern oder sollte ich lächeln. Es war komisch zugleich und herausfordernd, drastisch und gallenbitter, wie dieses Weib, das mich wohl schwerlich kannte, sprach.

Der Mann rieb sich die gestoßene Stelle und lachte phlegmatisch. „Nei, weil d' Mannsleut e bessers G'müt hänt," betonte er nachdrücklich.

Die große Frau schaute mit finsteren Augen die Gasse hinunter. Auf ihrem ausgemergelten herben Gesicht lag offene Verachtung. „G'müt," sagte sie, „G'müt —? Vor der Kammertür, jo, do hent se G'müt; wenn se aber emol drinn send, no sparet se ihr ganz G'müt fürs Wirtshaus."

Grollend, abgerissen, mit einer abgrundtiefen Bitterkeit sprach das Weib und schritt davon.

Der Mann winkte ihr mit dem Kinn nach. „Die do," sagte er, spuckte in die Hände und nahm die Axt auf die andre Schulter.

„Wer ist das Weib?" fragte ich ganz beklommenen Herzens.

„Mer heißt se halt d' Nähkätter, 's ist e Ledige," gab er geringschätzig zur Antwort.

Ich spähte jetzt nach Martin und dem Blinden aus. Es war schwer, durch den zähen Schmutz zu kommen, der die Brandstätte umgab. Ich sah, daß die Leute sich anstießen, daß von mir die Rede war.

In dem kleinen Grasgarten hinter dem Haus standen die Männer. Wohl den tuchenen Kirchenröcken zulieb hielten sie sich so abseits. Martin, der Blinde und ein kleiner Bauersmann in Lederhosen und Hemdärmeln, den ich nur von hinten sehen konnte, bildeten eine Gruppe für sich und redeten eifrig.

Zu einem unförmlichen Haufen geschichtet, lagen unter den paar krumm- und windschief gewachsenen Obstbäumen schmutzige Bettstücke. Stühle, Bänke, Tische standen und lagen umher. Eiserne Kochtöpfe, Rechen, Hauen, Besen, Kübel und Eimer waren durcheinander geworfen in der wilden und sinnlosen Hast, die mehr zerstört als rettet.

Eine ausgehängte Tür lehnte an einem Apfelbaum und davor kniete, tief über irgend etwas ins Gras gebeugt, das Agathle. Rasch, mit erschrockenem Herzen, trat ich zu der reglos Kauernden. Da hob sie den Kopf und sah mich an mit hilflosen, jammervollen Augen, die trocken waren, als sei ein Brand auch da drinnen.

Ganz unwillkürlich, ohne einen klaren Gedanken, wie unter dem Zwang einer drängenden Gefahr sagte ich da: „Weine doch, Agathle!"

Aber das Mädchen schien mich nicht zu hören. Sie beugte sich wieder über das Etwas im Gras, und ich sah, daß da ein flacher, breiter Kasten mit hölzerner Rückwand und Glasdeckel lag, ein Kasten mit bunten Totenblumen.

Der gläserne Deckel war zu Scherben zersprungen, die Blumen lagen zerstreut auf der weißen Glanzpappe, und von Agathles zerschnittenen Händen tropfte das rote Blut zwischen die weißen Lilien und die glühenden Rosen.

Ich kniete nieder neben dem Mädchen und half ihr stumm die Scherben entfernen.

„Das kann man wieder machen, Agathle," sagte ich zwei-, dreimal, als sei das zersprungene Glas der einzige Schmerz, der einzige Jammer der Tränenlosen. Ich wußte sonst ja nichts zu sagen.

Auf einmal lehnte sie sich hintenüber gegen die gerettete Türe.

„O Mueter, Mueter," stieß sie schluchzend hervor und schlug die blutenden Hände vors Gesicht.

Da sagte ich nichts mehr. Was ist zu machen, wenn ein Kind nach der toten Mutter schreit?

Ich nahm den Kasten aus dem Gras und las zwischen den zerknitterten Blumen Namen um Namen.

„Anna Maria Hindermann, geborene Taube. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!" stand groß in der Mitte. Im engen Kreise darum, wie ein Volk Küchlein um die Henne geschart, standen elf Buben- und Mädchennamen, elf kurze Geburtsdaten und elf nahe dabei liegende Todestage. Oben darüber im Halbkreis war zu lesen: „Ich will die Lämmer in meine Arme sammeln," und unten hieß es: „Trennung ist unser Los, Wiedersehen unsre Hoffnung."

Mir wurden mit einemmal die Arme schwer und müd wie von einer übergroßen Last. Schweigend stellte ich den Kasten an seinen alten Platz.

Daß es das geben darf! So viel Leid, so viel zerstörte Hoffnung, so viel Schmerzen ganz nah, ganz trocken, ganz stumm beieinander. Ist denn das das Leben, das Weibesleben? Geht man darum mit heißklopfendem Herzen hinein in das unbekannte Land, das Ehe heißt?

Zu Martin schaute ich hinüber in quälender, hilfloser Beklemmung. Aber der sah nicht her.

Digitized by Google

Etwas vornübergeneigt stand er und sprach auf den Hemdärmeligen ein.

Neben mir richtete sich das Agathle auf. Ich tat es ihr nach, fast unbewußt.

„Ist die's, die an der Kirchenmauer begraben liegt?" fragte ich erschüttert.

„Ja, nebe 's Pfarrers Monikale," sagte leise das Mädchen und schaute über das wirre Chaos vor uns hin, als sehe sie das Grab an der Mauer.

Durch das nasse, zerstampfte Gras schritt ich hinüber zu Martin. Ich hatte ein Gefühl, als ob Agathle am liebsten allein gelassen sein wolle.

Mein Mann sah mir mit abwesendem Blick entgegen und sprach weiter. Erst als ich fast neben ihm stand, schien er mich zu sehen. Er rückte an der Brille, nickte mir zu und sagte: „Das sieht bös aus, Martha."

Ich weiß nicht, meinte er den Brand oder etwas andres.

Der Hemdärmelige wandte mir sein Gesicht zu und schob ein wenig an der Zipfelmütze, die er auf das graue Haar gestülpt trug. Ich sah ein gedunsenes, blaurotes Antlitz mit kleinen, wässerigen Augen, die entzündete rote Ränder zeigten. Tiefeingesunken, fast unsichtbar waren die Lippen des bartlosen Mundes, das hervortretende Kinn, zu dem sich eine schmale Nase herunterneigte, war rauh und grau von Bartstoppeln.

„Das ist der Hansjörg, der Abgebrannte," erklärte mir Martin.

Ich hatte Mühe, kein Erschrecken zu verraten. Dieser Mann war also Agathles Vater, der Gatte des Weibes mit der verrückten Grabschrift.

Fast mit Selbstüberwindung reichte ich dem Bauern die Hand hin.

„Ihr tut mir leid! Es ist hart, wenn einem das Heim zugrunde geht."

Eine verkrümmte Hand, die sich kalt anfühlte, legte sich nach Bauernart ohne Druck in die meine und wurde lange nicht zurückgezogen.

Ich fühlte Widerwillen und wollte mir's nicht zugestehen.

Der Mann lachte kurz auf: „'s wurd voll eins sei," sagte er fast höhnisch.

Ehe ich etwas darauf erwiderte, trat der Blinde her und versetzte verweisend, unmutig: „Nicht so, Hansjörg, das ist wider die Abrede."

Der Bauer sah auf, giftig, gereizt. „Sie hänt gut schwätze, Herr Ferdinand, Sie und die andre! Mei Häusle ist he! I und mei Agathle hänt kei Dach meh überm Kopf! Do defür ka i jetzt au denke und sage was i will."

Als sei ein Fehdehandschuh hingeworfen worden, so klang des alten Trinkers Rede, ein Fehdehandschuh, der Gott und den Menschen galt.

„Vatter," sagte jetzt von hinten her das Agathle: „Vatter, d' Mueter tät sage: ‚'s Häusle ist he, aber mir send doch g'sund!'"

Martin und ich wandten uns zur gleichen Zeit nach dem Mädchen um. Mit blassem Gesicht und verweinten Augen stand sie da und sah ihren Vater an, als müsse ihr fester Blick den verkommenen Mann halten.

Kurz und scheu begegneten des Bauern Augen denen der Tochter.

„D' Mueter, ja was d' Mueter," murmelte er dann.

Der Blinde schob sich leise vor und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. „Denket, sie sei da, Hansjörg, denket, sie sei heute da, was würde sie sagen? ‚Hansjörg,' würde sie sagen, ‚der Herrgott muß meine, unser Häusle sei z' alt für uns, wir müsset e neus han!' So würde sie sagen, und aus dem heißen Schutt des alten würde sie morgen schon die Steine herauslesen zum Bau des neuen."

Ueber des Trinkers Gesicht lief ein Lachen, ein selbstvergessenes, inniges Lachen, das alles Gemeine von diesem Gesicht nahm. Aber schnell, wie er gekommen, verschwand der helle Strahl und verbitterter, giftiger als zuvor kehrte sich der Mann dem Blinden zu: „So ist se gwe und so hat se g'schwätzt. Trunke hot se net, g'flucht hot se net, g'schimpft hot se net! Und doch hot se nix wie Kreuz g'hätt auf der Welt! Lasset Se me mit 'm Herrgott z'friede, Herr Ferdinand! Der will nix vo meim Häusle, ob's neu ist oder alt! Der guckt net noch mir nomm, und i net noch ehm! So kommet mir am beste mitnander aus. Hahaha!"

Der Bauer sprach in leidenschaftlicher, unheimlicher Verbissenheit. Seine Stimme klang erst halblaut und heiser, dann fast schrill.

Mit seltsam ratlosem, entsetztem Blick sah Martin auf den Trinker und dann zu mir her. „Ist so etwas denkbar?" schien mich der Blick zu fragen.

„Fürchtet Ihr Euch nicht, Mann, in dieser Stunde so zu lästern?" stammelte er und trat dem Bauern näher.

„I mi fürchte?" schrie der und fuhr auf. Schaumbläschen standen in den Winkeln des lippenlosen Mundes, der hastig seine Rede hervorsprudelte. „I mi fürchte? — Vor was denn, zu was denn? Was kann er mir denn no nemme, der Herrgott, wenn er g'rad ebbes von mer will? — Was han i denn no? was? 's Weib ist mer g'storbe, d' Buebe send mer g'storbe, der Wald ist he, 's Geld ist he, 's Haus ist he, i selber be he — hahaha — was will 'r denn no vo mir, d'r Herrgott? 's Wiesle am Rain vielleicht und meine paar Zwetschgebäum? Die kann er han! 's Wiesle vertramplet mer d' Buebe und d' Zwetschge holet se au! Nei, Herr, nei, wenn mer so dostoht wie i, no fürcht mer sich vorm Herrgott nemme, net emol vorm Teufel."

Digitized by Google

Der Trinker fing an zu lachen und schüttelte die Rechte gegen Martin hin, der ganz bleich zurücktrat, als graue ihm vor diesem Mann.

„Vatter," rief das Agathle, flammende Röte im Gesicht, „Vatter, sei stät, 's ist doch der neu Pfarrer!"

Der Alte sah sich nach seiner Tochter um. „I sieh's woll!" sagte er kurz und bestimmt, „drum han i au mein Kropf ausg'leert. Em Pfarrer muß mer's sage, wie mer mit 'm Herrgott stoht."

„Das stimmt," warf trocken der Blinde ein.

Die Männer in den Kirchenröcken traten her.

„Hansjörg," fragte der Schultheiß scharf, „bist d' am helle Tag net nüchtern?"

Der Trinker sah auf, als sei er gewillt, den Fragenden anzuspringen. Wie er so stand, einer gegen alle, ja gegen den Herrgott, da sprach eine rohe Kraft, ein Ungebeugtsein aus dem verkommenen Alten, ein Ungebeugtsein, das wohl etwas Erschreckendes, aber nichts Widerliches für mich hatte.

„Er ist nüchtern," sagte ich rasch zum Schultheißen, „die letzte böse Stunde hat ihm das Blut heiß gemacht."

Der Trinker lachte kichernd auf. „Sell wird's sei, Frau, Sie werdet recht hau! — O, daß Gott erbarm! Wenn des bißle Brenne do mei ganz O'glück wär! Do han i scho andre Sache außeg'macht. Froget Se e mol de Schultes da, der soll's Ihne sage. Aber natürlich, do schwätzt mer net dervon! Mer sächt bloß emmer: ‚D'r Hansjörg ist e Lump, d'r Hansjörg sauft!' Aber worum der Hansjörg sauft, do schnauft mer net."

Giftige, feindselige Blicke schossen aus des Mannes triefenden Augen auf die Umstehenden. Es war, als wolle der Lump Gericht halten über die Tadellosen.

Die Männer lachten kurz auf, der alte Lörcher, der Gemeinderat, nickte schwer mit dem grauen Kopf, von dem er den Dreispitz abgenommen hatte.

„Hansjörg," sagte er langsam, „'s ist wohr; du host e schwers Lebe hinter d'r; aber du bist net d'r einzig! Wenn älle saufe wötet, wo en Pack traget —" Der Mund des Sprechenden sank plötzlich tief ein, die weißen, dichten Brauen über den alten Augen rückten nahe zusammen.

Jetzt legte der Blinde dem Gemeinderat leise die Hand auf den Arm und, das ausdrucksvolle Gesicht dem Trinker zugekehrt, sagte er ernst: „Hansjörg, wenn Ihr einmal Euer Agathle nimmer habt, dann will ich kein Wort mehr wider Euer Leben sagen; aber wenn einer, der eine Tochter hat wie Ihr, sich den Hals abtrinkt, so ist er nicht wert, daß ihn die Sonne anscheint."

Der Trinker lachte ungut. „O send Se mer still, Ferdinand! Scheint denn Ihne d' Sonn, und Sie trinket net —! 's ist alles ei Teufel! 's best ist no, mer denkt gar net drüber noch!"

Erschrocken sah ich auf den Blinden; aber der lächelte ruhig, fast froh.

„Martha," sagte jetzt Martin hinter mir, „der Mann ist ohne Obdach und Heimat, könnten wir ihn nicht zu uns nehmen bis auf weiteres?"

Ein leiser Schrecken überrieselte mich. Ich fand nicht schnell eine Antwort.

„I — ins Pfarrhaus?" rief da heiser der Hansjörg und lachte, „i bleib für mi, wie 's Frieders Katz. 's ist gnueg, daß mei Agathle zwei Johr lang im Pfarrhaus g'wä ist. I gang zum Hirschwirt und frog 'n um en Platz in seim Gaulsstall."

„Jo, daß d' 'm emol im Rausch d' Streu a'zündst?" murmelte der Schultheiß.

„Ihr kommet mit mir, Hansjörg," sagte da ruhig und bestimmt der Blinde, und er trat einen Schritt vor gegen den Trinker, als wolle er sich gleich dessen häßlicher Person versichern.

Der Schultheiß und die andern Männer blickten rasch auf, der Hansjörg aber trat zurück und sagte unsicher: „No stät!"

„Gar nichts stät," entgegnete fest und hart der Blinde; „bei mir ist Platz für einen Gestrandeten, wie Ihr seid."

Wieder wollte der Hansjörg etwas dawiderreden, da trat das Agathle von hinten her an ihren Vater: „Vatter, ganget mit 'm Herr Ferdinand, des tät d' Mueter au sage."

Der Trinker fuhr sich mit der Rechten langsam über das blaurote Gesicht, dann sagte er: „Also — mei'twege." Von einem Dank hörte ich nichts.

„Und du kommst mit uns, Agathle," bat ich.

Unsicher sah das Mädchen von mir zu Martin und von Martin zu mir, dann nickte sie stumm.

So habe ich an jenem Tag die Pfarrmagd gedungen.

*

In der Nacht, die diesem bösen Tage folgte, der ersten Nacht, die Martin und ich im Pfarrhaus zu Andersberg verbrachten, schlief ich kaum.

Und den großen Mann an meiner Seite hörte ich wieder und wieder seufzen.

„Woran denkst du, Martin?" fragte ich leise.

Aber ich bekam keine Antwort. Ein böser Traum mochte den Schläfer quälen; oder war's etwas, das er mit mir nicht bereden wollte.

Schwarz gähnte die wetterschwüle Nacht vor den noch unverhüllten Fenstern unsrer großen Stube, dann und wann zuckte ein fernes Wetterleuchten auf, das sah aus, als hebe sich für Sekundenlänge eine dunkle Wimper von einem flammenden Auge.

Die Aeste des großen Nußbaums im Pfarrgarten rauschten und knarrten bisweilen im Wind,

Digitized by Google

Morgenstunde im Fischerhafen bei Tiefebbe

Nach einem Gemälde von Cornelius Wagner

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

und in der Ferne bellte ein Hund heiser und unaufhörlich.

So fremd, so geheimnisvoll, so ungeheuerlich war mir diese erste Nacht. Losgelöst von allem, was bisher war, kam ich mir vor, losgelöst und allein gelassen in der Fremde, zwischen den schwarzen Wäldern, den Schluchten und Bergen, in denen andre Menschen hausten, als ich sie seitdem gekannt hatte.

Da, als das Gefühl der Verlassenheit mich so mächtig überkommen wollte, da fiel mir der Ferdinand ein, der blinde Mann in seinem einsamen Häuschen, und es fiel mir ein, wie er zu dem Trinker gesagt hatte: „Bei mir ist Platz für Gestrandete, wie Ihr seid."

Und auf einmal meinte ich, ihn sagen zu hören: „Bei mir ist auch Platz für dich, Martha Moserosch, wenn du dich fürchtest in der Fremde."

Da schlief ich ein gegen den Morgen.

*

Zur Investitur kam die Tante heraufgefahren.

Im „Hirsch" stellte sie ein, und ebendaselbst war das große Mittagessen bestellt worden, weil Babette, die erst heute mit der Tante wieder abreisen sollte, sich entschieden dagegen verwahrt hatte, daß man „alle die Bauern" im Pfarrhaus habe.

Es war ein kühler, regnerischer Sonntag. Grau und schwer lag der Himmel über der Höhe, und aus den schwarzen Wäldern stiegen Dunst und Nebelschwaden.

Aber der Unbill des Wetters zum Trotz kamen die Leute in Scharen aus den Tälern heraufgestiegen und über die Höhe hergewandert.

Mit schwerklopfendem Herzen schritt ich an jenem Tag dem Kirchlein zu. Ich ging allein; ich hatte mich eigens dazu freigemacht. Die Tante mit den andern war schon voraus.

Wie gerne wäre ich in einen Winkel geschlüpft, wo niemand mich beachtet hätte; aber ich gehörte in den Pfarrstuhl und durfte mich dem nicht entziehen.

Wie gebannt saß ich an meinem Platz. Dann und wann knisterte das Seidenkleid der Konsistorialrätin Heller neben mir oder schneuzte sich einer der Herren, die hinter uns saßen.

Vikar Ehrhard, der auf unsrer Hochzeit der lustigste Gast gewesen war, war auch darunter. Er war vom Seminar und Stift her Martins Freund. Durch das schräge Gitterwerk des Stuhles sah ich über die dichtgedrängten Bänke im Schiff hin. Schwarze Hauben, glatte Stirnen, braune Gesichter erblickte ich, und in den Stühlen der ledigen Mädchen saß aufrecht, schweren Ernst auf der Stirne, das Agathle, meine Magd.

Da ging mir's durch den Sinn: ‚Wenn das Agathle froher aussieht nach Martins Predigt, dann will ich annehmen, daß sie recht war.'

Der Schulmeister Müller, der große Mann mit dem roten Gesicht und dem Doppelkinn, hatte sich's ausbedungen, daß am heutigen Tage er, nicht der Blinde, der gar kein Recht dazu habe, die Orgel spiele beim Gottesdienst.

Das war mir nicht recht. Ich wußte: ein Spiel wie damals, das wie silbernes, flimmerndes Netzwerk die Oede im Kirchlein durchleuchten würde, war von den plumpen Händen des viereckrötigen Mannes nicht zu erwarten.

Schwerfällig erklang jetzt das Vorspiel. Es war ein Getöne, keine Musik. Auf einer guten, großen Orgel, in weiteren Hallen gespielt, hätten diese Akkorde vielleicht machtvoll gewirkt. Im Andersberger Kirchlein klangen sie brutal.

In den alten Choral Martin Luthers: „Ein feste Burg ist unser Gott", leiteten sie über, und auch dieses Lied voll kühner Kampfesfreude und heller Siegeszuversicht, das sonst wie wesensverwandt zu meiner Seele sprach, es klang mir heute brutal, unedel unter den Händen des Mannes auf der Orgel. An die lichten Töne des Blinden, die vom Morgenstern sangen, mußte ich denken, und ich meinte, mein Herz hätte ruhiger geklopft, wenn der Ferdinand dort oben gespielt hätte.

Bei der Predigt saß ich regungslos. Ich wagte nicht aufzusehen.

Da saß ich, hielt immerzu mein Herz wie eine leere Schale dem Manne auf der Kanzel hin und bat in meinen Gedanken: ‚Fülle sie, fülle die Schale!'

Und die Worte, wie sie aus dem bärtigen Munde fielen, nahm ich auf und besah sie von allen Seiten wie eine Frucht, von der man sehen will, ob sie genießbar sei und ob kein Wurm daran nage. Ach, daß ich so mißtrauisch bin!

„Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: ‚Friede sei in diesem Hause!'" hieß es im Text.

Des Sprechers Stimme blieb ruhig und gleichmäßig, als er das las. Mir war, als hätte sie zittern müssen, weil es so etwas Großes ist, was da von priesterlichen Männern verlangt wird.

Während der Einsegnung drückte die Tante unaufhörlich das Taschentuch vor die Augen. Ich hörte sie leise schluchzen und das Seidenkleid knistern, ich selbst aber blieb seltsam unbewegt. Alles, was da zu Martin gesagt, ihm gewünscht und von ihm gefordert wurde, kam mir so nebensächlich, so geringfügig vor gegenüber dem einen: „Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: ‚Friede sei in diesem Hause!'"

Reglos, versunken in sonderbares Träumen saß ich da, bis alles vorüber war. Als die Leute standen zum Gebet, da fiel mir ein, daß ich mir des Agathles Gesicht als Gradmesser für den Wert der Predigt aufgestellt hatte.

Digitized by Google

Gespannt sah ich nach den Bänken der Ledigen hin. Das Mädchen stand und schaute nach meinem Stuhl herüber mit einem erregten, ängstlichen Zug im Gesicht. Auf einmal hob sie sachte die rechte Hand und machte eine Bewegung, als ziehe sie an einem Glockenstrang.

Das galt mir und sollte heißen, daß ich dem Mesner das Zeichen zu geben habe zum „Ausläuten". Rasch holte ich das Versäumte nach, da sah ich, daß das Agathle aufatmete wie befreit und daß die Schultheißen vorne im Gestühl zufrieden mit den Köpfen nickten. Da kam eine große Ernüchterung, aber auch eine große Ruhe über mich. Mein aufgeregtes Herz tat keinen Schlag mehr zu hastig. Gemaßregelt und mit Grund zurechtgewiesen kam ich mir vor. Was meines Amtes war, sei's groß oder winzig, das wollte, das sollte ich erfüllen; mehr verlangte kein Mensch von mir hier oben.

Unaufhörlich rieselte der Regen den ganzen Tag. Das Mahl im „Hirsch" wäre still, vielleicht etwas gedrückt verlaufen, wenn nicht der dicke, lustige Vikar Ehrhard und Tante Elisabeth so gesprächig gewesen wären.

Der alte Bauer mit dem fertigen, scharfen Gesicht, der seinerzeit mit uns vom Tal heraufgestiegen und welcher der Schultheiß Feucht von Scherbach war, saß unfern von mir und trank rasch und viel.

Auf einmal hob er sein Glas: „Prost, Frau Pfarrer, so müeßet Se werde, wie d' Frau Konsistorialrat. Die ka's mit de Leut. Sie send e bißle z' still, Frau, e bißle z' maulfaul, nix für unguet. Aber Sie send au no jung, Sie könnet's no lerne."

Der Alte sprach eindringlich, fast väterlich, offenbar ein wenig angeregt von dem Wein, den er getrunken.

Der Hirschwirt, der hinter mir die Schüsseln reichte, fiel ihm ins Wort. „Send z'friede, Schultes! D' Frau Pfarrer ist recht. Sie versteht's mit de Gäul und versteht's mit de Hund, drum sag i: sie hot 's Herz uf em rechte Fleck."

„Mehr braucht's nicht," warf der Blinde über den Tisch herüber ein.

Ich sah ihn rasch und mißtrauisch an. Aber sein Gesicht sah nicht aus, als ob er spotte.

Lauter und lärmender ward's in dem niederen Zimmer. Nicht alle, die da waren, wußten richtig Maß zu halten. Und der Bauer vom Wald spricht auch nüchtern rauh und laut, daß es fast wie ein Streiten klingt.

Mir ward heiß, eng und benommen.

Unbemerkt schlich ich weg, um den Kopf für einen Augenblick in Kühle und Stille zu tauchen.

Eine Türe drückte ich auf, auf gut Glück. Zwischen übereinander geschichteten Stühlen und Tischen hindurch schritt ich zum offenen Fenster. Auf den Garten ging's hinaus, in dem Akeley und spanische Wicken regennaß um die Rabatten hingen.

Unter mir, mit ausgestrecktem Arm leicht zu berühren, war das Bretterdach der Laube, auf dem grüne Glaskolben standen, in denen etwas zum Destillieren aufgestellt war. Ich lehnte mich hinaus, froh der feuchten Kühle; da hörte ich Stimmen, die aus der Laube kamen.

Erst achtete ich kaum darauf, dann horchte ich, ohne es recht zu wollen.

„So komm doch ins Zimmer," hörte ich eine Stimme, in der ich die des lustigen Ehrhard zu erkennen glaubte, „da draußen ist's doch zu kühl zum Sitzen. Der Moserosch freut sich auch, wenn er dich gerade heute hier oben sieht."

Ein kurzes, stoßweises Lachen erklang. „Mach keine Sprüche, Dicker! Das glaubst du ja selbst nicht, daß der ‚reine Tor' sich über etwas freuen kann, es sei denn über des Herrgotts Gnade und Barmherzigkeit."

„Du," sagte der Vikar dagegen, „laß mir den Moserosch zufrieden. Er ist ein ehrlicher Kerl."

„Ach was, ein Holzscheit ist er! Mich verlangt's nicht, ihn zu sehen. Nur das Weib, Dicker, das Weib, das den Gottesjüngling genommen hat, die möcht' ich kennen."

„Also komm doch, komm herein! Stell dein Fahrrad in die Bauernstube. Sie ist drin, die Frau Pfarrerin —"

Wieder klang das stoßweise Lachen. „Sag mir, Dicker, aber ehrlich, du bist mit dem Moserosch ja immer eng liiert gewesen, kannst du dir vorstellen, daß der mal einem Mädel eine Liebeserklärung machen könnte? Hahaha. Holdselige Jungfrau, du Gebenedeiete unter den Weibern — ich liebe dir!"

Sie lachten jetzt beide. Ich stand und hatte die Hände ums Fensterkreuz geklammert und fühlte mein Herz bis zum Hals herauf klopfen.

„Dein böses Maul hast du dir auch in die Philologie hinübergerettet, Hannes; da ist nichts drüber zu sagen —"

„Natürlich," entgegnete die fremde Stimme wieder, „sollen die Theologen allein die bösen Mäuler haben? Aber in allem Ernst: sag mir, wie ist der ‚reine Tor' zu einem Eheweib gekommen? Aus psychologischen Gründen ist mir das interessant."

„Na, weißt du — Psychologisches ist da nicht viel dabei. Er ist der Schwestersohn der alten Heller, sie die Bruderstochter vom seligen Konsistorialrat. Die Heller hat den Moserosch zur guten Hälfte studieren lassen und die Frau Martha auferzogen — voilà tout. Zweckmäßigkeitsgründe."

„Donnerwetter! Wie da alles klappt! Ja, ja, das haben sie los, die von der Theologie, alles klappen zu machen. Nein, nein, laß mich

Digitized by Google

nur sitzen, Dicker! Des Gottesjünglings Eheliebste interessiert mich nicht weiter!"

„Weißt du, was du bist, Hannes?"

„Ich —? Jawohl, ich bin der neueste Präzeptor am Lyzeum zu Wendlingen, Doctor philosophiae ‚cum laude', Reserveleutnant, Sieger im Radrennen zu Mannheim, Inhaber der Rettungsmedaille für Errettung eines Menschen vom Tode des Ertrinkens — nota bene mit eigner Lebensgefahr —, Mitglied des Turnvereins —"

„Hör auf," fiel lachend der Vikar ein, „ein alter Zyniker bist du und bleibst du."

„Nicht schlecht," rief laut der Fremde, „jetzt sei ich ein Zyniker, weil ich mich gefreut hätte, wenn in unserm Freunde Moserosch, alias der ‚reine Tor', anläßlich seiner Hochzeit ein bißchen Menschliches aufgeglimmt wäre. O Dicker, was seid ihr doch für Kerle, ihr Stiftler!"

„Du bist doch auch einer, Hannes!"

„Eben drum! Ich kenn' mich aus. Und nicht um tausend Taler ließ' ich mir's abkaufen, daß ich dabei bin."

„Na also, was schimpfst du dann!"

„Schimpf' ich denn? Fällt mir doch gar nicht ein. Gelobt habe ich die ganze Zeit. Weißt du, so heimlich gelobt. So nach des lieben Gottes Methode. Der liebt ja uns Menschen auch und wenn er uns noch so gottsträflich malträtiert. Oder lehrt man das jetzt anders? Zu meiner Zeit war's so. Aber ich bin nicht mehr auf dem laufenden in puncto dieses. Man kommt schnell heraus, Dicker, du glaubst gar nicht, wie schnell."

„O Hannes," hörte ich den Vikar wieder, „du hättest eben doch auf die Kanzel gehört, dir läuft's wie Wasser."

„Wasser ist gut," rief auflachend der andre. „Hoffentlich meinst du wenigstens Wasser des Lebens. Man soll seinen eignen Stand nicht ironisieren. Du wirst mich nie ein schiefes Wort über die Schulmeisterei sagen hören. Und wenn zehnmal — Donnerwetter, jetzt wäre ich da beinahe in eine Sünde gefallen. ‚In die Sünde fallen', das ist doch der technische Ausdruck? Nicht, Dicker? Zum Unterschied von ‚sündigen' schlechtweg. Der alte Professor Müller hat dadrüber gelesen. Es war das Subtilste, was je geredet worden ist. Grün und blau ist mir geworden vor Bewunderung —"

„Also du kommst nicht mit ins Zimmer?" unterbrach hörbar ungeduldig der Vikar.

„Sicher nicht, Dicker. Wenn du mir zu melden gehabt hättest, daß der lange Moserosch in heißer Glut zu einem Weib entbrannt, also quasi — ich will damit aber lediglich den Unterschied markieren — ‚in die Sünde gefallen' sei, dann hätte ich mir ihn und seine Gesponsin angesehen. Nachdem du aber nur zu berichten hast, daß der Plan der Konsistorialrätin geklappt hat, nun flacht die Sache für mich ab. Die ganz kleine sittliche Entgleisung, die allenfalls für den Schnüffler und Liebhaber zu konstatieren bliebe, die hätte der Professor Müller selbst unbeanstandet in der Erbsünde mitschwimmen lassen. Ich tu's auch. Du auch. Es bleibt nichts Interessantes an dem Fall. Alles ist in Ordnung. Grüße den Langen von mir. Mein Genre ist er nicht. Aber ich hab' ihn ja auch nicht heiraten müssen. Für die Stoffel von Andersberg tut er's. Für mich wäre er zu vollkommen. Ich will ihn nicht stören an seinem Ehrentag. Mir ist die Sorte lieber, die je und je in die Sünde fällt. Vielleicht kommt's beim langen Moserosch später. Ich warte gern. Für heut ist nichts zu machen."

Der Vikar lachte. „Dich plagt die Sehnsucht nicht, sonst würdest du so lang nicht warten wollen. Der Moserosch hat das Zeug nicht dazu."

„Erlaube," fiel der Fremde ein, „sind psychologische Subtilitäten dein Spezialfach oder das meinige? So ein baumlanger, starker, bärtiger Stiftler, der noch nie vom lieben Gotteswort und von seiner Tante losgekommen ist, dem eine Konsistorialrätin für Strümpfe, Hemd und Weib, Amt und Sonntagsbraten, Weltanschauung und Haustrunk sorgt — der hat das Zeug dazu doppelt. — ‚Sündigen' — ja das kann der ‚reine Tor' nicht; aber ‚in die Sünde fallen'! — alle Wetter! ich wüßte keinen, der mehr alle Prämissen dafür hätte. Ganz besonders, wenn ‚sie' danach ist, wenn —"

Ich konnte nicht mehr weiter hören. Die Türe ward hinter mir geöffnet, die Hirschwirtin kam, um Stühle zu holen. Sie schaute mich an. „Ist's Ihne net guet, Frau Pfarrer?"

„Ja," sagte ich, „es war zu heiß für mich und zu laut."

Sie nickte. „Sie sind's net g'wohnt. Mir macht's nix aus. Gucket Se no no e Weile zum Fenster naus. Oder ganget Se e bißle ins Gärtle nunter."

Aber zum zweitenmal mochte ich den Lauscherposten nicht einnehmen. Hinter der Frau her ging ich zurück zu den Gästen und setzte mich still an meinen Platz.

Kurz nach mir trat Ehrhard ein. „Weißt du, wen ich da draußen in der Laube eben getroffen habe, Martin?" fragte er über den Tisch herüber.

„Nun?"

„Den roten Hannes, Marcus Tullius Cicero, wie er später hieß."

Martin rückte den Stuhl. „Er soll doch hereinkommen, ruf ihn doch."

Ehrhard winkte ab. „Er radelt schon Scherbach zu. Auf einer Radtour kam er durch. Er ist drunten in Wendlingen am Lyzeum Präzeptor. Ganz zufällig lauf' ich an ihn hin. Er ist immer noch der Alte."

Digitized by Google

„Ein feiner Kopf. Schade, daß er umgesattelt hat," sagte Martin.

Ehrhard lachte. „Alter Schwärmer! Möchtest immer die Elite für uns haben."

„Die feinen Köpfe machen noch keine Pfarrer," sagte Tante Elisabeth salbungsvoll.

Ich weiß nicht, warum mich das ärgerte.

„Aber sie verderben auch die Pfarrer nicht," warf ich hin.

Martin blickte mich an, wie ich da aus meiner Stille heraus auf einmal dreinredete. „Da hast du recht," sagte er dann lächelnd.

Früh am Abend gingen und fuhren die Gäste davon. Tante mit ihrer Babette waren die letzten.

„Martha," mahnte die Tante vom Wagen aus, „sorge gut für deinen Mann; das ist jetzt deine vornehmste Pflicht. Und stelle dich gut mit seinen Pfarrkindern!"

„Ja," fiel die alte Magd ein, „mei Vater selig hot oft g'sagt: ‚Mer weiß nie, wie mer d' Leut braucht.'"

Die Pferde zogen an. Ich winkte stumm.

Wir stiegen hinauf in unser kühles, stark dunkelndes Zimmer. Ich hob die Arme. Um Martins Hals hätte ich sie legen mögen und weinend tausenderlei fragen. So war mir.

Aber ich weinte nicht, und ich fragte nicht.

Eine große Scham war in mir, wenn ich Martins stillen Gleichmut sah. Scham und Stolz, die mich stumm machten.

Er holte die Bibel, machte Licht und las. Ich hörte zu; aber meine Seele war woanders. Das Dach der Laube, die grünen Glasflaschen und die Stimmen von unten, spanische Wicken, Akeley und nasse Gartenbeete standen wie ein Bild vor mir. Ich kam nicht los.

*

Für den Hansjörg Hindermann, den Abgebrannten, und noch zwei andre baute die Gemeinde ein kleines Häuschen. Es liegt etwas abseits vom Ort, hat drei Stuben und eine Küche und sieht ärmlich, aber sauber und schmuck in die Welt. Martin hat die Sache mit dem Schultheißen hin und her besprochen, und jetzt ist's so geregelt worden, daß die Insassen eine kleine jährliche Miete bezahlen müssen, welche die Zinsen des aufgewendeten Kapitals deckt oder doch nahezu decken soll.

Erst daraufhin hat der Hansjörg sich bereit erklärt, vom blinden Ferdinand, bei dem er seitdem wohnte, in das neue Haus überzusiedeln. „I laß mer von d'r G'meinde nix schenke, i gang net ins Armehaus," sagte er feindselig, als man ihm zum erstenmal von dem Plan sprach, und dabei ist er geblieben, bis man ihm den Mietzins festsetzte. Und die zwei andern hat er aufgewiegelt und verhetzt, bis sie sich weigerten wie er und stolz taten wie er, obgleich sie's noch weniger nötig hatten. Der eine der beiden ist ein ehemaliger Schneider, ein kretinhafter Mensch, der nicht imstande ist, sich auf seinem Handwerk fortzubringen. Er heißt Andreas Pfrommer; sie nennen ihn aber „'s faul Andresle". Er lungert im Dorf umher, tut da und dort eine Handreichung und verzieht jahraus, jahrein sein häßliches, sommersprossiges Gesicht zu idiotenhaftem Lachen. Ein Amt aber besorgt er mit mütterlicher Treue: er hütet armen Bauern, die ins Feld müssen und nicht genug Dienstboten haben, die Kinder.

Mit stillem Grauen habe ich im Anfang oft gesehen, wie der Kretin die kleinen Wesen auf den Arm nahm und an sein schmutziges Wams drückte; jetzt fühle ich kein Grauen mehr bei diesem Anblick. Ich weiß, kein Mutterherz kann wärmer für die Kleinen schlagen als das Herz unter dem schmutzigen Wams. Wie ein Tier, das sein Junges herzt, kommt mir der Mensch vor; ich glaube, er würde die Zähne fletschen, wenn jemand feindselig den seiner Obhut anvertrauten Wesen nahe käme.

Der zweite, der mit dem Hansjörg das Gemeindehäuslein teilt, ist der „Amerikaner". Ein großer, vierschrötiger Mann mit ungemein breitem, aber weit vornübergebeugtem Rücken, Händen wie gewaltige Bärentatzen, weit abstehenden Ohren und einem breiten, roten Gesicht mit großer, starker Nase. Als ich den Amerikaner zum erstenmal sah, kam er mir vor wie ein Hüne aus grauer Vorzeit, den die Jahre verwittert, zerknittert und gebeugt haben, in dem aber noch Reste gewaltiger Kräfte schlummern müssen. Als ich ihn aber sprechen hörte mit seiner sonderbar hohen, weibischen Stimme, und als ich ihn schreiten sah, wie er schlotternd und ohne Halt einherstolpert, da merkte ich, daß der äußerliche Hüne einen innerlichen Zwerg birgt.

Der Gastwirt zum Lamm sei der Mann früher gewesen und ein Holzhändler dazu. Weil ihm nichts gelang, was er anfaßte, ging er mit vierzig Jahren nach Amerika. Farmer wollte er werden und als reicher Mann heimkommen zu seinem Weib, das er zurückließ. Aber mit dem Reichwerden ging's langsam. Das Weib verlor die Geduld. Mit einem Bräuknecht ließ sie sich ein, mit einem baumstarken Menschen, der ihr alle Woche das Bier brachte für die Wirtschaft.

Da kam sie in Schande, die Lammwirtin. Die Weiber im Dorf sahen sie nicht mehr an, und kein rechter Bauer ging mehr ins „Lamm".

Aber das ehrlose Weib senkte den Kopf nicht tief.

Und als es dann so weit war, da trug sie selbst an einem Sonntag ihren Buben in die Kirche, daß man ihn taufe auf die Namen Heinrich Wilhelm Gottlieb.

Digitized by Google

Damals liefen die Weiber; aber der Pfarrer ließ Kirche und Sakristei zuschließen, und außer den Paten und der weisen Frau hat niemand gehört, was das Weib und ihr Bub abbekam dazumal.

Dem Lammwirt haben getreue Nachbarn alles nach Amerika geschrieben.

Niemand weiß, wie er's aufgenommen hat. Aber ein halbes Jahr danach kam er. Stärker hatte sich sein breiter Rücken gekrümmt, sein fahles Haar war grau geworden. Sonst war alles beim alten. Zwischen Tag und Dunkel kam er ins „Lamm". Es war kein Gast in der Stube. Nur die Nähkätter saß in einer Ecke und flickte Kartoffelsäcke.

Und die Nähkätter hat mir alles erzählt.

„Grüeß de Gott au, Meile!" hat der Lammwirt gesagt.

Sein Weib saß hinter dem Gitterwerk in der Schenke, hatte den Buben an der Brust und sah weiß aus wie eine Tote.

„Kennst me nemme?" fragte der Mann und lachte.

Da legte das Weib den Buben in seinen Wagen, zog den Kittel über der Brust zusammen und stand auf.

„Kennst denn du mi no?" fragte sie dagegen, hob den Kopf hoch und blitzte den Mann an mit ihren blanken Augen.

Er wollte eine seiner großen Hände auf ihre Schulter legen, da wich sie ihm weit aus.

„Wenn de eimol in deim Lebe a Ma sei witt," schrie sie auf, „no regst mi nemme a, Xaver!"

Der Lammwirt stand und machte große Augen. „Ha, sell wär! — Du bist doch alleweil no mei Weib."

„J," lachte die Marie auf, „i —? Siehst denn net, daß i en Bube han?"

Der Mann sah hinüber nach dem Kind, das strampelnd auf den Kissen lag.

„Meile," sagte er scheu, „denk, 's sei mei Bue, i will au nix andersts denke."

Das Weib trat zwischen den Mann und den Wagen: „'s ischt aber net dei Bue, und i möcht au net han, daß 's dei Bue wär! Lieber will i gar kein Vatter zu meim Bube als di! Wärst drübe bliebe z' Amerika! Wärst e Millionär worde oder was de witt! No mei Ma sollst nemme sei, no des net!"

Wie außer sich war das Weib, dann legte sie sich weit über den Schenktisch und weinte laut auf.

Der Lammwirt stand und starrte und rührte sich nicht, bis die Nähkätter aus ihrer Ecke herüberkam, um nach der Frau zu sehen, die wie in Krämpfen lag.

Da wandte sich der Mann schwerfällig zum Gehen.

Es hat dann viele langwierige Verhandlungen gegeben. Der Pfarrer und der Schultheiß, die Anverwandten der Eheleute und gar das Gericht legten sich ins Mittel; aber die Marie war nicht zu bewegen, wieder mit ihrem Mann zusammenzuleben.

Der Bräuknecht war nun seinerseits übers große Wasser, das Weib stand allein mit ihrem Buben; aber sie wollte vom Lammwirt nichts mehr wissen.

Sie mußte fort vom Anwesen. Bettelarm zog sie nach der Stadt, dort ihr Brot als Taglöhnerin zu verdienen. Das Gericht sprach die Scheidung aus.

Der Lammwirt hauste allein; aber er hauste rückwärts. Der Mann war kein Trinker und kein Spieler, und er tat bereitwillig, was so der Tag von ihm forderte; aber es war, als ob die Zwergseele den Hünenkörper immer weniger zu dirigieren vermöge. Ohne Umsicht, ohne Tatkraft führte der Mann sein Geschäft. Stück um Stück bröckelte ab. Das „Lamm" ward verkauft und zur Gemeindemolkerei eingerichtet. Der Lammwirt bekam einen Posten bei dem neuen Betrieb. Aber es war wieder nichts. Er handelt jetzt dann und wann mit Mehl und Kartoffeln, Butter und Obst nach der Stadt; aber er fristet nur kümmerlich sein Leben mit diesem Kram, und kein Bauer wollte ihn im Hauszins behalten, weil er nie zahlte.

Das sind also die drei, die ins neue Häuslein gehören.

Der blinde Ferdinand sagt, so habe ihn lange nichts gefreut, wie das Zusammenkommen dieser drei und ihre Weigerung, ohne Hauszins in das Backsteinhüttchen zu ziehen.

„Stolz lieb' ich den Spanier," hat er lachend ausgerufen, als ihm Martin die Sache erzählte, die auf dem Rathaus sich abgespielt hatte.

„Da steckt der Hansjörg dahinter, mein wackerer Hausgenosse, der würde lieber unter bloßem Himmel kampieren, als der Gemeinde etwas danken."

„Sie haben recht," sagte Martin, „der Hansjörg ist der Anstifter. Es ist merkwürdig, wie unzerbrochen in dem heruntergekommenen Menschen Trotz und sogar Hochmut thronen. Ich habe nie eine starrere Menschenseele kennen gelernt."

„Bauernblut vom hinteren Wald," sagte der Blinde, „ich kenne diese Rasse. Das sind harte Gestalten, die bricht kein Sturm."

„Die bricht Gott," sagte Martin zuversichtlich.

„Ja," gab der Ferdinand zurück und hob den Finger, „aber nur, wenn er es ganz besonders klug anfängt."

Martin schaute den Blinden verwundert an und gab keine Antwort.

Ich begreife, daß Maria Stengel das Agathle ungern zurückgelassen hat. Mir ist's, als könnte ich sie schon jetzt nicht mehr entbehren.

Digitized by Google

Sogar Martin, der doch so in sich gekehrt ist und die Leute nicht braucht, er folgt oft mit den Augen dem Mädchen, und er horcht auf, wenn sie redet.

Etwas Sicheres, Gefestetes hat sie an sich, als könne sie nie aus ihrem schönen Gleichgewicht kommen.

Ich glaube, das Annmeile, die Frau, die die verrückte Grabschrift hat, steckt in dem Mädchen.

Auf meiner Mutter Grabstein, den ich nur ein einziges Mal gesehen habe, und der zu Heidelberg unter dem Efeu liegt, steht nur ein einziges, kurzes Wort, das mein Vater hat eingraben lassen. „Warum?" heißt das Wort. Nun meine ich oft, zwischen den Grabschriften der beiden Mütter und dem Wesen der Töchter sei etwas wie in Zusammenhang. Da ist das Agathle im Vorteil. An einem warmen Abend, als Martin und ich im Garten saßen und Agathle Bohnen von den Stangen brach, habe ich zu Martin von des Mädchens starker, sicherer Art gesprochen, und daß ich wollte, ich wäre so.

Ich will ganz ehrlich sagen, mit welchem Hintergedanken ich es tat: Es verlangte mich, aus meines Mannes Mund zu hören, daß ich ihm recht sei, so wie ich bin, und daß nicht alle Blüten gleiche Form und Farbe haben. Aber er sagte nichts dergleichen. Er nahm die Brille ab und legte die Hand über die Augen, als schmerzten sie ihn. „Ja," sagte er dann leise, „eine ganz Besondere ist sie, eine, die Lautes still macht."

Er hat recht, das ist's, was an Agathle so wohl tut. Aber sagen hätte er mir doch etwas andres sollen. Ich habe so dringend gewartet.

Das Mädchen zwischen den Bohnenstöcken sang bei der Arbeit ein Lied. Langgezogen, ganz leise kamen die Töne daher. Die Burschen und Mädchen von Andersberg singen diese Weise oft. Es ist ein seltsamer, schwermütiger Text. „Am schwarz und blauen Bande trag ich ein golden Kreuz" fängt es an, und es kommt vom Sterben darin vor und von der Liebe, die ewig bleibt.

Schweigend lauschte ich hinüber. Martin hielt immer noch die Hand vor den Augen und hatte den Kopf an das Lattengerüst der Laube gelehnt.

*

Agathles Vater, der Hansjörg, ist mir ein Problem. Er ist im Dorf verachtet; aber doch scheint es, als sei unter diese Verachtung eine Art Furcht gemischt, oder die seltsame Neugier, mit der man etwa vor den Käfig eines gefangenen Tieres tritt.

Martin hält sich fern von dem Mann. Er sagt, so etwas von Verhärtung sei ihm noch nie vorgekommen. Ferdinand Schmitz dagegen steckt oft mit ihm zusammen und behauptet, am Hansjörg Hindermann mache er Studien. Im funkelnagelneuen Gemeindehäuslein wollte ich den Alten besuchen. Aber er nahm mich nicht an. Er saß auf der Hausbank. Ich sah gut, wie er mir entgegenblickte. Dann schloß er die Augen und schlief. Er schlief so fest, daß ich und das faule Andresle, das mir beistand, ihn nicht wachrütteln konnten. Das zweitemal, als ich hinauskam, hieß es, er sei im Taglohn beim Herrn Ferdinand. Und dort draußen traf ich ihn später in dem Acker hinterm Haus beim Kartoffelgraben. Hinter ihm watete Hanne, des Ferdinand Haushälterin, in den feuchten, scholligen Furchen und suchte spähenden Blicks, ob der Alte keine der nützlichen Knollen zurückgelassen habe.

Dann und wann bückte sie sich und hob mit ärgerlichem Murmeln eine auf; dann grinste vorne der Hansjörg, ohne sich umzublicken. Ich blieb lange unter der hinteren Haustüre stehen und sah unbemerkt den beiden zu.

Den Ferdinand und seinen Hund sah ich, scharf abgehoben vom klaren Himmel, weit drüben gegen die Pappeln am Scherbacher Weg hinschreiten.

„Hansjörg," rief die Hanne, „i tät no au saubers G'schäft mache!" Der Mann hackte weiter, lachte kurz auf und gab zurück: „Des send Gustosache! I tät em liebste gar kei G'schäft mache!" Das Weib schüttelte an ihrer Schürze, die sie aufgenommen und mit Kartoffeln halb gefüllt hatte. „Pfui Teufel au!" rief sie verächtlich, „wenn mer au so 'rausschwätze mag!"

Der Hansjörg stand, stützte sich auf den Hauenstiel und sah auf einmal finster drein. „Pfui Teufel? was pfui Teufel? I han mi scho krumm g'schafft g'hät, Hanne, wo du no net host laufe könne. Und für was schafft mer denn?"

„O Hansjörg, wenn mer aber net schaffe tät — was no?" —

„No —," rief der Alte lebhaft, „no könnt mer naliege und verrecke, und g'scheiter könnt ei'm nix passiere!"

Mir kroch es ganz kalt über den Rücken bei der brutalen Rede.

Die Hanne aber, sie stemmte den freien Arm in die Hüfte und sagte eiskalt: „No lieg doch na, Hansjörg, wer verwehrt dir's denn?"

Der Trinker rückte an seiner Zipfelmütze, spuckte dann in die Hände und rief über die Achsel zurück: „Guck für di, Hanne, und halt 's Maul!"

Die Haushälterin kam gegen die Tür und sah mich stehen.

„Meiner Lebtag!" rief sie aus, „do stoht jo d' Frau Pfarrer."

„Ja," sagte ich, „ich hab's wohl gehört, wie gottlos der Hansjörg daherredet."

Die Hanne entleerte ihre Schürze in einen Weidenkorb, schüttelte sie dann, daß die Erde rundumflog, und meinte verächtlich: „Jo der — 's wär 'm angst, wenn 'r sterbe müeßt! So lang's

Digitized by Google

no Heibeerschnaps und Bier geit auf dere Welt, ist dem's lang recht."

An einem Reisigbesen säuberte sie sich jetzt die Schuhe, die schwer waren von feuchten Erdschollen. „Kommet Se no 'rei, Frau Pfarrer," lud sie ein, „mei Herr ist no e bißle außeg'laufe, er wird glei wieder do sei!"

„Nein, Hanne," wehrte ich ab, „heute komme ich nicht zum Herrn Ferdinand, heute möchte ich zum Hansjörg."

Das Weib schaute mich rasch, erschrocken an: „Hot 'r denn ebbes a'g'stellt?"

„Nein," rief ich lachend, „sonst wär' doch der Polizeidiener da."

Kaum merklich verzog sie die Lippen, als wolle sie lächeln.

„Au wenn d'r Pfarrer oder d' Pfarrere kommt, ist's meistens net recht sauber," meinte sie.

Dann legte sie die Rechte an den Mund und rief unnötig laut: „Hansjörg, d' Frau Pfarrer will zu dir."

Nicht eben allzurasch drehte der Gerufene sich um. „Zu mir?" fragte er gedehnt und verwundert.

„Ja," rief ich, „mein Mann ging schon zweimal, nach Euch zu sehen, und traf Euch nie. Heute wollte ich mein Glück versuchen."

Der Trinker ließ die Haue fallen und fuhr mit den Händen an der offenen Weste hinunter, als wollte er diese oder jene säubern. „Ja no," rief er und stieg mit grinsendem Gesicht über die Furchen, „no will i Ihne Ihrem Glück net em Weg sei!"

Die Hanne sah mich an, kopfschüttelnd und empört. „Frech ist der Mensch wie e Muck," sagte sie leise.

Der Mann schritt auf den Pumpbrunnen zu und hob den Schwengel.

„Hansjörg, alter Esel," schrie grob die Haushälterin, „mer hot doch d' Wasserleitung!"

„Sell goht mi nix an," gab der Alte zurück und pumpte, daß der Schwengel knarrte und ein dicker Wasserstrahl plätschernd und rasch verläppernd auf die Steine und über die schmutzigen, schnell untergehaltenen Hände des Mannes schoß.

„Soo ist 'r," sagte die Hanne und machte eine sonderbar verurteilende, wegwerfende Geste, die mehr als viele Worte sagte.

Der Hansjörg trat her, die nassen, verkrümmten Hände schlenkernd. „So jetzt, was soll's, Frau Pfarrer?"

Ich fühlte etwas wie Befangenheit. Was wollte ich eigentlich bei diesem Männlein, das da vor mir stand und in kühler Neugier zu mir aufsah? Zuspruch irgendwelcher Art verlangte dieser Hansjörg nicht, und Zusprechen war auch nicht meine Stärke. Sollte ich sagen: ich habe es für meine Pflicht gehalten, einmal nach Euch zu sehen? Das mochte ich auch nicht. Denn wenn zu mir jemand käme, lediglich von seiner Pflicht getrieben, dem würde ich kein Stückchen meines Wesens zeigen. Geh! würde ich sagen, du tatest den Gang ja nur um deinet-, nicht um meinetwillen.

„Das Agathle läßt Euch grüßen," sagte ich ausweichend.

„Hansjörg, gang doch aufs Bänkle mit der Frau Pfarrer," rief die Hanne.

Das leuchtete uns beiden ein. Durch den Hof und ums Häuschen schritten wir, dem Bänkchen zu, auf dem der milde Schein der Herbstsonne lag und ein paar gelbe, welke Blätter, die der Wind von dem Birnenbaum am Gartenzaun dahergetragen. Das Männlein bückte sich. Sorglich und ritterlich streifte er da, wo ich sitzen sollte, die Blätter weg. „Do sitzet Se na, Frau Pfarrer," lud er ein.

Dann setzte auch er sich, so weit weg, als es anging, legte die Hände ineinander, die Ellbogen aufs Knie und schaute vornübergebeugt auf die Steinplatten.

Höflich im landläufigen Sinn sah das nicht aus; aber es sah aus, als wolle das Männlein sagen: „Jetzt rede du nur immerzu so lang und so viel du magst, ich will ganz gern zuhören."

„Das Agathle läßt Euch grüßen!" wiederholte ich.

„Er nickte: „Jo, jo, sie ist recht, 's Agathle, sie denkt an ihre Vatter."

„Und ob Euer Agathle recht ist, Hansjörg! Fleißig und froh und still ist sie, wie wenn inwendig in ihr immerfort die Sonne schiene."

Der Alte richtete sich auf und sah mich überrascht an: „Jo weger, Frau, Se hänt's verrote! Grad so ist mei Weib, mei Annemeile au g'wä! Immer, wie wenn d' Sonn scheine tät. Und se hot doch fast nie g'scheint," setzte er leiser hinzu.

„Hansjörg," sagte ich jetzt, „erzählet mir doch etwas von Eurem Leben und von Eurem Weib, und warum sie die Grabschrift hat!"

Der Trinker schaute über den Garten hin, über dem die lichte, weiche Herbstsonne lag, diese zartfingerige Sonne, die mild an die letzten Blätter, an die letzten Blüten greift, und die vergessen macht, daß der Herbst der Superlativ des bösen Wörtleins „herb" ist.

Der eingefallene Mund des Alten schien mir noch tiefer einzusinken. Es ist seltsam, wie der festgeschlossene, schmallippige, glattrasierte Mund den Bauerngesichtern da oben Eigenart, Charakter aufdrückt. Selbst das durch den Trunk entwürdigte Gesicht dieses Mannes war nicht widerlich, wenn der Mund den Ausdruck hatte, wie eben jetzt.

„Also vo mei'm Annemeile wöllet Se ebbes wisse? Ha no, Se dürfet no mei Agathle a'gucke, no wisset Se scho, wie se g'wä ist," sagte er kurz, fast abweisend, als habe ich etwas gefragt, was mich nichts anginge.

Digitized by Google

„Ja," meinte ich, „aber was habt Ihr denn erlebt, wie ist's denn gegangen, daß Ihr so —" ich erschrak und stockte. „Daß Ihr so heruntergekommen seid," hatte ich fragen wollen.

Der Bauer nickte. „Daß i so sauf," sagte er kaltblütig, unbewegt.

Auf einmal war's, als ob sein alter Rücken sich straffte. „Sie lass' i mer g'falle, Frau Pfarrer, Sie packet's am rechte Zipfel. D'r Hansjörg sauft net, weil 'r halt e Lump ist, er sauft, weil — ja no —" schloß er und machte mit der Rechten eine abwehrende Bewegung durch die Luft, „'s ischt scho, wie's ischt!"

Ich schwieg. Die Resignation, die unter ein ganzes Leben einfach einen Strich macht, hieß mich schweigen.

„Frau Pfarrer," wandte sich der Hansjörg nach langer Pause zu mir, und sein Gesicht, ja seine Stimme kam mir verändert vor: „Sie müeßt's gar net wisse wölle, was i scho älles verlebt hau! 's ischt so: — die süßest Milch muß sauer werde, wenn mer no dervo schwätzt."

Ich griff unwillkürlich nach des Alten verkrümmter Hand. „Hansjörg," sagte ich erschrocken, „Ihr habt doch Euer Weib gehabt."

Ich weiß nicht, warum ich gerade dies sagte. Mir kam es so vor, als ob zweie zusammen alles tragen könnten — alles.

Der Bauer zog seine Hand zurück. „Daß i se g'hät han, des weiß i erst, seit se g'storbe ist," murmelte er; „vorher han i nix wie Sorge g'hät und Kreuz und Kummer und Aerbet — erst seit 's Annemeile unterm Bode liegt, weiß i, daß i au e Weib g'hät han. — Und was für e Weib!" —

Mir zog's das Herz zusammen, wie der Alte sprach. Gallige Bitterkeit lag darin und herbste Selbstanklage.

„Ja, so ist's immer," sagte ich verträumt, aus irgendeiner Tiefe heraus, die ich selbst nicht kannte.

Der Alte sah mich an mit seinen rotgeränderten Augen. „'s soll aber net so sei, Frau Pfarrer!" murmelte er fast grimmig. „Hätt i Kreuz und Kummer und d' Aerbet hintenum g'schobe und mei Weib vornena g'stellt — i wär besser g'stande, Frau, viel besser. Oftmols hot me's fuchsteufelswild g'macht, daß mei Annemeile no hot lache könne, wenn weiß was hi g'wä ist. Du bist e leichtsinnigs Mensch, han i vielmols g'sait, mit dir ka einer zu nix komme. Wisset Se, was se no do hot? G'sunge hot se: ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud!' — O, Frau Pfarrer, was mi des Lied verzürnt hot! Halt dei Maul! han i oft g'schrien, was ka denn einer Freud suche, wenn's ihm jedes Gerstle verhagelt! Hansjörg, hot se no g'sait, wenn mer d' Freud scho hätt, brücht mer se net z' suche. Grad unsereiner muß des Lied singe."

Ich saß ganz reglos und ließ mir die linde Sonne auf Gesicht und Hände scheinen. Und ich sah das Grab vor mir, neben des Pfarrers Monikale, wo das Immergrün wächst, und ich dachte, neben dem Annemeile müsse gut liegen sein.

Der Bauer tat einen tiefen Atemzug. „Der Stengel, wisset Se, d'r letzt Pfarrer, der ist oft und viel bei mei'm Weib g'steckt. I han's ällemol net leide könne, i han ällemol denkt: was braucht mer denn des Geläuf do! Zum Annemeile han i's g'sait: Horch, was tuet denn d'r Pfarrer so oft do! I mei, der sott sei'm G'schäft noch und du de dei'm! O Hansjörg, hot se g'sait und hot g'lacht, weißt denn net, daß mer au in d'r Woch äll Tag e halbs Stündle Sonntich han derf?

Und de Pfarrer, wie er amol unter d'r Stalltür g'stande ist, wo mei Weib grad g'molke hot, han i g'frogt: Herr Pfarrer, hot's denn 's Annemeile so nötig, daß mer immer noch ere gucke mueß? Do hot er halt laut nausg'lacht: O, Hansjörg, hot 'r g'sait, merket Ihr's denn net, Euer Annemeile predigt, und der Pfarrer hört zu."

Der Bauer schwieg und starrte vor sich hin. Ein Laufkäfer lief über den Weg, ein großer, grüngoldener, und ein Distelfink pickte an den Sonnenblumen.

„War sie von Andersberg, Euer Weib?" fragte ich leise, nach langer Zeit. Er schüttelte verneinend. Ein feindseliger Ausdruck kam in sein Gesicht.

„Was schwätzet Se au, Frau Pfarrer! Z' Andersberg ist an andre Sort! Vo Stempflinge drübe ist se gebürtig g'wä, wo's in gute Johr Wei geit und in schlechte Essig." Er lachte kurz auf und schwieg wieder.

Mich packte eine große Ungeduld. „Hansjörg," sagte ich, „mit was bringt man denn Euch zum Reden und zum Erzählen?"

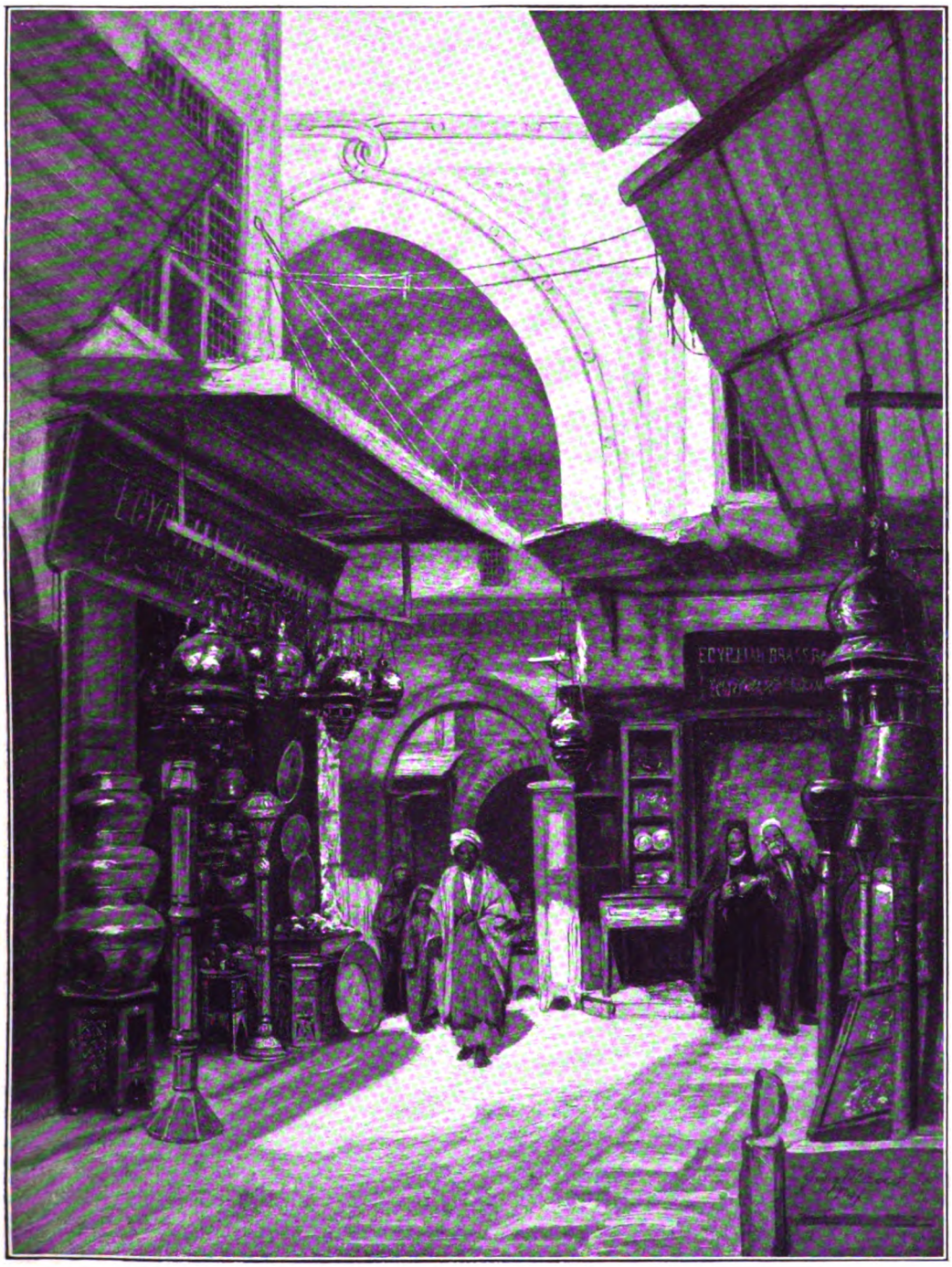
Er schüttelte langsam den Kopf. „Mi? — mit nix, wenn i net will." Dann schaute er auf einmal lebendiger zu mir her: „Gucket Se, Frau Pfarrer: wenn mer in e tannes Scheit en Keitel treibt, no schlitzt's von obe bis unte; treibt mer'n aber in en hartholzene Stumpe, no tuet's kein Rucker! — So ben i! I be so e hartholzener Stumpe, mit dem mer net fertig wurd." Wie trotziges Selbstgefühl klang's aus des Alten Rede und wie Hohn und Weltverachtung zugleich.

„Hansjörg," gab ich betroffen zurück, „meine Fragen sollen kein Keil sein, ich möchte euch nur kennen, euch Leute da oben, weil ich doch unter euch lebe, weil wir doch zusammengehören."

Hinter uns, aus dem offenen Fenster des Erdgeschosses, klang jetzt die Stimme des Ferdinand. Ueber die Aecker her war er gekommen und von hinten ins Haus getreten.

„Frau Pfarrer," rief er mir zu, „nur nicht weich geben! So hartholzen wie er tut, ist der Hansjörg noch lange nicht."

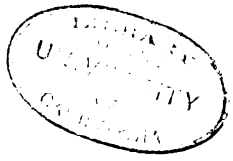
Digitized by Google



Kupferbazar in Kairo

Nach einem Gemälde von Georg Macco

Digitized by Google



Digitized by Google

Ein gutes Lachen tönte zu uns heraus, dann trat auch schon der Blinde neben das Bänkchen.

Er streckte mir die Hand hin und sein Hund drängte sich freudig an meine Knie.

Der Hansjörg stand auf. „So Frau Pfarrer, jetzt gang i wieder, jetzt hänt Se jo ein zum Ausfroge."

Lachend drückte der Blinde den Alten nieder. „Das könnte Euch passen, Hansjörg! Ihr bleibt da, und ich setze mich dazu: Tres faciunt collegium."

Der Bauer schüttelte den Kopf: „Des verstand i net."

„Ist auch nicht nötig," gab der Blinde im Niedersitzen zurück, „vom Ferdinand könnt Ihr schon einmal etwas auf Treu und Glauben hinnehmen."

„Net gern," sagte der Bauer kurz, „was mi angoht, des will i au verstehe." —

„Recht habt Ihr," rief der Blinde, „ist nur schade, daß Ihr nicht auf den Pfarrer studiert habt."

Der Hansjörg sah feindselig drein. „Sie lachet über mi," sagte er mißtrauisch; „aber i be net so dumm, wie i aussieh." —

Der Blinde machte mit seinem Stock Striche auf den Steinplatten und gab gleichmütig zurück: „Wer hält Euch denn für dumm, Hansjörg? Stellt Euch doch nicht an wie ein böser Hund, der um sich beißt, wenn man ihn streicheln will." Dann stieß er hart mit seinem Stock auf den Boden und fuhr fast heftig fort: „Merket Ihr denn nicht, daß diese Frau da nicht hergekommen ist, um Euch aus dem pfarramtlichen Säcklein Bettelbrocken hinzuwerfen? Sie will doch holen bei Euch, lernen bei Euch, wie immer ein Mensch beim andern holen und lernen soll. Heraus mit der Farbe! Erzählet einmal von des Johann Georg Hindermann verhunztem Leben, wie wenn es Euch nichts anginge."

Der Bauer sah reglos vor sich hin und sagte lange nichts. Dann drehte er langsam den Kopf dem Blinden zu. „So, Herr Ferdinand, Sie glaubet also au, daß mei Lebe verhunzt ist?"

„Natürlich glaub ich das," antwortete lebhaft der Blinde. „Wenn ein Bauer, der einmal ein strammer Kerl war, der auf einem schönen Hofgut saß und das beste, bravste Weib von der Welt hatte, — wenn der als ein bettelarmer Schnapslump da neben mir sitzt, — dann glaube ich, daß sein Leben ein verhunztes ist."

Ich sah des Hansjörg feuchte Arbeitshände zittern und über sein Gesicht einen Zug von grimmigem Trotz gehen. „Und wer hat's denn verhunzt, wer?" stieß er heiser hervor.

„Wer?" gab der Blinde unbewegt zurück, „zuallermeist der ungebärdige, wilde Kerl, der in dem Hansjörg steckt. Und dann haben noch viele dazu geholfen; aber sie hätten's nicht gekonnt, wenn ihnen nicht eben dieser Hansjörg jederzeit in die Hände gearbeitet hätte."

Die roten Aeuglein des Bauern hingen starr an dem Sprechenden. Es war ein großes Staunen in diesem Blick, ein ungläubiges Staunen, das etwa sagte: Also so stehen wir miteinander?

Dann stand er ganz langsam von seinem Sitz auf, fuhr sich mit dem schmutzigen Handrücken über Stirne und Nase und sagte, sich zum Davongehen wendend: „Also — wenn Sie's so g'nau wisset, wie's ist, — zu was braucht mer no mi? Verzählet Sie's der Frau Pfarrer in drei Teufels Name!"

Ueber den Hund, der am Boden lag, schritt er weg und er hielt den Kopf mit bösem Blick tief gesenkt, wie ein gereizter Stier.

Der Blinde lachte leise auf und horchte auf den verhallenden schweren Bauernschritt. Dann wandte er sich zu mir. „Wieder einmal ist sie abgeglitten, die Axt," sagte er. „Wo und wie immer ich diesem knorrigen Klotz beikommen will, ist's nichts. Bin nur begierig, wer zuletzt den Kerl noch meistert!"

„Merkwürdig," fuhr er nach einer langen, stillen Pause fort, „merkwürdig, wie zäh und unausrottbar und unzerstörbar der Trotz in diesem Manne ist. Da schreitet das Leben und der Tod, der Haß und die Liebe, das Glück und das Leid über solch ein Jammermännlein hin. Es wird krumm und lahm, voll Narben und Beulen, zerschunden und ausgedörrt; aber es gibt sich nicht, und es duckt sich nicht.

Wenn unsereiner irgendeine Last zu tragen hat, gleich schickt er seine Seele aus, einen Helfer zu suchen, der mittrage. Dieser Hansjörg aber nimmt alles grimmig auf die eignen Schultern. Seit ich ihn kenne, steht er allein. Abseits von den andern und abseits von einem Höheren, den er sich feindlich glaubt. Schade um diesen Kerl. So oft sein Schicksal an ihn herantrat und hat ihn gefragt: Biegen oder brechen? da hat er's trotzig aufs Brechen ankommen lassen."

„Und ist er, der ins Trinken kam, nicht gebrochen?" warf ich ein.

Der Blinde antwortete nicht sogleich, dann sagte er langsam: „Oft meine ich, der Hansjörg könne eines schönen Tags sein Laster abwerfen wie ein betrügerischer Bettler den Höcker oder das falsche Stelzbein, und er könne dann wieder aufrecht dastehen vor aller Augen. Ich möcht's nicht beschwören, daß der Alte, sobald's ihm der Mühe wert erschiene, wieder ein tüchtiger Kerl zu sein, nicht auch ein tüchtiger Kerl sein könnte. Das klingt Ihnen unwahrscheinlich, Frau Martha; aber wissen Sie nicht, daß es Wurzelknollen gibt, die Jahre lang vertrocknet in einem Winkel liegen können, und die sofort, wenn sie in den rechten Boden kommen, Blätter und Blüten treiben?" —

„Und welches wäre nach Ihrem Dafürhalten der richtige Boden für den Hansjörg?"

Wieder blieb der Blinde eine Zeitlang still.

Digitized by Google

Dann sagte er ernst: „Er müßte sehen dürfen, daß schlecht immer schlecht und gut immer gut heißt bei uns da oben und anderwärts auf der Welt. Und er müßte es erleben und erfahren dürfen, nicht bloß damit vertröstet werden und es nicht bloß erzählen hören, daß Recht Recht bleibt auf Erden. Dem Hindermann frißt, wie schon so vielen Tausenden vor ihm, die alte Geschichte das Mark aus den Knochen, die Geschichte, daß es dem Gottlosen so wohl gehet auf Erden, und daß der Gerechte muß Unrecht leiden."

Ich sagte nichts. Es war mir schwer und trüb zu Sinn.

Da reckte sich der Blinde auf und fuhr sich über die Stirne. „Kopf hoch, liebe Frau," sagte er, als habe er mir ins Herz gesehen, „das mit der großen Ungerechtigkeit in der Welt, das ist wie der Nähkätter ihr grimmiges Gesicht: 's ist nur obendrauf so. Solch ein alter, blinder Kerl wie ich, der sieht deutlich, wie eben alles nach ewigen, freundlichen Gesetzen geht, die das ganze, scheinbar so wirre Getriebe in glattem Gang erhalten."

„Ja," sagte ich, „und bei dem glatten Gang, da kommt bald der eine, bald der andre unter die Räder."

Der Blinde nickte und lächelte. „Sicher, Frau Pfarrer, ganz sicher. Wie Kinder in einem Saal voll arbeitender Maschinen, so stehen wir Menschen noch in Gottes Welt. Bald bringt da eines ein Glied in die Räder, bald wird dort ein andres hineingestoßen. Aber langsam, ganz langsam wird das Kindervolk Menschheit älter. Langsam, ganz langsam lernen sie die sausenden Ungeheuer erst fürchten, dann verstehen, dann benützen. Seltener wird einer zermalmt, seltener greift einer ungeschickt ins Räderwerk. Und einmal, ganz ferne dort hinten, wo die Röte der Ewigkeit am Himmel steht, — einmal wird die Zeit kommen, da jeder, jeder in dem weiten Saal weiß, wie und wozu die tausend Räder schnurren, die tausend Riemen sausen, die tausend Schifflein fliegen, die tausend Spindeln schwirren — und dann gibt's frohe, sichere, helläugige Menschen Gottes, die kühn durch alle Gänge schreiten."

Es blieb lange still auf unserm Gartenbänkchen. Der Ferdinand hielt seine blinden Augen der Sonne zu gerichtet, und ich sah in sein blasses Gesicht, auf dem es lag wie große Zuversicht und große Kraft.

Da kam mir ungewollt, fast unbewußt der Gedanke: Warum sieht das Antlitz mit der Brille und dem schwarzen Bart nie aus wie dieses? Wo fehlt's denn dort?

„Was hat denn der Hansjörg Hindermann erlebt?" fragte ich hastig, wie man fragt, wenn man auf der Flucht vor hetzenden Gedanken ist.

Der Ferdinand schien aus weiten Fernen zurückzukommen. „Ach so, unser Freund Hansjörg," sagte er und streichelte mit dem Stock des Hundes Rücken, was Nero wohlig sich streckend sich gefallen ließ.

„Also kurz und bündig: der Hansjörg ist eines schwerreichen Vaters Sohn. Eine einzige Schwester hat er gehabt, die war des Gemeinderats Lörcher Weib. Der Lörcher ist ein braver Kerl, der in der Furcht Gottes sein Andersberger Leben lebt; aber drüber hinaus ist weiter nichts mit dem Lörcher. Das Bärbele Hindermann hat er dazumal geheiratet, weil es seiner Sippe der Gulden wegen recht war, und das reiche Bärbele Hindermann hat den Lörcher geheiratet, weil er ein stattlicher und dazu ein gutmütiger Kerl war, weil sie allerlei zuzudecken hatte und wohl auch fürderhin zudecken wollte, und weil ihr Bruder, der Hansjörg, nach des Vaters frühem und jähem Tod erklärte, entweder müsse seine einzige Schwester jetzt ein ehrbares Leben führen oder er schieße sie tot. Da wählte die Bärbel mit ihren neunzehn Jahren die Ehrbarkeit, die ihr der zwanzigjährige Bruder vorschlug; sie heiratete den viel älteren Lörcher, der dadurch ein reicher Bauer wurde, gebar ihm nach Jahresfrist eine Tochter und starb daran.

Der Hansjörg und ich standen auch am Sterbebett. Und da ich dazumal noch einen guten Rest von Augenlicht hatte, sah ich, wie das junge, lebensgierige Weib dem Bruder einen haßerfüllten Blick zuwarf, und ich hörte, wie sie, unbekümmert um ihren stillen Gatten, der daneben stand und das Kind auf dem Arm hatte, flüsterte: ‚Hättest mi net zum Heirate zwunge, no müßt i heut net sterbe!' —

Der Hansjörg sah ganz gelb aus im Gesicht und flüsterte zurück: ‚'s stoht doch e Vatter do für dei Kind, leicht hätt's möge anderst sei.'

Als sie tot war, sagte der Bruder auf der Stiege zu mir: „I han's wölle recht mache, und i tät's no emol so mache.'

Des alten Hindermann Stiefbruder, der damalige Schultheiß von Ellerbach, war der Pfleger für die minderjährigen Bruderskinder. Wie er sich mit dem Lörcher, dem Witwer seines Mündels, auseinandergesetzt hat, weiß ich nicht; aber daß er mit dem Hansjörg bös zusammenkam, das weiß ich.

Der Reichtum, den der alte Hindermann hinterlassen hatte, bestand zumeist aus prächtigen Wäldern. Dann war ein Steinbruch da, der über den Bahnbau im Tal eine Goldgrube war.

Aber in der Goldgrube hat hauptsächlich der Pfleger gegraben. Wenigstens ist der dazumal so unter der Hand wohlhabend geworden. Die Advokaten, die der Hansjörg nach seiner Volljährigkeit hinter den Schultheißen hetzte, nahmen nicht diesem, sondern ihrem Klienten das Geld ab. Es war alles in Ordnung, nur der Hansjörg sah es nicht ein. Und das Schlimme war, daß er seine Ansicht nicht für sich behielt. Ich

Digitized by Google

habe ihm in jener Zeit zugeredet und zugeredet; aber es war, wie wenn man in gloſtendes Feuer mit der Feuergabel fährt: ſo oft die Luft hinzukann, flammt es auf. ‚Recht muß Recht bleiben‘, ſchrie der Hansjörg, und da meinte er immer ſein Recht und wollte von andrer Leute Recht gar nichts hören.

Das koſtete böſe Summen. Und wenn einmal die Beleidigungen, die Verleumdungen hinüber- und herüberfliegen, wenn dazu noch das gute, ſchwere Bauerngeld herausmuß aus dem hartverſchloſſenen Beutel, — dann wächſt der Haß wie Unkraut im Maienregen, dann wird's böſer und immer böſer.

Als der Steinbruch auf Umwegen und durch mancherlei Hände hindurch aus des Hansjörg Hand in die des Schultheißen von Ellerbach gekommen war, da hat ſich der Hindermann zum erſtenmal einen Rauſch getrunken. Das war bei der Lammwirtin, bei des Amerikaners Weib, die dazumal noch in Ehren war.

‚Hör auf, Hindermann,‘ ſagte die, ‚hör auf, du kommſt in wüſte Sache nei!‘

‚I tu, was mi freut, Lammwirte, mach's du au ſo!‘ rief der Bauer und trank weiter.

Um jene Zeit hat die Lammwirtin mit dem Brauknecht angebandelt. Das alles ſah ich kommen. Dazumal hatte ich meine Augen noch. Sie waren zwar ſchlecht, und ich ſah nicht ſo hell wie heute; aber ich hatte immer der Zeichen acht, und wo ich gute oder böſe Knoſpen ſchwellen ſah, da wußte ich, daß bald gute oder böſe Blätter kommen würden.

Als der Steinbruch vertan war, fand der Hansjörg die Anna Maria. In der Stadt fand er ſie, als er zu einem Advokaten fuhr. Sie war im Dienſt; war eines armen Bauern Tochter und hatte Heimweh. So ging das leicht. Ich meine immer, ſie hat aus Heimweh, aus Sehnſucht nach Stall und Aeckern und dörflichem Leben den jungen Bauern mit der finſteren Stirne genommen. Doch weiß ich's nicht. Eine Zeitlang wurde die Stirne heller. Das Annemeile war ein Weib danach. Wie das Agathle, ſo war ſie. Nur vielleicht etwas ſchmächtiger am Körper.

Und dieſer ſchmächtige Körper hat zwölf Kinder geboren. Und immer wieder war doch kein Kind im Haus, und kein andres Lachen da als das, welches das Annemeile zwiſchen ihr Schluchzen hinein aufzubringen ſuchte für den Hansjörg. Des Bauern Stirn war ſchon lang wieder finſter. Und dann blieb das Agathle endlich da, ein einziges von zwölfen.

Aber das mit den Kindern, die kamen und gingen, das war nicht die einzige Bürde, die das Annemeile trug in jenen Jahren. Oft iſt's, als wolle das Schickſal eine Belaſtungsprobe machen, als lege es Gewicht um Gewicht auf, die Kraft der beladenen Schultern bis aufs äußerſte zu erproben. Durch einen großen Teil von des Hansjörgs ſchönem Wald ſollte dazumal die Eiſenbahn geführt werden. Der Hindermann war einer von den ſeltenen Bauern, die in ihrem Wald nicht die klingenden Gulden ſehen und ſchätzen. Sein Stolz und ſeine Freude war das weite, alte, wohlgepflegte Revier, in dem er der Herr war. Und nun wollten ſie kommen und weite Strecken roden, und die Stämme, die der Bauer faſt Stück um Stück kannte, fällen, die jungen Schonungen zerſtören.

Der Hansjörg ſagte nein und nein und nein. Man bot ihm die höchſten Preiſe — er tat's nicht. Man bat, man belehrte, man drohte — er tat's nicht. Man wollte ihn ſelbſt einen Preis machen laſſen —, er tat's nicht. Seinen Wald wollte er behalten, den Wald, den er ſchon als Bube durchſtreift und von den Vätern überkommen hatte, den Wald, an dem ſein Herz hing.

Und wieder kam's zum Aeußerſten.

Und mit dem Wald war faſt das ganze dafür erlöſte Geld kaput, Geld, das allerlei Ratgeber, allerlei Winkeladvokaten, allerlei Halbdiebe einſteckten; alles Leute, die heute wohlhabend und geachtet ſind. Damals habe ſogar ich hartſchlägiger Mann mich nicht mehr zum Hansjörg getraut. Nur das Annemeile war bei ihm. Und das Annemeile habe ich zuzeiten geſtellt auf der Straße. Und mit meinen dreiviertelsblinden Augen habe ich geſehen, wie das Weib auf die Zähne biß, daß die Tränen nicht kamen, und wie ſie hervorwürgte: ‚'s iſcht ſicher au für ebbes guet, Herr Ferdinand, ſonſt wär's anders gange.‘ Das war eine, das Annemeile!

Und im erſten Frühling, als die Eiſenbahn durch des Hansjörg Wald fuhr, da entzündete ein Funke das dürre Gras und Laubwerk einer Böſchung. Und das Unglück wollte, daß das Feuer weit und tief hineinfraß in den Waldteil, der dem Hansjörg geblieben war. Der Hansjörg machte nicht viel darüber. Er trank ſich nur einen Rauſch.

Und weil er nicht viel drüber machte und ſich einen Rauſch trank wie bei einem Freudenfeſt, ſo ſagten gewiſſe Leute zu Andersberg, der Hansjörg habe den Wald ſelbſt angezündet wegen der Entſchädigung und aus Zorn. Gewiſſe Leute gibt's überall, und überall ſind ſie von der gleichen Sorte.

Es gab eine Unterſuchung, die den Hansjörg rein wuſch. Aber ſie wuſch ihm die Erkenntnis nicht mehr aus der Seele, daß ein Teil der Andersberger ihn, den Hindermann, für fähig gehalten hatte, ein Brandſtifter zu werden. Ueber das kam er nicht hinüber.

Zu dem unehrlichen Pfleger, den falſchen Ratgebern und dem Fiskus, der ihm ſeinen Wald abgenommen hatte, kamen jetzt als weitere Feinde die Andersberger, die eignen Dorfgenoſſen. Und

Digitized by Google

das ist das Schlimmste. Das heißt: als locker gewordener Stein aus einer festgefügten Mauer fallen. Das ist der Anfang vom Verwittern, vom Ende.

Noch war der Hansjörg vermögend genug, um für die Gemeinde ein unbequemer Feind zu sein.

Er tat kein Unrecht; aber er hörte auf, vom Andersberger Recht etwas zu halten.

Er griff niemand an; aber er wußte zu zeigen, daß er keiner sei, den man ungestraft der Brandstiftung zeihen dürfe.

Starrer und immer starrer wurde der Bauer. Wo man etwas von ihm verlangte oder erwartete, da versagte er; wo man ihm entgegenkommen wollte, da wich er voll Hohn zurück. Ich kann nicht jeden Fall erzählen. Auf seinem Grund und Boden mußte man die Quellen fassen und das Reservoir bauen für die Wasserleitung, welche die ganze Gemeinde ersehnte.

‚Noi,‘ sagte der Hansjörg, ‚des Wasser brauch i, daß i lösche ka, wenn i wieder irgendwo a'zünd han.‘ Und er lachte dazu sein böses Lachen, das jede Hoffnung auf gütliches Auseinanderkommen abschnitt.

Da gab's wieder Prozesse, die den Hansjörg ärmer, trotziger und verbitterter machten.

Damals schwur er, von dem Wasser, das die Gemeinde ihm gestohlen, nie einen Tropfen zu benützen.

Die Anna Maria ist wie ein Prellbock zwischen der Gemeinde und dem Bauern gestanden. Das ist ein böses Amt und doch ist's so oft Weiberamt.

Sie hat nichts tun können als immer die ersten und schlimmsten Stöße auffangen. Das hat sie nach und nach zermürbt, wie manches Weib unter des Mannes Art zermürbt.

Langsam aber unaufhaltsam hat auf diese Weise der Haß, dieses gefräßigste Ungeheuer, dem eisenharten Mann alles unter den Händen weggefressen. Sein Geld ging drauf, sein Weib fing an zu kränkeln, die Freude am anererbten Besitz, an der Scholle der Väter verschwand mit der Erkenntnis, daß ein unbegriffenes, fremdes Recht Stück um Stück abbröckeln, wegreißen konnte, trotz allen Wehrens und Widerstrebens.

Der Bauer schüttelte den Kopf immer stärker über den Lauf der Welt, er wurde mehr und mehr ein Verächter, der Gift in sich hineinfraß.

Ich weiß Zeiten, da ich mich nicht an den Hansjörg heranwagte, weil ich nichts zu sagen wußte auf seine Reden. Man hat ja wohl seine Sprüchlein bereit; aber bei Wolkenbrüchen hilft kein Schirm, und ein ehrlicher Mann schämt sich auch, immer mit Wechseln auf den lieben Gott zu operieren, da doch kein Mensch weiß, wie, wann und ob sie eingelöst werden.

Da habe ich denn immer nur gesagt: ‚Hansjörg, du mußt durch! Beiß auf die Zähne und hau dich durch!‘

Und die Anna Maria hat immer leiser ihr Lieblingslied gesungen: ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud.‘

Der Stengel hat ihr's dann auf den Grabstein schreiben lassen.“

Der Blinde reckte sich jetzt und kehrte mir sein Gesicht zu. „Das, Frau Pfarrer,“ sagte er, „ist so in Bausch und Bogen die Geschichte vom Johann Georg Hindermann. Wenn der liebe Gott, wie das so die landläufige Ansicht ist, uns Menschen erziehen will durch unser Schicksal, dann, meine ich, hat er sich beim Hansjörg in den Mitteln vergriffen. Ich will übrigens nichts gesagt haben. Ich habe schon ein paarmal die Erfahrung gemacht, daß der blinde Ferdinand dem lieben Gott ganz unnötiger- und verfrühterweise am Zeug geflickt hat. Nur gut, daß gerade er das am wenigsten übelnimmt; ja, ich meine sogar, ich sehe ihn dann lächeln, sein Gotteslächeln, das warm und hell macht. Denn er hat nichts lieber, als wenn wir Kleinen und Kleinsten zutraulich und ohne Furcht an den Spuren seiner Füße herumtasten und dabei in aller Kinderehrlichkeit unsre winzige Weisheit auskramen.“

Ich hörte mit stiller Seele dem blinden Mann zu. Ueber die Höhe her kam der Abendwind, und die hohen Stengel der braunroten Malven, die zwischen den Sonnenblumen am Gartenzaun festgebunden waren, nickten mit den freigelassenen Gipfeln.

Auf einmal lachte der Blinde und tastete nach meiner Hand. „Ehrlich, Frau Pfarrer, Sie sind gelehrt worden, anders zu denken?“

Ich erschrak fast. Es ist immer, als lese einem der Ferdinand im Innersten.

Da ich nicht sogleich Antwort gab, fuhr er fort: „Wundern Sie sich nicht darüber, das ist ja so einfach. Der Herr Pfarrer hat seine Gottesgelahrtheit aus ganz andern Quellen. Aus Quellen, aus denen der Ferdinand Schmitz nur kurze Zeit trank, weil er über den Büchern zu erblinden und vielleicht auch zu erlahmen drohte. So habe ich denn dazumal die Gelehrsamkeit und noch vieles andre dazu niedergelegt und bin schlichtweg ein Schulmeisterlein geworden. Als auch das der Augen wegen nicht mehr ging, bin ich den Andersberger Bauern, dem Hansjörg, dem Lörcher, dem Schultes, dem faulen Andresle, der Nähkätter, dem Annemeile, dem Agathle und Konsorten ins Kolleg gelaufen, und das tue ich jetzt immer noch. So ist denn meine Weisheit eine ganz andre geworden als die, welche Sie vom Herrn Pfarrer kennen. Und sie ist auch noch gar keine fertige Weisheit, wie beim Herrn Pfarrer und seinen Gewährsleuten. Denn ich lerne immer noch dazu von Tag zu Tag. Und mancher Tag stößt mir das um, was mir der andre aufgebaut hat. Aber

Digitized by Google

das kränkt mich nicht. Ich sehe daraus, daß noch Leben in der Geschichte ist.

Am liebsten möchte ich über alle meine Anschauungen das schreiben, was manche Kaufleute obenan an ihre Preislisten schreiben. ‚Nur bis zur Ausgabe der nächsten gültig!‘“ Er lachte fröhlich auf und fuhr nach kurzer Pause fort: „Entsetzen Sie sich nicht, liebe Frau Pfarrer; es hört sich schlimmer an, als es ist. Sehen Sie, der echte, rechte Verlaß auf einen Menschen muß nicht daher kommen, daß der Mensch immer der gleiche, sondern daß der Mensch immer ehrlich ist. Die Ehrlichkeit muß das Unveränderliche, das Stabile in uns sein — alles andre darf wechseln. Wer sich der Unveränderlichkeit seines ganzen inneren Menschen rühmt, der ist nicht klüger als einer, der sich darüber freuen würde, daß sein lebendiges Fleisch glücklich versteinert sei.“

Ich saß still und befangen. Es kam mir vor, als sei es meines Amtes, etwas dagegen zu sagen.

Meinen Mann fragte ich im Geiste um die richtige Antwort, und da fiel mir auch schon etwas ein.

„Ferdinand,“ entgegnete ich, „es ist doch eine Wahrheit da, eine ewige, einzige, unverrückbare. Eine Wahrheit, die man erreichen und vertreten kann, heute, morgen und alle Tage.“

„So,“ murmelte der Blinde, — „so, — gibt es das?“

Ungeduld überkam mich. „Das wissen Sie doch, Ferdinand, daß es das gibt! Sie sind doch auch ein Christ.“

„Aha,“ stieß er hervor und pfiff ganz leise durch die Zähne, „daher geht der Wind —“

„Ja,“ sagte ich kurz, „daher geht er.“

Der Blinde legte sich an die Hauswand zurück und ließ die Lider über die leblosen Augen sinken.

„Gut,“ sagte er, „gut.“ Nach langem Schweigen fuhr er fast eintönig fort: „Manchmal möchte ich doch sehen können, und wenn es nur für eine Minute wäre.“

Ich schwieg und er setzte hinzu: „In Ihr Gesicht möchte ich zum Beispiel sehen können, wie das aussieht.“

Beklommen fragte ich: „Warum das?“

„Weil es schwer ist, nur immer in die blinde Nacht hineinzureden.“

„Ferdinand,“ entgegnete ich leise: „Es sitzt da eine Frau, die immer hungrig ist und immer sucht und überall herumhorcht.“

Er lächelte: „Das beste Publikum für einen, der etwas zu sagen hätte und gerne auskramen würde —“

„Ferdinand,“ bat ich, „reden Sie doch!“

„Was soll ich denn sagen? Es ist doch alles seit Jahrhunderten fix und fertig und niet- und nagelfest; alles amtlich sanktioniert und approbiert, da braucht man keinen blinden Schulmeister von Andersberg, daß der noch seinen Schnabel daran wetze.“

„Ach,“ sagte ich ganz müd und mutlos, „jetzt wollen Sie auch nicht mehr, und an Sie habe ich doch immer zuerst gedacht, wenn ich etwas fragen wollte!“

„Haben Sie so viel zu fragen?“ gab er fast lauernd zurück. Aber sein Ton warnte mich nicht. Ich wollte vorwärts.

„Ich habe täglich und stündlich zu fragen. Früher war mir alles klar. Jetzt stimmt nichts mehr. Ich kann nichts dazu und nichts davon tun; es ist nun einmal so! Mir wär's doch auch lieber, wenn's nicht so wäre!“

Der Blinde schüttelte den Kopf. „Nicht lästern, liebe Frau, nicht lästern! Keine größere Gottesgnade, als wenn uns erst einmal nicht mehr alles stimmt!“

„Gnade?“ sagte ich, „Gnade? — Qual ist's doch und Elend, wenn einem der Boden unter den Füßen weicht.“

Er lächelte. „So weit sind wir schon?“

Ich schämte mich mit einemmal und wußte nicht warum. „Ferdinand,“ bat ich, „fragen Sie mich nicht, wie weit ich bin oder warum ich so weit bin, sagen Sie mir nur, was Sie für die Wahrheit halten!“

Er nickte mit dem Kopf. „Im Fragen sind Sie nicht zimperlich! das muß man Ihnen lassen! Sie gehen aufs Ganze! Alle Achtung! Nun denn: Was ich ‚für‘ die Wahrheit halte, das muß Ihnen von selber einfallen, wenn ich Ihnen erst einmal sage, was ich ‚von‘ der Wahrheit halte.“

Er neigte sich ganz nahe zu mir her, als wolle er mir ein Geheimnis mitteilen, und fuhr leiser fort: „Jeder muß die seine suchen! Für jeden ist eine da! Aber still muß man dabei sein, ganz still und verschwiegen, wie beim Schatzgraben. Immer, wenn man ein Wörtlein verlauten läßt, hebt sie die schillernden Schwingen, und wer sich rühmt, ihre Gunst genossen zu haben, schlägt ihr in ihr reines Angesicht.“

Mir ging ein leises Fröstеln durch mein Herz, so, als sei kühler Morgenwind darüber hingestrichen.

„Ferdinand,“ sagte ich, „ist sie denn nicht der Fels, auf dem wir alle stehen?“

Er schwieg eine Zeitlang. Dann lächelte er sonderbar. „Was ich von Felsen kannte, so alt ich bin, das war starr, hart, kalt und — nota bene — es war unfruchtbar!“

Ich dachte nach. Aufgeregt, gierig fast dachte ich nach. Die Abende fielen mir ein, da wir, soweit mein Erinnern reichte, aus dem großen Buch lasen. Früher die Tante, jetzt Martin. Kapitel um Kapitel, alles Wahrheit, alles Wahrheit. Ich hatte nie etwas andres gehört, nie etwas andres gedacht.

Digitized by Google

„Ja," stieß ich hervor, „ja, Ferdinand, unfruchtbar — —"

„Suchen und schweigen!" murmelte er und legte die Hand auf meinen Arm.

Ueber die Aecker her, auf die rasch die Dämmerung sich senkte, klang ein Lied. Von der Arbeit heimkehrende Mädchen sangen in langgezogenen Tönen: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?" —

Der Blinde kehrte das Gesicht den fernen Sängerinnen zu. „Auch ihr?" sagte er leise.

Ich stand auf, um heimzugehen. Die Hanne schickte mir den Hansjörg heraus, daß er mich auf dem rasch dunkel werdenden Weg geleite.

Es wäre nicht nötig gewesen; aber ich schritt gern neben dem „Problem von Andersberg" dahin.

Die Unsicheren, die Gestrandeten, die vom Weg Abgekommenen — alle kommen mir nähergerückt vor, und nur mein Mann, der sicher und unbeirrt seinen geraden Weg geht, verschwindet mir mehr und mehr in der Ferne.

Ein Hund heulte fern drüben auf. Der Hansjörg blieb plötzlich stehen. „Sei still," rief er hinüber, „was brauchst du z' heulet! Du host net durchg'macht, was d'r Hindermann."

„Kommt," sagte ich da hastig, „kommt!"

(Fortsetzung folgt)

Am Rocken

Von

Th. Wolff-Kettner

Sie saßen im Stübchen der Muhme und spannen
Am Ofen im traulichen Abenddunkel.
Verzitternde Schatten und Lichter umrannen
Wie Märchenzauber den Flachs und die Kunkel.

Sie haben gescherzt und gelacht und gesungen;
Hell klang es hinaus in die stillen Gassen.
Doch bald war die fröhliche Weise verklungen,
Süßtraurig ertönte ein Lied vom Verlassen.

Nur eine verstummte; sie neigte sich nieder,
Daß niemand erspähe ihr heimliches Weinen,
Das Weh um den Mund, der viel jubelnde Lieder
Im Sommer gesungen an Hecken und Rainen.

Da streichelte tröstend mit welken Händen
Die Muhme ihr über die blonden Locken.
„Sei ruhig, Kind; alles, was schön ist, muß enden!"
Still ward's in der Runde ... Leis surrten die Rocken ...

Digitized by Google

Die mittelalterliche Stadt

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Es ist nicht Heimatsinn oder Romantik allein, was uns heute so lebhaft für die alten Städte interessiert. Nicht immer nur um des Gewesenen willen suchen wir sie auf, sondern auch um dessentwillen, was werden will und werden möchte. Sie sollen uns wieder lehren, woran zu denken wir ein Jahrhundert lang vollkommen vergessen hatten und wovon in den dickleibigsten Kunstbüchern kein Wörtlein stand: Aesthetik des Städtebaus. Die letzten Jahrzehnte haben vielseitige Neuerungen im Wohnwesen durchgeführt, und namentlich haben sie Großtaten auf dem Gebiete der Reinlichkeit, der Hygiene und der Bequemlichkeit vollbracht. Nun ist es eine eigenartige, aber immer anzutreffende Psychologie, daß der menschliche Geist, ganz besonders wenn er „öffentlich" wird, so wenig versteht, das eine Gute zu tun und das andre nicht zu lassen. Je ästhetischer man im Reinlichen wurde, desto unästhetischer wurde man im Geschmack, genau im umgekehrten Verhältnis zum Mittelalter, das im Punkte baulicher Schönheit von hochentwickelter Feinfühligkeit, in andern Sinnen und Nerven dagegen noch von gröblicher Ertragungsfähigkeit war. Mehr und mehr vergaß man im neueren Städtewesen über den praktischen Reformen die Gesichtspunkte eines wohltuend feineren Eindrucks und arbeitete ihnen, wenn auch unbewußt, direkt entgegen. Jedes nur scheinbar Zweckmäßige war nun das Zufriedenstellende, das Wohltuende geworden, der Nüchternheit wurde zugestrebt als einem an sich erwünschten Ziel, und über Bord geworfen, was man von Anmutigem und Besonderem schon besessen hatte.

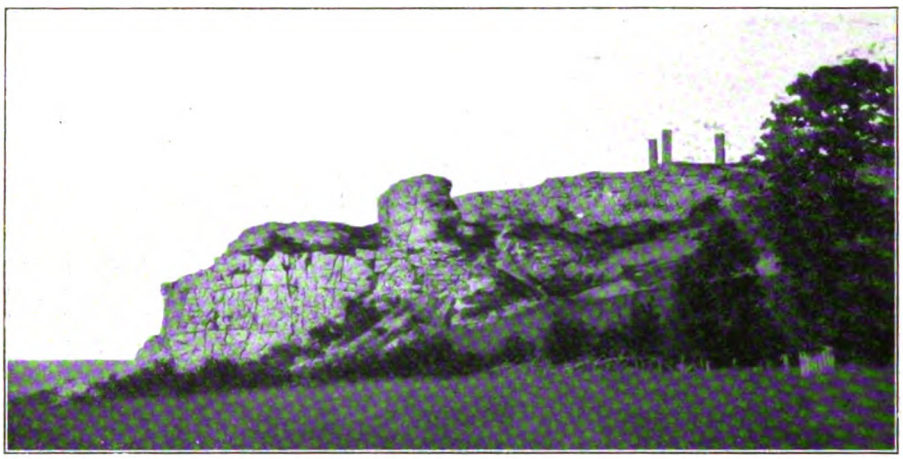
Alter Brunnen in Gebweiler

So wußte man, um nur eines zu nennen, bis vor kurzem gar nicht mehr, was ein Platz eigentlich sei. Man dachte, er sei schon da, wenn die immer ein und dieselbe fürchterlich langweilige Fassadenreihe der Straße irgendwo im Rechteck zurücksprang und ausbuchtete. Wie sterbensöde ein solcher „Platz" sei, empfand man allerdings und beeilte sich, schleunigst eine Markthalle darauf zu setzen oder ihn mit gärtnerischen Zierbeeten wieder zuzupflanzen. Allenfalls stellte man noch einen Brunnen darauf, der weder einen praktischen Zweck erfüllt noch von irgend jemand sonderlich beachtet wird, und zwar um so weniger, je bombastischer und kostspieliger er ausgeführt ist. Geschweige denn, daß er volkstümlich und ein Gegenstand der Liebe für die Umwohner zu werden vermag, wie es bei unzähligen alten Brunnen in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Rotenburg, Urach und all diesen bejahrten Städten der Fall ist. Heute haben wir endlich wieder begriffen, wie viel wir für den modernen Städtebau dem vielgescholtenen Mittelalter abgucken können. Wir besuchen die reizvollen alten Städte nicht mehr bloß als Touristen, sondern haben begonnen, sie richtig zu studieren. Und es ist bezeichnend, daß die Architekten sogar die Führer sind.

Phot. H. Nittinger

Die „Badgasse" in Ochsenfurt

Digitized by Google



Phot. Carl Nilsson

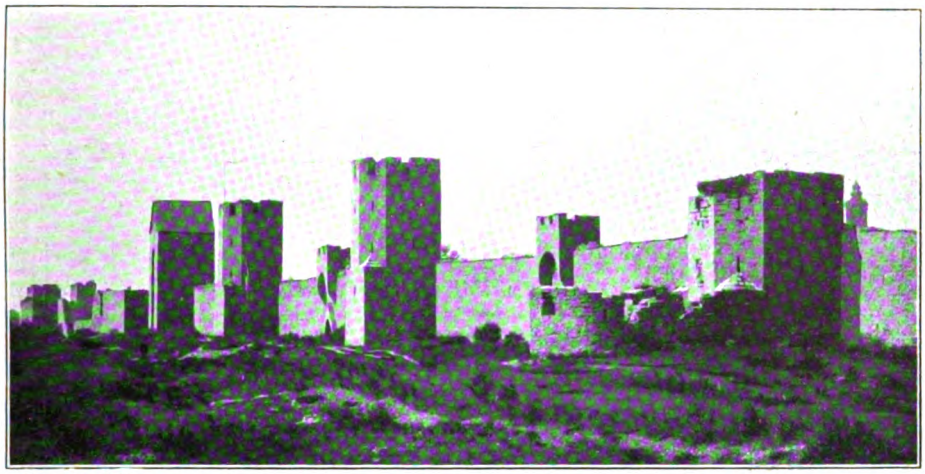
Der Rabenstein vor den Toren von Wisby auf Gotland

Was die Stadt der alten Jahrhunderte von der modernen hauptsächlich unterscheidet, ist ihre Eigenschaft als Festung. Dem älteren Gemeinwesen stellt seine Ummauerung die sichtbarsten Bedingungen, dem heutigen die — Bodenspekulation. Mit andern Worten, die alte Einwohnerschaft ist auf die Zusammenengung gewiesen, die heutige auf Dezentralisation, denn weiter draußen begnügt sich der Bodengeier auch mit dem kärglicheren Raub. Wir wollen die praktischen Folgen dieses Unterschiedes nur für die alte Stadt betrachten: sie ist von Anfang auf bauliche Geschlossenheit angewiesen, und daraus entsteht auch solche in ästhetischer Hinsicht. Als ein zusammengescharter, einheitlicher Anblick, ein durchkomponiertes Bild von Giebeln und Türmen und Zinnen, in straffen Mauerring gefaßt, so liegt die alte Stadt vor dem, der von außen sich naht. So sieht sie aber nicht nur der Fremde, erst recht kennt sie so der eigne Bürger, der draußen seine Felder und Krautgärtlein hat, Töchter und Mägde auf die Wiese zum Heuen schickt und seine Ernten durch den Bogen des Stadttors einfährt, um auf der Tenne im Hintergebäude des Stadthauses den herbstlichen Dreschflegel erklingen zu lassen. Die Ackerbürgerei und Rebgärtnerei der Bewohner, die Heimkehr des Kaufmanns von langer, gefahrvoller Handelsfahrt, oder auch nur der aus dem „Faust" bekannte festtägliche Spaziergang vors Tor, sie im Verein machen dem Bürger das Außenbild seiner Stadt vertraut und heimatlich. Und das bedeutet immer auch seelische Sorgfalt, er könnte keine Verhäßlichung, keine bauliche Unmöglichkeit dulden; nicht bewußte Aesthetik und Bildung, wohl aber sein impulsives Gefühl würde zur Kritik aufstehen und abwehrenden Einspruch erheben.

Straße und Tor in Meersburg

Man hat in der Tat diese Städteprofile geliebt. Sonst hätte man sie nicht so früh in Miniaturen der Chroniken und in Gemälden dargestellt, sie nicht so vielmals in Kupfer gestochen und zu ganzen Sammlungen, wie den allbekannten von Braun und Hohenberg oder von Merian, vereinigt. Und es ist ein außerordentlicher Reiz, diese geschichtlichen Städteansichten zu betrachten und sich in ihre heimliche Komposition zu vertiefen, die fast in allen Fällen eine vollendet malerische ist.

Digitized by Google

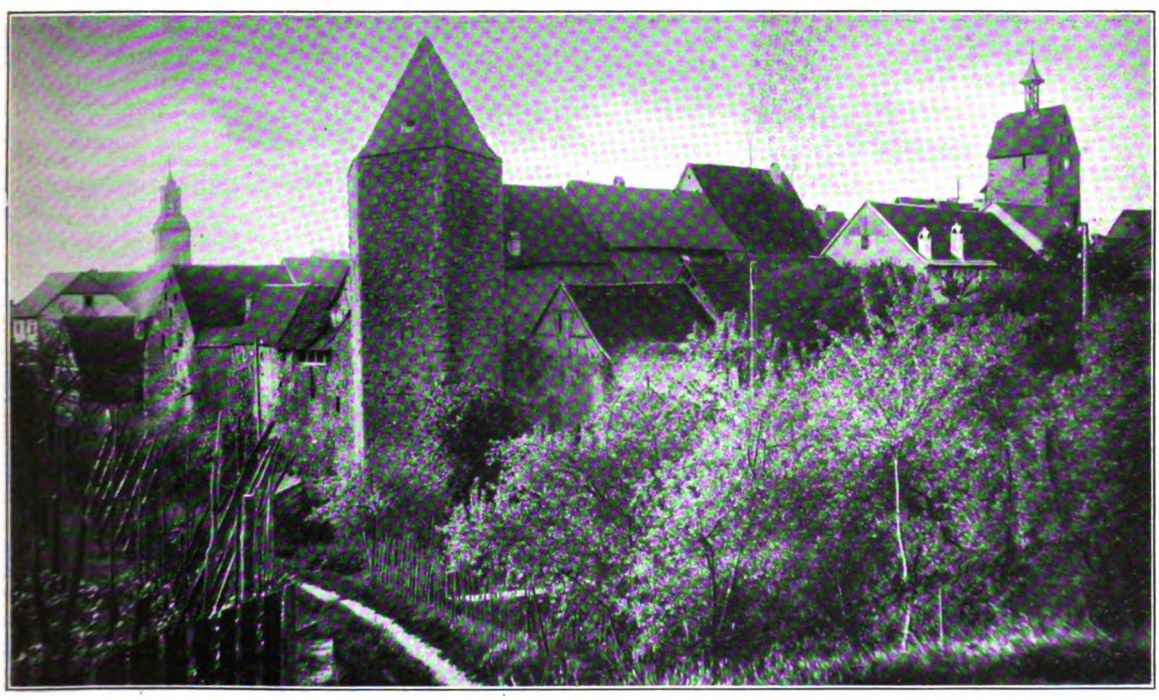


Phot. Carl Nilsson

Stadtmauer von Wisby mit den Verteidigungstürmen

Liegt die Stadt im Tal oder auf einem Talhügel, so stört kein allzu absichtlich ragendes Bauwerk das Uebergewicht der Berge, und alles Bauliche ist nur da, um unter den ruhigen Bergen der Breite der Stadt ein desto belebteres Wesen zu verleihen. Liegt sie in niederdeutscher flacher Ebene, so konzentriert sich die kompositionelle Absicht auf einige in höchster Kühnheit aufschießende Türme, die das Dasein der Stadt in weite Ferne hinaus und übers Meer hinweg, wie bei den Hansestädten, betonen. So ist alles Takt und feiner Bedacht, vom Großen und Monumentalen bis ins Kleinste und fast immer entsteht aus allem das jeweils bestgedachte Gesamtbild. Niemand dagegen würde es einfallen, die formlosen Prospekte der neueren Städte mit ihren Gasometern, Bahnanlagen und zerfließenden Vorstädten in der Weise Merians wiedergeben zu wollen. Es müßte dann schon der Ausnahmefall sein, daß noch immer, wie bei Lübeck oder Rostock der Fall ist, das mittelalterliche Stadtbild hoch aufgereckt über die Gegenwart triumphiert. Oder im andern Fall, daß schon wieder die Modernität sich eine so entschlossen komponierte Formenkraft gibt, als es zum Beispiel bei dem inneren Hafenbild von New York mit seinen Wolkenkratzern der Fall ist, über die der ästhetisch befähigte Mensch längst nicht mehr polternd zu schelten sich begnügt.

Freilich manches gehörte zum Bilde der mittelalterlichen Stadt, was die anders geartete Empfindung der damaligen Menschen leichter überwand

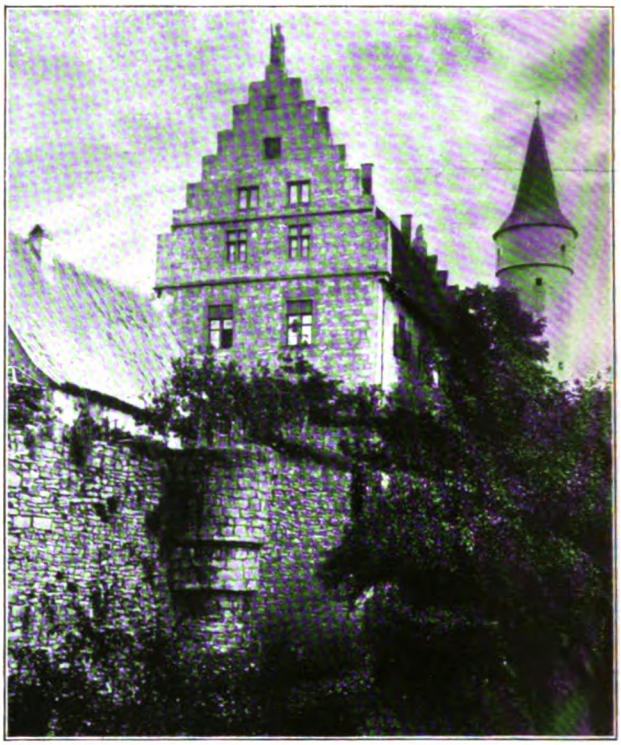


Ansicht der Stadt Reichenweier im Elsaß; vorne der sogenannte Diebsturm

Digitized by Google

als die unsrige, und wir deuteten schon flüchtig darauf hin. Da ist zunächst der Hügel mit Rad und Galgen in der Nähe des wichtigsten Stadtzuganges, da, wo die Landstraßen zusammenlaufen und gemeinschaftlich in das Tor einmünden. Allezeit ist dies der Platz des Hochgerichts gewesen, nicht bloß im Mittelalter, sondern lange vorher. Auch zu Christi Zeit; die Straßen nach Jericho und nach Damaskus gabeln dort auseinander, wo sich im Delta des Geländes die Schädelstätte Golgatha, der schädelartige Kalkhügel mit den Höhlen als leeren Augen, wölbt.

Gewiß ist es so, daß auch das Mittelalter nicht immer nach dem Anblick allein maß, sondern auf seine Art nicht minder nach dem Wesen der Dinge und nach der Praxis als wir. Deswegen ist ihm der Rabenstein keine ästhetische Peinlichkeit, sondern er bildet vielmehr den Stolz der Städte, weil er Zeichen des Blutbanns ist, der unabhängigen Gerichtsbarkeit, welche die Stadt durch ihre Freiheiten innehat. Die dürren Leichen, die im Wind am Galgen schlenkern, die von den Krähen zerhackten Menschenteile, die auf das aufgesteckte Rad geflochten liegen, sind den ewig um Hab und Gut geängsteten Bürgern die sichtbare Beruhigung gegen Diebstahl und Wegelagerei, welche die Zeit als die schwersten der weltlichen Sünden bestraft. Denn wandelbar ist auch die Moral der Justiz, und immer richten die Stände, welche die Gewalt dazu haben, am schärfsten das, wovon ihre Interessen die ärgste Gefahr fürchten. Unbesinnlich hängt die Kaufmannsstadt den gewöhnlichen kleinen Langfinger, der auf dem Markt ein Stück Fleisch oder Kleiderstoff stibitzt hat, an den Galgen, und nimmt es dafür gelassen gleichgültig hin, wenn der geistliche Richter seine allzu leicht verdächtigten Ketzer und Hexen dem vollziehenden weltlichen Arm zu glühenden Zangen und zum Scheiterhaufen überweist. Den Zweck der Abschreckung durch das Hochgericht läßt man daher stärker sprechen als jeden andern Sinn. Die Stadt käme sich schlecht behütet vor, wäre der Rabenstein leer, und ganz selten einmal, wenn ein Kaiser auf die Stadt zieht oder sonst eine große Feierlichkeit bevorsteht, hat man zuvor die Reste der jüngst Gerichteten vom Galgen und vom Rad heruntergetan.



Phot. H. Rittinger

Westliche Stadtmauer von Ochsenfurt

Phot. H. Rittinger

Oestliche Stadtmauer von Ochsenfurt

Eine weitere Beleidigung unsrer Empfindung ist es, wenn draußen vor dem mittelalterlichen Stadttor abscheuliche Niederlagen von dem, was man aus der Stadt entfernte, entstanden. Für uns; die damaligen Bürger empfanden nur erst die Verbesserung. Denn Fortschritte werden immer Schritt für Schritt gemacht, und daß diese Sachen draußen lagen, war insofern Verbesserung und Befreiung, als sie nun nicht mitten in den Straßen mehr gefunden wurden. Gerade wohlregierte und musterhafte Städte, wie zum Beispiel Nürnberg, sind es zuerst gewesen, die einen der Stadtknechte angewiesen haben, alle paar Tage mit der Butte umherzugehen, um die in den Straßen liegenden toten Hunde, Katzen, Ratten, krepierten Hühner, Ferkel und so weiter aufzulesen

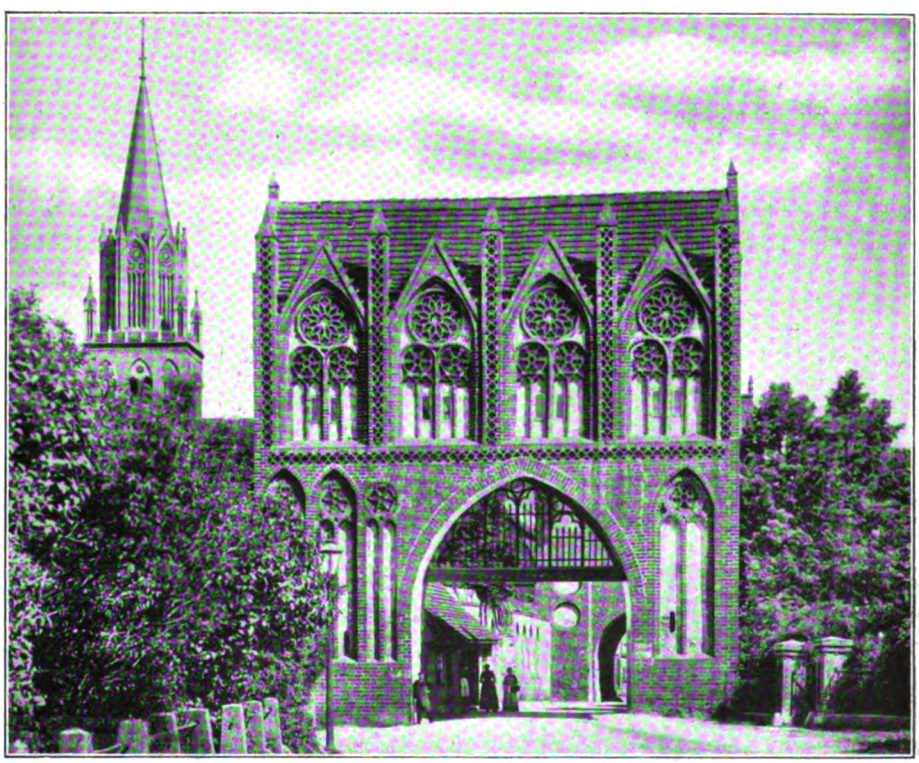
Digitized by Google

und sie vor das Tor hinaus zu schaffen. Man kann aus dieser Aufzählung leicht schließen, was unaufgelesen und unausgefegt übrigblieb. Recht gelinde in der Tat, und auch erst im vierzehnten Jahrhundert setzen weitere Bestimmungen ein, wie zum Beispiel die aus Krakau von 1373: „Wer jemanden begeußt aus einem Hause, es sei bei Tage oder Nacht, der soll zur Buße ein Schock Heller geben.“ Das heißt also mit andern Worten: begeußt er niemanden, so mag er's auch fürderhin tun. Und es handelt sich hier nicht bloß um Spülwasser aus der Küche. Der beliebte Trick der Bürger war es allgemein, einen starken Regenguß abzuwarten und dann alles, was sie nicht länger bewahren mochten, in den Rinnstein zu tragen. So blieb es ihnen wenigstens nicht vor dem eignen Hause liegen, und das war der Zweck des Verfahrens.

Kurzum, der Schluß liegt nahe, daß es in den mittelalterlichen Straßen ungefähr so aussah wie heute in denen von Damaskus, und wenn der deutsche Regen das pulverisierte Gemisch von Erde, Staub, Asche, Müll und ärgeren Abfällen gehörig durchweichte, so war es fürchterlich. Denn erst sehr allmählich beginnt man, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, mit der Pflasterung. Aber wir, denen diese selbstverständlich ist, dürfen darum nicht schelten, daß man sie nicht eher erfunden hat; hinterher hat man immer leicht reden, wie schon die Historie vom Kolumbusei exemplifiziert. Wir dürfen nicht vergessen, daß man zunächst in Deutschland nur Dörfer gekannt hatte und daß alles, was die Stadt von diesen unterscheidet, erst Stück für Stück von einer erkannten Erwünschtheit erzwungen werden mußte.

Die ersten Versuche zur Verbesserung des Naturzustandes der Wege waren hölzerne Bohlenlagen eng an den Häusern entlang, oder auch quer gelegte Knüppel, nebst Trittsteinen, die über die Straßenkreuzungen führten. Diesen ersten Notbehelfen sind dann die ganzen „Steinwege“ gefolgt. Sehr früh beginnen Lübeck (1310) und Straßburg (1322) mit solchen. Im ganzen hat es von da ab noch zwei Jahrhunderte gedauert, bis die Städte allgemein gedämmte Straßen hatten. Und immer blieben noch einzelne ungedämmte „Grüne Wege“ übrig, die man mit dem leichten guten Humor jener Zeit auch wohl Petersilienstraße und mit andern Scherznamen benannte. Man pflasterte übrigens auf verschiedene Art, je nach der mehr oder minder gut aufsaugenden Beschaffenheit des Bodens und nach dem verfügbaren Material.

Natürlich wurden Städte mit besonders schlechten Straßenverhältnissen schon damals aufgezogen. Sie wußten aber auch wieder aus dem ärgerlichen Zustande einen Vorteil zu machen. Manche Stadt benutzte ihre wenig präsentabeln Straßen als schicklichen Vorwand, um kaiserliche Besuche gütlich abzulehnen. Denn da im finsteren Mittelalter die unbezahlbare Erfindung der Ordensauszeichnungen und der Hofratstitel noch nicht gemacht war, so sah man einen angekündigten Besuch des mit Hofstaat und Kanzlei umherziehenden Reichsoberhaupts recht prosaisch vom Standpunkt der durch die Einlagerung entstehenden Kosten an. Und wenn der allerhöchste Herr dann noch besonders berüchtigt durch seine Auspowerung der betreffenden Städte war, wie bei Friedrich III., dem Vater Maximilians, der Fall war, so machten es die Bürgerschaften, wenn sie irgend konnten, wie die Tuttlinger: sie ließen ehrerbietigst sagen, daß bei schlechtem Wetter ein berittener Mann bei ihnen bis an den Pferdebauch versinke und sie darum nicht hoffen dürften, Kaiserlicher Majestät, wie sie sonst wohl gewillt gewesen wären, geziemend bei sich aufzuwarten. Uebrigens sind kaiserliche Herren nicht immer durch höfliche Ausreden zu bestimmen, und wenn er es sich in den eigensinnigen Kopf



Stargarder Außentor in Neubrandenburg (Mecklenburg)

Digitized by Google

gesetzt hatte, kam Friedrich der Langsame, der Vater Maximilians des Allzuschnellen, doch.

Wir haben diese Dinge vorausgeschickt, um nicht als blinde Lobredner einer verschollenen deutschen Städtezeit zu erscheinen. Trotz allem Gesagten bleibt nun aber bestehen, daß diese Bürgerschaften es verstanden haben, bauliche Schönheiten und Architekturbilder von höchster Anmut hervorzubringen und dadurch ihr Heimatgefühl und ihre Liebe zu dem Gemeinwesen, dem sie angehörten, seelisch wieder neu zu vertiefen. Es möchte schwerfallen, so grobe Geschmacklosigkeiten und Uebereilungen, wie sie heute an der Tagesordnung sind, aus jenen alten Zeiten aufzuzählen. Man hat dort nur darum so viel von Schildbürgereien fabuliert, weil man noch sehr lebhaft die öffentliche Verantwortlichkeit aller fühlte, daß keine begangen würden. Es ist aber nicht allein der schon hervorgehobene Wegfall einer mechanischen und unklaren Modebildung, der die alten Bürgerschaften dazu befähigte. Es kamen dem gesunden natürlichen Verstande und Geschmack auch noch andre Umstände zu Hilfe. Vor allem der: man überstürzte nichts, als höchstens notgedrungenerweise einmal die Neubefestigung, und ließ sich Zeit. Der Grund hiervon lag in den materiellen Bedingungen. Der Gemeinsinn all dieser Städte wetteiferte darin, die schönsten und stattlichsten Kirchen, die prächtigsten oder ziervollsten Rathäuser zu haben; ihre Stadt zu schmücken und andre Städte zu überbieten, das war den Bürgern noch wichtiger als der Stolz des eignen Familienhauses, dieser kam erst nachher. Und noch wieder innerhalb der Stadt übte der Wetteifer seine Wirkung; besaß das Lübecker Bistum einen schönen Dom, so war es der Ehrgeiz der städtischen Gemeinde, eine noch schönere Marienkirche zu erbauen. Man muß diese Opferwilligkeit in den Städten bemessen unter Veranschlagung der oft noch kleinen und wenig begüterten Einwohnerschaften. Von ihrer materiellen Leistungsfreude für die Gemeinsamkeit hat unsre Zeit keine Ahnung mehr, die unbesinnlich für jedes eingebildete Vergnügen eine verschwenderische Summe opfert, aber Stein und Bein klagt über jeden Pfennig öffentliche Steuer. Freilich kommt uns niemand grämlicher und umstandskrämerischer bei, als die Finanz- und Regierungsämter, und man versteht es dort so sehr selten, die darbringende Entschlußfreude nicht zu ersticken, die in den kleineren Verhältnissen des Mittelalters gemeinsamen Angelegenheiten zugute kam. Aus dieser einhelligen Freudigkeit haben die Städte so Erstaunliches für ihre Kirchen, öffentlichen Gebäude, Brücken und Brunnen, für die stattliche Schönheit ihrer Tore und turmbewehrten Mauern getan. Dabei aber fingen sie an und bauten weiter, je nachdem das Geld zur Stelle war, und insbesondere für die Kirchen, wo damals schon dem Eifer am meisten etwas zugesprochen werden mußte, haben sie doch manchmal hundert Jahre oder weit mehr gebraucht. Aber das schloß auch Schnellfertigkeiten aus und ließ die Sache in ihrer eignen Hand. Keine auswärtige Obrigkeit vom grünen Tisch drängte ihnen Pläne und Bestimmungen auf, keine Kommission von zweifelhaft berufenen Preisrichtern verdarb sich den Rest von Geschmack an dem Material der eingesandten Entwürfe. Die Menschen selber, die es anging, fanden aus ihrem intimeren heimatlichen

Straße in Kolmar

Straßburger Hof in Reichenweier (Elsaß)

Digitized by Google

Bürgermeisterhaus in Wimpfen am Berg

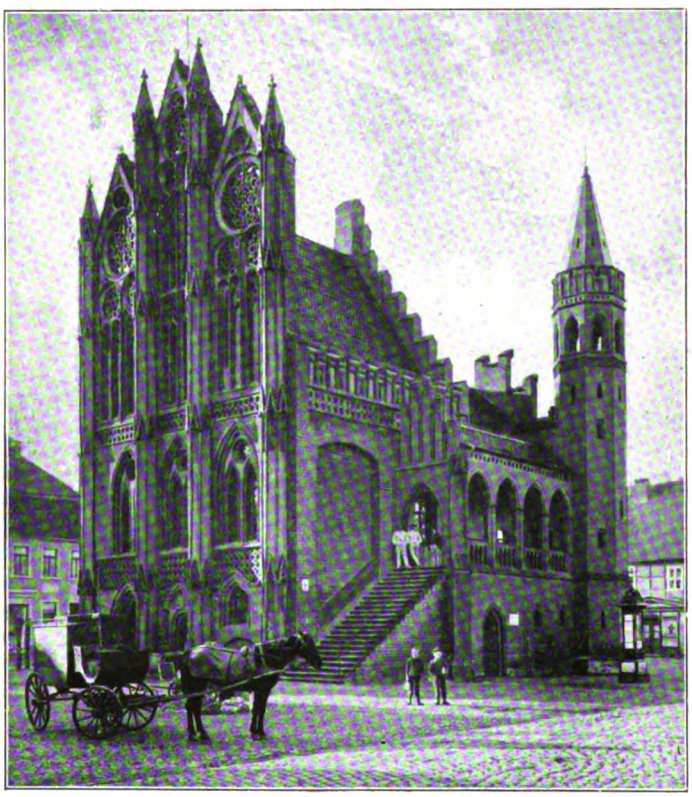
Anschauungsgefühl dasjenige, was sich am besten machen werde. Kundige und kunstsinnige Handwerksmeister, die sich darauf verstanden, wie ein schönes, richtig beschaffenes Möbelstück oder ein feines Stück Schmiedearbeit auszusehen habe, durften auch ein Wort mitreden, wie ein öffentliches Bauunternehmen Hand und Fuß bekomme oder wie eine schöne Platzarchitektur sich ausnehmen müsse. Ich will gewiß der Zauderei und dem allzuvielen Ueberlegen kein Loblied singen, aber man baute ungefähr, wie ein kluger Mensch sich seine Wohnung und seine Zimmer einrichtet. Er bringt keinen starren Plan mit, der fertig wurde, ehe er die Wände und andern Verhältnisse sicher im Kopf und im Gefühl hatte. Sondern er modelt und rückt und ergänzt, wenn die ersten Selbstverständlichkeiten geordnet sind, er setzt sich bald hier, bald dort ein halbes Stündchen ruhig in die Ecke und gewinnt durch stilles Anschauen das Bild, wie alles am hübschesten werden wird, wie sich am vorteilhaftesten die kleinen Schwierigkeiten überwinden — nein, vielmehr benutzen lassen. Auf solche Weise hebt man Unregelmäßigkeiten durch Unregelmäßigkeiten und unbekümmerte Einfälle auf und kommt freilich nicht so sehr zu kahlen Darstellungen eines bis ins letzte durchgeführten Stilgedankens, als vielmehr zu desto anziehenderen Anpassungen an die Bedingungen und zu reizvollen Einzelideen. Genau solche Unregelmäßigkeiten und Einfälle bringen die wundersame Anziehungskraft der alten Städte zuwege, im Gegensatz zu den glanzvollsten Leistungen der Neuzeit, deren Tendenz die vollendete Schulmäßigkeit und Stilreinheit ist. Hat man eine einzige Fiale des Kölner Doms und weiß im übrigen mit dem gotischen Grundriß und Aufriß Bescheid, so hat man eigentlich schon den ganzen Dom. Es gibt nun an ihm kein Unerwartetes für das Auge, kein interessantes Entdecken mehr, es ist nur alles stilistisch korrekt vom Sockel bis zur Kreuzblume hinauf, und unser innerlichstes Urteil lautet: es stimmt, wir brauchen uns nicht weiter aufzuhalten. Dagegen, was gibt es Kapriziöseres als die alte Gotik in den Städten, beispielsweise den Stephansdom? Es stimmt eigentlich gar nichts vollkommen nach der nüchternen Regel, dagegen ist außen und innen eine Fülle von Ungewöhnlichkeit und Ueberraschung, „ungehörige" Einfälle und Zusätze treten uns bald hier bald dort geschickt und reizvoll entgegen, „störende" Einbauten stellen sich, wenn man drinnen ist, vor die östlichen Fenster, und gerade so dringt in den Morgenstunden ein Licht herein, dessen geheimnisvolle malerische Stimmung unbeschreiblich ist.

Wie würden die feinen alten Bauleute den Kopf schütteln, vernähmen sie, daß man jetzt darauf versessen ist, ihre Schöpfungen mit großem Aufwand nachträglich „freizulegen"! Gerade daraufhin, daß sie mit der übrigen Architektur zusammenwirken sollten, hatten sie sie gebaut. Indem die Kirchen über die Kaufhäuser und Speicher und Wohnungen der Menschen oder andernfalls über das Grün ihrer Kirchhöfe wegragten, bekamen sie ihre ganze poesievolle Schönheit erst. Nicht auf die unteren Langwände und Chormauern sollte das Auge hingelenkt werden, sondern auf das schwebende Kunstwerk der Wölbungen und Strebebogen und Türme und Türmchen, das jene trugen, und zwischen den mehr oder minder von der Nachbarschaft verdeckten Langwänden auf die liebevoll geschmückten Portale, zu denen eine Zugangstraße führte. Eine große Kirche übersieht sich nicht wie ein

Straße in Reichenweier (Elsaß)

Digitized by Google

Modell. Und noch dann bliebe sie langweilig ohne eine Umgebung, in die sie hineinkomponiert ist; ihr Reiz geht verloren, wenn sie wie auf dem Präsentierbrett steht, sie wird kahl und unorganisch, feindlich und fremdelnd im Umher, wie das abschreckende Beispiel moderner Vorstadtkirchen zur Genüge zeigt. Darum stellten die Alten ihre Kirchen entweder gar nicht auf einen Platz, oder wenn sie es taten, nicht mitten darauf, sondern an eine Seite. Am liebsten aber stellten sie sie neben den Platz, über einen schmäleren Zugang hinweg. Fragt man die Italiener, die sich gewiß auf Schönheit ihrer Städte verstanden: von den vielen hundert Kirchen Roms stehen im ganzen zwei voll-



Rathaus in Tangermünde

kommen frei, und das sind — die neuen Gotteshäuser der Engländer und der Protestanten. Nicht viel anders ist das Verhältnis in den alten deutschen Städten, nur dadurch etwas abweichend gewendet, daß sich vielfach früher um die Kirchen die Friedhöfe mit ihren Mauern, Bäumen und Terrassen herumzogen, und daß nach deren Aufhebung nun heute auch die alten Kirchen auf Plätzen stehen, die aber selten erheblich groß und die namentlich keine korrekt geometrischen sind.

Und ähnlich ist es mit den Brunnen. Höchst selten oder erst sehr spät kam man auf die schreckliche Idee, sie genau auf die Achsenkreuzung eines Platzes zu stellen, wo sie dem Feinfühligen die unbedingte Empfindung erwecken müssen, ein Hindernis für die Freiheit des Auges und des Verkehrs zu sein. Wir haben nur jetzt das Gefühl dafür etwas verloren, daß Plätze bestimmt sind, lebendigen Zwecken zu dienen, wie sie im Mittelalter wirklich taten. Nein, gegen die Seiten oder Ecken der Plätze rückte man die Brunnen, oder stellte sie an eine Schrägung im Gelände oder in eine spitze Straßengabelung, so daß immer die Umgebung Leben durch sie empfing und sie von dieser zurück. Endlich gilt dasselbe von den Denkmälern. Wie verloren und verfroren stehen sie heute auf den großen Plätzen, wobei der wallende Mantel der Rückenseite genau dieselben Prätensionen bekommt wie Ansicht und Vorderseite der Gestalt. Dabei zerstören sie das Schönste, was der Platz an sich bedeutet, die freie Weite. Wie wohlbedacht stehen dagegen die Rolande des Mittelalters und die Denkmäler oder plastischen Kunstwerke der Renaissance. Entweder an eine geeignete Baulichkeit angelehnt oder auf einer nach harmonischen — nicht steif mathematischen — Gesetzen gefundenen Stelle des Platzes, von wo sie in diesen hineinblicken, statt ihn zur Hälfte unzart hinter sich zu haben.

So vermeidet die alte Bauweise überall jenes mechanisch Geometrische, das der Tod der Empfindung ist, und schafft dafür das Harmonische und das Architektonische. Es wird nichts zur Langenweile isoliert oder als lästiger Eindringling und Aussichtversperrer dem Vorhandenen aufgenötigt, sondern überall wird eine feine Gegenseitigkeit bedacht und dadurch eine Fülle der Motive hervorgezaubert, die bei jedem Standort sich kaleidoskopisch vermehrt. Außerdem wird in der alten Zeit das Schmückende nicht als zwecklose, lebensfremde Zutat erst mühselig ausgedacht. Es tritt nicht wie ein Theaterheld oder wie ein geputzter Hofmensch zwischen werktätige Bürger hinein. Vielmehr die Notwendigkeiten selbst, die Gebäude der täglichsten Wirklichkeit werden die Träger der städtischen Schönheit, Rathäuser, Kaufhäuser, Tuchhallen und Gewandhäuser, was dasselbe ist, oder andre Spezialkaufhäuser, wie Leinwandhäuser, Kornhäuser, Brothäuser, dazu die Gebäude der städtischen Wagen, ferner die liebevoll erbauten Zunfthäuser und Gildenhäuser, die stolzen Tanzhäuser der Geschlechter, wie der Gürzenich in Köln oder die Artushöfe des Ostens, endlich die Gerichtslauben mit ihrem trübseligen und gleichwohl auch noch wieder hübsch nach Oertlichkeit und Ausstattung wirkenden Zubehör von Staupsäule und Pranger. So stehen diese Gebäude um die volksbelebten Märkte und Sonderplätze, die Kornmärkte, Fischmärkte, Holzmärkte, Hopfenmärkte her, die gotischen Speicher und Kranen am Hafen, die Brücken mit ihren Aufbauten und Toren in den flußdurchzogenen Städten, die lebendigen Brunnen, zu denen die Mägde mit ihren Kübeln gehen, schließen sich an. Und über all die feingestimmte Zierde von Freitreppen und Erkern, Fassaden und Giebeln hinweg ragen die gewaltigen

Digitized by Google

und doch so ohne alle Schwere wirkenden Gliederungen der hohen Kirchendächer und Türme herüber und tragen vom sichtbar Irdischen hinweg die Seele in ein unaussprechliches Gefühl des drüber sich neigenden Schützenden und des Aufwärtsdeutenden hinein.

Die Plätze sind die Lebensorgane der als Marktorte für Kaufleute und Handwerker gegründeten Städte, und daraus erklärt sich die relative Vernachlässigung der Straßen, von der vorhin die Rede war. So früh man Kirchen, Rathäuser, Ratswagen und andre Gemeindebauten aus Stein errichtete, blieben in älterer Zeit die Privathäuser in den Straßen noch unansehnlich und dorfähnlich, Vorder- und Hinterhäuser von Holz- oder Fachwerk mit Stroh- oder Schindeldach. Deshalb lassen die unzähligen Feuersbrünste, die durch Krieg oder unglücklichen Zufall entstehen, nur die Kirchen und die paar Steinhäuser übrig, ähnlich wie heute in Norwegen und Schweden, wo der Holzbau noch die Verbreitung hat wie bei uns im frühen Mittelalter. Erst der entwickelte bürgerliche Familienstolz im deutschen Spätmittelalter, zusammen mit schon erblichem Reichtum, gibt nun auch dem Selbstgefühl dieser einzelnen Familien eine betontere Bekenntnisluft. Und dadurch, Hand in Hand mit dem beginnenden Sinn für die Säuberung und Ausstattung der Straßen, entstehen nunmehr in langen Reihen die steinernen Geschäfts- und Wohnhäuser der Bürger, die aus der Spätgotik wie aus der Renaissance in unsre Zeit herüberdauern und unser Entzücken bilden. Letzteres nicht nur durch ihre Geschichtlichkeit und ihre feine Schönheit an sich, sondern im Grunde am meisten dadurch, daß man sie überhaupt und wirklich als Fassaden sieht. Wieder im Gegensatz zu unsrer Zeit, wo die Straßen so fadengerade abgemessen sind, daß der in ihnen Hinwandernde tatsächlich nichts als Laternen nebst einander überschneidenden und überschreienden Firmenschildern erblickt. Man muß aber deswegen nicht denken, dem Mittelalter habe der Sinn für die Geradheit und bewußte Planung der Straßen gefehlt. Ueberall, wo eine Stadt nicht aus dem vorhandenen Haufendorf erwächst, sondern wo sie „gegründet" wird, seien es die zähringischen Städte am Oberrhein und in der Schweiz, oder seien es die unzähligen Städtchen in den ostelbischen Kolonisationslanden, da werden die Straßen nach wohlbedacht praktischem Plan geführt. Und wir dürfen den Leuten, die ihre Wohnorte mit so eindrucksvoll schönen Befestigungen und Türmen umgaben oder die herrlichen gotischen Dome und Kirchen errichteten, schon zutrauen, daß sie auch imstande gewesen wären, Straßen nach der Schnur zu ziehen, wenn sie dies gewollt hätten. Aber eine solche Linealgeradheit wollten sie eben nicht, sondern nur eine allgemeine der Richtung, deshalb, damit man auch die Straße mit dem, was darin sei, richtig übersehen könne. Um deswillen haben wir diese leichte oder kräftige Schwingung der mittelalterlichen Straßen, die von jedem Punkt aus ganze Frontenreihen vor uns entfaltet. Nur, wo die Straße so breit ist, daß man von der Mitte die Häuserreihen auch bei ganz gerader Führung übersieht, finden wir diese. Deshalb ferner finden wir die bedachte Kunst der alten Städteerbauer, überall kleine Plätze und schmale Polygone entstehen zu lassen, die wenig Raum beanspruchen und doch ruhevoll geschlossene Bilder ergeben, im Gegensatz zu unsern Stadt- und Straßenbildern, die durchweg ins Wesenlose oder Zufällige verlaufen. Wir sind letzteres ja freilich so sehr gewöhnt, daß es uns gemeinhin gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Aber alles — das zuletzt wie das vorhin Dargelegte — wird einleuchtender und klarer, wenn wir photographieren. Die alten Städte mit ihren verschiedenartigen Schönheiten nimmt das

Frauengasse in Danzig; im Hintergrund die Marienkirche

Digitized by Google

photographische Objektiv, das doch im Perspektivischen anspruchsvoller und weniger anpaßlich als das menschliche Auge ist, mühelos auf, und zahlreiche Photographen machen davon geschäftlichen Gebrauch. Es ist alles bei den alten Städten photographierbar und auf Ansichtskarten zu bringen, mit Einschluß der Straßen und der einzelnen Gebäude darin. Dagegen will es weder gelingen, eine moderne Straße mit vernünftigem Ergebnis zu photographieren, noch so oft eine einzelne moderne Fassade innerhalb der Straße. Wenn diese Hausfront einmal verdient, angeschaut zu werden, so fehlt häufig der geeignete Standort und Ueberblick; der Architekt entwarf die Prachtfassade auf seinem Papier, und niemand machte sich im voraus eine Vorstellung, wieviel sie denn eigentlich zur wirklichen Geltung kommen werde. Wenn man diesen Sachverhalt heute endlich beachtet und schon an Abänderung denkt, so sind es die alten Städte, die uns aufmerksam gemacht und gezeigt haben, wie man richtig verfahren und was man vermeiden muß.

Moderne Wohnhäuser im alten Stil in der Stuttgarter Altstadt

Altes Haus in Kolmar

Unendlich reich ist unser Vaterland noch an baulicher Schönheit aus der Zeit der älteren Städteblüte. Wenn auch der lebhaften Neuzunahme und dem Baubedürfnis meistens die alten Ummauerungen und Umwallungen zum Opfer haben fallen müssen, so sind diese doch nicht bloß in Nürnberg und Rotenburg, sondern auch in weniger beachteten, aber höchst besuchenswerten Städten, zum Beispiel Soest oder Zons, noch in anschaulichster Weise erhalten. Gerade die beiden letzteren sind Städte, die heute an Einwohnerzahl kleiner sind als zur Zeit ihrer geschichtlichen Bedeutung, und darum gürten die alten Befestigungen sie unzersprengt noch ein. Am allerschönsten aber ist dies der Fall bei einer Stadt, die zwar keine deutsche ist, aber in der deutschen Handelsgeschichte eine größere Rolle gespielt hat als viele der einheimischen Städte, nämlich bei Wisby auf der schwedischen Insel Gotland. König Waldemar Atterdag hat sie 1361 verwüstet. Aber die mächtige Stadtmauer aus hellen Kalksteinquadern mit ihren Torbollwerken und ihren abwechselnden Steh- und Reittürmen in der Mauer, 38 an der Zahl, ist unversehrt von damals her erhalten und genau so, wie sie damals war. Unmittelbar vor ihr breitet sich der grüne Anger, wie je vor einer mittelalterlichen Stadt; ja selbst der gemauerte Galgen auf seinem Hügel vor dem nördlichen Tore ist unangetastet geblieben. Die Einwohnerzahl von Wisby ist klein geworden, Pferde weiden und Wiesen grünen innerhalb der Stadtmauern, auf dem Raum ehemaliger Straßen, wo die gotischen Giebelhäuser sich drängten. Aber noch steht eine Anzahl von diesen da, genau des Aussehens wie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, und die großen Kirchen, durch deren Pracht die fremden Kaufmannskolonien einander überboten, 18 an der Zahl, sind wenigstens noch zum großen Teil in Ruinen da. Die Marienkirche der Deutschen ist die Stadtkirche der Gemeinde Wisby geworden. Die hohen Gewölbefüllungen der übrigen sind eingestürzt, nur die geschwungenen Bogen und Gewölberippen stehen wie ein steinernes Filigran

Digitized by Google

gegen den Himmel, und Stachelbeerbüsche grünen droben auf dem kühnen Gemäuer. Wer Wisby besucht, gewinnt auch für die mittelalterlichen Städte unsrer engeren deutschen Heimat das unmittelbarste Bild, als sei er vor fünfhundert Jahren durch das Tor einer solchen Stadt getreten. Aber es ist nicht not, so weit zu gehen. Auch die backsteinernen „toten Städte" um die Zuidersee bieten intime Anschauung. Wenn sie holländisch sind, so sind sie darum doch deutsche, niederdeutsche Schöpfungen, und sie waren es nach ihrem eignen Bewußtsein noch um die Zeit, da der Seeweg nach Holland hinein bis vor Amsterdam durch die Zuidersee führte und ihre Lage an diesem jetzt verlassenen Großschiffahrtsweg sie blühend machte. Hier und ebenso in vielen stilleren deutschen Orten steckt reiches Anschauungsmaterial für sich im kleinen schon sinnvoll äußernde Städtearchitektur, welches nicht so, wie in gedeihlicheren Städten durch die schlimme Verschönerungswut der Neuzeit gelitten hat. Also durch ein Modeübel, das zwar noch nicht überwunden ist, aber überwunden werden wird. Indem man an den alten Städten selber erlernt, Talmigeschichtlichkeit von wirklicher Geschichtlichkeit zu unterscheiden und letztere in ihrem Besten und Wertvollsten erst richtig zu erkennen. Auf dem Wege dazu sind wir, und die Architekten, deren voreiliger und subjektiver Betätigungslust wir so viele schwere Sünden vorzuwerfen haben, sind es in ihren feineren Persönlichkeiten auch wieder gewesen, denen die Weisung des richtigen Weges verdankt wird.

Männer wie der Wiener Baumeister Camillo Sitte oder der jetzt in München lebende Theodor Fischer sind, zusammen mit Künstlern wie Schultze-Naumburg, die Vorkämpfer eines bedachtvolleren Städtebaues und einer Städteästhetik geworden, die als solche sich erst auf ihre eigne Möglichkeit besinnen mußten und die dann ihr bestes Lehrmittel wieder einmal erkannten an dem, was einst schon ohne viel Theorie die Vorväter gekonnt: deswegen, weil sie die Schönheit ihrer heimatlichen Städte aus der vertrauten Liebe heraus und aus der einfachen, guten, unverwirrten Ueberlegung zu pflegen wußten.

Nach dem Vorbild der früheren Zeit: Die neue Altstadt in Stuttgart

Künstler . . .

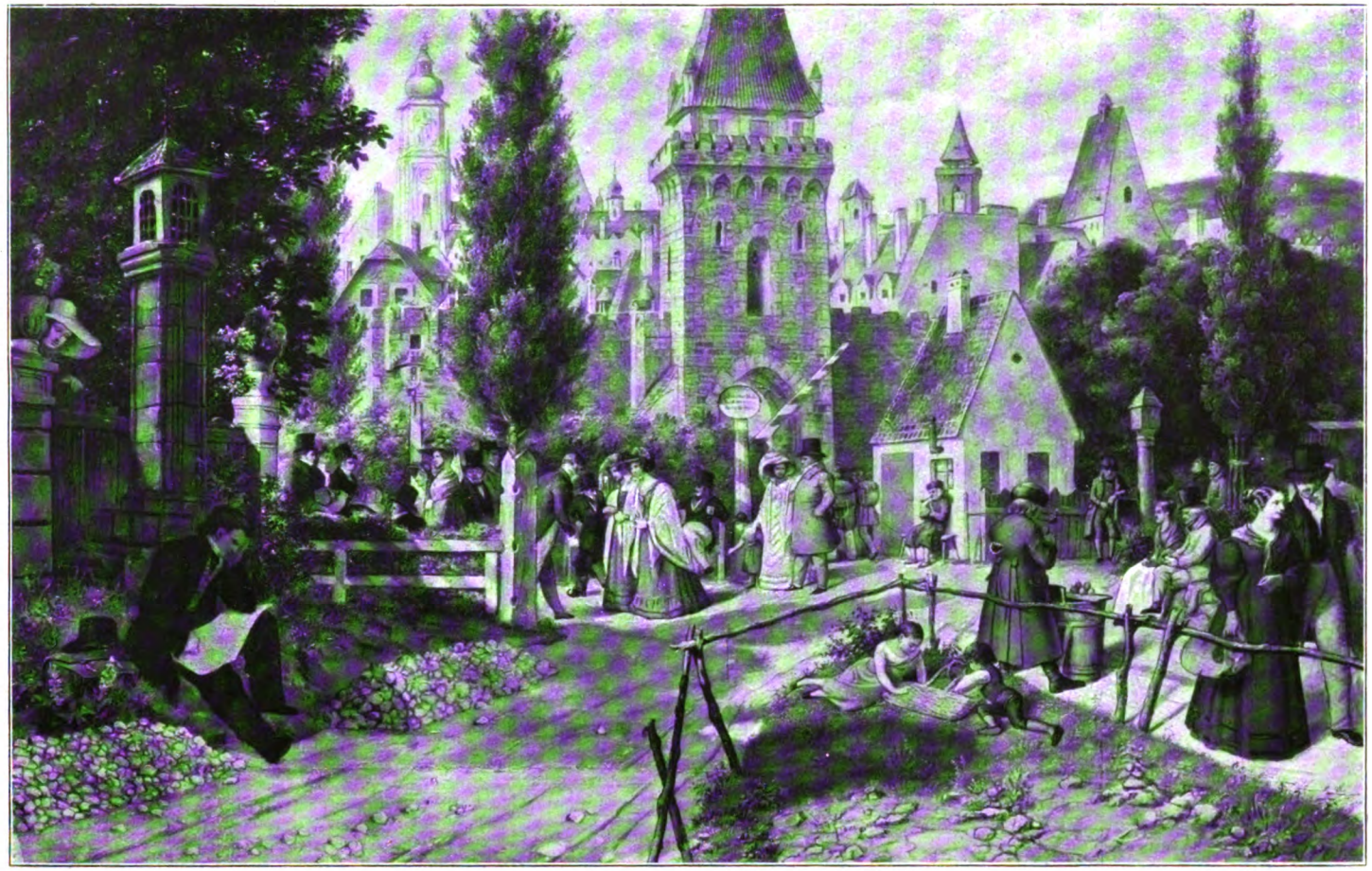
Von

Carl Busse

Ewig höhnt der Erdgebundne,
Wenn wir schweben, wenn wir gleiten,
Und er lächelt: Spiel und Trug!
Denn er sieht auf Grund und Matten
Nur das Zittern unsrer Schatten,
Sieht in Höhen nicht und Weiten
Unsern lichtumbrausten Flug!

Staub der Nähe trübt die Augen
Des Geschlechts, in dem wir wohnen.
Erst ein spätres preist und glaubt.
Ueber krausem Schattenspiele
Sieht es Schwingen, sieht es Ziele,
Und die Zukunft glüht uns Kronen
Für das längst erblaßte Haupt.

Digitized by Google



Spaziergang vor dem Stadttor

Nach einem Gemälde von Moritz von Schwind

Digitized by Google

Osmanbegowitsch

Novelle

von

Emil Peschkau

Die südungarische Eisenbahn, die bei Gombos die Donau kreuzt, hat es noch nicht zu einer Brücke über den dort allerdings gewaltig breiten Strom gebracht. Im Sommer wird der ganze Zug auf eine Fähre gesetzt und im Winter müssen die Passagiere über das Eis nach dem jenseitigen Ufer spazieren, wo sie ein andrer Zug erwartet, oder die Verbindung ist ganz unterbrochen. Helmut Volkmer war nicht wenig überrascht, als ihm seine Reisegenossen erklärten, warum soeben der Schaffner „mindestens eine Stunde Aufenthalt" angekündigt hatte — es klappte wohl wieder einmal mit der Fähre nicht recht. Aber seine Ueberraschung war freudiger Art, und während die übrigen Herren der Coupégesellschaft sich mit der Aussicht auf die berühmten Paprikakarpfen und den roten Villanyer der Bahnhofsrestauration trösteten, hefteten sich seine Augen mit einem verzehrenden Ausdruck auf die schöne Frau, die ihm gegenüber saß. Sie blickte freilich gerade zum Fenster hinaus, als ob sie nur der sternbesäte Nachthimmel interessierte oder die in weiter Ferne aus der schwarzen Ebene aufblitzenden Lichter, und wurde erst wieder lebendig, als ihr Mann sich mit den Worten zu ihr wandte:

„Steffi, das kleine Tascherl nehmen wir mit, lang mir's herüber."

War ihr der unerwartete Aufenthalt ganz gleichgültig? Da doch bereits in der nächsten Station — in Dalja — sich ihre Wege trennen sollten ... wohl für immer! Siedendheiß wallte es plötzlich auf in ihm, als der Saum des eleganten Foulardkleides, das die köstlich feingeformte Gestalt knapp anliegend umschloß, über seine leichten Sommerschuhe streifte, während ihr schon der k. k. Rechnungsrat aus Bosnisch Brod galant die kleine Ledertasche abnahm, nach der sich von dem schräg gegenüberliegenden Eckplatz her die plumpen, mit dicken Ringen geschmückten Finger des vierschrötigen Holzhändlers ausstreckten, dessen Gattin sie war. Und so sehr verwirrte ihn dieser Rausch und das sonderbare, wie es ihm scheinen wollte, allzu zärtliche Lächeln, mit dem sie dem so wenig zu ihr passenden und auch viel älteren Manne zunickte, daß sich ihm unwillkürlich der Entschluß, gegen den er schon eine ganze Weile gekämpft hatte, auf die Lippen drängte.

„Meine Herrschaften," sagte er, sich an den Rechnungsrat und den Salineninspektor wendend, dann aber zu dem Holzhändler hinüberblickend, „Ihre Begeisterung für Bosnien hat mich beinahe schon meinem Reiseplan abspenstig gemacht. Ich habe ja Zeit genug und kann mir auch noch ein bißchen mehr Umweg nach Italien gestatten. Gibt's denn dann irgendwo einen bequemen Weg an die Küste und eine leidliche Ueberfahrt über die Adria?"

„Aber natürlich!" fiel ihm der Rechnungsrat schon ins Wort, ehe er noch geendigt hatte. „Was denken S' denn eigentlich von uns Oesterreichern? Die Eisenbahn geht mitten durchs ganze Okkupationsgebiet bis nach Metkovitsch, und dort halten die Lloyddampfer. Wenn Sie aber einen Tag für Brod opfern wollen, so stell' ich mich gern zur Verfügung."

„Und mir erbitt' ich die Ehr', wenn Sie sich Dolnja Tuzla ansehen," fuhr der Salineninspektor fort. „Auch steht mein jüngerer Bruder als Oberleutnant in Travnik —"

„Danke verbindlichst," unterbrach Helmut Volkmer, „diesmal möchte ich's aber doch bei der Hauptsache bewenden lassen ... Sarajewo ... und allenfalls noch Mostar."

„Wenn Sie nach Sarajewo kommen," lächelte ihn jetzt die schöne Frau an, „geben wir Ihnen Osmanbegowitsch als Führer mit."

„Osmanbegowitsch? Was ist das?"

„Der Haremswächter des Hauses Franz Högelsberger."

Diese Aufklärung weckte schallende Heiterkeit, in demselben Augenblick öffnete aber auch der Schaffner die nach dem Perron des Durchgangswagens führende Tür, der Zug mäßigte seine Geschwindigkeit noch mehr, und schon drängten auch ein paar Passagiere aus den Nebencoupés hervor. Helmut sah noch fragend nach dem plötzlich wieder ernst gewordenen Gesicht der jungen Frau, das ihm mit diesem leisen Verlegenheitsschimmer lieblicher als je erschien, aber sie hatte sich erhoben, ohne ihn anzublicken, der Rechnungsrat und der Salineninspektor folgten ihr, gleichzeitig Platz machend, und jetzt stand sie bereits neben Herrn Högelsberger, die Schulter an ihn schmiegend und mit beiden Händen seinen Arm umklammernd. „Wie die Donau rauscht!" sagte sie dabei in einem Ton, der wie ein Seufzer aus bang erregter Seele klang, und auch Helmuts Brust hob sich in einem Gefühl, das er noch nie empfunden zu haben glaubte, so viel Wonne des Augenblicks lag darin und so viel Schmerz. Das Rätsel, das auf dieser

Digitized by Google

Eisenbahnfahrt über Budapest nach dem Süden so jäh in sein Leben getreten war, umklammerte ihn immer mehr. Es war ihm, als ob er zum erstenmal wirklich liebte, unentrinnbar, wenn er nicht sofort die Kraft fand, abzubrechen, und in Dalja, seinem Reiseplan gemäß, den Zug verließ. Aber was konnte dieses reizende Geschöpf, das die ganze liebenswürdige Fröhlichkeit und Grazie der Wienerin mit bestrickender Schönheit und der Herzensbildung einer empfänglichen Frau, die viel gesehen, gelesen und wohl auch gelitten hatte, vereinigte, an diese fast abstoßend derbe Schlächtergestalt fesseln, an einen Menschen, der sich an der lebhaften Unterhaltung der Gesellschaft während der Fahrt so wenig beteiligt hatte, als wäre er stumpf für alles, für den Zauber des Landes, in dem er lebte, ebenso wie für den der Heimat seiner Steffi, aus der sie eben kamen ... und für sie selber! Liebte sie diesen Mann wirklich oder spielte sie Komödie mit ihm? Ein paarmal war es Helmut gewesen, als flammte ihm aus ihren zärtlichen dunkeln Augen das seligste Finden wahlverwandter Wesen entgegen. Und jetzt dieser Seufzer — nachdem sie eben noch einen Scherz gemacht hatte, von dem er nicht wußte, ob er aus naivem Leichtsinn hervorgesprudelt oder blutiger, grausamer Hohn war! Aber sie gehörte eben doch längst einem andern, und war es nicht Wahnsinn, sich so in eine Ehe zu drängen, wie er schon im Begriff war, es zu tun?

Eine Viertelstunde später saß man unter dem grünen Blätterdach der weitästigen alten Kastanien neben dem Stationsgebäude an einem langen Tische bei dem leisflackernden Licht zweier in Glasglocken steckender Kerzen. In das Rauschen der Donau klang von den andern entfernt stehenden Tischen her bunt durcheinander Geplauder in deutscher, ungarischer, kroatischer, serbischer Sprache und der wehmütige Klang einer Zigeunerfidel. Auf dem Bahnhof schien alle Arbeit zu ruhen ... vielleicht wurde auch dort jetzt mit Rücksicht auf die Paprikakarpfen pausiert. Sie fanden einstimmige Anerkennung, selbst von den beiden Personen, die nur wenig aßen. Helmut sprach dafür um so eifriger dem feurigen Villanyer zu, Frau Steffi schien sich an dem gewaltigen Appetit zu erfreuen, den Herr Högelsberger entwickelte. Dann aber wandte sich ihr Interesse dem bunten, rot und blau gemusterten Tischtuch zu, und plötzlich schlug sie die großen dunkeln Augen so wunderlich wehmütig und doch zugleich schalkhaft auf, daß Helmut in der Meinung, das gälte ihm, erschrocken sein Weinglas wieder hinstellte.

„Da haben Sie alles für eine Kulturstudie beisammen, Herr von Volkmer," scherzte sie. „Der Wein schmeckt Ihnen doch?"

„Al—ler—dings — gnädige Frau," stammelte er verlegen, denn er konnte ihr doch nicht sagen, daß er nur aus Verzweiflung trank.

„Und der Paprikakarpfen —"

„Ist einfach großartig!" fiel der Rechnungsrat begeistert ein. „Ganz unübertrefflich. Nicht einmal in Wien kriegt man so was!"

„Und hier" — sie wies mit dem feinen, schlanken Finger auf das Tischtuch — „ist noch genau derselbe Fettfleck wie vor vier Wochen, als wir auch an demselben Tisch saßen. Nur ein paar mehr sind's geworden! Den aber erkenn' ich ganz genau, weil ich ihn selber gemacht hab' und so was mich immer ärgert. Nicht wahr, Franzl?"

Und nun ließ sich auch Herr Högelsberger wieder einmal hören:

„Ja, ja," sagte er, mit der Linken über den grauschwarzen Schnurrbart streichend und mit der Rechten schon wieder ein Stück Karpfen aufspießend, „eine Hausfrau ist meine Steffi, wie's in Sarajewo vielleicht keine zweite gibt."

„Und dabei wird's wohl auch an der rechten Hilf' fehlen," meinte der Salineninspektor. „Meine Frau hat ein schreckliches Kreuz mit die Dienstmadeln."

„Ist bei uns auch nicht anders. Aber ich bin doch wenigstens nicht ganz verlassen, weil ich den Osmanbegowitsch hab'."

Der Rechnungsrat und der Salineninspektor lachten wieder laut auf.

„Den Haremswächter?"

Der schönen Frau aber schien die Gelegenheit zur Aussprache nicht unwillkommen zu sein. „Das war ja natürlich nur ein Spaß," erklärte sie mit etwas auffälligem Eifer. „Obwohl der Osmanbegowitsch wirklich zum Fürchten ist. Aber mein Mann ist ein guter Christ geblieben, sein Vater war ja auch beinahe ein Wiener — aus Stockerau — und nur wohnen tun wir halt in einem Harem ... in einem alten türkischen Haus."

„Warum ist er denn dann zum Fürchten, der Osmanbegowitsch?" fragte der Rechnungsrat, und nun schlug Frau Steffi ihre Augen nieder und das süße Gesichtchen, das zuletzt etwas blaß gewesen war, errötete bis unter das üppige aschblonde Haar hinauf, an dem sie den blauen Reiseschleier so aufgesteckt hatte, daß man das kleine Strohhütchen kaum sah.

„Er schaut halt so schrecklich aus," sagte sie, ihre Hände an der Tischkante faltend und die runden Schultern schüttelnd, als flößte er ihr sogar jetzt in der Erinnerung Schauder ein. „Nicht wahr, Franzl?"

„Und ein bissiger Hund ist er auch," nickte Herr Högelsberger, weiteressend. „Aber noch treuer als der treueste Hund! Und gar so schrecklich säh' er vielleicht nicht einmal aus, wenn sie ihm nicht die Nas' abgeschnitten hätten. 1878 — als wir Sarajewo im Sturm nahmen — das war ja vielleicht das Blutigste, was noch dagewesen ist. Der Hadschi Loja, der Haderlump, hat's auf dem Gewissen, daß die armen dummen Bosniaken sich untereinander abschlachteten oder sich wenigstens die Nasen und Ohren abšäbelten. Der Osmanbegowitsch wär' sicher draufgegangen, wenn ich ihn nicht in einem Keller versteckt und dann gepflegt hätt' wie ein Krankes vom eignen Blut. Er hat mir's aber auch gedankt, treuer kann kein Hund sein. Aber, was hast denn, Steffi? Magst wirklich kein Karpfen mehr? Kein Appetit? Na, dann wollen wir — Janos, schenken S' uns doch auch wieder einmal die Ehr'! Abräumen, noch einen Wein, und dann zahlen wir auch gleich!"

Das Gespräch wandte sich nun von jener Schreckenszeit der friedlichen Eroberung der ehemaligen türkischen Provinzen durch Oesterreich zu und insbesondere

Digitized by Google

durch das Wienertum, durch die zahlreichen, jetzt zwischen den einstigen Untertanen des Sultans angesiedelten Sprößlinge der alten deutschen Kaiserstadt, die dieses Stück Orient so wunderlich beeinflußt haben, während sie sich selbst halb heiter und halb melancholisch hineinlebten. Helmut aber hörte kaum mehr zu, und während er immer wieder verstohlen nach der schönen Frau blickte, die jetzt, in den Rohrfauteuil zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen lauschte oder träumte, glaubte er sie in der bunten Pracht des Harems zu sehen, die aschblonde Flut sank mit berauschendem Duft über phantastisch glitzernde Gewänder hinab, ihre weißen Arme umschlangen ihn zärtlich, und Osmanbegowitsch stürzte sich, seinen Krummsäbel schwingend, mit wildem Gebrüll auf ihn. Als endlich der Ruf zum Einsteigen ertönte und auch er mit den andern aufsprang, fühlte er sich ganz zerschlagen, seine Augen brannten, jeder Nerv schien teilzunehmen an dem quälend süßen Zwiespalt, der in seinem Hirn tobte, und er taumelte wie ein Trunkener, obwohl er das Weinglas nicht mehr angerührt hatte. Und als es dann der Zufall wollte, daß er beim Einsteigen wieder in Steffis Nähe geriet und in dem Halbdunkel des Waggonperrons, von dem aus man in feierlichem Schweigen die Ueberfahrt über den gewaltig rauschenden Strom beobachtete, dicht vor ihm die feinen seidigen Löckchen, von dem Donaulüftchen aufgewirbelt, über dem weißen Nacken zitterten, da sagte er sich nochmals, daß er verloren sei, wenn er in Dalja nicht den Zug verließ.

Es mußte sein! Seine Augen gewaltsam wegwendend von den weichen Linien der feinen schlanken Gestalt, die mit leicht gesenktem Köpfchen auf das Spiel der im Sternenlicht glitzernden Wellenkämme starrte, die Lippen zwischen die Zähne pressend, mitten in der lauen Sommernacht vom Fieber gerüttelt, wiederholte er sich's immer wieder: Es muß sein. Es wäre Wahnsinn, dieser fremden Frau zu folgen, ob sich ihm nun ihr Herz zugewandt hatte oder nicht. In Dalja wird ausgestiegen!

Und so nahm er denn auch, kaum daß man sich wieder ins Coupé begeben hatte, sein Handkofferchen aus dem Gepäckhalter und erklärte den Reisegenossen, daß er doch bei seinem Plan bleibe und Bosnien später einmal besuchen wolle.

„Dann vergessen Sie den Rechnungsrat Mayerhofer nicht, wenn Sie nach Brod kommen," klang es ihm beim Abschied wieder entgegen.

„Und den Salineninspektor Dobihal in Dolnja Tuzla vergessen S' auch nicht."

„Und den Franz Högelsberger erst recht nicht! Den Osmanbegowitsch gibt Ihnen meine Frau mit zum Führn!"

Auch Steffi reichte ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blick an, daß er schon wieder schwankend wurde. Als er aber von dieser so sanft in der seinen ruhenden und so warmen, weichen Hand nicht lassen zu können schien, wurde sie plötzlich etwas heftig zurückgezogen, und gleichzeitig hörte er ein: „Also glückliche Reise!", das nichts weniger als nach einer Einladung klang. Und so grüßte er nur nochmals mit einer raschen Wendung gegen alle und trat dann auf die Plattform hinaus, lange bevor der Zug in Dalja hielt. — —

Sein Weg führte ihn weitab von Bosnien, aber bereits vier Tage später kam er in Sarajewo an.

Es ging nicht anders!

Was ihn so stürmisch wieder zurücktrieb, war ja auch nicht eine alles mißachtende Leidenschaft. Er glaubte sich stark genug, daß auch kein Wort verraten sollte, was all dieser Liebreiz in ihm entflammt hatte, wenn Steffi nicht selbst sich nach einer ihrer würdigeren Ehe sehnte. Aber klar sehen mußte er eben, das Rätsel mußte er lösen, das ihm sonst keine Ruhe mehr lassen würde. Und war es nicht eigentlich auch geradezu Pflicht, nachzuforschen, ob die süße kleine Wienerin nicht doch mit Hilfe dieses Osmanbegowitsch echt türkisch tyrannisiert wurde, wobei sie sich ihr Schicksal nur eben durch ein bißchen Komödienspiel erleichterte?

Um so rasch als möglich an sein Ziel zu gelangen, wählte er von Triest aus nicht den Seeweg, er fuhr wieder mit der Eisenbahn zurück, erst durch Kroatien und dann durch jenen Teil Bosniens, der plötzlich in die schon halb orientalisch gewordene Welt wieder ein gewaltiges Stück Wienerwald zaubert. Nur selten kahler Fels, fast immer köstlich grüne Berge, freundliche Tälchen, Obsthaine, überall fröhlich sprudelndes Wasser. Man glaubt durchs Helenental dahinzufahren oder durch die Brühl, unter den Abhängen des hohen Anninger, und späht nach den eleganten Wiener Equipagen bei der „Schmauswaberl". Auch Helmut empfand etwas Aehnliches, aber in jeder Station sah er doch viel, viel mehr „Türken" als Wiener, und nicht selten Gestalten, die so furchteinflößend aussahen, daß Osmanbegowitsch kaum schlimmer sein konnte. Und dann mußte er immer denken, wie ihm Steffi so reizend mit feuchten Augen von einer Fahrt zum Nachmittagskonzert nach dem Ausflugsort Ilidze erzählt hatte. Damals lebte noch ihr Vater, sie war kaum vierzehn Jahre alt, und als der Zug an der Kreuzungsstation zwischen Sarajewo und Ilidze rangiert wurde, rief sie plötzlich zum Fenster hinaus: „Sie, Wechselmann, stelln S' den Wechsel lieber falsch, daß wir hinausfahren aus dem schrecklichen Bosnien!" War das Loblied, das sie jetzt dem einst verhaßten Lande sang, vielleicht auch nur Komödie... für die Ohren des Herrn Högelsberger berechnet?

Als er in Sarajewo ankam, tobte das Fieber wieder so in ihm, daß er direkt vom Bahnhof nach dem Haus des Holzhändlers fahren wollte. Aber die Kutscher lachten dazu nur. Der Herr hatte eine Ahnung! Allenfalls auf einem Esel könnte er in die Türkenstadt hinaufreiten.

„Wie lange kann ich im Wagen —?" fragte er weiter.

„Na, so a halbe Stund' schon!"

„Dann vorwärts also, so rasch als möglich!"

Der Kutscher fuhr gut, aber der Weg schien endlos zu sein. Immer wieder Kasernen, Baracken, Militärmagazine, Zolldepots, Kavallerieställe, Fabriken. Die Märchenstadt schien sich in die fernen Felskolosse und waldigen Hänge zu verkriechen, je näher man kam. Dann ein paar moderne Wohnhäuser, aber nichts mehr von den funkelnden Kuppeln, den flachen Dächern, den schlanken weißen Minaretts der Moscheen. Endlich hält der Wagen, und nach der Beschreibung des Kutschers kann es

Digitized by Google

jetzt gar nicht so weit mehr sein. „Gehn S' nur schnurgrad dort auf dös Minarettl zu!" Aber der „schnurgerade" Weg zog in den wunderlichsten Krümmungen hinan, bald bergauf, bald bergab, und mehr als einmal schien er sich zwischen südlichen Laubbäumen und schwarzen Zypressen ganz zu verlieren. Als jedoch das „Minarettl" erreicht war, sah Helmut auch schon den Hohlweg, den ihm der Kutscher genannt hatte, und ein paar hundert Schritte weiter stand er vor einer langen, weißgetünchten Mauer, vor einem großen, zweiflügeligen Tor aus starken Eichenbohlen, neben dem auf blankgeputztem Messingschild der Name Franz Högelsberger zu lesen war.

Und das Tor war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt! Er empfand das schon wie einen ersten Sieg über Osmanbegowitsch, und in neuerwachtem Kraftgefühl — der seelische Kampf der letzten Tage und die Reisehast hatten ihn doch etwas mitgenommen — stieß er den ihm zunächst liegenden Flügel so heftig auf, daß die von innen daran hängende eiserne Querstange klirrend gegen die Mauer schlug und dann noch ein paarmal dumpf gegen die Bohlen. Und kaum hatte er dann den langgestreckten, gepflasterten Hofraum, der nach rückwärts wieder durch eine Mauer mit einem Tor in der Mitte abgeschlossen war, betreten, als von einem an der Schmalseite gelegenen einstöckigen Gebäude her auch schon mit unheimlicher Schnelligkeit ein mindestens zwei Meter langes Etwas geflogen kam, das nur Osmanbegowitsch sein konnte.

Helmut erwartete nicht wenig ... jetzt aber wich er doch unwillkürlich ein paar Schritte zurück. Was ihm unter dem safrangelben Turban entgegengrinste, war eigentlich ein Totenkopf, ein braungebeizter, pockennarbiger Totenkopf, dem am Kinn weiße Borsten gewachsen waren, während aus den beiden tiefeingesunkenen Höhlen neben dem Nasenloch pechschwarze Aeuglein mißtrauisch hervorfunkelten. Und dieser Kopf steckte auf einem anscheinend sehr kräftig gebauten und immer noch recht schlagfertigen Gerippe, dessen oberer Teil mit einem groben, auf der Brust offenen weißen Leinenhemd bekleidet war, während das übrige in einer durch einen sehr bösartig aussehenden Ledergürtel abgeschlossenen safrangelben Pluderhose steckte — dieser Gürtel zeigte nämlich neben allerlei kleineren Instrumenten von zweifelhafter Natur ein ganz unzweifelhaftes und sehr stattliches Dolchmesser. Selbst als Osmanbegowitsch auf die Frage nach „Herrn von Högelsberger" in ganz gemütlich wienerisch klingendem Deutsch erwidert hatte, daß sein Herr sich eines Holzkaufs wegen in Hadschidschi befinde und erst morgen zurückkehren werde, fand Helmut nicht gleich den Mut, sich Frau Steffi melden zu lassen. Er suchte erst eine Weile in seiner Brieftasche und blinzelte dann immer wieder mit neuem Grauen einen Augenblick lang nach dem mit fürchterlichem Ernst auf ihn starrenden Totenschädel empor. Endlich aber ergriff er eine Visitenkarte, bat, sie der gnädigen Frau zu überreichen, und nun erwachte Osmanbegowitsch wieder, und abermals flogen die gelben Pluderhosen mit erstaunlicher Schnelligkeit durch den Hof ... jetzt aber auf das Tor im Hintergrund zu. Und als sich dieses öffnete, wurde endlich auch das Allerheiligste des alten Türkenhauses sichtbar ... ein zweiter, ebenfalls gepflasterter Hof, der jedoch mit einem Springbrunnen und Blumengruppen geschmückt war, und dahinter in einfachen Linien, aber zierlich aufgebaut, mit einem Säulenportikus das Harem.

In dem dunkeln Flur desselben verschwanden nun Turban und Pluderhosen, aber gleich darauf leuchtete etwas Fliederfarbenes in köstlich weichen Linien auf, und nun vermochte sich Helmut, der vorsichtig in der Nähe des ersten Tores stehengeblieben war, nicht länger zu halten. Trotzdem auch Osmanbegowitsch wieder zum Vorschein gekommen war, eilte er doch mit wiedergewonnener Elastizität auf die schöne Herrin des Schrecklichen zu und zog die ihm mit einem Lächeln freudiger Ueberraschung dargereichte Hand an seine Lippen. Wie entzückend sah sie aber auch aus in diesem duftigen Wiener Hauskleid aus leichter orientalischer Seide, mit den feuchtschimmernden dunkeln Augen, der aschblonden Haarpracht, die jetzt halb aufgelöst über den Nackenausschnitt hinabhing, und den leichtgeöffneten taufrischen Lippen.

„Also sind S' doch schon da?" fragte sie endlich, ihre Hand zurückziehend und mit einer halben Wendung, die ihm die reizendste Bewegung schien, die er je gesehen hatte, nach dem Eingang zum Hause weisend. „Ja, wie haben S' denn das so schnell machen können? ... Nur bis Triest sind S' g'fahren? Und nicht einmal in Abbazia sind S' g'wesen? ... Osmanbegowitsch, Sie können schon wieder gehen, und Sie, Mirzel, machen S' gleich einen Kaffee, aber passen S' auf, wie ich's Ihnen ang'lernt hab'! ... Die hab' ich mir von Stockerau mitg'nommen, ich möcht' jetzt doch was Deutsches bei mir haben, werden sehen, ob's gut tut. In der letzten Zeit vor unsrer Reis' hat der Osmanbegowitsch wieder alles gemacht, auch beim Kochen hat er mir geholfen, ein Schnitzel und einen Häupelsalat bringt er jetzt schon allein fertig und tadellos. Jetzt aber will ich Sie nur gleich in meinem Harem herumführen, Herr von Volkmer, da können Sie studieren, wie sich die Türken so was zusammbasteln. Das Haus vorn ist für den Herrn, wir lassen aber den Osmanbegowitsch drin wohnen, weil wir doch immer beisammen sind, wenn der Franzl da ist, sogar seine Rechnungen schreibt er in meinem Zimmer am runden Tisch. Bitt' schön, Herr von Volkmer."

Er trat ein, und sie zeigte ihm nun das ganze Haus, dessen Anlage sehr einfach war. In jedem der beiden Geschosse links und rechts von dem geräumigen Treppenhaus ein sehr großes Zimmer und dazu noch zu ebener Erde unter der breiten dreiarmigen Holztreppe die Küche. Kostbar waren nur die reichen Holzschnitzereien des Wandgetäfels und der Balkondecken, wozu die eleganten modernen Möbel und die Ueberfülle weiblicher Handarbeiten nicht recht passen wollten. Helmut, den die am „runden Tisch" des Boudoirs geschriebenen Rechnungen Herrn Högelsbergers ohnehin wieder ein wenig verstimmt hatten, fand alles schrecklich nüchtern, spießbürgerlich, und nur der schwüle Duft, der das Zimmer erfüllte, tat ihm wohl, während Frau Steffi, als müßte sie sich rechtfertigen, erklärte, „das Zeug" sei nicht „herauszukriegen",

Digitized by Google

das ganze Holz müsse voll davon sein „wie ein Schwamm".

„Jetzt aber kommt das Schönste, was ich hab'," fuhr sie dann fort, und zugleich trat sie aus dem im ersten Stock gelegenen Besuchzimmer in einen nach allen Seiten hin offenen Holzerker hinaus.

„Der war früher ganz vergittert," sagte sie, „aber den Käfig haben wir wegmachen lassen, und jetzt ist's mein Lieblingsplatzerl, besonders wenn Mondschein ist und unten im Offizierskasino die Militärmusik spielt. Na, schaun S', das ist aber romantisch, nicht wahr?"

Helmut genoß jetzt zum erstenmal etwas von der großartigen Lage der alten „Bosna Saraj", der „Palaststadt" Ghazi Husrev Begs, deren moderner Teil ja in der vorgelagerten Ebene beginnt. Der Erker war in einen uralten, aber beträchtlich tiefer gelegenen türkischen Friedhof hineingebaut, und zwischen den dunkeln Wipfeln der höchsten Zypressen sah man das Häusergewirr der oberen Stadt, überragt von den schlanken weißen Minaretts und den Kuppeln der Moscheen, die teils waldigen, teils in Felsschroffen abfallenden, immer wieder durch Tälchen, Schluchten und Mulden gegliederten Berghänge und die schauerlichen Abgründe über dem Zusammenfluß der Miljacka und der Moskanika mit dem hoch in den blauen Himmel ragenden Mauerwerk des Kastells. Das seltsam schöne, überwältigende Bild, über das sich vom Miljackatale her ein märchenhafter Goldglanz legte, die milde, aus üppigem Buschwerk wehende Luft, der Friede der alten, ganz mit dunkelm Grün übersponnenen Grabstätte in der Tiefe und diese Einsamkeit zu zweien an der Seite der geliebten Frau, deren Atemzügen er lauschte, als fänge sie ihm das wonnigste Glück der Welt vor ... er stand wortlos da, ganz verzaubert, er regte sich nicht und wagte nicht einmal, nach dem süßen, blonden Köpfchen zu sehen, dessen Reiz er doch in allen seinen Nerven empfand und das ihm so nahe war, so nahe!

Da knisterte plötzlich wieder die Seide, der blonde Schimmer kam ihm noch näher, die schlanken und doch so wohlgerundeten Fingerchen legten sich auf seinen Arm, und er fühlte einen Druck, der ihm den Rest seiner Vernunft raubte. Ehe er aber noch dem Sturm, der in seinen Adern entfesselt war, folgen konnte, hörte er auch schon ihre Worte: „Jetzt schaun S' sich aber einmal den Osmanbegowitsch an!" und das brachte ihn wieder einigermaßen zur Besinnung ... er folgte dem Zuge ihrer Hand und wandte sich nach rechts.

Und was er dort erblickte, war allerdings merkwürdig genug. Er hatte erwartet, einen lauernden Spion zu ertappen, sah aber nur auf dem flachen Dache des Vordergebäudes den gelben Turban, das grobe weiße Hemd, links und rechts etwas Spitzes in Gelb wie die Knie der Pluderhose und darüber blaue Rauchwölkchen. Osmanbegowitsch saß nach türkischer Art mit gekreuzten Beinen auf der Plattform, ganz starr, ohne sich zu regen. Dem Harem aber kehrte er den Rücken zu, als ginge er ihn nichts an.

„So bleibt er jetzt sitzen wie ein angemalter Türk'," lächelte Frau Steffi, „und wenn ich nicht schrei', könnten S' mich umbringen!"

Nun aber war es mit Helmuts Kraft zu Ende und sinnlos faßte er die Hand, die eben erst von seinem Arm herabgeglitten war, mit seinen beiden. Aber ehe er noch seine Lippen darauf pressen konnte, hatte sie sie ihm schon entwunden, und als er in dem jäh erblaßten Gesichtchen die Tränen aufsteigen sah, fand er sich wieder.

Sie sah ihn übrigens mehr traurig als zornig an und auch ihre Stimme klang ganz weich, als sie jetzt, ins Zimmer zurückkehrend, sagte: „Das hätt' ich mir nicht von Ihnen erwartet, Herr von Volkmer. Freilich bin ich auch selbst daran schuld, weil ich mich halt mit jemand, der mir sympathisch ist, gern unterhalte. Aber eben jetzt wollt' ich Ihnen ja alles sagen, denn gemerkt hab' ich schon etwas, nur für vernünftiger hab' ich Sie gehalten. Schaun S', Herr von Volkmer, wenn ich Ihnen ein bisserl mehr gefall', als gut ist, so können S' ja nichts dafür, aber ... ich hab' meinen Mann gern ... ich hab' ihn so lieb, wie man lieber keinen mehr haben kann!"

Dabei rollten ihr die schimmernden Perlen schon an den langen dunkeln Wimpern hinab, und Helmut sank ganz zerknirscht und zerbrochen in den Fauteuil, den sie ihm angewiesen hatte, während sie sich in der Sofaecke niederließ.

„Das war ja nicht immer so, Herr von Volkmer," fuhr sie fort, als wäre es selbstverständlich, daß er nun ihre ganze Geschichte erfahren müsse. „Mein Mann sieht nicht so aus, wie er ist, reden tut er auch nicht viel, und ich hab' ihn als ganz junges Ding nur genommen, weil ich's nicht verstand und mein armer Vater es hat haben wollen, nachdem er gehofft hatte, in Sarajewo wieder zu was zu kommen, und dabei nur sein letztes bisserl Geld verlor. Erst nach der Hochzeit gingen mir die Augen auf, was das alles bedeutet, und an dummen und boshaften Leuten hat's nicht gefehlt, die mich aufreizten und mir einredeten, daß ich an den garstigen alten Mann, wie sie 'n nannten, verkauft worden bin. No, und dann ist dazu noch ein Leutnant gekommen, der ja jung war und mir wirklich gut gefallen hat, so daß ich mich beinah von ihm hätt' entführen lassen. Wie ich aber den Tag vorher ganz arglos in unser Schlafzimmer hineingeh', sitzt der Franzl vor dem Muttergottesbild da, vor dem grad noch das rote Lamperl brennt, und weint wie ein armes Buberl. Ja, Herr von Volkmer, geweint hat er, grad so wie ich jetzt, aber das ist doch ganz was anders, wenn so ein großer dicker Mann weint, und wie ich das Gesicht so ganz naß gesehen hab' und die armen Augen, da ist's mir wie ein Messer durchs Herz 'gangen. Er aber ist aufgestanden, hat mich an der Hand gefaßt und angeschaut und mir gleich gesagt, daß er alles weiß. Der Osmanbegowitsch hatte uns verraten, bis aufs I-Tüpferl genau hat er aber auch alles gewußt. Nun war's mir natürlich schon, daß sie mich einmauern werden unten im Keller. Sie kennen ja jetzt den Osmanbegowitsch, und wenn der eines mit seinen Knochen an der Gurgel faßt, braucht er sonst gar nichts mehr, nur zudrücken! Der Franzl aber ließ mich gleich wieder los und sagte nur ganz still: ‚Ich hab' dich gern gehabt, Steffi, du warst meine einzige Freud' und ich hab' dich noch immer gern. Aber ich will dir

Digitized by Google

nicht im Weg stehen, damit du dich nicht ins Unglück stürzst. Dein Leutnant ist ein Ungar, und wenn du auch ungarisch wirst, kannst ihn heiraten, wenn er will. Daß das notwendig ist, das verstehst doch jetzt, nicht? Also mach dich nicht unglücklich, aus dem Haus kannst du gleich gehen, und bis zur Hochzeit sorg' ich für dich.' So hat er gesagt und — na, schaun S', Herr von Volkmer, wie er das g'sagt g'habt hat und mich so gut ang'schaut hat mit seinen nassen Augen, da hab' ich ihn auf einmal so lieb g'habt, so lieb, wie sich's gar nicht sagen läßt, weil ich doch das Beste gefunden hab', was eines finden kann. Und jetzt wissen Sie also, wie's zwischen uns steht, Herr von Volkmer, und auch warum der Osmanbegowitsch so dasitzt wie ein angemalter Türk'. Der Franzl hat ihm ja dann das Spionieren verboten, und der Osmanbegowitsch nimmt halt immer alles aufs genaueste. Und ich bin ja auch froh, daß ich ihn hab', an so ein Aeußeres gewöhnt man sich auch mit der Zeit, wenn's ein guter Mensch ist, und wenn wir jetzt bald nicht mehr so allein sein werden und ich nicht mehr so aufpassen kann auf alles ... Aber was haben S' denn, Herr von Volkmer? Sie wolln doch nicht schon fort? Na, aber —"

Helmut war plötzlich aufgesprungen ... einen Augenblick lang begriff er seine Unbesonnenheit nicht mehr. Er schämte sich vor sich selber. Als er sie aber wieder so schön und lieb und so zauberisch weich mit den verweinten Augen und dem ganz leisen Lächeln, das schon wieder auf dem schwellenden Kindermund lag und ihre Wangengrübchen sichtbar machte, vor sich stehen sah, begriff er alles und seine Brust hob sich zum Zerspringen.

„Ich muß fort!" stammelte er finster, während sie, als ob sie's nicht ganz verstünde, den Kopf schüttelte.

„Nicht einmal zum Kaffee wolln S' bleiben?"

„Ich danke Ihnen herzlichst, gnädige Frau!"

„Ist's denn gar so arg?"

„Jetzt noch viel ärger!"

„Noch ... viel ... ärger?"

„Sie sind ja so gut!"

„Lang nicht so gut, wie mein Mann. Aber dann verzeihn S' mir halt, Herr von Volkmer, und gehn Sie mit Gott!"

Sie reichte ihm ihre Hand, die er lange an seine Lippen preßte, ohne daß sie auch nur einen leisen Versuch machte, ihn zu stören.

Und dann nahm er seinen Hut, verneigte sich und schritt die Treppe hinab. Schon duftete der Kaffee aus der Küche hervor und der Springbrunnen plätscherte leise: „Bleib, bleib doch, Narr... zu einem Plauderstündchen, wie's dir vielleicht nie mehr beschieden ist im Leben!"

Aber er ließ sich nicht mehr verlocken. Ohne sich umzusehen, durchschritt er den Haremshof, dann den Vorderhof, und erst als das Gäßchen sich nach dem „Minarettl" zu krümmte, hielt er an, als könnte er wenigstens den fliedersarbenen Schimmer irgendwo zwischen dem weißen Mauergewirr oder den schwarzen Zypressenwipfeln noch einmal erblicken. Aber er sah nur Osmanbegowitsch, der sich inzwischen erhoben hatte und nun schon die Treppe hinabzusteigen schien. Einen Augenblick später war auch der gelbe Turban verschwunden und über der fensterlosen, bis zur Plattform des Herrengebäudes hinaussteigenden Umfassungsmauer schwebte nur noch ein blaues Rauchwölkchen ...

Erinnerung

Von

Felix Hübel

Wie zarte Kinderhändchen tastet
Der Regen an mein Fenster.
Ich hör' es halb im Traume.

Ein leises, leises, scheues Klopfen,
So zögernd, so verstohlen —
Dann schweigt es wieder.

So klopftest einst auch du, mein Kind,
An meine Tür mit blassen Händchen —
Doch war mein Herz verschlossen.

Du einst Geliebte, ach, wo weilst du?
O kämest du und klopftest
Mit deinen Kinderhändchen —

So zögernd — so verstohlen — — —

Digitized by Google

Ländlicher Bildertransport

Eine Malschule in Dachau

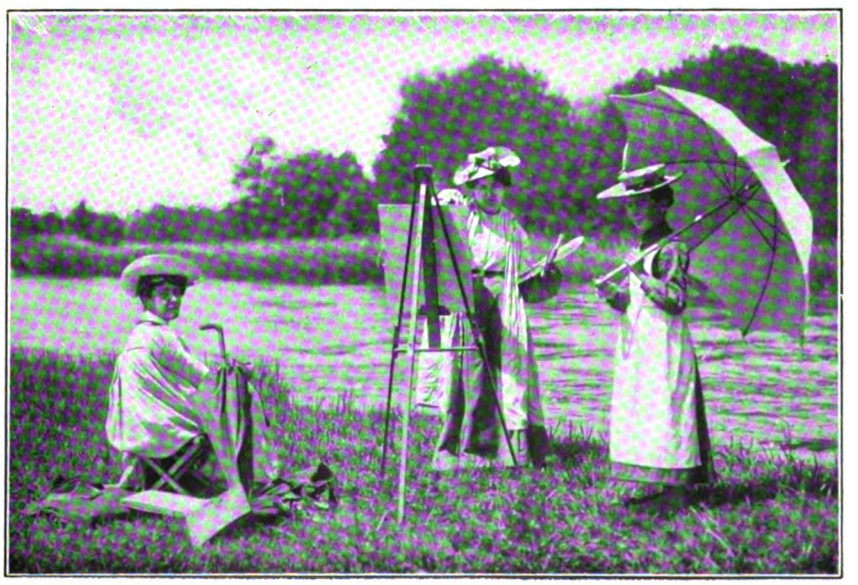
Von

Carry Brachvogel

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Filip Kester, Friedenau)

Es gab eine Zeit, so etwa ein Menschenalter zurück oder noch ein wenig mehr, da kriegte der echte, eingeborene Münchner einen mitleidigen Schreck, wenn er den Namen „Dachau" hörte. Dachau, o je!! Nördlich der bayrischen Hauptstadt, unfern dem behaglich gleitenden Amperflüßchen liegt der kleine Ort, der, die Forderungen des altklassischen Dramas erfüllend, Furcht und Mitleid im erbgesessenen Münchner Bierherzen erweckte. Der glückliche Besitzer dieses Herzens wußte von Dachau kaum mehr, als daß es ein hübsches Schloß besitzt, das freilich zu Gerichtszwecken und -zimmern degradiert worden ist; im übrigen war's (seiner Ansicht nach) „halt a Filz! D' Berg' sixt nur, wann d' auf d' Höh affisteigst und wann d' a den ganz'n Tag umanandalafft — 's is halt alleweil a Filz!"

Die jungen Rechtspraktikanten, die im Winter mit den Münchnerinnen auf den Museums- und Tafelrundebällen tanzten, wurden weidlich bedauert, wenn sie ihr Stern, das heißt ihre Laufbahn, auf etliche Zeit nach Dachau brachte. Nur wenn der jäh Entrissene poetischen oder botanischen Sinn besaß und der tieftrauernd hinterbliebenen Schönen im Sommer einen sorgsam in feuchte Lappen gepackten Strauß herrlicher Moorflora schickte, nur dann konnte er sie ein wenig davon überzeugen, daß der Naturfreund auch in Dachau auf seine Rechnung zu kommen vermochte.



An der Amper

Digitized by Google

Der Troß

Die Laien hatten diese Geringschätzung des „Filz", nämlich des Moors und seiner Landschaft, nur zum kleinen Teil aus eignem Gefühl und eigner Anschauung geschöpft, zum größeren Teil war sie ihnen von den Künstlern eingeflößt worden, die ihrer ganzen inneren Entwicklung nach nichts für die stillen, schwermütigen Reize des Moors übrig haben konnten. Ihnen allen hatte noch in ihrer Jugend Italiens Sonne geleuchtet; würdige Motive für einen Maler boten neben der Campagna, der blauen Grotte und den Ruinen von Pästum nur noch die Alpen und ihre Bewohner. Es war die Zeit, da man tiefgrüne Bergseen malte, Schneegipfel mit Sonnenaufgang oder -untergang, süße Deandln, die mit zweiunddreißig Zähnen lachten wie Reklamebilder für ein Zahnwasser, und trutzige Buabn mit nackten Knien, schön rasierten und gelockten Köpfen, auf denen ein wohlgepflegtes grünes Hütel saß. Die Landschaften waren mit viel Lasur und die Menschen mit viel, mit sehr viel Wohlwollen überstrichen, denn Gebirge und Bergler sahen in der Wirklichkeit bedeutend anders aus als auf der geduldigen Leinwand. Der Maler aber, der an seine eigne Lasur und an sein eignes Wohlwollen glaubte, konnte unmöglich irgendwelche Fühlung finden mit der unpathetischen Schönheit des Moors, mit der verzwickten Tracht seiner Bewohner. Denn der Dachauer Bauer trägt keine malerische Kniehose, kein Gamsbarthütel und keine grünen Hosenträger, seine Bäuerin käm' sich „narret" vor in dem koketten weißen Hemdchen und dem verführerischen buntseidenen Brusttuch der Tegernseerin. Im langen, engen Röhrenbeinkleid, alte Münzen als Silberknöpfe an der Weste und einen breitrandigen „Datschi", vulgo Hut, auf dem Kopf, schreitet der Mann. Das Weib trägt einen kurzen, in unzählige Falten gepreßten, bis an die Brust steigenden Rock, die von Jugend auf flach geschnürt wird. Dazu unförmig wattierte und gesteppte Seidenärmel im winzigen Jäckchen und auf dem Haupt eine hohe Pelzmütze oder eine Haube, deren Spitzen tief in die Stirne fallen. Malerisch, nach den Begriffen der siebziger Jahre, sah das Paar wirklich nicht aus, und man ließ sie also ruhig im „Filz" sitzen und staunte oder schimpfte im stillen etliches, daß nahe bei München und den Alpen so viel Flachheit an Natur und Mensch zu finden sei. Einer freilich sah die seltsamen Leute schon anders an, und seine große Kunst hielt in Linien und Farben fest, was sein freies, durch keine vermuffte Ueberlieferung geschwächtes Auge erblickte und verstand. Aber auch ihn kannte man noch nicht oder nur in einem ganz kleinen Kreise. Künstlerisch darstellenswert war immer noch einzig und allein der

Korrektur des Lehrers

Digitized by Google

Berg, der Wasserfall, das süße Deandl und der „harbe" Bua . . .

Dann aber kam die Wandlung. Wie Holland einst die Spanier von Meer und Welthandel verdrängt hatte, so verdrängte es jetzt Italien und Italiens Nachwehen aus der Kunst. Die Ruinen von Pästum, Berg und Wasserfall verloren als malerische Motive an Wert — die Schönheit der Ebene, der Zauber der unbegrenzten Fläche wurden entdeckt. Nicht mehr auf Erhabenheit kam es an, sondern auf Stimmung, man wollte der Natur nicht mehr Effekte ablauschen, sondern Geheimnisse, die man vorher kaum geachtet, ja kaum bemerkt hatte. So kam Dachau zu Ehren, wie endlich Leibl zu Ehren kam, der es lange schon erkannt und seine Bäuerinnen mit Inbrunst konterfeit hatte. Mit verblüffender Schnelligkeit wandelte sich nun das häßliche, graue Entlein zum Schwan; was ehedem „halt nur a Filz" gewesen, wurde jetzt das erstrebenswerte Ziel und Motiv der Landschafter und all jener, die man ehedem Genremaler genannt hatte, die sich neuerdings aber durch diese Bezeichnung tödlich beleidigt gefühlt hätten. Man malte ja jetzt nicht mehr „Genre", sondern „Interieur" . . . . Dachau wurde für München, was Worpswede Bremen geworden war: eine Malerkolonie, die den kleinen, ehedem so gering geachteten Ort zu einer künstlerischen Bedeutung hob. Die vielen hübschen Künstlerhäuser, die man dort sieht, zeugen übrigens dafür, daß die Kunst, angeblich die Antipodin praktischen Lebens, Dachau auch wirtschaftlich um ein gut Stück gefördert hat.

Auf der Suche nach einem Motiv

Aber „das Filz" ist unersättlich, die paar Dutzend Herren über Farbe und Pinsel, die sich dauernd in ihm angesiedelt haben, genügen seinem Ehrgeiz noch lange nicht. Wahrscheinlich haben ihm etliche Worpsweder, die früher einmal da hausten, alte schaurige Geschichten erzählt von den vielen Menschen, welche die großen Moore Niederdeutschlands in alten, dunkeln und verdunkelten Zeiten einschluckten. Nun kriegt das brave bayrische Filz auf seine alten Tage noch Ambition und denkt sich: „Sapperment, das probierst auch!" Natürlich ist es aber viel harmloser und gemütlicher als seine heimtückischen Kollegen von der Wasserkante und legt also gar keinen Wert darauf, lebendige Menschen auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen. Es will gar kein grausamer Oger sein (was die moderne Technik der Torf- und Moorkultur ihm auch sehr erschweren würde), sondern es begnügt sich, wie eine überreife Kokette oder ein tüchtiger Hotelwirt, die Leute für eine gewisse Spanne Zeit an sich zu fesseln. So wandern denn in jedem Sommer eine Anzahl Malschulen nach Dachau aus, die während des Winters in München gelernt und gearbeitet haben und nun draußen Freilicht, Stimmungen, Motive und noch ein Dutzend andrer schöner Dinge finden sollen, ohne die ein Maler heutzutage nicht leben, geschweige denn verkaufen kann.

Nun denkt der Laie wahrscheinlich, daß das künstlerische Leben der Malschule sich auf dem Land ungefähr nach denselben Gesetzen vollziehe wie in der Stadt. Er meint vielleicht: „Na ja, im Winter malen's eben nach Gips und im Sommer nach der Natur." Aber so einfach ist die Sache nicht, schon gar nicht in Dachau, das ja keine Szenerie bietet, dessen diskrete Reize sorgsam, ja mühselig ausgefunden und festgehalten sein wollen. Die drei Damen unsers Bildes, die nicht nur mit Malsessel und -zeug bepackt, sondern auch noch mit Schuhen und Strümpfen in der Hand durch Bach und Schilf stapfen, könnten sicher ein Liedchen singen von den Mühsalen der Motivsuche. Gewiß, es gibt im Moor vor allem zauberhaft schöne Baumgruppen, hochaufgeschossene weiße Birken, die unter einer mächtigen goldgrünen Wipfelkrone stehen, daß sie anzusehen sind wie schlanke junge Königinnen unter einem schweren, flimmernden Diadem. Düstere Föhren steigen aus bräunlich oder rötlich leuchtendem Boden empor, hager, streng und unheimlich in der Kontur, streben sie so unzugänglich, so steil dem silbrig flutenden Aether entgegen, als wollten sie schon lange nichts mehr wissen von schlanken Königinnen und flimmernden Diademen, als hätten sie längst allen Eitelkeiten der Welt entsagt und hüteten nur noch das dunkle Geheimnis, das aller Eitelkeiten wartet . . .

Die drei Malweiberln (so heißt in München-Schwabing die Malerin ein für allemal) sind sicher auf der Suche nach so ein paar schlanken Königinnen oder hageren Weltverächtern. Weiß Gott,

Digitized by Google

Bei der Arbeit

Pauſe und Kritik

Digitized by Google

wie lange sie schon durch nasses Moos laufen und wie viele Moorbächlein sie schon mit mehr oder minder glücklichen Saltomortales übersprungen haben, bis endlich der breite, trägverschilfte Wasserlauf sie zum Beispiel Rudolfs von Habsburg zwang:

„Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte!"

Ja, die Kunst fordert Opfer von ihren Bekennern und die unfreiwilligen Kneippkuren der drei mutigen Malweiberln genügen noch lange nicht. Hat sich so eine schlanke Königin oder ein hagerer Weltverächter endlich zum Modellstehen bereit erklärt, ist das heiß ersehnte Motiv endlich gefunden, so sind die Mühseligkeiten deshalb noch lange nicht zu Ende. Im Gegenteil. Die ganze Natur scheint plötzlich ein ebenso intensives wie störendes Interesse am Malweiberl und seinem Tun zu nehmen. Da kommt die Sonne, schaut breitspurig zu, was die Kunstbeflissene tut, und rührt sich nicht vom Fleck, daß auch die größten und festesten Malschirme nichts mehr helfen. Dann macht sich der Wind auf, findet, daß, was der Sonne recht, ihm billig sein müsse, und weht und tanzt und jagt um die Staffelei herum, daß Haare, Hüte, Malschürzen und Skizzenblätter fliegen und das eine Malweiberl sich schon mit fröhlicher Resignation neben sein Malzeug gesetzt hat, während das zweite vergnügt unter dem Malschirm vorlacht und das dritte — entschieden eine Exoberernatur! — mit etwas schiefgewehtem Hut unverdrossen weiterarbeitet ... Aber Sonne und Wind sind nicht allein das Publikum. Zunächst finden sich Bremsen in Masse ein, stechen, je nach ihrem Temperament, surrend oder schweigend — aber stechen tun sie jedenfalls. Stechen, wenngleich mit andern Mitteln und in andrer Art, tun vielleicht auch „liebe Kollegen", die just per Rad vorbeikommen und die Gelegenheit nicht ungenützt lassen wollen, dem Bruder oder der Schwester in Tizian einige „wohlgemeinte" Ratschläge und Kritiken zu versetzen, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit moralischen Ohrfeigen haben oder zum mindesten haben können. Anders wenn der „Meister" kommt, das Oberhaupt der Schule, das seine verstreut im Moor umhersitzenden Küchlein aufsucht, kritisch, aber dennoch voll Wohlwollen betrachtet, was sie fertigkriegen, zugekniffenen Auges das echte Motiv mit dem gemalten vergleichend, lobend, tadelnd, da und dort ein paar Striche einkorrigierend, in seinen von Luft und Sonne gebräunten Künstlerhänden, in seinen kargen Worten das tägliche Heil und Unheil der kleinen Schar hält, die sich ihm anvertraute.

Der harmloseste und der drolligste Teil des Publikums sind dann die Bauernkinder — sozusagen die oberste Theatergalerie (in München „Juhe" genannt) der Malschule. Von Stimmungsreizen, Impressionismus und Farbentechnik verstehen sie natürlich nichts, aber es ist für den Maler oder das Malweiberl doch sehr reizend, wenn sie vor einem Stück ihres Moors erst in blödstummem Anschauen stehen, dann zu lächeln beginnen wie beim Wiedersehen mit einem guten Bekannten und mit zeigender Geste erläuternd grinsen: „Jessas, Mar' und Joseph! Sell is ja der alt Bam am Bachl drunt!"

Die bäurische Bevölkerung wird ebenfalls zur Kunst herangezogen, namentlich wenn der Mann auf dem Plan erscheint und Rindvieh malt, an welch bukolisch-künstlerischer Tätigkeit übrigens auch das zarte Geschlecht gern teilnimmt. So ein Ochs ist nämlich häufig zu dumm, um zu begreifen, daß das Modellstehen für ihn eine Auszeichnung ist, und sensitiv veranlagte Kühe zeigen oft eine Aversion gegen 's Gemaltwerden, wie manche Leute gegen 's Photographieren ... Wo das künstlerische Empfinden fehlt, tritt dann eben die rohe Gewalt in Gestalt des besitzenden Bauern ein, der seinen kunstfeindlichen Vierfüßern Mores lehrt und sie nötigenfalls an einer Kette oder an einem Strick in Positur festhält, so daß Ochse und Kuh schadlos vervielfältigt werden können ... Und weil der Bauer oder sein Knecht natürlich nicht umsonst Widerspenstige zähmen und der Kunst zuführen, so finden sich bei der Malschule gar schnell allerlei ungerufene, aber doch recht erwünschte Handlanger ein, die gegen ein kleines Entgelt Dienste leisten, die selber zu versehen dem Künstler oft recht lästig fallen würde. Die zwei fröhlichen Herren auf unserm Bild tragen freilich höchst eigenhändig Malzeug und das konterfeite Rind, — aber ist's nicht eigentlich viel bequemer und auch als Gegensatz reizvoller, wenn ein bloßfüßiger Junge die bunte Palette bringt, ein andrer den zusammengeklappten Stuhl und den Leinenschirm, während ein ernsthaft blickendes Bauernmädel den skizzierten dummen Ochsen oder den Entwurf der sensitiven Kuh gleichmütig zur Malstatt schleppt?! Ist der Sommer zu Ende, dann packt die Schule ihre fertig gewordenen Bilder ein, und nun werden die bäuerlichen Hände ohnehin wieder durch den Packer von Beruf oder aus Liebhaberei abgelöst. Hat man etwa gar die Chance gehabt, noch „auf dem Halm", das heißt in diesem Fall auf der Staffelei, einen Mäzen zu finden, der Ochse oder Kuh kauft, so läßt man das goldspendende Rindvieh — natürlich das gemalte — feierlich von einem erfahrenen Manager per Karren nach der Bahn fahren und das Malzeug dazu, denn: „A tout seigneur tout honneur."

Auf dem Heimweg

Digitized by Google

Charles Darwin

Von

Dr. Konrad Guenther, Freiburg i. Br.

Der 12. Februar 1909 war ein Gedenktag für die Wissenschaft. An ihm wurde vor hundert Jahren Charles Darwin geboren. Was die Arbeiten dieses Mannes für unsre Anschauung vom Leben auf der Erde bedeuten, weiß die Welt. Ihm war es beschieden, den biologischen Wissenschaften, vor allem Zoologie und Botanik, wieder ein Ziel aufzustellen, in dem sich alle ihre Zweige vereinigen konnten. Denn diese hatten sich in eine Unzahl Einzelwissenschaften aufgelöst, die bei immer weiterem Vertiefen in ihre Spezialgebiete den Zusammenhang miteinander fast gänzlich verloren hatten.

Als Darwin seine „Entstehung der Arten" der Welt vorlegte, konnte niemand ahnen, wie vollständig die in diesem Buch enthaltenen Theorien die bisherige wissenschaftliche Arbeitsweise in der Biologie umwandeln würden. Heute liest man kaum irgendeine zoologische oder botanische Arbeit, in der nicht von Verwandtschaft oder Entstehung die Rede ist. Die Systematik, früher ein trockener Zweig der Wissenschaft, der die Organismen nur nach größerer oder geringerer Aehnlichkeit zusammenstellte, ist durch Darwins Entwicklungstheorie zu einer Lehre geworden, welche die Verwandtschaftsverhältnisse unter Tieren und Pflanzen zu ergründen und dadurch einen Ueberblick über den wunderbaren Formenwechsel zu geben sucht, der in den langen Epochen der Erdgeschichte sich vollzogen hat. Ein ganz neues Interesse gewann ferner die Entwicklungsgeschichte des Keimes; nun erst lernte man aus den dem Ei entsteigenden Gestaltungen, die vorher als nichts andres wie Vorstufen des werdenden Organismus galten, auch die Bilder längst verschwundener Wesen früherer Erdperioden wieder zu gewinnen.

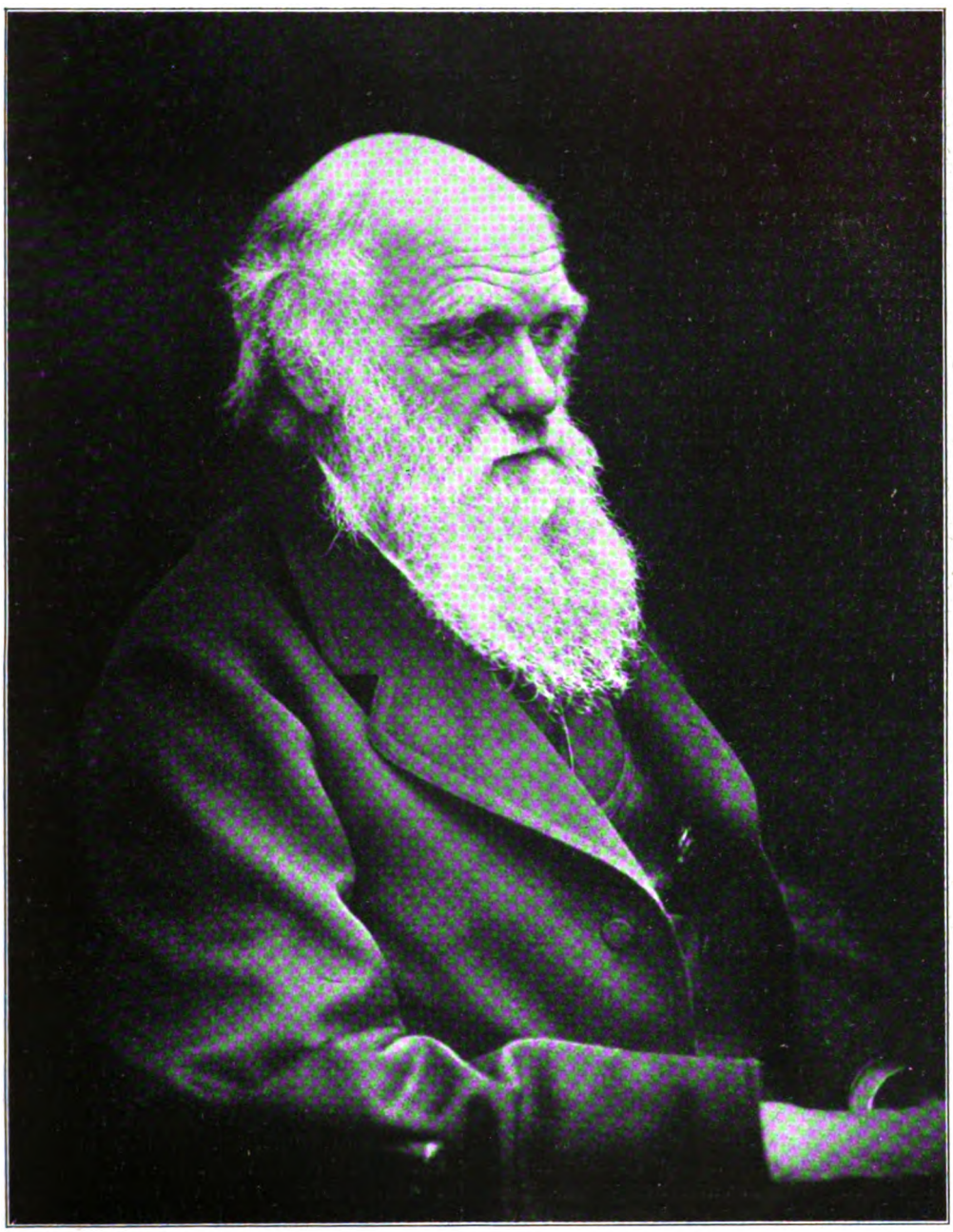
Staunen befällt einen bei dem Gedanken, daß Darwins großes Werk erst vor fünfzig Jahren bekannt wurde. In fünfzig Jahren eine solche Umwandlung eines mächtigen Gebietes der Wissenschaft, soviel neue Gesichtspunkte, soviel ganz neu erschlossene Gebiete, und, was das beste ist, soviel neue Tatsachen, die man erst von Darwins Theorie ausgehend kennen gelernt hat! Wahrlich, statt der Abstammungslehre die Verwandtschaftsverhältnisse vorzuwerfen, die sie noch nicht hat aufdecken können, sollte man sich vielmehr darüber wundern, wie viel Zusammenhänge sie in so kurzer Zeit gefunden und geklärt hat!

Darwin hat die Entwicklungslehre nicht als erster aufgestellt, aber als erster so tief begründet und so eingehend ausgearbeitet, daß ihr der Sieg sicher war. Und was hat dieser einzige Mann noch in andern Gebieten geleistet! Da ersann er eine Theorie über die Entstehung der Koralleninseln, die noch heute Geltung hat, da entdeckte er die interessante Eigenschaft gewisser Pflanzen, sich von Tieren zu nähren, da erforschte er eine große Gruppe von niederen Krebsen des Meeres, da beobachtete er den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Tier und Mensch. Noch viele bedeutende Entdeckungen Darwins ließen sich hier aufzählen, doch ist das nicht unsre Sache. Was Darwin für die Wissenschaft geleistet hat, steht mit unvergänglicher Schrift in ihren Annalen verzeichnet.

Ein Geburtstag ist ein persönliches Fest. Da kommen die Freunde und Verwandten, ihre Wünsche darzubringen und dem Feiernden Liebes zu erweisen. Man sucht an einem solchen Tage nicht den Gelehrten, sondern den Menschen. Freilich deckt Darwin längst der Stein in jener herrlichen Kirche, in der das englische Volk seine großen Toten ehrt, aber wir können uns nach Briefen und Aufzeichnungen ein so lebensvolles Bild von dem englischen Naturforscher machen, als ob er noch heute unter uns wandelte.

Es ist häufig zu beobachten, daß bedeutende Männer in dem Bestreben, sich in ihre Arbeit zu vertiefen und dabei jede Störung fernzuhalten, ihren Mitmenschen gegenüber sich abweisend und kalt verhalten, oft bis zur Härte und Ungerechtigkeit. Für den Begründer der Lehre von der Naturzüchtung hat das keine Geltung. Darwin war nicht nur Denker und Forscher, er war auch ein liebevoller und mitfühlender Mensch. Das merkte man schon in den ersten Augenblicken des Beisammenseins mit ihm. Diesen Eindruck hat wohl niemand schöner und besser geschildert als Ernst Haeckel, der im Jahre 1866 seinen ersten Besuch bei dem von ihm so hochverehrten Meister machte. „Als der Wagen," so schreibt der Jenaer Zoologe, „vor dem freundlichen, mit Efeu umsponnenen und von Ulmen beschatteten Landhause Darwins hielt, trat mir aus der schattigen, von Schlingpflanzen umrankten Vorhalle der große Forscher selbst entgegen: eine hohe, ehrwürdige Gestalt, mit den breiten Schultern des Atlas, der eine Welt von Gedanken trägt; eine Jupiterstirn, wie bei Goethe, hoch und breit gewölbt, vom Pfluge der Gedankenarbeit tief durchfurcht; die freundlichen sanften Augen von einem mächtigen Dache vorspringender Brauen beschattet; der weiche Mund von einem gewaltigen silberweißen Vollbart umrahmt. Der einnehmende herzliche Ausdruck des ganzen Gesichts, die leise und sanfte Stimme, die langsame und bedächtige Aussprache, der natürliche und naive Ideengang seiner Unterhaltung nahmen in der ersten Stunde unsers Zwiegesprächs mein ganzes Herz gefangen, wie sein großes Hauptwerk früher gleich beim ersten Lesen meinen ganzen Verstand

Digitized by Google



Photogr. Gesellschaft, Berlin

Charles Darwin

Zu seinem hundertsten Geburtstage

Digitized by Google

im Sturm erobert hatte. Ich glaubte einen hehren Weltweisen des helleniſchen Altertums, einen Sokrates oder Ariſtoteles lebendig vor mir zu ſehen."

Eine Haupteigenſchaft in Darwins Charakter war Liebe zur Natur. Wer die begeiſterten Schilderungen über die erſte und einzige große Weltreiſe des Forſchers (1831—36) lieſt, dem wird die Schönheit des tropiſchen Urwaldes, die Poeſie des Meeres und der Steppe unvergeßlich bleiben. Schon als Knabe bewies Darwin ſeine Liebe zur Natur, und bis ins hohe Alter wußte er ſich an der Schönheit der Landſchaften zu erfreuen. Pflanzen und Tiere zogen ihn in gleicher Weiſe an; als Jüngling war er eifriger Käferſammler, und wir freuen uns unwillkürlich mit ihm, wenn er uns von ſeiner Begeiſterung erzählt, als er einer ſeltenen Art dieſer Inſekten habhaft wurde. Später wandte ſich Darwin auch der Vogelkunde zu, und dieſe feſſelte ihn dergeſtalt, daß er einmal äußerte, er verſtünde nicht, warum nicht alle Männer Ornithologen würden.

Als Student war Darwin ein leidenſchaftlicher Jäger. Während der Ferien ſtellte er ſchon abends ſeine Stiefel vors Bett, um morgens ja keine Zeit zu verlieren; er begab ſich nämlich auf ſeine Jagdgründe ſchon vor Tagesanbruch. Dabei übte er ſich zu Hauſe beſtändig im Zielen und Treffen und brachte es darin zu einer bedeutenden Geſchicklichkeit. Erſt auf ſeiner großen Reiſe ließ die Schießleidenſchaft nach, denn der Forſcher merkte hier bald, daß ſie dem wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Beobachten im Wege ſtand.

Die direkte Beſchäftigung mit der Natur blieb Darwin bis ans Ende ſeines Lebens die liebſte Erholung. Denn als Erholung faßte er ſie auf, auch da, wo es ſich um Experimente handelte, die eine Förderung der geſamten Erkenntnis zum Ziel hatten. Als er zum Beiſpiel mit dem intereſſanten Problem der Befruchtung der Orchideenpflanzen ſich beſchäftigte, glaubte er ſehr müßig zu ſein. Oft klagte er dabei ſeinen Freunden: „Gott vergebe mir, daß ich ſo faul bin; ich habe ein ganz törichtes Intereſſe an der Arbeit!" Und doch waren gerade dieſe Experimente für das Verſtändnis des Pflanzenlebens von der größten Bedeutung.

Aber auch ſeine „ernſte" Arbeit, die ein vernunftgemäßes Schließen und Ordnen von Tatſachen erforderte, war für ihn immer eine Freude. Es war ein Zug ſeines Charakters, der tief in ihm begründet lag, über alle Tatſachen, die ihm bekannt wurden, Theorien zu bilden, und der ſcharfen Beobachtung der Tatſachen einerſeits, wie ihrer Zuſammenfaſſung durch die Theorie anderſeits verdankt Darwin ſeine Bedeutung als Forſcher. Daß in der Tat nur die Vereinigung beider Arbeitsweiſen die Wiſſenſchaft vorwärts bringt, war Darwin wohl bewußt; oft ſagte er, daß niemand ein guter Beobachter ſein könne, der nicht gewandt im Theoretiſieren ſei. Beim Aufſtellen ſeiner Lehren, vor allem aber beim Nachforſchen über die Tatſachen war er von der peinlichſten Gewiſſenhaftigkeit. Tatſachen, die mit ſeiner Theorie im Widerſpruch ſtanden, ſchrieb er ſich ſofort auf, denn er war der Anſicht, daß man geneigt ſei, ſolche am eheſten zu vergeſſen. Die klare Scheidung zwiſchen Tatſache und Hypotheſe, die Darwin ſtets machte, iſt von ſeinen Nachfolgern bekanntlich nicht immer eingehalten worden, ja es gibt wohl kaum ein Gebiet, wo ſo viel dem Leſer als Tatſache aufgeſchwätzt worden iſt, was nur Theorie ſein konnte, wie auf dem der Abſtammungslehre — ſehr zum Nachteil des Anſehens dieſer letzteren.

Im Privatleben äußerte ſich die bei der Arbeit gewohnte Genauigkeit als unbegrenzte Wahrheitsliebe. Ein beinahe rührendes Beiſpiel iſt uns erhalten, wie weit Darwins Wahrheitsliebe ging. In einer Unterhaltung über Gemütsbewegungen, die in ſeinem Hauſe ſtattfand, äußerte der Gelehrte, diejenige Gelegenheit in ſeinem Leben, wo er von den Erregungen des Erhabenen am meiſten ergriffen geweſen ſei, hätte ſich geboten, als er auf einem der Gipfel der Cordillera geſtanden hätte und die prachtvolle Ausſicht ganz rundherum erblickt hätte. Die Unterhaltung ging darauf auf einen andern Gegenſtand über und Darwin zog ſich bald zur Ruhe zurück. Die Gäſte blieben aber noch mehrere Stunden zuſammen, und ſchon ſchlug die Uhr eins, als Darwin wieder, in Pantoffeln und Schlafrock, erſchien und bemerkte, es ſei ihm im Bett eingefallen, jenes Gefühl hätte er am ſtärkſten nicht auf der Cordillera, ſondern in den Wäldern von Braſilien gehabt.

Mit der Wahrheitsliebe verband ſich Beſcheidenheit. Von andern ſprach Darwin immer mit der größten Achtung, ſeine eignen Verdienſte hat er niemals hervorgehoben. Fern war ihm alle Ruhmſucht, und die Ehrungen, die gerade ihn in ſo großer Fülle trafen, nahm er mit Demut entgegen. Als ſeine „Entſtehung der Arten" gleich anfangs den Beifall mehrerer großer Gelehrten fand, war er überraſcht und dankte ihnen herzlich, daß ſie ſeinem Werke überhaupt einen Teil ihrer „koſtbaren Zeit gewidmet hätten".

Dieſe Beſcheidenheit veranlaßte Darwin, niemals über Dinge ein Urteil abzugeben, die er nicht eingehend ſtudiert hatte. So äußerte er einmal hinſichtlich der Religion: „Ich bin in ziemlichem Grade abgeneigt, mich öffentlich über religiöſe Gegenſtände auszuſprechen, da ich nicht glaube tief genug nachgedacht zu haben, um irgendeine Oeffentlichkeit zu rechtfertigen." Gerade in dieſem Punkt wurde er aber mit Anfragen überſchüttet und konnte im Intereſſe der Wahrheit mit ſeiner Meinung nicht immer zurückhalten. Aber nie vergaß er zu ſeinen Aeußerungen hinzuzufügen, daß es ſich nur um ſeine Privatmeinung handle. Er ſei der Anſicht, daß die Entwicklungstheorie mit dem Glauben an einen Gott wohl vereinbar ſei; was ihn ſelbſt beträfe, ſo glaube er nicht, daß irgendeine Offenbarung ſtattgefunden habe, und in betreff eines zukünftigen Lebens müſſe jedermann für ſich ſelbſt die Entſcheidung zwiſchen widerſprechenden, unbeſtimmten Wahrſcheinlichkeiten treffen.

Es iſt verſtändlich, daß ein Mann von ſolcher Beſcheidenheit nicht gegen andre Meinungen angreifend vorging. In der Tat gehörte es zu Darwins Grundſätzen, ſich auf keine perſönliche Fehde einzulaſſen, und ſein milder, verſöhnlicher Ton, der alle ſeine Schriften auszeichnet, hat ihm oft Feinde in Freunde verwandelt. Herzerquickend iſt es, von dem edeln Streit zwiſchen Darwin und Wallace zu leſen, die beide unabhängig voneinander zur Theorie vom „Kampf ums Daſein" gekommen waren

Digitized by Google

Der einſame Meiſter

Nach einem Gemälde von Otto Nowak

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

und nun bei der Veröffentlichung nicht das Recht des andern schmälern wollten. Ein solches Fehlen jeglichen Konkurrenzneides und Zurückstellen des eignen Ruhmes hinter die Pflichten der Billigkeit und des Anstandes ist gerade in der Gelehrtenwelt selten.

Schon aus diesen Eigenschaften Darwins wird der Leser schließen, daß der englische Naturforscher ein Mann war, den jeder, der ihn kennen lernte, lieben mußte. In der Tat war die Persönlichkeit Darwins unwiderstehlich. Seine Unterhaltung war von leuchtender Lebhaftigkeit, er sprach aber in natürlicher und einfacher Weise und wußte auch Scherz in seine Worte einzuflechten. Niemals wollte er dabei etwas vorstellen, nicht die geringste Würde maßte er sich an, und aus seinem ganzen Wesen sprach eine sonnige Gemütlichkeit. Wenn er mit einer Dame redete, die ihm gefiel, so war die Vereinigung von Schalkhaftigkeit und Hochachtung, wie sein Sohn uns berichtet, entzückend mit anzusehen. Sein gütiges Herz äußerte sich zunächst gegen Frau und Kinder. Letzteren war er der liebevollste Vater. Das Verhältnis zwischen Vater und Kindern wird am besten durch eine kleine Erzählung illustriert. Darwins Tochter schreibt von ihrer Jugend: „Es zeugt von dem guten Fuße, auf dem wir miteinander standen, und auch dafür, wie hoch er als Spielkamerad geschätzt war, daß einer seiner Söhne, der ungefähr vier Jahre alt war, ihn mit einem Sixpence zu bestechen versuchte, während der Arbeitsstunden herauszukommen und zu spielen. Wir kannten alle die Heiligkeit der Arbeitszeit; daß aber irgend jemand einem Sixpence widerstehen könne, schien uns eine Unmöglichkeit zu sein."

Liebevoll war Darwin auch gegen andre Leute, und alle, die ihn näher kannten, hingen an ihm. Wie es natürlich war, wurde er mit Briefen überschüttet, und oft wurden aufdringliche oder zwecklose Fragen an ihn gestellt. Aber fast alle beantwortete er selbst, ja manchmal stand er sogar nachts auf, um noch einen Brief zu schreiben, weil ihn sein Gewissen nicht schlafen ließ.

Auch die Tiere liebte Darwin sehr, und das schienen zum Beispiel die Hunde bald zu wissen, denn überall schlossen sich diese gleich an ihn an. Wenn er im Wagen fuhr und der Kutscher die Peitsche gebrauchte, so konnte es vorkommen, daß Darwin heraussprang und ordentlich zu schelten anfing. Als man ihn öffentlich über seine Ansicht von der Vivisektion befragte, antwortete er folgendes: „Ich gebe vollständig zu, daß sie für wirkliche Untersuchungen über Physiologie zu rechtfertigen ist; aber nicht für bloße verdammenswerte und verwerfliche Neugierde. Es ist dies ein Gegenstand, der mir vor Entsetzen ganz übel macht; ich will daher kein Wort weiter darüber sagen, sonst kann ich die Nacht nicht schlafen."

Und solche Herzensgüte und Sonnigkeit war Darwin eigen, trotzdem er ein schwer leidender Mann war. Von seinen dreißiger Jahren an und noch früher hatte er unausgesetzt mit Krankheit zu kämpfen; sein Leiden zwang ihn, einen ruhigen Landsitz (in Down, 1842) aufzusuchen und seine Zeit auf das genaueste einzuteilen. Sein Sohn sagt von ihm, daß er in nahezu vierzig Jahren nicht einen Tag gekannt habe, an dem er gesund wie ein gewöhnlicher Mensch gewesen wäre. Er aber trug sein Leiden mit Geduld und beklagte sich niemals. Bei einer solchen Abgeklärtheit des Denkens und Fühlens konnte Darwin dem Tode ruhig in die Augen sehen. Wenige Stunden vor seinem Ende (am 19. April 1882) sagte er: „Ich fürchte mich nicht im mindesten zu sterben."

Ueber sein Leben hat Darwin selbst einen Rückblick, am Schluß einer Selbstbiographie, gegeben. Wer die schlichten Worte liest, wird vor dem Geiste des großen Gelehrten und liebevollen Menschen mit Ehrfurcht erfüllt werden. Sie lauten:

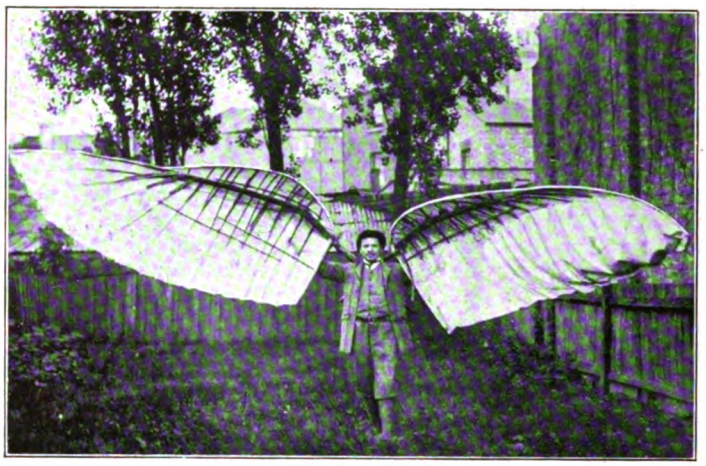
„Was mich selbst betrifft, so glaube ich, daß ich recht gehandelt habe, stetig der Wissenschaft zu folgen und ihr mein Leben zu widmen. Ich fühle keine Gewissensbisse, irgendeine große Sünde begangen zu haben, ich habe aber sehr oft bedauert, daß ich meinen Mitgeschöpfen nicht mehr direkt Gutes getan habe."

Der einsame Meister

(Zu dem Gemälde von Otto Nowak, gegenüber Seite 240)

Wer der einsame Meister ist, der auf dem Bilde in Gedanken verloren, den Hut in der Hand, die stille Dorfstraße entlangschreitet, werden unsre Leser gleich erraten haben. Beethovens dämonisch-häßlicher Geniekopf ist ja weltbekannt. Der Maler versetzt uns in die Zeit vor gerade einem Jahrhundert und in die ländlich-idyllische Umgebung von Wien. Damals wanderte Beethoven, ganz seinem Schaffen hingegeben, gerne als Sommerfrischler durch die uralten Dörfer Nußdorf, Heiligenstadt, Grinzing und Sievering bis an den Fuß der waldigen Berge. Hier ganz in der Natur lebend, dem Waldesrauschen und dem Sang der Vögel auf einsamen Spaziergängen lauschend, schuf er die C-Moll-Sinfonie und die Pastorale, nach der Neunten wohl seine glorreichsten Schöpfungen.

Digitized by Google



Der Flugtechniker J. B. Paſſat mit ſeinen künſtlichen Flügeln

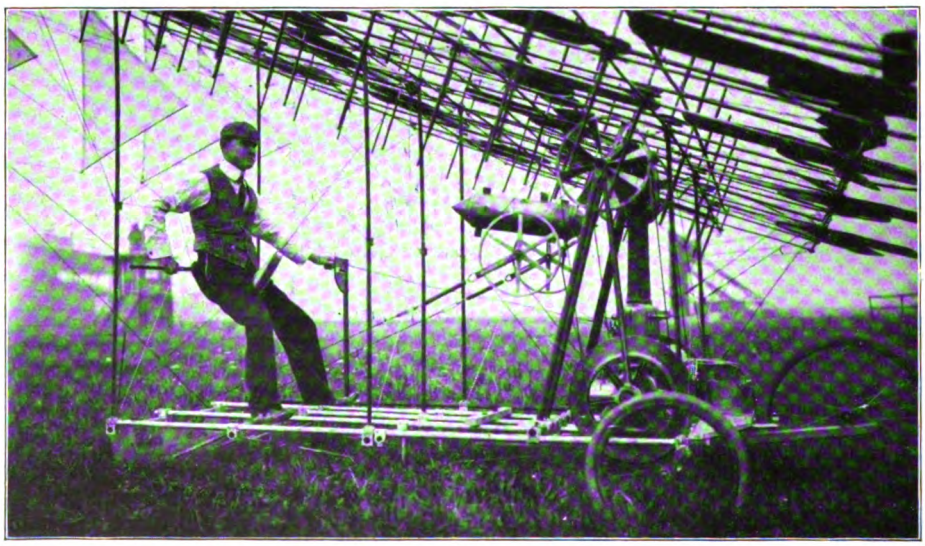
Die neueſten Erfolge der Flugmaſchine

Von

L. Hoff

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

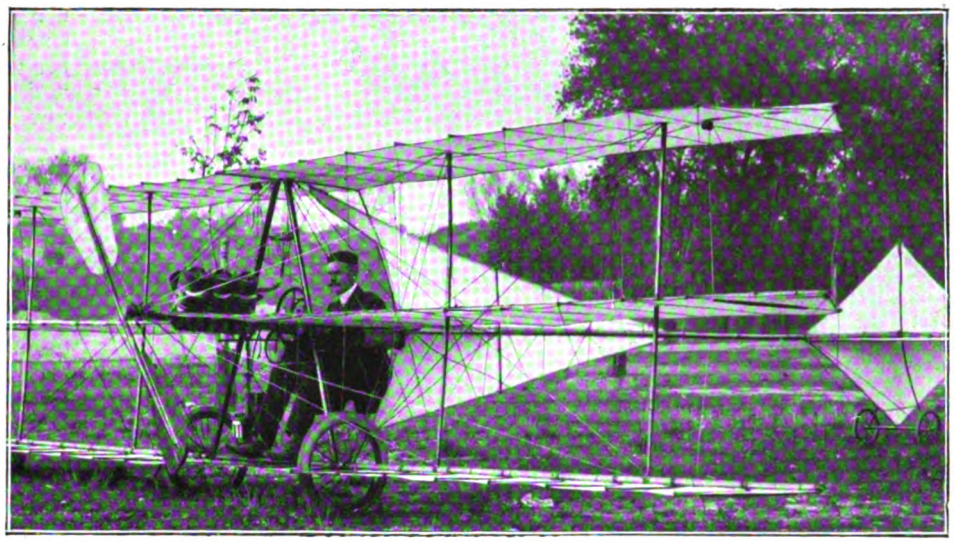
Das Jahr 1908 wird in der Geſchichte der Eroberung der Luft als eines der bedeutungsvollſten fortleben, denn in ihm ſind Probleme verwirklicht worden, mit denen die Menſchheit ſich ſeit undenklicher Zeit beſchäftigt hat, und die nach immer erneuten und immer wieder fehlgeſchlagenen Verſuchen in Zeiten der Entmutigung als unlösbar angeſehen wurden. Wie der lenkbare Ballon, ſo iſt auch die dynamiſche Flugmaſchine zu einer Tatſache geworden, und zwar zu einer Tatſache, die über das Stadium des Experiments weit hinaus gediehen iſt und greifbare Geſtalt für das praktiſche Leben gewonnen hat. Es gibt wohl kein Land der ziviliſierten Welt, das ſich nicht an den Arbeiten zur Löſung des Problems beteiligt hat, an Arbeiten, die im ganzen wohl intenſiver betrieben worden ſind, als es den Anſchein gehabt hat, aber nur den beiden großen führenden Kulturländern Deutſchland und Frankreich iſt es beſchieden geweſen, das Poſtulat der Zeit zu erfüllen, und eigentümlich iſt es dabei geweſen, daß ſich beide in die Arbeit geteilt haben: Deutſchland iſt mit den erſten Typen eines brauchbaren Lenkballons hervorgetreten, und in Frankreich hat nach einer Reihe günſtig verlaufener Verſuche die dynamiſche Flugmaſchine die entſcheidende Probe auf ihre praktiſche Verwendbarkeit beſtanden. War es auch ein Nichtfranzoſe, ein Amerikaner, der den endgültigen Sieg davongetragen hat, ſo muß doch anerkannt werden, daß in Frankreich der größte Teil der für die Löſung des Problems der Durchquerung der Luft auf rein mechaniſchem Wege erforderlichen Vorarbeit geleiſtet



Flugmaſchine des Amerikaners W. R. Kimball

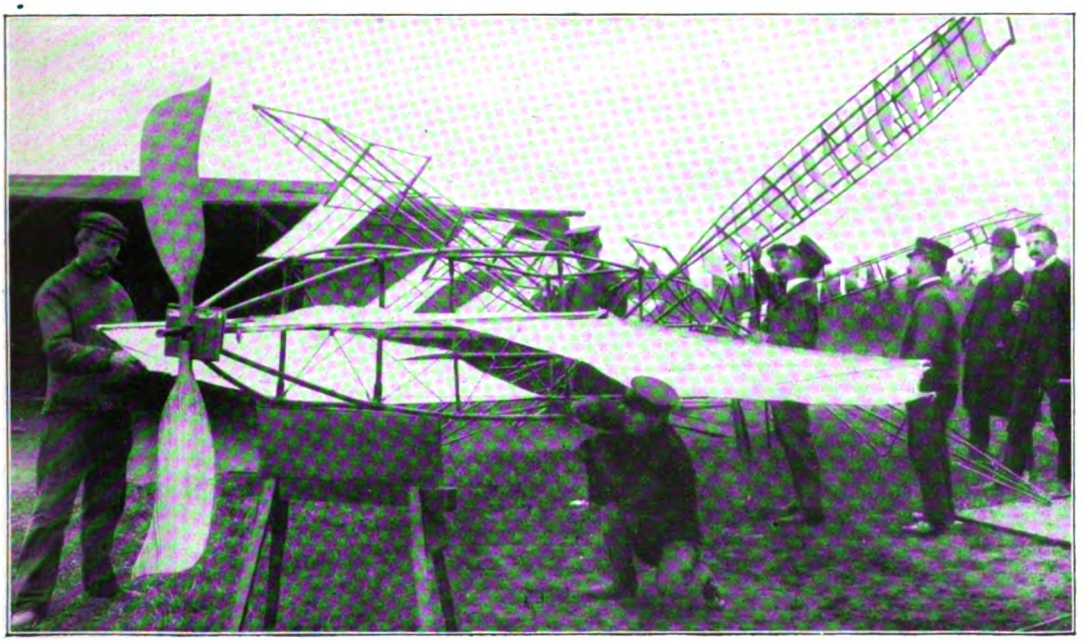
Digitized by Google

worden ist, und daß die Gebrüder Wright hier eine ganze Reihe von Vorgängern gehabt haben, die mit ihren Erfolgen nur sehr wenig hinter den ihrigen zurückgeblieben sind. Anderseits kann nicht geleugnet werden, daß auch deutscher Erfindergeist an der Lösung der Aufgabe beteiligt gewesen ist, denn die beiden glücklichen Amerikaner haben rückhaltslos zugestanden, daß sie ganz wesentlich zu ihrer Erfindung durch die Arbeiten des am 10. August 1896 zu Rhinow bei Potsdam so tragisch zugrunde gegangenen genialen Otto Lilienthal angeregt worden sind.



Der deutsche Ingenieur Grade mit seinem Flugapparat

Es braucht hier wohl kaum noch einmal auseinandergesetzt zu werden, worin der Unterschied zwischen Lenkballon und mechanischer Flugmaschine besteht; jedenfalls werden einige andeutende Worte genügen. Wie das auf die Erfindung der Gebrüder Montgolfier zurückgehende System des alten Kugelballons bedarf auch der lenkbare Ballon oder das Luftschiff im engeren Sinne eines besonderen, mit verdünnter Luft (Gas) gefüllten Tragkörpers, der seine Gondel emporhebt. Während aber der Kugelballon mit seiner Gondel jeder Eigenbewegung entbehrt und ein willenloses Spiel der Lüfte bleibt, unbarmherzig der Windströmung preisgegeben, in die er jeweils gerät, hat man versucht, dem Luftschiff diese Eigenbewegung zu geben, indem man es mit einem Fortbewegungsapparate, das heißt, mit Luftschrauben versah, die sich, von Menschenhand oder durch eine Maschine getrieben, wie die Wasserschrauben in das Wasser, so in die das schwebende System umgebende Luft einbohrten. Durch eine horizontale und durch eine vertikale Steuervorrichtung bemühte man sich sodann, ihm die Fähigkeit zu verleihen, sich beliebig nach rechts und links zu wenden sowie sich aufwärts und abwärts zu



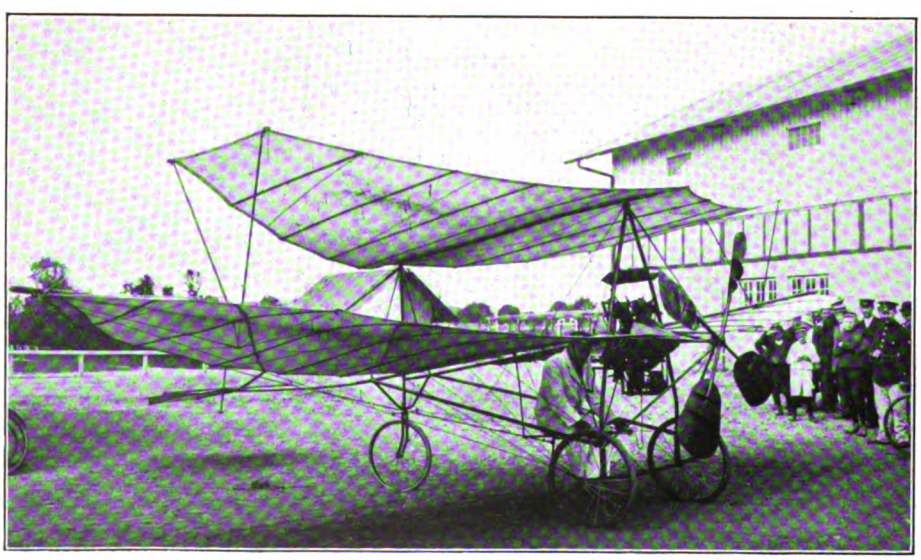
In der Breslauer Aeroplanfabrik

Digitized by Google

bewegen. Das bei dem Bau und der Einrichtung dieser Luftschiffe zur Anwendung gebrachte System bezeichnete und bezeichnet man heute noch mit dem etwas unbehilflichen Namen „leichter als die atmosphärische Luft“. Das genaue Gegenteil dieses Systems ist dasjenige, auf dem die Konstruktion und die Einrichtung der Flugmaschine beruht, das System „schwerer als die atmosphärische Luft“. Man nahm und nimmt wohl auch noch für dieses System den Vorzug in Anspruch, daß es das natürlichere und logischere sei, weil es sich an das von der Natur gegebene Vorbild des Vogelflugs anlehne. Mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht, weil es sich tatsächlich an ein im physikalischen Leben beobachtetes Vorbild anlehnt, mit Unrecht aber, weil als dieses Vorbild der Vogelflug gelten soll, denn für die Einrichtung und den Betrieb der Flugmaschine, wie wir sie jetzt als verwirklicht ansehen dürfen, ist der Vogelflug, wenn überhaupt, ein nur bedingt maßgebendes Vorbild gewesen, und das vor allen Dingen, weil es der Flugmaschine an einer Vorrichtung gebricht, die mit dem Wesentlichsten, worauf die Mechanik des Vogelflugs beruht, in Analogie zu stellen wäre, mit der befiederten Vogelschwinge, wohl dem ingeniösesten Gebilde, das nächst der menschlichen Hand die Natur hervorgebracht hat. Und doch hat die wenn auch noch unvollkommene und zu Trugschlüssen verleitende Beobachtung des Vogelflugs eine gewisse Rolle bei der Erfindung der Flugmaschine gespielt, aber nur soweit ihre unmittelbare Vorgängerin in Betracht kommt, die Vorrichtung zum motorlosen Gleit- oder Schwebeflug, wie sie unter anderm von dem unglücklichen Lilienthal benutzt wurde und wie sie in etwas abgeänderter Gestalt auch noch dem Bau des ersten, von den Gebrüdern Wright hergestellten Flugapparates zugrunde lag. Doch auch hier war das Vorbild mehr der unbefiederte Fledermaus- als der befiederte Vogelflügel, wie denn die mit dem Apparate erzielte Bewegung mehr ein Gleiten durch die Luft als ein wirkliches Fliegen in ihr war.

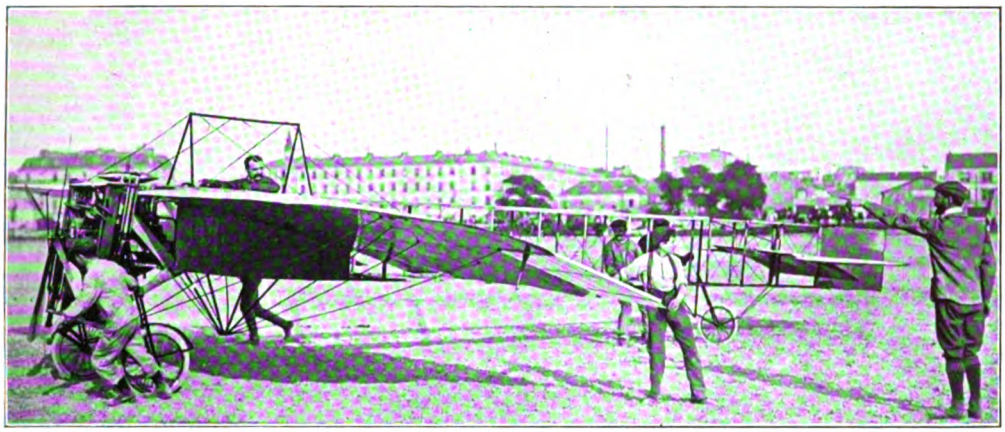
Die am meisten einem Vogel ähnliche Flugmaschine von Max Desmousceaux von Gyvray

Das tatsächliche Vorbild der Flugmaschine war der „fliegende Drache“, das bekannte, in aller Welt heimische Kinderspielzeug, das ja, wenn auch zu andern Zwecken, dem berühmten Benjamin Franklin als wissenschaftliches Instrument gedient hatte. Mit allem Recht hat man deshalb von Anfang an den nach dem System „schwerer als die Luft“ gebauten Flugapparat als „Drachenflieger“ bezeichnet. Zu diesem Drachenflieger gingen denn auch die Gebrüder Wright über, nachdem sie eingesehen hatten, daß ihr ursprünglicher Apparat trotz allen wichtigen und wesentlichen Erfahrungen, die sie mit ihm gemacht, und trotz mancher vortrefflichen Einzelheit den von ihnen verfolgten Zwecken nicht entsprechen wollte. Das Prinzip des „fliegenden Drachens“ beruht bekanntlich darauf, daß man ein mit Papier oder Leinwand bespanntes und durch eine Schnur festgehaltenes leichtes Holz- und Schnurgestell gegen die herrschende Windrichtung anzieht, wodurch es zu hohem und immer höherem Aufsteigen in die Luft und zu einer Bewegung durch dieselbe gebracht wird. Voraussetzung dieser Aufwärts- und Fortbewegung sind daher zwei Kräfte, die der bewegten



Die zusammenlegbare Flugmaschine des Kopenhagener Flugtechnikers Ellehammer

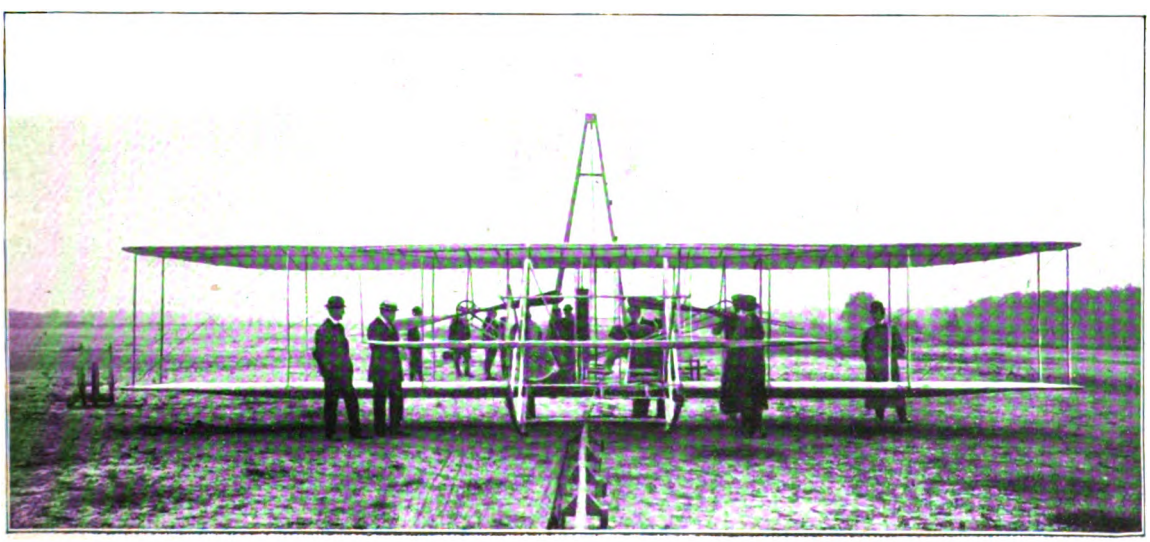
Digitized by Google



Der französische Luftschiffer Bleriot im Gespräch mit dem Luftschiffer Henri Farman

Luft und die dieser entgegenwirkende, von der menschlichen Hand (das heißt deren Muskelspannung) ausgehende. Es liegt mithin stets im Bereiche der Möglichkeit, einen Körper, der schwerer als die Luft ist, gegebenenfalls also auch eine Vorrichtung, die imstande ist, einen oder zwei Menschen zu tragen, in die Luft aufsteigen und sich durch die Luft bewegen zu lassen, vorausgesetzt, daß die beiden erwähnten Kräfte vorhanden sind. Die Luft steht immer zur Verfügung, mit der motorischen Kraft hat es aber bis zu einem gewissen Zeitpunkte stets gehapert, und darum ist bis zu diesem Zeitpunkte auch die Flugmaschine stets ein ungelöstes und unlösbares Problem geblieben. Den Beweis für die Lösbarkeit erbrachte in unwiderleglicher Weise im Jahre 1894 der als Erfinder des Schnellfeuergeschützes bekannte Hiram Maxim, der indes seinen Versuch, der ihn gegen eine halbe Million Mark gekostet hatte, nicht erneuerte. Auch das Segelflugrad G. Kochs und die Segelflugradmaschine von Professor Wellner in Brünn deuteten, wenn sie auch unzweckmäßig gebaut waren, indirekt wenigstens den Weg an, auf dem die Aufgabe zu lösen sei, und der Wiener Ingenieur Kreß würde vielleicht tatsächlich zu einem praktisch verwendbaren Drachenflieger mit Motor gediehen sein, wenn er die nötige materielle Unterstützung gefunden hätte. Der amerikanische Gelehrte Professor Langley konstruierte sogar schon 1896 einen Drachenflieger „Aërodrome", der sich 45 Sekunden in der Luft zu halten vermochte und eine Strecke von 1600 Metern durchmaß.

Der Schwerpunkt der Lösung lag weniger in den konstruktiven Details, wiewohl auch diese eine wichtige Rolle spielten, als in der Beschaffung einer geeigneten motorischen Kraft, die erst mit dem modernen Explosionsmotor verwirklicht worden ist. Mit seiner Erstellung ist überhaupt erst die ganze Frage der Durchquerung der Luft, sei es mit Lenkballons, sei es mit Flugmaschinen, in das Gebiet der Lösbarkeit gerückt worden. Hätte Maxim im Jahre 1894 statt der beiden schwerfälligen Dampfmaschinen von zusammen 120 Pferdekräften Leichtgewichtmotoren neuester Konstruktion verwendet, so würden wir vielleicht schon seit zehn Jahren



Aeroplan von Wilbur Wright auf der Gleitschiene

Digitized by Google

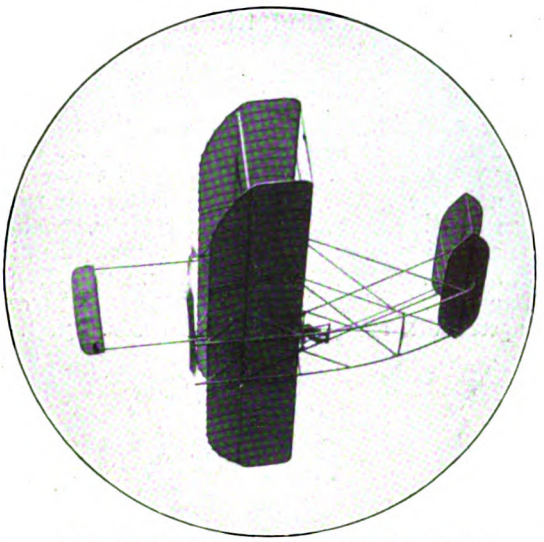
Gesamtansicht der Flugmaschine von Wilbur Wright

einen brauchbaren Drachenflieger haben, und hätten dem Grafen Zeppelin im Jahre 1900 die Motoren, deren er sich jetzt zu bedienen in der Lage ist, zur Verfügung gestanden, so wären ihm vielleicht Jahre der Enttäuschungen und mühevoller Arbeit erspart geblieben. Auch die Vervollkommnung des Drachenfliegers über seine jetzige Leistungsfähigkeit hinaus und seine Befähigung zu Fahrten von längerer Dauer hängt wesentlich davon ab, ob und wann es möglich sein wird, zu Motoren zu gelangen, die sich seiner Eigenart noch mehr anpassen als die einstweilen vorhandenen, nur zu verhältnismäßig kurzer Arbeitsfrist fähigen. — Das System, auf dem die Konstruktion des Drachenfliegers beruht, ist leicht erklärt. Es sind schräg gegen die Windrichtung eingestellte Tragflächen, unter denen, sobald sie der Kraft des Windes den erforderlichen Widerstand leisten, sich eine entsprechende Menge verdichteter Luft ansammelt, auf der sie wie auf einem festen Luftkissen ruhen. Es können dieser Flächen eine, zwei oder noch mehr vorhanden sein, und man nennt danach den Apparat einen Ein-, Doppel- oder Mehrdecker. Von höchster Wichtigkeit für das richtige Funktionieren des Apparats ist es, ihn stets in der richtigen Gleichgewichtslage zu halten, und es unterscheiden sich die verschiedenen Arten des Apparates nicht am wenigsten durch die Vorrichtungen voneinander, die zu diesem Zwecke in ihre Konstruktion aufgenommen sind.

Wilbur Wright in seiner Maschine

Höchst lehrreich für den ganzen Entwicklungsgang, den die Herstellung der modernen Flugmaschine genommen hat, ist die Geschichte der beiden Brüder Orville und Wilbur Wright. Sie betrieben als noch junge Leute in Dayton im Staate Ohio in den Vereinigten Staaten eine mechanische Werkstatt und gaben sich namentlich mit der Anfertigung und Reparatur von Motorfahrrädern ab. Von Kindheit an hatten sie eine besondere Vorliebe für Spielzeuge, die sich wie die sogenannte Fledermaus schnurrend in die Luft erhoben, und für fliegende Drachen. Je mehr sie von der Luftschiffahrt hörten, desto mehr interessierten sie sich für dieselbe, und so kam es, daß sie sie zuerst als Amateure betrieben und sich später ihr gänzlich widmeten.

Digitized by Google



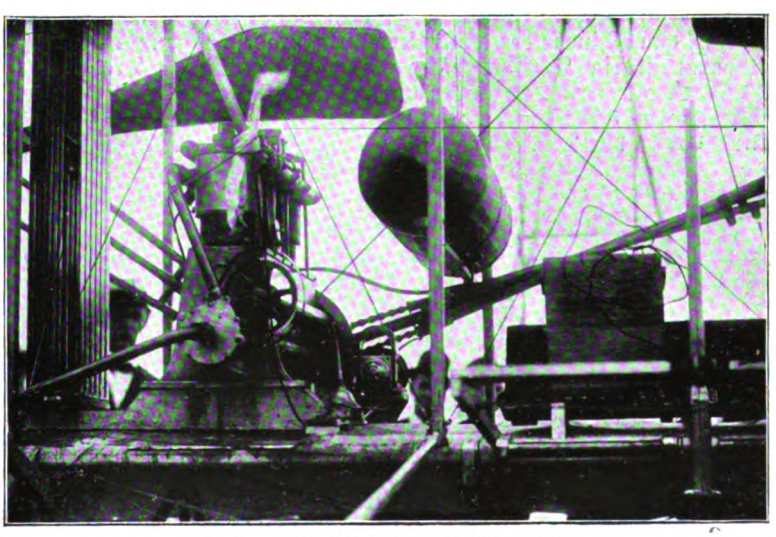
Der Wrightsche Aeroplan in der Luft

Die ersten Apparate, die sie sich konstruierten, hatten Aehnlichkeit mit dem von Lilienthal und dem amerikanischen Ingenieur Chanute erfundenen, waren also motorlose Gleitflieger. Später suchten sie solche herzustellen, die eine Art Verbindung von Gleit- und Drachenfliegern darstellten und in denen der den Apparat Regierende noch wie im Gleitflieger eine liegende Stellung einnahm. Sie stellten diese Flieger indes schon in der äußeren Gestalt von Drachenfliegern und zwar als Doppeldecker her und versahen sie mit einer äußerst sinnreichen Vorrichtung zur Herbeiführung des Gleichgewichts, die sie auch auf ihre späteren Maschinen übertrugen. Zu den von Motoren getriebenen Flugmaschinen gingen sie über, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß mit dem Segelflugapparate ohne Eigenbewegung befriedigende Ergebnisse nicht zu erzielen seien. Sie ließen jedoch von ihren Arbeiten möglichst wenig verlauten, und als im Dezember 1903 aus Amerika nach Europa die Nachricht gelangte, daß dort zwei Brüdern namens Wright ein bemerkenswerter Aufstieg mit einer Flugmaschine gelungen sei, nahm man hier kaum Notiz davon. Geradezu sensationell wirkte es daher, als man von einem Aufstieg hörte, den einer der Brüder, Wilbur, am 9. August 1908 in Paris unternommen habe und der gegen Erwarten gut verlaufen sei, und kurze Zeit danach die Nachricht kam, daß derselbe kühne Luftfahrer am 21. August mit einer Fahrt von 1 Stunde 30 Minuten und 35 Sekunden Dauer auf eine Strecke von 66 Kilometern 600 Metern hin den Weltrekord gewonnen habe. Aehnlich glückliche Fahrten machte Orville Wright in Amerika bei Fort Myers am 9., 11. und 18. September, stürzte aber an zuletzt genanntem Tage infolge eines Schraubenbruchs ab und trug nicht unerhebliche Verletzungen davon, während sein Begleiter, ein Offizier der Vereinigten-Staaten-Armee, tot blieb.

Die Gebrüder Wright hatten bereits im Herbste 1907 einen ihrer Doppeldecker dem preußischen Kriegsministerium gegen Zahlung von 800000 Mark zum Kaufe angeboten und Zahlung erst verlangt, nachdem sie eine volle Stunde mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern mit zwei Personen an Bord in der Luft geblieben seien. Das Anerbieten wurde abgelehnt. Die französische Regierung sowie die der Vereinigten Staaten haben dagegen das Wrightsche Patent erworben; neuerdings soll dasselbe auch an eine Privatfirma in Deutschland übergegangen sein.

Bemerkenswerte Ergebnisse hatten vor den Gebrüdern Wright in Frankreich mit Flugmaschinenaufstiegen namentlich der dort akklimatisierte Engländer Henri Farman und der Franzose Delagrange erzielt, ebenso der bekannte Brasilianer Santos Dumont, der im Jahre 1906 einen Flug von 50 Metern Länge ausführte, und Bleriot, der als der kühnste, aber auch der größte Pechvogel unter den französischen Luftfahrern gilt. Letzterer fährt einen Eindecker und legte mit diesem am 31. Oktober 1908 die erste Rundfahrt von Toury nach Artenay und von dort wieder nach Toury zurück. Einige Tage darauf rüstete er sich zu einer großen Fernfahrt über die Ebene der Beauce, doch versagte ihm kurz nach dem Aufstieg sein Motor, er stürzte, blieb selbst zwar unverletzt, doch wurde ihm seine ganze Maschine zerstört. Farman führte am 30. September 1908 die erste Fernfahrt von Chalons nach Reims aus (27 Kilometer in 17 Minuten) und gewann tags darauf im Lager von Chalons den Höhenpreis (Ueberwindung eines Hindernisses von 25 Metern Höhe) im Betrage von 2500 Franken, nachdem er am 13. Januar 1908 bereits für seinen Flug von 105 Sekunden Dauer über eine Rundbahn den Preis von 50000 Franken gewonnen hatte.

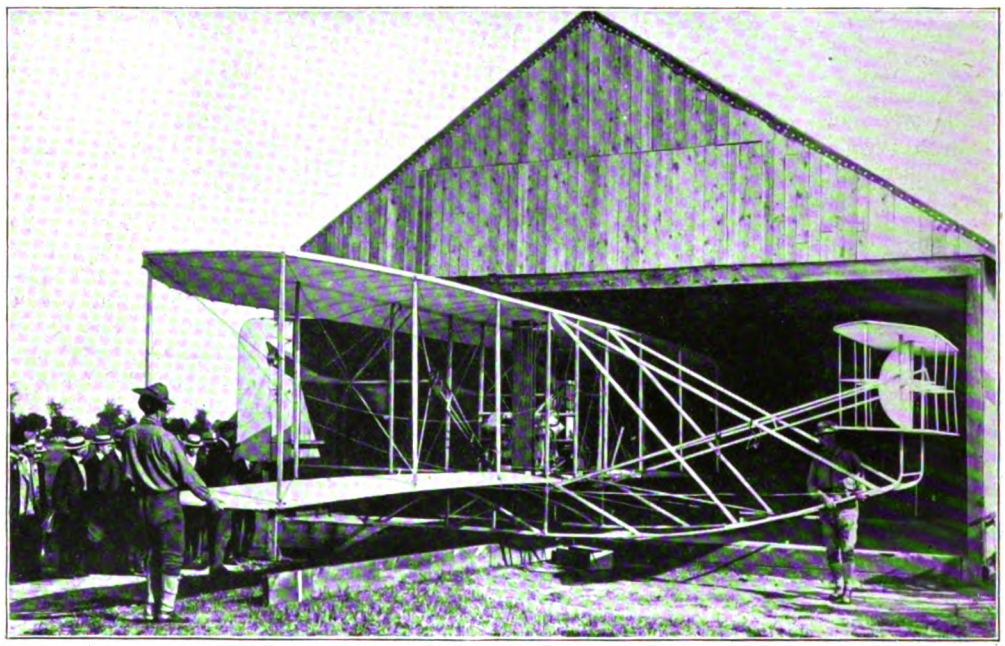
Bericht über alles das zu erstatten, was in der jüngsten Zeit an Erfindungen auf dem Gebiete der



Motor des Wrightschen Aeroplans

Digitized by Google

Motorflugtechnik geleistet worden ist, ist kaum möglich, da kaum ein Tag vergeht, an dem nicht Neues in dieser Hinsicht gemeldet wird. Erwähnt sei nur, daß die Flugmaschine des Dänen Ellehammer neben vielen andern auch den Vorzug aufweist, daß sie die leichteste von allen bisher konstruierten ist (sie wiegt nur 100 Kilo, während die Farmansche gerade doppelt so schwer ist) und ihre Flügel zusammengeklappt werden können und das Fahrzeug infolgedessen leicht transportiert und in einem kleinen Raum verstaut werden kann. Der Flugmaschine des Amerikaners Wilbur R. Kimball, die wir abbilden, hat kein Geringerer als der große



Flugmaschine von Orville Wright

Erfinder Edison eine glänzende Zukunft prophezeit. Der deutsche Ingenieur Grade hat den Motor für seine Flugmaschine selber konstruiert. Der Gradesche Apparat ist ein Dreiflächenflieger und wiegt bei 25 Quadratmetern Tragfläche und einem Motorgewicht von 54 Kilogramm nur 150 Kilogramm. Auch daran dürfte zu erinnern sein, daß die motorlosen Gleitflieger der Lilienthalschen und Chanuteschen Art noch nichts weniger als ein überwundener Standpunkt sind. Am Wahltage des Präsidenten der Vereinigten Staaten fand in Morris Park, auf dem berühmten nordamerikanischen Rennplatze, eine von der Aeronautic Society veranstaltete Freiluftausstellung von Flugapparaten statt, und auf dieser spielten die motorlosen Gleitflieger geradezu die erste Rolle, dabei sehr interessante Varietäten derselben veranschaulichend, u. a. einen Apparat, der dadurch zum Aufsteigen gebracht werden kann, daß ein Mann ihn an einer Schnur gegen mäßig bewegten Wind zieht. Hat die Maschine sich mit ihrem Insassen bis zu einer gewissen Höhe erhoben, so wahrt sie diese und richtet sich bei jeder Neigung zum Niedergehen automatisch wieder auf.

Trotz allen kühnen Errungenschaften auf dem Gebiete der Luftdurchquerungen dürfen wir uns daher immer noch täglich auf weitere Ueberraschungen gefaßt machen.

Sprüche

Von

Kory Towska

Der Philister wird nur durch den Schaden klug,
Dem feineren Gemüt ist die Scham genug.

*

Gar mancher gleicht dem Durchschnitt nimmer,
Nur ist er nicht besser, sondern schlimmer.

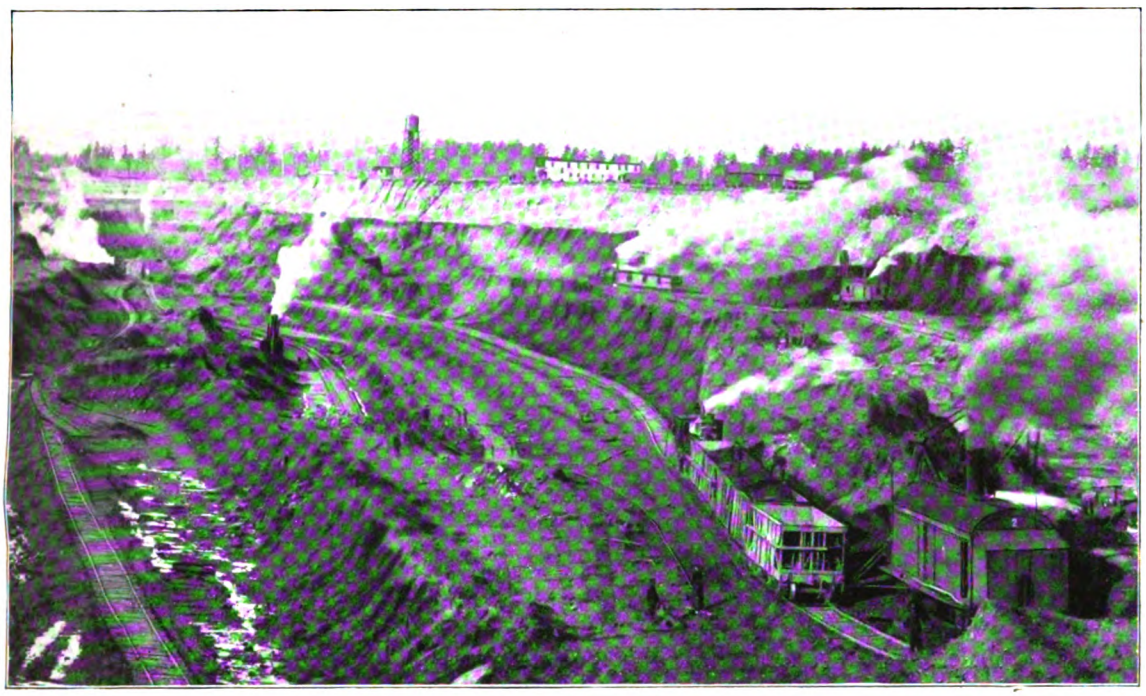
Digitized by Google

Familiengruppe

Nach einer Buntstiftzeichnung von Karl Heilig

Digitized by Google

Digitized by Google



Dampfschaufeln an der Arbeit in der Stevenson Mine in der Nähe von Hibbing in Minnesota, die jährlich über eine Million Tonnen Erz produziert

Amerikas Eisenerzschätze

Von

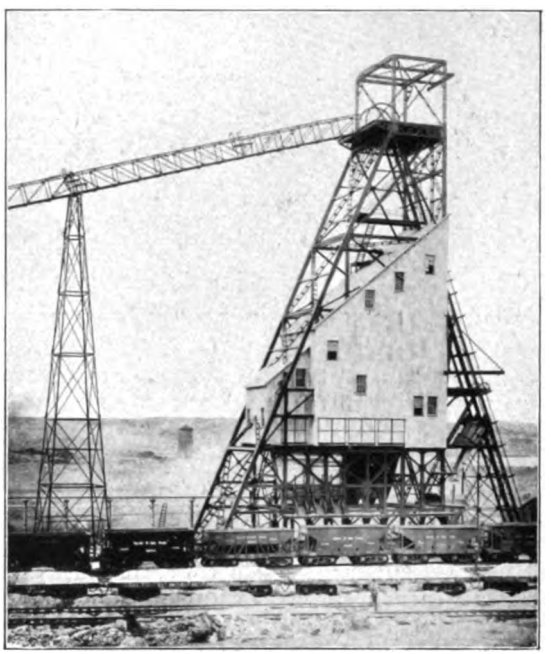
Walter V. Woehlke, Santa Monica, Kal.

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In der kurzen Spanne Zeit von fünfundzwanzig Jahren haben sich Veränderungen von großer Bedeutung in der Eisenindustrie der Welt zugetragen. Im Jahre 1880 nahm England unbestritten den ersten Rang in dieser Industrie ein, und noch heute zehrt es von dem Rufe, dessen sich seine Eisen- und Stahlwaren damals erfreuten. Die Vereinigten Staaten kamen an zweiter Stelle, und Deutschland mußte sich mit dem dritten Platze begnügen. Den Amerikanern fiel es damals nicht ein, daß sie jemals mit den englischen Eisen- und Stahlfabrikanten in wirklichen Wettbewerb treten könnten; die Freihändler waren zu jener Zeit fest überzeugt, daß englische Fabriken immer einen großen Teil des in Amerika verbrauchten Stahls liefern würden, und verlangten sie daher, daß der Zoll auf Eisen- und Stahlimporte erniedrigt werde, da die heimische Industrie nicht daran denken könne, den Markt allein zu versorgen. Die Anstrengungen der deutschen Hüttenwerke machten den Engländern noch weniger Sorge, da sie sich ihrer leitenden Stellung sicher fühlten. Heute ist die Eisenindustrie der Vereinigten Staaten an die erste Stelle gerückt, Deutschland hat sich den zweiten Platz errungen, und England ist in dem industriellen Wettkampf ins Hintertreffen gedrängt. Im Jahre 1880 produzierte England 7750000 Tonnen Roheisen, die Vereinigten Staaten 4000000 und Deutschland 2750000 Tonnen. Die Zahlen für letztes Jahr, als die Vereinigten Staaten 25000000 Tonnen, Deutschland 11750000 und England 10250000 Tonnen Roheisen lieferten, werfen ein grelles Licht auf die Umwälzungen in der Industrie, die sich seit 1880 ereignet haben. Der Riesensprung, durch den die amerikanischen Fabrikanten in kaum einem Menschenalter ihre Eisenproduktion um 21000000 Tonnen erhöhten und die Gesamtproduktion ihrer beiden Nebenbuhler überflügelten, ist nicht der größeren Energie und dem Unternehmungsgeist der Amerikaner zuzuschreiben. Betrachtet man die Schwierigkeiten, die sich der deutschen Eisenindustrie seit 1880 in den Weg stellten, vergleicht man die Hilfsmittel, die Märkte und das Rohmaterial, mit denen Deutschland und Amerika zu arbeiten hatten, so stellt sich Deutschlands Leistung als die größere heraus. Außer dem Riesenwachstum des Marktes, den die amerikanischen Hüttenwerke zu versorgen haben, läßt sich der kolossale Aufschwung der Industrie jenseits des Ozeans hauptsächlich auf die Entdeckung von Eisenerzlagern zurückführen, die nicht nur an Umfang und Qualität des Erzes alle andern Eisenerzminen der Welt in den Schatten stellen, sondern obendrein noch so günstig gelegen sind, daß das Erz mit

Digitized by Google

geringsten Kosten nach den Kohlengebieten zum Einschmelzen geschafft werden kann. Ohne das Rohmaterial, das von den Bergwerken am oberen Ende der Großen Seen geliefert wird, würde die amerikanische Eisenindustrie nie den weiten Vorsprung über die deutsche gewonnen haben. Das verhältnismäßig kleine Gebiet am Superior- und am Nordende des Michigansees, in dem sich die Erzlager befinden, ist die Grundlage, auf der die amerikanischen Hochöfen gebaut sind. Von diesem Gebiet ergießt sich das Erz in endlosem Strom die Seenkette entlang nach der östlichen Kohlenregion. Der Besitz der Erzlager am Superiorsee sichert dem Stahltrust, der größten Korporation der Welt, das Monopol in der Eisenindustrie Amerikas durch die Kontrolle über 80 Prozent des Rohmaterials der Union. Lieferten die Minen am Superiorsee, die dem Stahltrust gehören, im vorigen Jahre doch 34000000 Tonnen Eisenerz, mehr Erz und mehr Eisen, als in selbem Jahr aus allen Gruben in Deutschland, England, Spanien und Luxemburg gefördert wurde. Von solcher Bedeutung sind diese Erzlager für den Stahltrust, daß der Präsident des Trusts seine Sommerferien aufgab und spornstreichs von Europa nach Amerika reiste, als die Handvoll Bergleute in den Minen ausständig wurde. Es waren nur 3000 oder 4000 Finnländer, die streikten, aber ohne sie würde die gesamte Maschinerie des Monopols in Stillstand geraten und 150000 andre Arbeiter brotlos geworden sein.



Schachthaus über dem unterirdischen Teil der Fayalmine

In der Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten hat das Gebiet um die Großen Seen eine hervorragende Rolle gespielt. Auf diesen landumgürteten Meeren drangen die ersten Forscher, die ersten Pelzjäger in den reichen Nordwesten und das fruchtbare obere Mississippital vor. Den Ansiedlerscharen boten sie vor dem Bau der Eisenbahnen den besten Weg in die Wildnis und ermöglichten es ihnen, mit dem Osten Handel zu treiben. Die ausgedehnten Nadelholzwälder der Secregion haben seit dreißig Jahren Bauholz für Tausende von Städten geliefert. Das am Michigansee gefundene Kupfer zieht sich in dünnen Drähten über den Erdball. Mitten in grünen Feldern und Wiesen sind Blei- und Zinnbergwerke entstanden. Die größten Nickelminen Amerikas befinden sich in diesem Gebiet, und in den letzten Jahren haben die Silberfunde am Ontariosee Dutzende von neuen Millionären geschaffen.

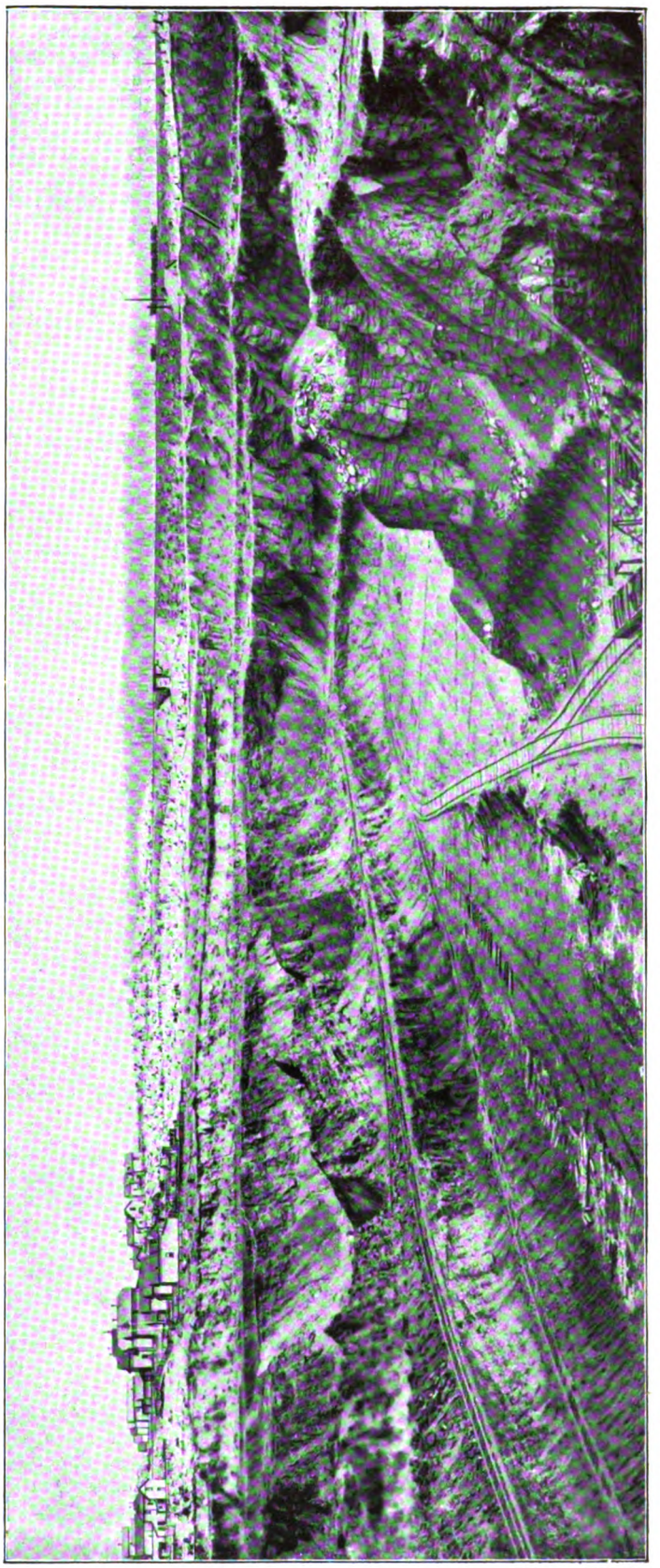
Die Ausbeutung der Metallschätze des Seegebietes nahm erst vor dreißig Jahren ihren Anfang, obwohl das Vorhandensein der Erze seit einem halben Jahrhundert bekannt war. Kapital für die Anlage der nötigen Bergwerke war nur schwer zu haben. Noch vor sechzehn Jahren konnten die Aktien der Calumet & Hecla-Mine im nördlichen Michigan für ein Fünftel ihres Nennwerts gekauft werden, obwohl reines, metallisches Kupfer in den Bergwerken gefunden war. Die weisen Fachleute, die Geologen und Mineralogen, schüttelten den Kopf und weigerten sich, den Berichten der Bergwerksingenieure Glauben zu schenken. Eine Spur metallischen Kupfers möge dort oben in der Wildnis wohl zu finden sein, meinten sie, doch würde die Ader bald verschwinden. Augenblicklich ist der Schacht der Calumet & Hecla über 3000 Fuß tief, und der Vorrat an metallischem Kupfer scheint kein Ende nehmen zu wollen. Im Mai vorigen Jahres allein belief sich die Menge des geförderten Kupfers auf 8600000 Pfund, und da das reine Kupfer der Calumet & Hecla im Weltmarkt stets einen höheren Preis bringt als das aus Erz eingeschmolzene und durch elektrischen Strom kostspielig gewonnene, ist es nicht zu verwundern, daß die Aktien der Minengesellschaft heute statt 20 über 700 Dollar wert sind.

Nur wenige Meilen nordwestlich von den Bergwerken, welche die Welt mit einem großen Teil des gebrauchten Kupfers versorgen, befindet sich die Wiege, in der das Riesenkind, die amerikanische Eisenindustrie, großgezogen wurde. Am westlichen Ende des kalten, tiefen Superiorsees, von dunkeln Nadelwäldern, kleinen Seen und undurchdringlichen Sümpfen umgeben, liegen die fünf Bezirke, die im letzten Jahre 34000000 Tonnen Eisenerz oder 79 Prozent der Gesamtproduktion der Vereinigten Staaten lieferten. Zwischen Sumpf und düsterem Tannenwald, in denen während der hellen Oktobernächte der Brunstschrei des Elentieres und das Geheul des grauen Wolfes erschallt, liegen Schlachtschiffe und ihre Kanonen, Nähnadeln, Eisenbahnen, Fahrräder, Wolkenkratzer, Brücken, Pflüge, Druckpressen, das gesamte Gerippe der modernen Zivilisation, im felsigen Boden, über den der rote Mann jahrhundertelang ahnungslos auf seinen Jagdzügen einherstrich. Dicht unter der Oberfläche, oft von den Wurzeln der Tannen durchdrungen oder von dem Wasser der Seen bespült, finden sich die rotbraunen, feinkörnigen Massen, gebackenem und zerkrümeltem Lehm gleich, die den Zambesi, den Kongo und den Niagarafluß überbrückt haben, die als Lokomotiven durch Afrika und Indien schnaufen, als amerikanische Schreibmaschinen in Deutschland erscheinen und die Schuhe

Digitized by Google

herstellen helfen, die der Yankee auf Europa abladet. Im Sommer surren singende Wolken von Mücken und stechenden Fliegen über Sumpf und durch den Wald; im trockenen Herbst braust der rote Hahn durch die dünnen Fichtenstände, und im Winter deckt tiefer Schnee See, Sumpf und Wald mitleidig zu. In diese unwirtliche, felsenbesäte Gegend drangen vor fünfzig Jahren einige Goldsucher auf der Jagd nach dem gleißenden, gelben Phantom vor. Statt dünner Adern und kleiner Taschen des gelben Metalls fanden sie ganze Schiffsladungen des roten Erzes; sie fluchten, wanderten weiter in die Wildnis und vergaßen ihren Fund. Erst lange Jahre später, 1877, als die Flotten der Segelschiffe den Urwald vom Superiorsee nach dem holzhungrigen Chicago schafften, wurde mit der Ausbeutung der Erzlager in den Marquette-, Menominee- und Gogebicbezirken, im Staate Michigan südlich vom Superiorsee gelegen, ernstlich angefangen. Sieben Jahre später wurde die Erzförderung nördlich vom Superiorsee, 150 Kilometer von seiner Küste am Ufer des Vermilionsees in Minnesota begonnen, doch erst 1892, als Eisenerz im Mesabibezirk in Minnesota gefunden wurde, erreichte die Seeregion ihre volle Bedeutung für die Eisenindustrie Amerikas.

Die Mengen Eisenerz, die in den sechzehn Jahren seit der Entdeckung dem Boden des Mesabibezirks entrissen sind, haben selbst die ans Große gewöhnten Amerikaner in Erstaunen gesetzt und den unerwarteten Aufschwung der Eisenindustrie des Landes möglich gemacht. Ein einziges Bergwerk in diesem Bezirk, die Iron-Mountain-Mine nahe Eveleth, lieferte im Jahre 1906 genug Eisen, um 25 000 Lokomotiven im Gewicht von je 120000 Pfund herstellen zu können. In jenem Jahre lieferte diese Mine 2500750 Tonnen Eisenerz, mehr Rohmaterial in zwölf Monaten, als in den hundert Jahren von 1770 bis 1870 in ganz Amerika verbraucht wurde. Dabei stand die Iron-Mountain-Mine der Größe nach durchaus nicht allein; sieben andre Minen im Mesabibezirk produzierten im selben Jahr je mehr als eine Million Tonnen Erz, und der Stahl, der aus dem Produkt dieser sieben Bergwerke hergestellt wurde, würde ausreichend sein, die

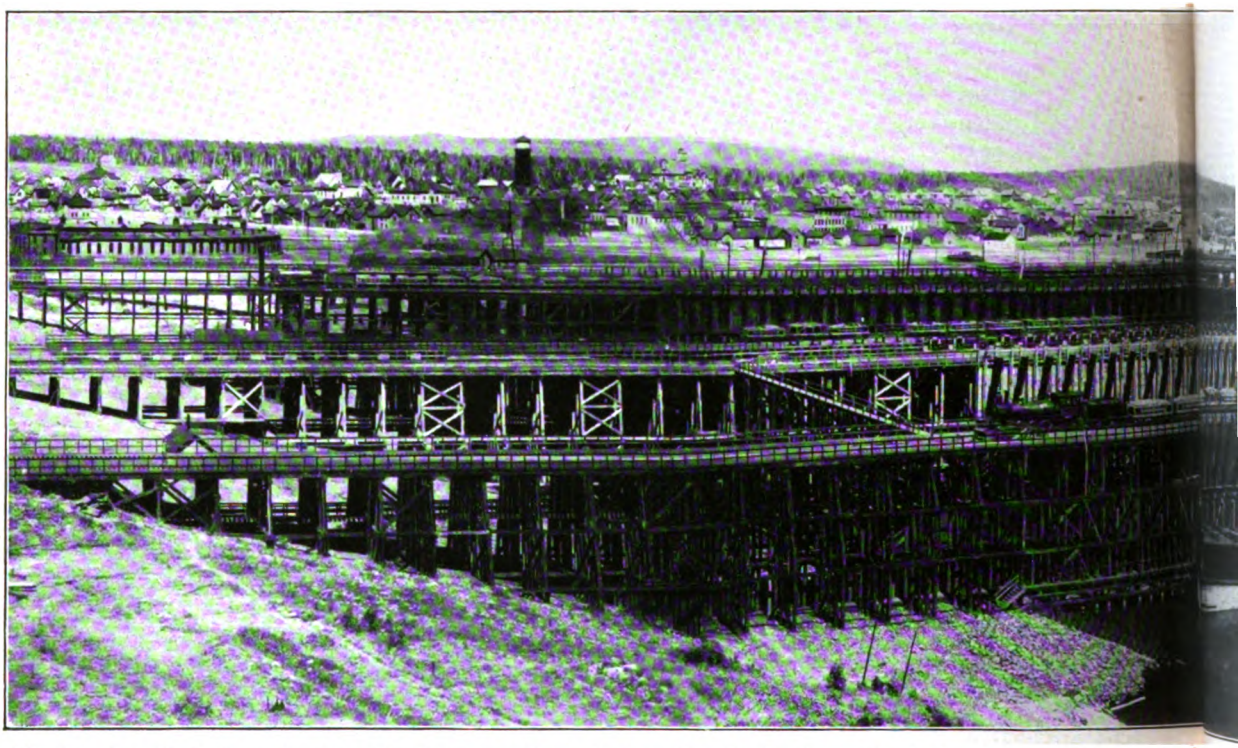


Die Fayalmine im Mesabibezirk in Minnesota; liefert, obwohl nur im Sommer in Betrieb, seit 1900 jährlich über eine Million Tonnen Erz

Digitized by Google

Vereinigten Staaten mit einer Flotte von 140 der größten Schlachtschiffe zu versorgen. Die Gesamtproduktion der Mesabiminen belief sich 1906 auf 20156566 Tonnen, und seit der Eröffnung des ersten Schachtes vor sechzehn Jahren hat der Bezirk die Welt um 75 Millionen Tonnen Roheisen bereichert, mit genügend Erz für den zehnfachen Betrag schon jetzt in Sicht.

Die Abbaumethoden, wie sie in den meisten Bergwerken in Gebrauch sind, würden es dem Mesabibezirk nicht ermöglicht haben, in den wenigen Jahren solche Mengen Erz zu liefern. Neue Methoden, die sich dem eigenartigen Charakter der Erzlager anpaßten, mußten erfunden werden. An-



Werften der Erzbahnen in Two Harbors am Superiorsee. Die Docks liegen 80 Fuß über dem Wasserspiegel

statt in breiten Adern zwischen Felswänden wird das Mineral in Minnesota in flachen Schichten gefunden, die sich Tausende von Metern fast parallel mit der Erdoberfläche hinstrecken. Viele dieser oft 80 Meter dicken Erzlager treten an einem Ende zutage, während das andre Ende sich langsam in die Tiefe neigt. Statt dem Erz mittels kostspieliger Schächte und Stollen unter die Erdoberfläche zu folgen, räumen die Bergwerksbesitzer im Mesabibezirk einfach die das Erz bedeckende Erdschicht fort, selbst wenn diese Schicht 40 bis 50 Meter tief ist. Nachdem der Boden durch Sprengungen genügend gelockert ist, machen sich große, auf Schienen laufende Dampfschaufeln ans Werk und laden Erde und Gestein auf bereitstehende Züge, bis das Erz bloßgelegt ist. Direkt in die roten Erzmassen laufen die Schienen; die „Dampfschaufeln die Dampfschaufeln der Nationalität ihrer Kollegen wegen nennen, beißen tief in die Erzwand, schwingen sich stöhnend und pustend um die Achse und öffnen die eisernen Kinnbacken, um ihren Inhalt in die Erzwaggons zu entleeren. Jeder Biß der Schaufel füllt einen Waggon, und in kaum einer Stunde setzt sich der beladene Zug in Bewegung, um direkt aus dem Bergwerk nach den Werften am Seeufer zu fahren. Fünf Mann sind für die Bedienung einer großen Dampfschaufel und des Erzzuges notwendig, und diese fünf können in einem Tage 7000 Tonnen Eisenerz abbauen und verladen, eine Leistung, wie sie in keinem andern Eisenerzgebiet des Landes möglich ist. Doch die Förderung von 7000 Tonnen pro Tag ist den Bergwerksbesitzern noch immer nicht genügend; in den letzten zwei Jahren haben sie Dampf durch Elektrizität ersetzt, einesteils um die Förderung des Erzes noch mehr zu beschleunigen und andernteils, um die billige Wasserkraft der vielen Seen und Flüsse auszunutzen.

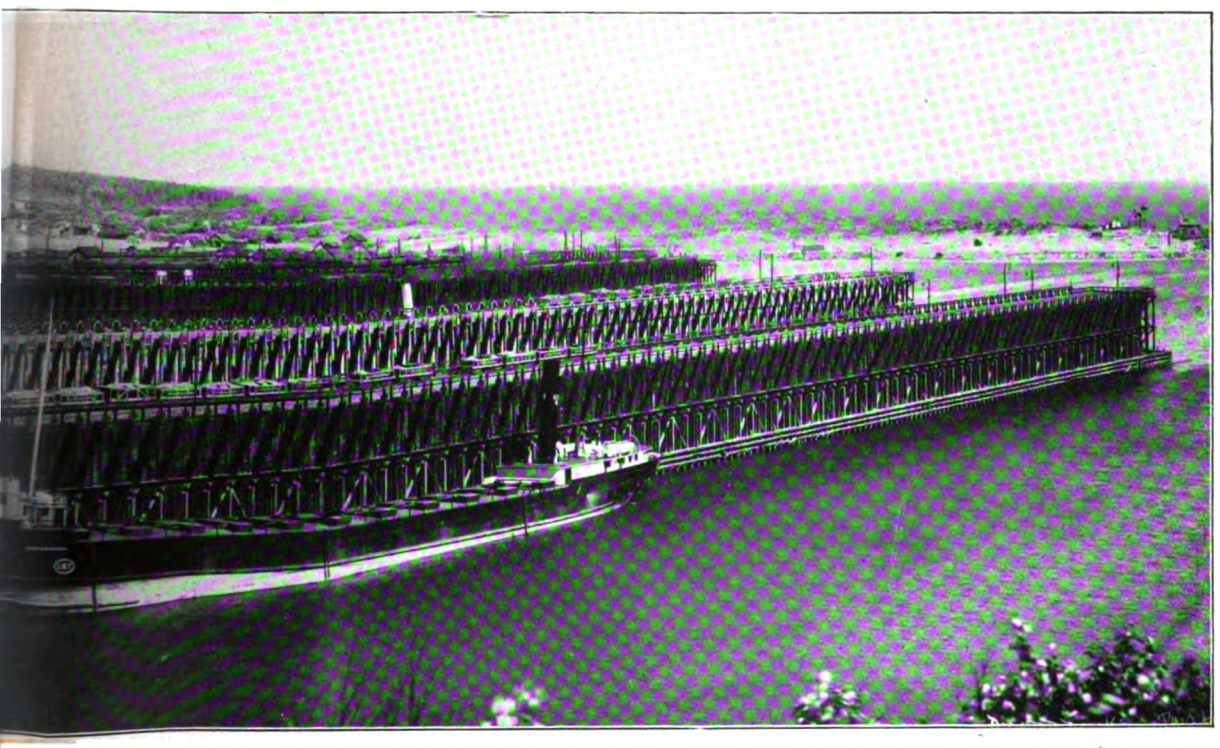
Gleich wichtig wie die Menge des vorhandenen Erzes und die Leichtigkeit, mit der es gewonnen werden kann, ist die Beschaffenheit des Produktes. In Luxemburg und in den Minen Deutschlands wird Eisenerz, das 40 bis 50 Prozent metallisches Eisen enthält, als außerordentlich reich betrachtet. Im Mesabibezirk wurde noch vor wenigen Jahren Erz mit 55 Prozent Eisen als Füllung für die Bahnbetten benutzt. Damals befanden sich noch die meisten der Bergwerke in Privathänden, und die Konkurrenz der Eigentümer für die Erzlieferung an die großen Hüttenwerke führte zu der typischen

Digitized by Google

amerikanischen Verschwendung im Abbau. Wie in den Waldungen und Kohlenfeldern, den Goldminen und Petroleumquellen, so wurde auch in dem neuen Eisenerzbezirk nur der Rahm abgeschöpft, um den Eigentümern so schnell wie möglich die Taschen zu füllen. Alles Erz, das weniger als 60 Prozent Eisen enthielt, wurde beiseite geworfen, und nur das reichste Material kam in die Schmelzöfen. Seitdem aber der Stahltrust die Region am Superiorsee mit Haut und Haaren verschluckt hat, hat die Verschwendung ein Ende erreicht.

In den meisten Eisenerzbezirken der Welt muß das Produkt geröstet, gewaschen oder andern Konzentrierungsverfahren unterworfen werden, um

sind, rollen die langen Erzzüge ununterbrochen aus den gewaltigen Löchern den Häfen Duluth, Two Harbors, Escanaba, Superior und Marquette zu. Auf langen Werften, die 20 bis 30 Meter überm Wasser emporragen, entleeren die Wagen automatisch ihren Inhalt in die „Taschen", lange Reihen von großen Behältern in den Docks, von denen mehrere bis zu 100000 Tonnen Erz fassen können. Mittels langer Röhren wird das Erz durch seine eigne Schwere in die Dampfer geführt. So schnell geht diese Verladung vor sich, daß der Dampfer „Augusta Wolvin" in 36 Minuten 10000 Tonnen Erz einnehmen und Platz für das nächste Schiff machen konnte. In den Häfen am Eriesee



assen 90000 Tonnen Erz. Bei der Aufnahme waren neun Dampfer mit dem Einnehmen von Erz beschäftigt

allzu große Beimischungen von Silikaten und andern Stoffen zu entfernen; dem Mesabi- und andern Bezirken am Superiorsee ist diese Ausgabe erspart. Wie das Erz aus dem Boden kommt, so wandert es in die Schmelzöfen, in denen das metallische Eisen gewonnen wird.

Bei der Entwicklung des Erzgebietes am Superiorsee fiel die geographische Lage der Region schwer ins Gewicht. Die Kette der großen Seen machte es möglich, die Erzmengen mit geringen Kosten nach den Hochöfen in Pennsylvanien und Ohio zu schaffen. Aus den öden, einsamen Fichtenwäldern Minnesotas führen Schienenstränge mit sanftem Gefälle an die felsigen Ufer des kaltblauen Superiorsees, wo Fahrzeuge von der Größe atlantischer Dampfer der Ladung harren. Während der warmen Monate, solange der blaue Spiegel des Sees nicht mit Treibeis bedeckt und die Kanäle offen

wird die Ladung wiederum automatisch gelöscht, und auf der gesamten Reise von dem Bergwerk bis in den Hochofen wird das Erz nie von Menschenhand berührt.

Eine wirkliche, echte Bärenjagd in dem Gebiete eines Welthafens wie Hamburg oder Liverpool würde sich sonderbar ausnehmen; die einzigen Bären, die in diesen Häfen zu finden sind, befinden sich in den Zwingern der zoologischen Gärten hinter eisernen Gittern. In Duluth aber, einem der größten und verkehrsreichsten Häfen der Welt, der an Zahl und Tonnengehalt der einlaufenden Schiffe Liverpool übertrifft, wurde noch vor drei Jahren ein wilder Bär in den Stadtgrenzen geschossen, und wenn der bitter kalte nordische Winter heranbricht, treiben sich ganze Rudel Wölfe in der Umgebung umher. Die Größe des Hafens von Duluth und Superior, am westlichen Ende der

Digitized by Google

Hauptschacht und Erzhaufen der Pioniermine im Vermilionbezirk in Minnesota

Seenkette gelegen, beruht auf dem Wassertransport des Eisenerzes, der hier seinen Anfang nimmt. Vor kaum dreißig Jahren wurde das Projekt, eine Bahn von St. Paul nach Duluth zu bauen, mit beißendem Spott behandelt. Im Jahre 1906 luden die Dampferflotten in Duluth, Superior und Two Harbors 21 000 000 Tonnen Eisenerz, und der Gesamtverkehr dieser drei nebeneinander liegenden Häfen belief sich auf über 30 000 000 Tonnen, keine zu verachtende Leistung für Städte, die 2500 Kilometer vom Salzwasser entfernt sind. Dabei wurde dieser Verkehr innerhalb acht Monaten bewältigt, denn von Ende November bis Mitte April legen Eis und Stürme die Navigation auf den Großen Seen brach.

Seit der Eröffnung des ersten Bergwerks in Minnesota vor einem Vierteljahrhundert haben die Minen dieses Staates Eisenerz im Werte von rund einer Milliarde Mark geliefert. Das ganze Gebiet, auf dem Eisenerz zu finden ist, gehörte ursprünglich dem Staate, dessen Anteil an dem Milliardenertrage sich bis jetzt auf, sage und schreibe, 4 000 000 Mark beläuft, und Minnesota kann sich glücklich schätzen, wenigstens diese Summe bekommen zu haben. Nicht viel größer war der Profit des Unternehmers, welcher der amerikanischen Eisenindustrie den Erzvorrat des Mesabibezirkes zugänglich machte. Der Kapitalist Merritt war vielleicht der erste, der die Bedeutung der Erzlager in der nordischen Wildnis in ihrem vollen Umfang erkannte und sie auszubeuten suchte. Sein Plan, die neu entdeckte Erzregion mittels einer Eisenbahn mit den Häfen am Superiorsee zu verbinden, fand aber wenig Anklang. Es würde sich nicht bezahlen, meinten die Finanzgrößen, eine Bahn in die sumpfige, felsige Waldeinöde zu bauen, da außer dem problematischen Erztransport kein Geschäft für die Bahn in Aussicht sei. Merritt ließ sich jedoch nicht abreden, sondern baute die Bahn aus eignen Mitteln und mit Hilfe einer Anzahl hübscher, stattlicher Hypotheken. Als aber der Erzstrom anfing, sich über die neue, tief in Schulden steckende Bahn nach dem See zu ergießen, als nach und nach die ganze Tragweite der Erzfunde in Minnesota bekannt wurde, fiel es den Finanzgrößen ein, daß die Bahn vielleicht doch Geld machen möchte. Heute haben die Finanzgrößen, die bei der Gründung des Stahltrusts beteiligt waren, die Bahn in ihrem Besitz — und Merritt hat das Nachsehen. Nachdem ihm die Bahn durch allerhand Kniffe entrissen, suchte er durch langwierige Prozesse, die sich jahrelang durch die verschiedenen Instanzen zogen, den Geldpiraten die Beute wieder abzujagen, doch vergebens. Die Mittel gingen ihm aus, und er sah sich gezwungen, sich mit einer Abfindung von 900 000 Dollar für seinen Anteil an der Bahn zufriedenzugeben. Ein Jahr nach diesem Vergleich, 1904, erklärte die Bahn, die eine Länge von 300 Kilometern hat, eine Dividende von 150 Prozent oder 4 500 000 Dollar auf ein Aktienkapital von drei Millionen, und nach Auszahlung dieser Dividende war noch ein Ueberschuß von mehr als drei Millionen in der Kasse.

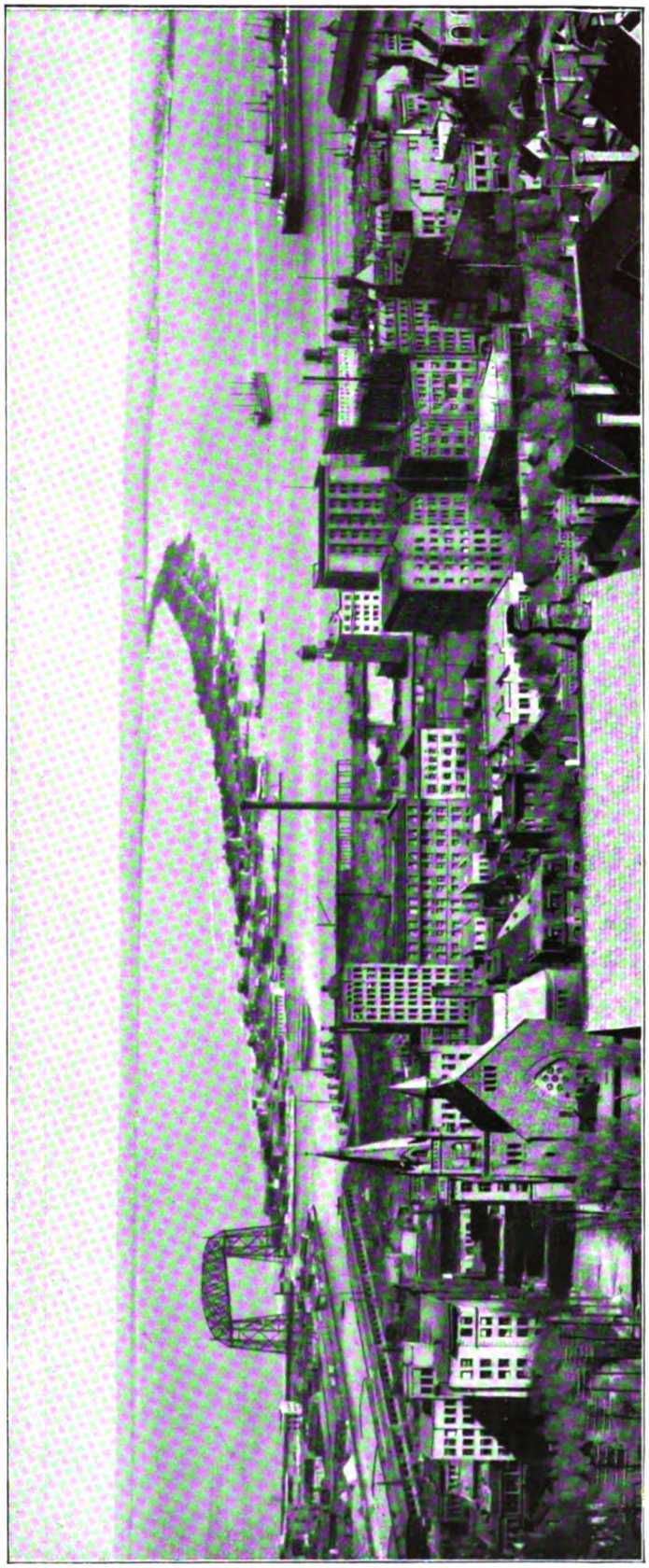
Den Entdeckern der Eisenerzlager brachte der Fund wenig Vorteil. Als noch der größte Teil der Bergwerke sich in Privathänden befand, war der Wettbewerb zwischen den einzelnen Erzlieferanten so bitter, daß die erzielten Preise kaum die Förderungskosten und Transportausgaben deckten. Seit der Gründung des Stahltrusts sind 85 Prozent der Minen in aller Stille und ohne großes Geschrei in den Besitz der mächtigen Korporation gelangt; in die noch übrigen 15 Prozent des Eisenerzvorrates der Seeregion teilten sich andre Großindustrielle, der Erntemaschinentrust und verschiedene kleinere Gesellschaften. Der Besitzwechsel ging außerordentlich glatt vor sich, glatt wenigstens für den Stahltrust. Nachdem das große Monopol gegründet war, hatten die Erzlieferanten nur einen Kunden anstatt mehrere Dutzend, und dieser einzige Käufer für ihre Waren konnte die zu zahlenden Preise nach Belieben fest- oder vielmehr herabsetzen. Dem Stahltrust gehörten die Bahnen, auf

Digitized by Google

denen das Erz von den Minen nach dem See geschafft wurde; dem Stahltrust gehörten die Werften, die Erzflotten, die Docks am Eriesee, und der Stahltrust setzte die Frachtraten auf den Bahnen fest, die vom Eriesee nach den Hochöfen führten. Gegen diese Uebermacht konnten die Bergwerksbesitzer nicht ankämpfen, und nach und nach verkauften sie ihre Minen an den Trust, natürlich nicht für die allerhöchsten Preise. So kam es, daß die United States Steel Corporation sich in den Besitz von einer halben Milliarde Tonnen Eisenerz der besten Qualität setzen und sich einen Vorrat von ausgezeichnetem Rohmaterial für die nächsten fünfzig Jahre sichern konnte.

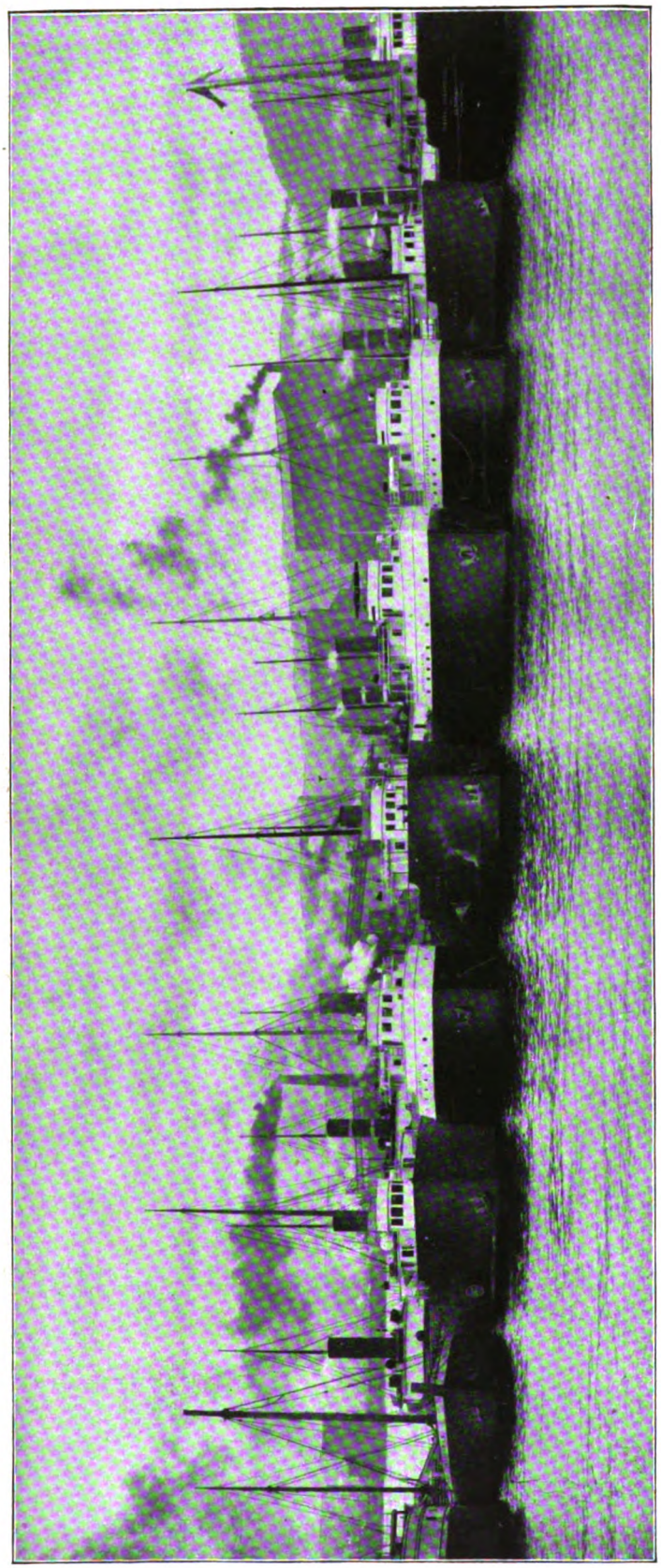
Während der Stahltrust in aller Stille unter Ausschluß der Oeffentlichkeit das reichste Eisenerzgebiet der Welt verschluckte und den Bissen verdaute, drängte sich ein andrer Teil des Gebietes der Großen Seen plötzlich in den Vordergrund. Am Nordufer des Ontariosees verwirklichten sich in ungeahnter Weise die Träume der Goldsucher, die vor fünfzig Jahren das gleißende Metall in der Wildnis gesucht und Eisenerz gefunden hatten. Tagelöhner und Eisenbahnarbeiter wurden über Nacht Millionäre; Schmiede und Holzfäller, die ihr ganzes Leben sich von Tagesgrauen bis Sonnenuntergang für geringen Lohn abgeplagt hatten, konnten plötzlich an einem Tage den Verdienst eines ganzen Jahres verschlemmen. Arme Schlucker von Studenten entpuppten sich als Großkapitalisten, und erfahrene Mineralogen und Fachleute gingen leer aus und traten in den Dienst der ehemaligen Tagelöhner und Holzfäller.

Eines schönen Herbsttages im Jahre 1903 war die ewig junge Dame, um deren Gunst die ganze Welt buhlt, besonders gut aufgelegt. Der Himmel war wolkenlos und warme, goldene Sonnenstrahlen tanzten freundlich um die Arbeiterschar, die im Auftrage der kanadischen Regierung am Ufer des Temiscamingueesees in Neu-Ontario eine Eisenbahn durch Fichtenwald und Sumpf der großen Inlandwasserstraße zu baute. Die vorspringende Nase eines felsigen Hügels, die sich an das Seeufer erstreckte, legte dem blanken Doppelbande der Stahlschienen ein Hindernis entgegen. Ein Loch wurde in die Felswand gebohrt und mit Dynamit



Hafen von Duluth am westlichen Ende des Superiorsees

Digitized by Google



Ein Teil der Erzflotte im Hafen von Duluth am Superiorsee

gefüllt, worauf Fortuna, welche die Vorbereitungen überwacht hatte, sich lachend zurückzog. Eine Minute später flog die Felsnase in die Luft. Das war der Anfang des Silberregens, der in den nächsten Jahren die Taschen der Arbeiter und Gründer bis obenhin füllen sollte. Mehrere Sekunden nach der Explosion regnete es tatsächlich Silber in großen Massen, da das Dynamit eine Ader des Edelmetalls zerrissen und die Stücke auf das Bahnbett geworfen hatte. Aus dieser Ader wurde in fünf Monaten Silber im Werte von 800000 Mark gewonnen, doch zur Zeit der Explosion ahnte niemand, daß die großen Klumpen des schwarzen, weichen und außerordentlich schweren Stoffes den Metallschätzen der Seeregion ein neues Element beifügen würden. Fluchend räumten die Bahnarbeiter den schweren Stoff beiseite und fuhren mit ihren Sprengungen fort. Nur einem kanadisch-französischen Schmied namens La Rose kam das schwarze, schwere Gestein merkwürdig vor, doch experimentierte er erst damit, als er später am benachbarten Cobaltsee weitere Proben des Stoffes fand. Um der Sache auf den Grund zu gehen, legte er ein 30 Pfund wiegendes Stück auf den Amboß und bearbeitete es mit seinem Hammer, bis ihm eine Ahnung aufdämmerte, daß er auf 30 Pfund fast reinen Silbers umherklopfe. Dann machte er sich spornstreichs auf die Beine und sicherte sich die 40 Morgen Regierungsland, auf denen er den Fund gemacht hatte. Fast zu gleicher Zeit hatten auch zwei Holzfäller, die Schwellen für die neue Bahn herstellten, die Natur des oxydierten Silbers erkannt und sich „claims“ von je 40 Morgen gesichert. Aus solch bescheidenen Anfängen entwickelte sich die Silberregion am Cobaltsee, in der bis jetzt Metall im Werte von einer halben Milliarde Mark bloßgelegt ist.

Monate verstrichen, ohne daß La Rose und seine Freunde, die sich ebenfalls Stücke silberhaltigen Landes angeeignet hatten, ihr Rohsilber in geprägte Münze umsetzen konnten. Zwei Bahnarbeiter, die mit den Arbeitgebern, den Gebrüdern Martin, zusammen ein Stück Land in Besitz genommen hatten, wollten es vermessen lassen und boten dem Geometer einen Anteil in dem Unternehmen als Zahlung an. Der schlaue Geometer

Digitized by Google

gefüllt, worauf Fortuna, welche die Vorbereitungen überwacht hatte, sich lachend zurückzog. Eine Minute später flog die Felsnase in die Luft. Das war der Anfang des Silberregens, der in den nächsten Jahren die Taschen der Arbeiter und Gründer bis obenhin füllen sollte. Mehrere Sekunden nach der Explosion regnete es tatsächlich Silber in großen Massen, da das Dynamit eine Ader des Edelmetalls zerrissen und die Stücke auf das Bahnbett geworfen hatte. Aus dieser Ader wurde in fünf Monaten Silber im Werte von 800000 Mark gewonnen, doch zur Zeit der Explosion ahnte niemand, daß die großen Klumpen des schwarzen, weichen und außerordentlich schweren Stoffes den Metallschätzen der Seenregion ein neues Element beifügen würden. Fluchend räumten die Bahnarbeiter den schweren Stoff beiseite und fuhren mit ihren Sprengungen fort. Nur einem kanadisch-französischen Schmied namens La Rose kam das schwarze, schwere Gestein merkwürdig vor, doch experimentierte er erst damit, als er später im benachbarten Cobaltsee weitere Proben des Stoffes fand. Um der Sache auf den Grund zu gehen, nahm er ein 30 Pfund wiegendes Stück auf den Amboß und bearbeitete es mit seinem Hammer, ihm eine Ahnung aufdämmerte, er auf 30 Pfund fast reinen Silbers umherklopfe. Dann machte er spornstreichs auf die Beine, sicherte sich die 40 Morgen Schürfungsland, auf denen er den Fund gemacht hatte. Fast zu gleicher Zeit hatten auch zwei Holzhauer die Schwellen für die neue Bahn herstellten, die Natur des kostbaren Silbers erkannt und „claims“ von je 40 Morgen Land abgesteckt.

Aus solch bescheidenen Anfängen entwickelte sich die Silberindustrie von Cobaltsee, in der bis jetzt Werte von einer halben Million Mark bloßgelegt ist.

Jahre verstrichen, ohne daß La Rose und seine Freunde, die ihre Stücke silberhaltigen Gesteins angeeignet hatten, ihr Recht auf die ertragte Münze umsetzen konnten. Zwei Bahnarbeiter, die Arbeitgebern, den Gebrüdern Martin, zusammen ein Stück Besitz genommen hatten, es vermessen lassen und einen Geometer einen Unternehmen als der schlaue Geometer

der direkt na

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ließ sich aber nicht hinters Lic
auf Bezahlung der 200 Doll
trug seine Kette umher. Eben
der die nötigen Papiere ausst
Fundes als Honorar aus. D
nnen sich mit dem Silber
den Hals gebunden zu haben
New Yorker in Cobalt erschie
ihm nahm und ihnen ohne
dafür bezahlte. Seitdem sin
ieren sich die Nipissingmine
Millionen wieder verkauft.

Die Kunde von dem ne
in die Welt, und bald wi
des Cobaltfiebers von profe
Schürfern, Gründern un
Interessenten kamen, doch nur
suchten. Unter den Glückli
junge Leute, die auf der
Mineralogie studierten und
ihnen als Vermessungsgehi
Ingenieurmeister erwarben.
Der eine Silberader am U
ihre wissenschaftlichen Kennt
die Hauptader sich unter

Die regen Handelsbe
mit Ostasien und ni
von Kiautschau haben in
bildeten die Anteilnahme a
des „Reiches der Mitte“
Studium der chinesischen
Umgangssprache der Gebil
Gelehrte in Deutschland o
unseres Vaterlandes finden
Beziehungen mit China in
mit Recht bezweifelt wer
einzige chinesische Sprac
Formenlehre und der E
Lediglich Wurzel bleibt un
sich vollendete Begriffe a
germanisches Sprachgefü
es sei denn, daß ein Spra
Verlauf seiner Studien sich
keineswegs die Verkehrssp
den Nationen und den
sich vielmehr seit einer R
Dialekt ausgebildet, der
nach dem Bildungsgrade
verdorbenes Englisch, u
Stämmen, darstellt. D
genannte Pidgin-Englisch
das den meisten unserer
Kaufleute, die mit den
Beziehungen irgendwelcher A
kann ist. Wird doch dur

Digitized by Google

ließ sich aber nicht hinters Licht führen und bestand auf Bezahlung der 200 Dollar. Er schleppt noch heute seine Kette umher. Ebenso schlug der Anwalt, der die nötigen Papiere ausstellte, einen Anteil des Fundes als Honorar aus. Die glücklichen Besitzer schienen sich mit dem Silber einen Mühlstein um den Hals gebunden zu haben, als eines Tages ein New Yorker in Cobalt erschien, ihr Land in Augenschein nahm und ihnen ohne Zögern 200000 Dollar dafür bezahlte. Seitdem sind die 40 Acker, auf denen sich die Nipissingmine befindet, für mehrere Millionen wieder verkauft.

Die Kunde von dem neuen Silberfelde drang in die Welt, und bald wimmelte die Umgebung des Cobaltsees von professionellen Gold- und Silbersuchern, Gründern und Dilettanten. Ihrer Tausende kamen, doch nur wenige fanden, was sie suchten. Unter den Glücklichen befanden sich drei junge Leute, die auf der Universität zu Toronto Mineralogie studierten und sich während der großen Ferien als Vermessungsgehilfen die Mittel für das Wintersemester erwarben. Diese drei stolperten über eine Silberader am Ufer eines kleinen Sees; ihre wissenschaftlichen Kenntnisse sagten ihnen, daß die Hauptader sich unter dem Seebett hinziehen würde, und sie beanspruchten außer dem Fundorte noch das Seebett, um der Ader vollkommen sicher zu sein. Ein Tagelöhner, der ihren Fußstapfen gefolgt war, nahm die 40 Morgen auf der andern Seite des Fundortes am Abhange eines Hügels in Besitz und fand die Hauptader. Die Studenten entdeckten aber genug Silber, um eine runde Million für ihre Mine zu bekommen, gewiß kein schlechter Ferienverdienst für drei arme Schlucker.

Nur einen Haken hatten die Silberfunde am Cobaltsee. Statt an Umfang und Reichhaltigkeit zuzunehmen, werden die Adern mit zunehmender Tiefe immer dünner und verschwinden bald vollständig, so daß manch ein Unternehmer am Boden eines tiefen Schachtes statt der erwarteten Reichtümer den Gerichtsvollzieher vorfand. Für die Menschheit im allgemeinen hat dieses Verschwinden der Silberadern jedoch wenig zu bedeuten; viel wichtiger ist es, daß die Kupferminen am Michigansee unerschöpflich zu sein scheinen, und daß die neuesten Forschungen die Anzeichen weiterer Eisenerzlager von noch unbekanntem Umfang in Kanada und Minnesota bloßgelegt haben. Silber und Gold knechten die Menschheit, Eisen zerschneidet die Bande, die ihre volle, freie Entwicklung verhindern.

Das Englisch des John Chinaman

Von

Franziskus Hähnel

Die regen Handelsbeziehungen Deutschlands mit Ostasien und nicht zuletzt die Erwerbung von Kiautschau haben in vielen Kreisen der Gebildeten die Anteilnahme auch an Land und Leuten des „Reiches der Mitte“ gesteigert. Daß aber das Studium der chinesischen Sprache, selbst der Umgangssprache der Gebildeten (kuan-hua) viele Freunde in Deutschland oder in denjenigen Kreisen unsers Vaterlandes finden wird, die durch Handelsbeziehungen mit China in Verbindung stehen, darf mit Recht bezweifelt werden. Dazu hat die einsilbige chinesische Sprache mit ihrer fehlenden Formenlehre und der Eigenart, daß jedes Wort formell Wurzel bleibt und einen oder mehrere in sich vollendete Begriffe ausdrückt, doch für unser germanisches Sprachgefühl zu wenig Anziehendes, es sei denn, daß ein Sprachforscher sie zum Gegenstand seiner Studien sich erwählte. Auch bildet sie keineswegs die Verkehrssprache zwischen den fremden Nationen und den Chinesen. Als solche hat sich vielmehr seit einer Reihe von Jahrzehnten ein Dialekt ausgebildet, der mehr oder weniger, je nach dem Bildungsgrade des ihn Benutzenden, ein verdorbenes Englisch, untermischt mit chinesischen Stämmen, darstellt. Dieser Dialekt ist das sogenannte Pidgin-Englisch des „John Chinaman“, das den meisten unsrer deutschen Seefahrer und Kaufleute, die mit den Chinesen geschäftliche Beziehungen irgendwelcher Art zu pflegen haben, vertraut ist. Wird doch durch ihn die Verständigung zwischen der mongolischen Rasse mit andern Nationen, besonders mit Engländern, Amerikanern und Deutschen, in den verschiedenen Seehäfen des Stillen Ozeans, in Asien wie in Kalifornien fast ausschließlich vermittelt. Es dürfte eine kurze, allgemeinverständliche Betrachtung desselben schon deshalb willkommen sein, weil selbst in Handelskreisen über das Wesen dieser Hilfssprache mancherlei Unklarheiten herrschen.

Wo immer der Chinese in Berührung mit den Angehörigen irgendeiner andern Rasse als der mongolischen tritt, selten bildet etwas andres die Veranlassung dazu als „business“; mag er nun dem Seemanne fremder Nationen seine billige, oft wenig delikate Austernart anbieten oder heimlich Trossen oder sonstiges Schiffsgut sich anzueignen suchen, immer ist „business“ sein Beweggrund. „Business“ ist das Wort, das er wohl am meisten im Munde führt, oder nach der chinesischen Aussprache des Wortes „pidgin“. „Pidgin“ ist aber nicht nur die Bezeichnung für „Geschäft“ als solches, sondern auch für jede Beschäftigung, für irgendeine hervortretende Angelegenheit des menschlichen Lebens; so ist „joss-pidgin“ die Religion (joss-pidgin-man, der Priester), „chow-chow-pidgin“ das Essen beziehungsweise Kochen des Essens und so weiter. In dem Worte „Pidgin-Englisch“ wird nicht nur die Veranlassung zur Bildung dieses Dialektes ausgedrückt, sondern auch gleichzeitig gekennzeichnet, wie schwer dem Chinesen die richtige

Digitized by Google

Aussprache englischer Laute wird. Wäre nämlich das Englische nicht die Hauptsprache an den Küsten des Stillen Ozeans sowohl im Osten wie im Westen von jeher gewesen, so würde der Chinese beziehungsweise der Kuli schwerlich dazu gekommen sein, einen Verkehrsdialekt unter Bevorzugung englischer Worte zu bilden; denn seiner Zunge liegt nichts ferner als die Sprache John Bulls. Das Pidgin-Englisch bietet sich gegenwärtig fast noch in denselben Formen wie in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus denen uns einige Gedichte unbekannter Autoren erhalten sind; es ist bei den stets wachsenden Verkehrsinteressen einer Veränderung nicht unterworfen gewesen. Wenn auch besondere literarische Nachweise darüber noch nicht vorhanden sind, so wird doch aus einigen chinesischen Häfen berichtet, daß sich neben diesem allgemeinen Verkehrsdialekte noch ein Pidgin-Französisch und ein Pidgin-Portugiesisch zu entwickeln beginne.

Ein Seitenstück zum Pidgin-Englisch bildet gewissermaßen das elsässische Wackes-Französisch oder noch mehr die „lingua franca“ in der Levante, ein verdorbener italienischer Dialekt, der ebenfalls von den verschiedensten Nationen zur Verständigung untereinander benutzt wurde. Das Pidgin-Englisch wird an der ganzen chinesischen Küste, den Inseln und Meerbusen verstanden und gesprochen und zwar nicht nur vom Kuli und ungebildeten Chinesen, sondern auch von denjenigen Bewohnern des großen Tschung-kue (Reiches der Mitte), die den Versuch machen wollen, die englische Sprache selbst in ihren grammatischen Verhältnissen richtig zu erlernen. Gerade bei solchen Chinesen kann das Pidgin-Englisch ebenfalls als eine durchaus nicht wertlose Vermittlung zwischen der einsilbigen chinesischen und der vielsilbigen englischen Sprache angesehen werden. Die außerordentliche Verbreitung und Benutzung dieses Dialektes veranlaßt Simpson sogar, die Hypothese auszusprechen, daß in absehbarer Zeit das Pidgin-Englisch im kaufmännischen Verkehr sich zur Schriftsprache entwickeln werde.

Das Pidgin-Englisch ist mehr oder weniger ein Kauderwelsch, das durch die Anpassung der englischen Sprache an die eigenartige chinesische Grammatik und durch die Aussprache vieler englischer Wörter entstand. Es entspricht in seiner Bildung durchaus dem posh an' posh-Dialekte der englischen Zigeuner, welche die hindostanisch-persischen Wörter ihrer Sprache den englischen Lautgesetzen ebenfalls anzupassen suchten.

Wer an der Hand der bis jetzt vorliegenden Literatur oder im Verkehr selbst das Pidgin-Englisch einer Betrachtung unterzieht, wird finden, daß es kaum fünfzig Wörter nichtenglischen Ursprungs (chinesische und einige wenige portugiesische Stämme) enthält; alles übrige ist ein Englisch, wie es etwa von kleinen Kindern oder Negern gesprochen wird. Das bekannte Kinderlied vom „Little Jack Horner“ lautet zum Beispiel in anglochinesischem Dialekte:

Little Jack Horner
Makee sit inside corner,
Chow-chow he Clismas pi;
He put inside t'um,
Hab catchee one plum,
„Hai yah! what one good chilo my!“

Je mehr ein Chinese die englischen Worte beherrschen lernt, desto mehr werden die pidginenglischen Worte, die in ihrer Verzerrung dem Chinesischen mehr ähneln als dem Englischen, verschwinden und umgekehrt. Verstanden wird deshalb dieser Verkehrsdialekt fast von jedem Chinesen an der Küste, wie auch von jedem Ausländer, dem die breite Sprache der Söhne Albions einigermaßen vertraut ist. Gibt es doch Seeleute, die Englisch in Wirklichkeit recht mangelhaft sprechen, geschweige denn schreiben können, Pidgin-Englisch aber sprechen, als ob es ihr heimatlicher Dialekt wäre.

Wie jeder absichtlichen oder unabsichtlichen Verstümmelung einer Sprache (zum Beispiel Hans Breitmann gife a barty der all was Saus und Braus im deutsch-amerikanischen Dogs-Englisch), so wohnt auch dem Pidgin-Englisch ein eigenartiger humoristischer Zug für den Nichtmongolen inne. Darin mag zunächst auch wohl die Erklärung liegen, daß Angehörige germanischer oder romanischer Völker ohne Schwierigkeit diesen Dialekt bald sich aneignen und vor allem viele unsrer Deutschen in Ostasien das Pidgin-Englisch mindestens ebenso beherrschen wie der Kuli und der Chinese der unteren Volksklassen.

Dazu kommt, daß das Pidgin-Englisch an Regellosigkeit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt, auch gibt es bereits eine ganze Literatur über diesen Verkehrsdialekt, wie auch Vokabularien für den Handgebrauch, die auf wenigen Seiten das ganze Material enthalten, aus dem sich dieses Kauderwelsch zusammensetzt. Wenn auch niemand wird behaupten können, daß dem Sprachforscher durch diesen Dialekt besondere nutzbringende sprachphilosophische Studien und Probleme geboten werden, so ist in psychologischer Hinsicht doch die Art und Weise nicht ohne Interesse, wie Repräsentanten einer monosilbigen Sprache sich einer andern, ihrem Sprachgefühle so durchaus fernliegenden Sprache anzubequemen suchen. Außer den naheliegenden praktischen Gesichtspunkten hat dieser Umstand eine Reihe tüchtiger Forscher gewiß in erster Linie veranlaßt, dem Pidgin-Englisch wissenschaftliche Erörterungen zuteil werden zu lassen.

Für die Aussprache des Pidgin-Englisch lassen sich nur wenige sogenannte Normalformen geben; in gewissem Sinne spricht jedes Individuum nach dem Grade seiner Bildung. So klingt das englische „have“ bald genau wie beim eingeborenen Engländer, bald wie hop, am häufigsten aber wie hab. Große Schwierigkeit bereitet dem Chinesen die Aussprache des anlautenden r; es klingt in seinem Munde wie l. Das englische Wort für Freund, „friend“, findet man im Pidgin-Englisch deshalb als „flin“. Dagegen wird der englische Th-Laut mit Ausnahme von Anfängern, die t oder d sprechen, richtig genommen. In Wirklichkeit besitzt das Pidgin-Englisch weder Konjugation und Deklination noch Pluralbildungen. Die verschiedenen Zeitformen werden durch den sehr einfachen Gebrauch von hab, hab-got, belongey, catchee und can do gebildet und damit die verschiedenen Abstufungen des Besitzens, von Eigenschaften und so weiter angegeben. „Er ist sehr reich“ (he is very rich), drückt der Pidginman — um ein Beispiel anzugeben — durch die Kon-

Digitized by Google

Zur Soiree

Nach einem Gemälde von Konrad von Kardorff

Digitized by Google

struktion aus: „he catchee too muchee dollar"; ich bin ein Chinese, „My belongey China-side". Die Anhängung von Vokalen wie „ee" oder „o" bei Wörtern, die auf einen Vokal oder eine Liquida endigen, ist mutmaßlich nur aus Wohlklangsgründen geschehen (chilo, child; clylo, to cry). Für die einfache Bejahung (yes) setzt der Pidgin-Englisch radebrechende Chinese meistens „Can do", für die Verneinung (no) no can do. Ersteres findet aber auch Verwendung als Frageform; zum Beispiel: Können Sie essen? Can do chow-chow? (are you able to eat?) Da der Engländer in der Umgangssprache mit Interjektionen und mit Wörtern ohne besonderen Meinungsausdruck sehr freigebig ist, so ist auch das Pidgin-Englisch reichlich damit durchsetzt. So findet häufig Anwendung galoe oder galaw, auch g'low oder galà, das unserm süddeutschen „halt" entspricht; zum Beispiel you belongey too muchee sassy, galaw! Du bist halt zu anmaßend! Die wenigen chinesischen Ausdrücke, die aus dem Mandarin-Chinesisch und dem Kantondialekte stammen, haben sich im Pidgin-Englisch ziemlich genau in der ursprünglichen Aussprache erhalten, wie hahng (Warenlager) als Bezeichnung für diejenigen großen Firmen, von denen früher der ganze chinesische Handel geleitet wurde, oder wie „hwan" als Ausdruck für „Feuer" und so weiter.

Aus diesen kurzen Andeutungen läßt sich bereits erkennen, daß es unnötig ist, für das Pidgin-Englisch und besonders für die Anwendung von Verbformen in demselben bestimmte Regeln entwickeln zu wollen; während zum Beispiel ein Chinese den Satz „ich will mit ihm sprechen" mit „my talkee he" bildet, sagt ein andrer „my hab talkee" oder ein dritter „my go talkee". Als eine besonders auffallende Eigenart des anglo-chinesischen Dialektes verdient noch erwähnt zu werden, daß der Chinese wie in seiner eignen Sprache zwischen Zahlwörtern und Substantiven einen gewissermaßen klassifizierenden Ausdruck einschiebt, nach Professor D. K. Douglas „a classifier, since it points to the kind of object represented by the substantive". Diese verschiedenen Ausdrücke sind im Pidgin-Englisch verschmolzen in dem Worte pesze (piece). Während zum Beispiel „zwei Messer", entsprechend dem Chinesischen, etwa mit „tow-to-be-held-in-the-hand-knives" von dem nicht Pidgin sprechenden Chinesen auf englisch genannt würde, lautet es im Dialekt einfacher „tow pesze naifo"; oder „jener Mann hat nichts zu trinken" — „that piece man no hab catchee dlinko".

Wenn das Pidgin-Englisch auch lediglich dem Verkehr mit den Chinesen entsprang, wird es doch von Engländern und Deutschen häufig benutzt, um komische Wirkungen bei Festlichkeiten und so weiter zu erzielen, und einer Festzeitung des bekannten vornehmen deutschen Klubs „Eintracht" in Hongkong sei aus der wohlgelungenen Uebersetzung des Heineschen Loreleyliedes die erste Strophe entnommen:

„Oh, maj beelong too muchee zolli
And flen my no savi wat kind;
Hab got won olo piece Stolie,
No, wuutchi go autzeit my mind.
The nigt-teim belong dark and colo,
The Lhein makee floh ohl-leiht,
Topseitee plentee stars welle olo.
Look-see down in the evening light."

So singen unsre braven Seebären das Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin", das ihrer Stimmung dann am besten entspricht, wenn sie am lustigsten sind. Natürlich muß man dem Kauderwelsch der Langzöpfe lang genug gelauscht haben, um nun auch noch die Melodie halten zu können. Auch manches geflügelte Wort, manches Sprichwort hat sich im Pidgin-Englisch bereits eingebürgert, das meistens eine herbe Satire des gesamten Chinesentums bietet, wie der Vers:

„Supposey you no makee look-see for mollow,
You velly soon to-day make catchee sollow,"

der, ins Deutsche übertragen, etwa lautet:

„Läßt du die Blicke nicht auf morgen gleiten,
Wird oft das Heute dir schon Schmerz bereiten."

Für unsre Landsleute wird der anglo-chinesische Dialekt jedoch in erster Linie stets den Geschäftsinteressen dienen, und wenn der „Toitchee-man" (der Deutsche) dem Chinesen vorgestellt wird, dann wird es meistens heißen „he wantche makee one liltee piece pidgon long-side you" („er wünscht mit Ihnen ein kleines Geschäft abzuschließen"). Möge „John Chinaman" dann nie in die Lage kommen, entrüstet ausrufen zu müssen, wie er es gern tut: „Hai yah! fan-kweilo!" (sla, foreign devils!)

Zigeunergasse

Von

Leo Heller

Ich rette mich aus lauten, breiten Straßen
In eine enge hundertjähr'ge Gasse
Und grüße all die hohen, finstern Greise,
Die blinden Auges, dicht zusamm'gepreßt,
Mit schmalen Brüsten und doch wetterhart
Zu beiden Seiten meines Weges stehen.
In grauen Mauern, hinter trüben Fenstern:
Altmännlein hier, mit neugiervollen Blicken,
Altweiblein dort, mit ihrem Munde wackelnd.
Sie starr'n hinab zu mir: ich bin ein Wunder,
Was käme sonst in ihre finstre Gasse? —
Vor einem Fenster aber blühen helle,
Brandrote Nelken in dem grünen Kasten,
Und über diesen seltsam grellen Sternen
Seh' ich ein junges Paar sich eng umschlingen...
— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Börries, Freiherr von Münchhausen

Börries, Freiherr von Münchhausen

Von

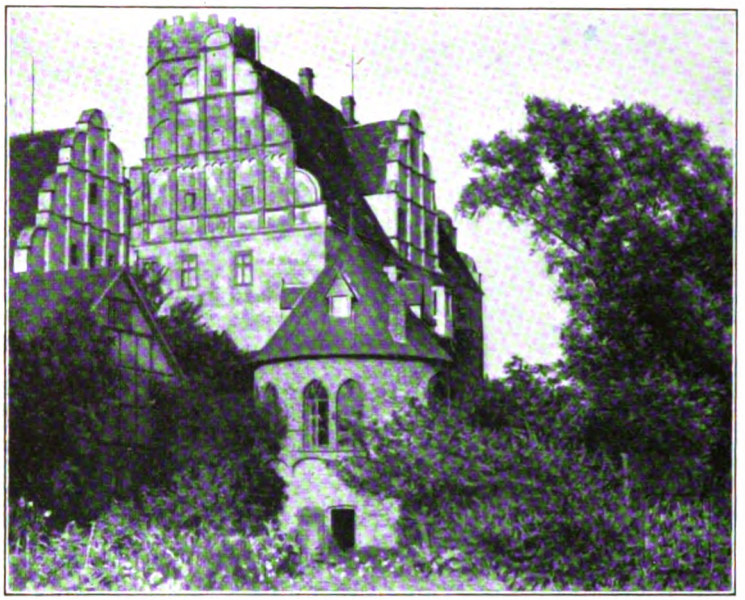
Dr. Viktor Fleischer

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Erwin Raupp)

Neben weiland Karl Friedrich Hieronymus, der einst auf einer Kanonenkugel in die Literaturgeschichte geflogen kam, hat sich nun ein zweiter aus dem Geschlecht der Barone Münchhausen seinen festen Platz gesichert. Das Werk des jungen Freiherrn Börries ist noch nicht sehr umfangreich. Drei Bücher — sieht man von einer Sammlung Jugendgedichte ab — haben genügt, ihm in der zeitgenössischen Dichtung ein nicht gewöhnliches Ansehen zu schaffen, seinem Namen für die Geschichte der deutschen Dichtkunst Bedeutung zu geben: ihm vor allem danken wir das Wiederaufleben der Ballade, die unsrer an lyrischer Produktion überreichen Zeit fremd geworden schien. Und in den drei Büchern repräsentiert sich eine Persönlichkeit von stärkster Individualität. Börries, Baron Münchhausen ist der Dichter des deutschen Adels; ist es ohne Pose und Prätention, einfach so, wie ein andrer der Dichter seiner Heimat sein mag: ein ehrliches Bekenntnis ererbter Weltanschauung, die stolze Hingabe an den Besitz der Ahnen, die Freude an ritterlich vornehmer Sitte haben ihn dazu gemacht. Wie jede echte Kunst wurzelt Münchhausens Dichtung in der Kindheit, in den Erlebnissen und Eindrücken, die des Künstlerkindes Seele beschäftigten und bildend formten; aus kraftvollem Boden entwuchs ein starker Stamm, und seine Sonne war ihm gnädig; nun steht er in voller Blüte und wir dürfen uns freuen an ihm. Ja, wir wollen uns des ritterlichen Dichters freuen. Ein stolzes Selbstbewußtsein ist in seinen Gedichten und doch keine Ueberhebung, kein häßlicher politischer

Der Dichter und sein Jüngster

Digitized by Google



Windiſchleuba bei Altenburg, Stammſchloß des Dichters

Klang. Die alte Ritterlichkeit lebt in ihm, die Luſt an vornehmen Feſten, am Waffengeklirr und am brauſenden Jagdritt. Da ſteht ein Dichter, der den Mut hat, in demokratiſcher Zeit aufrichtig zu ſagen, wie er als Adliger in die Welt ſchaut, ſeine Standesgenoſſen, ſeine Tradition, ſeinen ererbten Herrenſitz liebt. Die geſunde Lebensfreude, die aus Münchhauſens Liedern leuchtet, quillt aus dem ſtarken Gefühl des Zuſammengehörens mit den Menſchen, mit der Erde, mit den Dingen, von denen die Gedichte ſprechen. Mit Liebe ſind die Menſchen, die Landſchaften geſehen, mit Liebe gezeichnet. Der Schloßturm, der verſchlafen in der Mittagsſchwüle träumt, der regenfriſche Park, die blütenüberhangenen Mauern, die Vornehmen des Landes, die rauchende Komteſſe — das iſt des Lyrikers Münchhauſen eigenſte Welt; in klaren Bildern hat er ſie feſtgehalten, in Verſen von vornehmem Klang und ſtarker Stimmung.

Im Rokokoſaal zu Sahlis

Dem Dichter des „Ritterlichen Liederbuchs“ iſt die Ballade weſensverwandt; von heldenhaften Menſchen, von ungewöhnlichem Geſchehen erzählt ſie am liebſten. Sie kennt kein Alltagsgewand. Immer ſchreitet ſie feierlich einher, wie in ſchwere, kunſtvoll geſtickte Seide gehüllt, im Kleide ihrer ſtiliſierten Sprachkunſt. Das lyriſche Gedicht kann durch ſeinen Stimmungsgehalt allein ſchon intereſſieren und in ſchlichtem Ausdruck echten Empfindens künſtleriſch wirken. Die Ballade braucht die Ornamente einer dekorativen Sprachform; alle Mittel kunſtvollen Ausdrucks dienen dem Balladiker: Parallelismus der rhythmiſchen Verseinheit, ſprachliche und gedankliche Antitheſen, Kontraſte und Wiederholungen. Ein paar Strophen aus einer der beſten Balladen Münchhauſens (Die drei Hemden) ſollen zeigen, wie virtuos der Dichter ſolche Mittel verwendet.

Digitized by Google

In der Heuernte

Kein Weg führt hin, kein Weg führt fort,
Kein Schlüssel kennt die Tür,
Kein Fenster hier, kein Laden dort,
Nur Spinnweb dort und hier.

Wie silbergrauer Schleier spannt
Sich Spinngeweb ums Dach,
Vom Dach herab ins schwarze Land
Fließt's wie ein grauer Bach.

In allen Fensterhöhlen steht
Ein silbergrauer Stern,
Und Spinngewebe lappt und weht
Vom Firste in die Fern. —

Eine Hexe wohnt im Zauberhaus,
Grauspinnweb ist ihr Kleid,
Jahraus, jahrein, jahrein, jahraus
Verspann sie altes Leid,

Verspann sie ihrer Jugend Gram
In ein rauhaarig Garn,
Und spann hinein viel Schand und Scham
Und sehnsuchtsheißes Harrn,

Spann Küsse, heiße, ohne Zahl,
Spann tiefe Seufzer hinein,
Und spann hinein die alte Qual
Zerbrochner Ringelein.

Münchhausen, der auch in theoretischen, kritischen Aufsätzen um die Regeneration der Balladenkunst bemüht war, hat in einer interessanten und belehrenden Studie „Zur Aesthetik meiner Balladen" (Deutsche Monatsschrift 1906) gezeigt, wie klar er sich über diese technische Seite seiner Kunst ist. Und dieser Erfordernisse der Kunstform muß sich der Balladendichter wohlbewußt sein, denn gar vieles verlangt die Ballade, und nicht aus künstlerischem Instinkt allein vermag da Gutes zu entstehen; der Intellekt muß mitschaffen an dem Werke. Auf knappem Raum will die Ballade eine folgerichtig entwickelte Handlung schildern, Charaktere zeichnen, dramatische Konflikte lösen.

Die beiden Balladenbücher des Freiherrn Börries von Münchhausen enthalten das Beste, was in unsern Tagen auf diesem Kunstgebiete entstanden ist. In meisterhafter Form behandelt Münchhausen interessante Stoffe; die Geschichte von Herrn Berenger von Montmiral und Cecil von Schloß Bellador, die ihre Frauen tauschten und gute Freunde blieben, die Ballade von Sitta Seidenhaar, von dem „Fischer von Svendaland", der durch falsche Leuchtfeuer Schiffe in die Klippen lockt, „Das Lied des Obristen", „Die Trommel des Ziska", „Die drei Hemden" und die Erzählung des Pastors im „Todspieler" — das sind dichterische Stoffe, die man nicht mehr vergißt, wenn sie einmal auf einen gewirkt haben. Dazu kommen die „Edda-Gesänge" und ein paar Balladen, zu denen den Dichter fremde Literaturen angeregt haben. Und in allem klingt eine machtvolle, farbige Sprache. Wie eine große rauschende Orgel mit vielen Registern ist die Sprachkunst Münchhausens.

Börries, Freiherr von Münchhausen zu Pferde

Digitized by Google

Da donnern die Trommeln und schüttern und dröhnen,
Da rasseln die Trommeln, die fellbespannten,
Da blasen die welschen Kriegsmusikanten ...

* *

Weit in Böhmen herum, herum
Klopfen die Trommeln: terum, terum,
Klopfen an Tür, klopfen an Tor,
Klopfen aus Bauern Hussiten hervor ...

*

Und in mein Spielen hör' ich plötzlich leise
Ein fein Geräusch, wie Schritte hinter mir,
Und seh' im Spiegel über dem Klavier,
Wie unser Kind nach des Chorales Weise
In tiefem Schlaf tanzend ins Zimmer geht
Und hebt sein Hemdchen zierlich in die Höh,
Zierlich in die Höh,
Und tritt so leis auf nackter kleiner Zeh,
Nackter kleiner Zeh,
Dreht sich und biegt sich im Mondenlicht
Und weiß es nicht,
Macht ein blasses, tiefernstes Gesicht.

*

Wahllos hab' ich da aus Münchhausens Balladen einige Verse herausgeschrieben, um zu zeigen, wie sich die Musik seiner Sprache in Rhythmus und Farbe mit dem Inhalt der Gedichte harmonisch vereinigt. Da brausen Stürme, splittern Speere, stampfen Hufe, hallen die Glocken. Ein wundervoll feines Gehör für den Wohlklang der Wortfolgen, den musikalischen Wert der Vokale verbindet sich mit einer prächtigen Bildkraft des Ausdrucks; nie wird man einen falschen oder unsicheren Vergleich, eine Unklarheit in den Versen des Freiherrn von Münchhausen finden. Es ist ein ganz sicheres Sprachgefühl in diesen Gedichten, das Münchhausen wohl seiner reindeutschen Rasse verdankt.

Und nun das Merkwürdige, daß dieser urgermanische, blonde Baron an der nationalen Wiedergeburt eines fremden Volkes, am Zionismus tätigen Anteil hat: das hat Münchhausens Buch „Juda" bewirkt. In zwiefacher Weise. Die jungen Juden deutscher Muttersprache, die in rauschender Begeisterung dem Rufe Theodor Herzls gefolgt waren, fanden in den alttestamentarischen Balladen des Freiherrn Börries von Münchhausen die Traditionen ihres alten Volkes in Versen und Formen, die ihre deutsche Erziehung ihnen liebmachen mußte, fanden in dem dekorativen Schmuck, den E. M. Lilien dem Werke gegeben hatte, die ersten Werke einer Kunst, die sich bewußt in den Dienst der nationalen Bewegung stellte; hörten in brausenden Akkorden eine Sprache, die sie liebten, von der glorreichen, stolzen Vergangenheit ihres Volkes, das sie fast vergessen hatten, sahen in den Zeichnungen Liliens die Wahrzeichen ihres Kults und ihrer Nation zu neuem Leben erwacht. Und mancher, der noch schwankend überlegt hatte, bekannte sich freudig zu dem verachteten Volk, dessen historische Größe ein deutscher Aristokrat ihn lehrte ... Das war die kulturelle Bedeutung des Buches „Juda". Seine künstlerische ist nicht geringer. Die bilderreiche, vollklingende Sprache des Alten Testaments rauscht in Münchhausens Versen, das Selbstbewußtsein eines Volkes, das sich „auserwählt" nannte, die Sehnsucht nach einer verlorenen Heimat. Und in der Geschichte der deutschen Buchkunst wird „Juda", dessen ganze Ausstattung — vom prachtvoll-vornehmen Einband bis zur Anordnung des Satzspiegels — ein einheitliches Werk ist, nicht vergessen werden.

*

Börries, Freiherr von Münchhausen auf Windischleuba, von der Mutter Seite ein Enkel des Ministers und berühmten Sprachforschers v. d. Gabelentz, ist 1874 in Hildesheim geboren, wuchs auf den Gütern seiner Familie in Thüringen und Hannover auf, absolvierte das Studium der Rechtswissenschaften, erwarb den Doktorgrad und beschäftigte sich mit philosophischen, naturwissenschaftlichen und literarischen Studien. Seit ein paar Jahren ist er mit seiner Jugendgespielin, der Tochter des Oberhofjägermeisters von Breitenbach, verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Schloß Sahlis in Sachsen.

Schlagwort

Von

Oscar Hofmeister

Genie, dein Los bleibt ewiglich,
Dich mühsam durchzusetzen;
Doch, ist's geglückt, entschädigt dich
Ein maßlos Ueberschätzen.

Nun, Götze, magst im Weihrauchdunst
Dich räkeln und dich spreizen —
Verschwendet lacht dir Pöbelgunst,
Um anderswo zu geizen.

Dieweil ein neues Schlagwort klingt,
Erdröhnt in aller Ohren,
Geht klanglos, kläglich, unbedingt
Der Kleinern Werk verloren!

Digitized by Google

Der Dieb

Skizze

von

Wilhelm Scharrelmann

Das Gaunerstückchen, von dem Sie soeben erzählten, erinnert mich an eine Diebsgeschichte, die ich vor einigen Jahren auf meinem Landgute erlebte," nahm der Baron, der seinem Gegenüber gespannt zugehört hatte, lächelnd das Wort und lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück.

„Ich pflege in jedem Jahre einige Wochen auf meinem Landgute zuzubringen. ‚Lindenhöh' ist im Sommer ein wirklich idyllischer Aufenthalt. Das von Bäumen ganz umrahmte Haus, der nahe Wald und nicht zum wenigsten der kleine See können im Sommer nicht leicht an intimen Reizen übertroffen werden. Ich war, wie gesagt, auf einige Wochen hinausgefahren und genoß die Ruhe meiner ländlichen Abgeschiedenheit mit stillem Entzücken. Die Tage verliefen ereignislos und still, wie ich es auf Lindenhöh nicht anders gewohnt bin, und meine einzige Zerstreuung bildeten Spazierritte über das Land, die ich täglich unternahm und die mich durch die einsamen Felder und Forsten der Umgebung führten.

Ich war bereits einige Wochen draußen, als ich durch anhaltendes Regenwetter in eine gereizte und nervöse Stimmung geriet. Es regnete ausgiebig und unaufhörlich. Die Erntearbeiten ruhten vollständig und an weitere Ausflüge in die Umgegend war nicht zu denken.

Nachts schlief ich in der Kammer, die für meine Besuche immer gerüstet ist und am Ende des langen Korridors liegt, der durch das ganze Haus führt. Der Verwalter ist mit seiner Familie in einem Nebenhause untergebracht, und außer mir schlief nur ein Diener im Gutshause. Ich hatte am Abend noch einige Zeit am offenen Fenster gesessen, dem Rauschen des Regens in den Kronen der Bäume gelauscht, war melancholisch geworden, früh zu Bett gegangen und hatte dann lange nicht einschlafen können. Die warme, schwüle Luft und die Langweiligkeit des verflossenen Tages mochten daran schuld sein. Schließlich mußte ich doch eingeschlummert sein, denn ich wurde — es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein — durch ein merkwürdiges Geräusch aus dem Schlafe geschreckt. Es klang wie ein dumpfes Klirren, und ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein ähnliches Geräusch gehört zu haben. Ich richtete mich im Bette auf und lauschte. Aber alles blieb still, und ich wollte mich gerade wieder niederlegen und weiterzuschlafen versuchen, ärgerlich über den Regen, der noch immer in den Bäumen vor meinem Fenster einförmig fortrauschte, als ich von neuem in die Höhe fuhr. Ich glaubte deutlich gehört zu haben, daß eine Tür im Hause verriegelt wurde.

Ich lauschte eine Zeitlang gespannt, ohne mich zu rühren.

Mein erster Gedanke war: ‚Es sind Einbrecher im Hause!' Aber schon im nächsten Augenblicke schüttelte ich über mich selbst den Kopf. Es war ja zu dumm, hier einbrechen zu wollen! Außer dem wenigen Silberzeug im Büfett des Eßzimmers war wirklich so gut wie nichts in Lindenhöh zu holen. Die meisten Zimmer standen völlig leer, weil das Haus, außer den wenigen Wochen im Sommer, wenn ich anwesend war, von niemand benutzt wurde.

Als ich aber zum drittenmal Geräusch hörte, hielt es mich nicht länger mehr im Bette. Ich sprang auf, bekleidete mich notdürftig mit meinem Schlafrock und schlich an die Tür.

Mein Plan war, zunächst meinen Diener zu wecken. Man konnte immer nicht wissen. Zur größeren Sicherheit aber kehrte ich vorher noch einmal um und griff nach meinem Gewehr, das in Lindenhöh immer schußbereit über meinem Bette hängt, schlich dann leise über den Flur und öffnete die Tür zu dem Zimmer meines Dieners.

‚Hermann!' rief ich leise, ‚stehen Sie auf! Ich glaube, es sind Einbrecher im Hause!'

Aber Hermann rührte sich nicht. Er schlief wie ein Eichbaum.

Ich schlich also näher an sein Bett, um ihn aus dem Schlafe zu rütteln — aber das Bett war leer!

Ich war einigermaßen bestürzt in diesem Augenblicke. Wo steckte der Schlingel? Vielleicht war er auf Liebesabenteuer aus? Ich glaubte schon länger bemerkt zu haben, daß er mit Verwalters Babette ein Techtelmechtel begonnen hatte.

Ich war ärgerlich, wütend. Ausgesucht in dem Augenblicke, in dem man einen solchen Burschen nötig hatte, war er nicht da! Und zudem gänzlich allein einer Bande von Einbrechern gegenüberzutreten, denen es vielleicht auf nichts ankam, war immerhin nicht ganz ungefährlich. Es war keine Furcht, die mich beschlich. Aber ein unangenehmes Gefühl durchrieselte mich doch.

Digitized by Google

‚Wie,‘ dachte ich, ‚wenn du aus dem Fenster sprängest und den Verwalter weckteſt?‘

Aber im nächſten Augenblicke gab ich den Gedanken ſchon wieder auf. Einmal war es nutzlos, denn der Verwalter ſchlief im Dachgeſchoß des Nebenhauſes, und zum andern fühlte ich auch eine leiſe Scham in mir aufſteigen, im gegebenen Fall nicht allein mit einem ſolchen Ereignis fertig werden zu können. Hielt ich doch den ſchußbereiten Doppellader in der Hand.

Ich trat alſo auf den Flur zurück und lauſchte. Aber alles blieb ſtill. Ich mochte wohl einige Minuten gewartet haben — die Zeit dehnt ſich ja in ſolchen Augenblicken bis zur Unendlichkeit —, als ich wieder ein leiſes Geräuſch vernahm. Es ſchien aus dem Eßzimmer zu kommen, und ich gewahrte nun auch einen feinen Lichtſchimmer durch das Schlüſſelloch der Speiſezimmertür auf den Flur dringen.

Sollte Hermann auch vielleicht aufs Mauſen ausgegangen ſein? durchzuckte es mich, und ich ſpähte vorſichtig durch das Schlüſſelloch in das Zimmer.

Nein, das war Hermann nicht, den ich da drinnen gewahrte! Das war ohne Frage ein Einbrecher!

Ein achtzehn- bis neunzehnjähriger Burſche ſchien es zu ſein. Er hatte eine der Kerzen auf dem Eßtiſch angezündet und durchkramte nun die Auszüge des Büfetts.

Da die Vorhänge zugezogen waren, brauchte er nicht zu befürchten, daß der Schein des Lichtes nach außen dringe. Vielleicht hatte er erfahren, daß das Herrenhaus den größten Teil des Jahres über leer ſtand, und war darum nicht ſehr beſorgt, entdeckt zu werden.

Aber wie ſah der Burſche aus! Zerriſſene Beinkleider und Schuhe, eine abgetragene, ſchäbige und ſchmutzige Jacke und ein Hut, der ſich an die beſſeren Tage ſeines Daſeins gewiß nur noch mit Mühe erinnerte!

Als er ſich aufrichtete, ſah ich in ſein Geſicht, das gar nicht ſo unſympathiſch war, wie ich mir geſtehen mußte.

Da das Zimmer zu ebener Erde lag, war er gewiß, nachdem er eine der Scheiben zertrümmert hatte, durch eins der Fenſter eingeſtiegen, hatte wahrſcheinlich die Türen von innen zu ſeiner größeren Sicherheit verſchloſſen und war bereit, auf jedes ihm verdächtige Geräuſch hin durch einen Sprung aus dem Fenſter das Haus wieder zu verlaſſen.

Ich war nicht gewillt, ihn zu verſcheuchen und eine der Türen zu probieren, die doch gewiß verriegelt waren, und verließ darum meinen Poſten, ſchlich in meine Kammer zurück, ſtieg hier aus dem Fenſter, umging leiſe das Haus und fand richtig eines der Fenſter im Eßzimmer, wie ich vermutet hatte, offen.

Ich lehnte meinen Doppellader mit einiger Beſchämung darüber, es mit einem einzigen ſchwachen Burſchen zu tun zu haben, an die Wand, kletterte auf die Fenſterbank und trat dann mit einem gemächlichen ‚Guten Abend!‘ ins Zimmer.

Der Burſche erſchrak, als hätte ihn ein Geſpenſt begrüßt! Ich ſah, wie er erbleichte und ſich auf die Lippen biß.

‚Guten Abend!‘ wiederholte ich.

Er ſah mich an, ohne ein Wort zu erwidern.

‚Bitte!‘ fuhr ich fort, ‚genieren Sie ſich nicht! Haben Sie ſchon etwas gefunden, was die Mühe lohnt? Vergeſſen Sie, bitte, die ſilbernen Leuchter nicht, und in dieſem Auszuge hier finden Sie ein paar Dutzend Meſſer und Gabeln. Aber ich weiß nicht, ob es ſich lohnen wird. Die Griffe ſind nämlich nur verſilbert. Aber die beiden Trinkbecher dort würde ich mitgehen heißen. Sie ſind aus gediegenem Silber und innen vergoldet. Ich bürge dafür.‘

Der Burſche muß mich, nach dem Ausdruck ſeines Geſichts zu urteilen, für komplett verrückt gehalten haben.

‚Im übrigen,‘ nahm ich wieder das Wort, ‚würde ich an Ihrer Stelle zunächſt etwas genießen. Sie haben gewiß noch einen anſtrengenden Weg vor ſich.‘

Damit nahm ich eine Platte mit Brot aus dem Büfett und eine Schüſſel mit kaltem Geflügel, die noch von der Abendmahlzeit zurückgeblieben war, ſtellte beides meinem Gegenüber hin, nahm ein Glas und ſchenkte ihm aus einer angebrochenen Flaſche ein.

Der Burſche war immer weiter vor mir zurückgewichen. Nun ſtand er wie ein Pfahl an der Wand und muſterte mich mit unbeſchreiblichen Blicken.

Er tat mir unendlich leid in dieſem Augenblick. Mein Zorn war ſchon verraucht, als ich ihn in ſeiner abgeriſſenen Kleidung durch das Schlüſſelloch der Tür beobachtet hatte.

‚Bitte, wollen Sie ſich nicht endlich bedienen?‘ fuhr ich fort, ‚es ſteht alles zu Ihrer Verfügung!‘

Aber er machte keine Miene, irgend etwas anzurühren, und wünſchte ſich gewiß eher ins Pfefferland, denn er ſchob ſich langſam und ruckweiſe an der Wand entlang und ſchaute mit nicht mißzuverſtehendem Ausdruck bald nach dem Fenſter, bald nach mir.

‚Wie kommen Sie denn dazu, mir zu ſo ungewöhnlicher Zeit einen Beſuch abzuſtatten?‘ fragte ich ihn, ohne ihn aus den Augen zu laſſen.

Als Antwort näherte er ſich nur wiederum ein paar Schritte dem Fenſter.

‚Nichts da!‘ ſagte ich und ſchloß das Fenſter. ‚Hinaus kommen Sie ſo ohne weiteres nicht wieder! Erſt ſtehen Sie mir Rede und Antwort!‘

Meinen anfänglichen Verdacht, daß ich es mit einem geriebenen Einbrecher zu tun haben könnte, hatte ich vorhin bereits aufgegeben. Vielleicht war er ein Stromer und Vagabund, der es wohl zum erſtenmal verſuchte, durch einen Einbruch ſein Daſein angenehmer zu geſtalten.

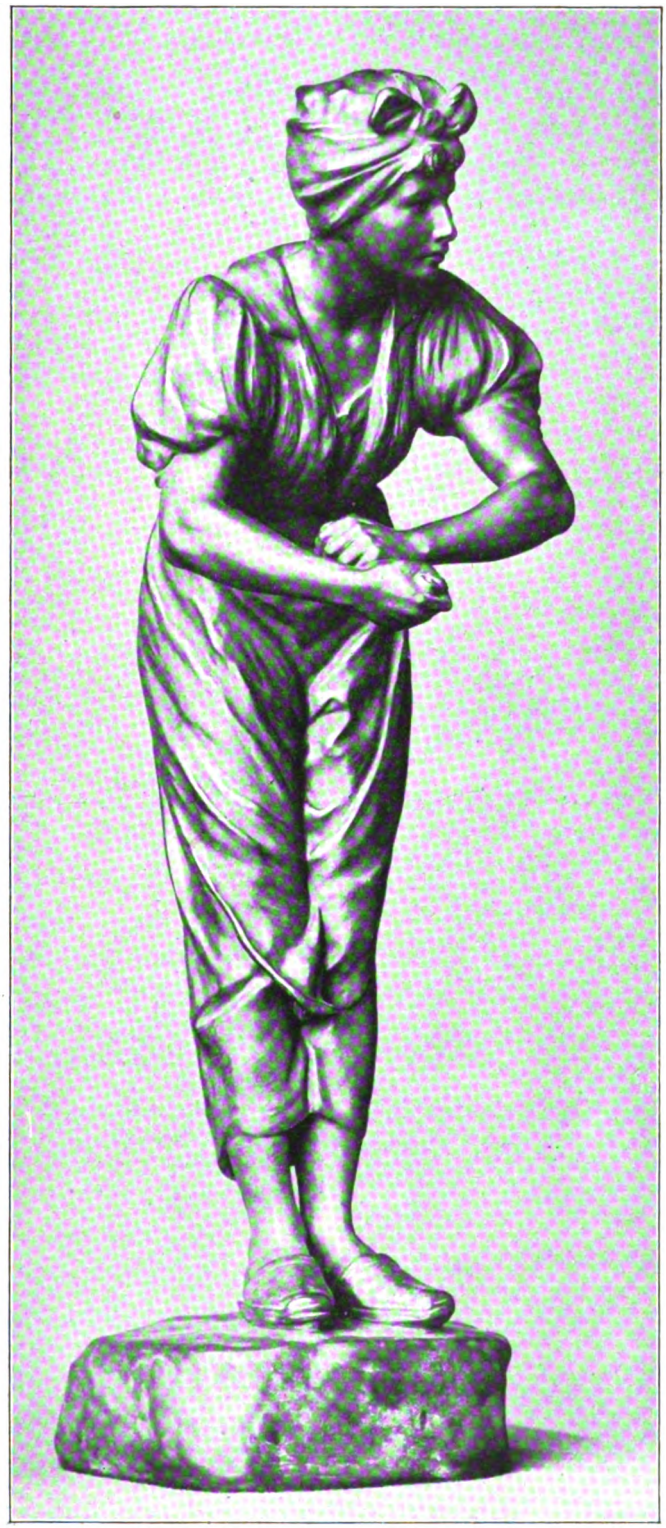
‚Reden Sie,‘ ſagte ich und trat auf ihn zu.

Er mußte durch meine unerſchütterliche Ruhe allmählich in immer größere Verwirrung geraten ſein, denn er beobachtete jede meiner Bewegungen mit ängſtlicher Spannung und brach nun plötzlich auch ſein Schweigen.

‚Laſſen Sie mich fort!‘ preßte er zwiſchen den Zähnen hervor, ‚laſſen Sie mich doch fort!‘

‚Zuerſt beantworten Sie meine Fragen!‘ erklärte ich nachdrücklich und feſt und lehnte mich

Digitized by Google



Wiener Waschermadel

Nach einem Bildwerk von Stefan Schwartz

Digitized by Google

dann, äußerste Ruhe und Gleichgültigkeit heuchelnd, an das Büfett: ‚Zunächst, wie heißen Sie?‘

Er nannte einen Namen, von dem mir nur der Vorname Georg in der Erinnerung geblieben ist.

‚Woher kommen Sie?‘ inquirierte ich weiter.

‚Von Hamburg,‘ erklärte er mit unsicherer Stimme.

‚Seit wie lange sind Sie unterwegs?‘

‚Seit voriger Woche,‘ gab er zur Antwort.

‚Warum gingen Sie von Hamburg fort?‘

Und nun kam denn endlich seine Geschichte aus ihm heraus.

Er hatte am Hamburger Hafen gearbeitet, war bei dem letzten Streik mittellos geworden und von Hamburg in der Hoffnung weggegangen, irgendwo auf dem Lande von einem Bauern bei den Erntearbeiten beschäftigt zu werden, hatte aber der schlechten Witterung wegen nirgends eine Beschäftigung gefunden.

Ob er in Hamburg beheimatet sei, fragte ich.

Das sei er nicht. Er stamme aus Thüringen. Im Herbst des vorigen Jahres sei er nach Amerika ausgewandert, habe eine Zeitlang sich drüben durchgeschlagen und endlich als Kohlenzieher auf einem Dampfer im Frühjahr die Heimreise angetreten.

Alles, was er erzählte, machte einen durchaus ehrlichen und unzweifelhaften Eindruck.

Er mußte hart durchgekommen sein, das war sicher.

‚Nun aber, wie kamen Sie dazu, gerade hier einzubrechen?‘

Er habe am Nachmittag bei dem Verwalter um Arbeit angefragt, aber der habe ihn wieder fortgeschickt. Dabei habe er sich das Haus angesehen und sei auf den Gedanken gekommen, in der nächsten Nacht hier einzubrechen.

‚Ist das Ihr erster Einbruch, den Sie verüben?‘

Er bejahte lebhaft. ‚Ganz gewiß, Herr!‘

Ich fragte ihn, ob er allein auf der Walze sei?

Er nickte.

In diesem Augenblicke hörte ich draußen auf dem Flur eine Tür gehen.

Das mußte Hermann sein.

Ich trat an die Tür, die richtig von innen verriegelt war, wie ich vorhin vermutet hatte, öffnete sie und rief: ‚Hermann!‘

Hermann kam, bleich und erstaunt.

‚Herr Baron?‘ stotterte er und trat in die Türöffnung.

‚Es ist jemand hier, der dich zu sprechen wünscht,‘ sagte ich kurz und ließ ihn eintreten.

Hermann machte ein unbeschreiblich dummes Gesicht ... Er starrte bald mich, bald den Einbrecher an, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen.

‚Der junge Mann hier ist gekommen, um sich unsrer Silbersachen anzunehmen, und möchte sich nun bei dir bedanken, daß du die Freundlichkeit hattest, während seines Besuches abwesend zu sein!‘ erklärte ich ihm die Situation.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß Hermanns Gesicht nach meinen Worten einen schlaueren Ausdruck angenommen gehabt hätte.

‚Verzeihen Sie, Herr Baron, ich — war nur —‘

‚Auf Besuch, Hermann. Ich weiß Bescheid ... wir wollen keine Worte weiter darüber verlieren. Gehe jetzt in meine Kammer hinüber und hole meinen grauen Sommeranzug aus dem Kleiderschrank.‘

‚Herr Baron wollen?‘

‚Tue, was ich dir gesagt habe,‘ unterbrach ich ihn. —

Hermann kam mit dem Anzug zurück.

Der Dieb sah mich mit Augen an, die zu sprechen schienen: Nun beginnt der Transport zum nächsten Gefängnis!

‚Wollen Sie, bitte, einmal Ihre Kleider ausziehen und diesen Anzug anprobieren?‘ forderte ich ihn auf. ‚Sie können sich ja so nirgends mehr sehen lassen!‘

Ich wollte die Dankesworte des Ueberraschten nicht abwarten und trat darum mit Hermann, um dem Burschen Gelegenheit zum Umkleiden zu geben, für einige Augenblicke auf den Flur. Der begann draußen wieder mit seinen Entschuldigungen ...

Ich war in einer zu aufgeräumten Stimmung, um ihm im Ernst böse zu sein, und ließ ihn reden, innerlich belustigt über seine Hilflosigkeit.

Nach einigen Minuten öffnete ich wieder die Tür, um nach meinem Dieb zu sehen.

Aber — denken Sie sich mein Erstaunen: das Zimmer war leer, das Fenster offen, und der graue Anzug hing unberührt auf der Stuhllehne.

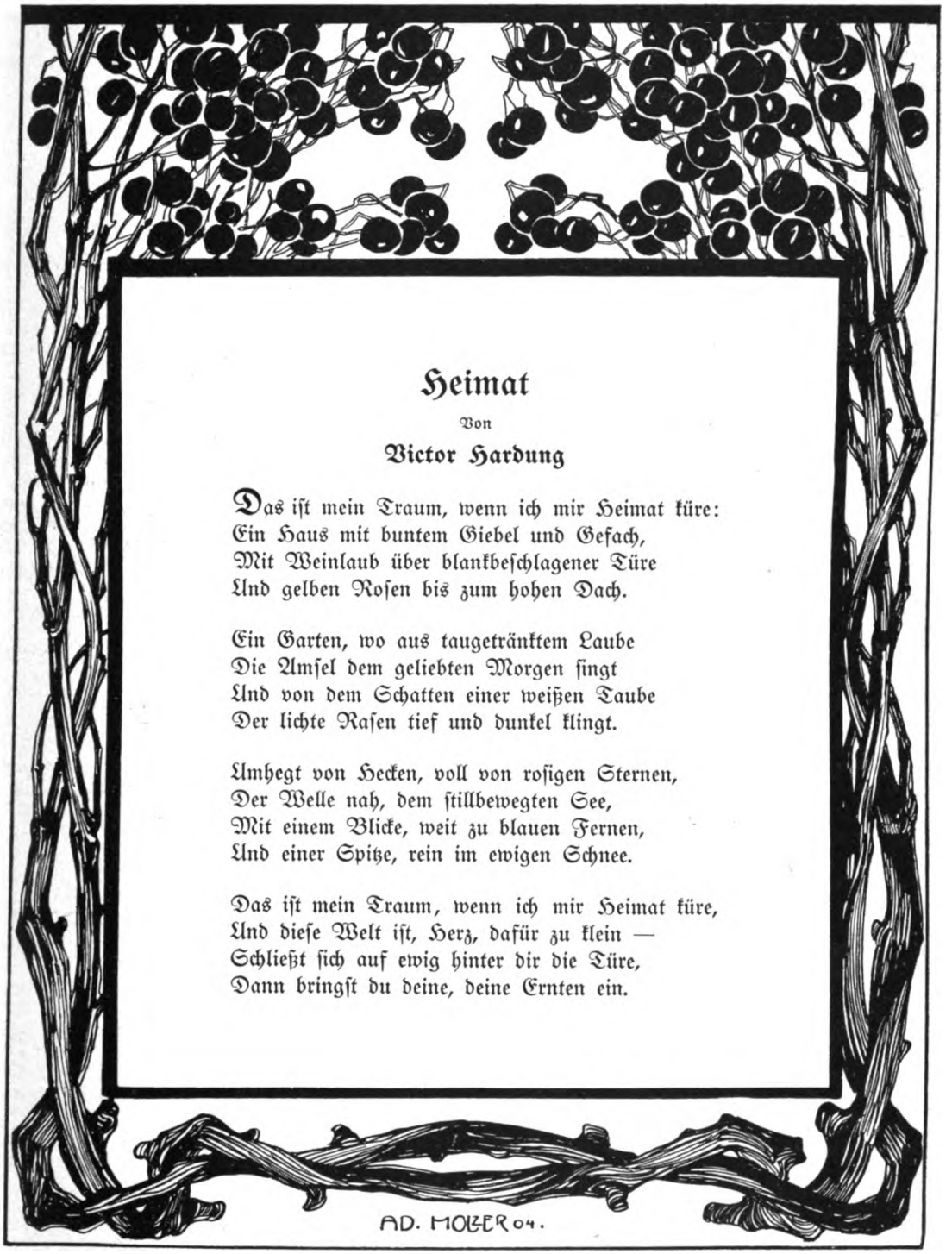
Auf dem Tische aber fand ich ein mit Blei vollgekritzeltes Stück Papier, auf dem etwa diese Worte standen:

‚Baron, Sie sind ein Narr! Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen vorhin erzählt habe. Wenn ich nicht angenommen hätte, daß Sie einen geladenen Revolver bei sich trugen, als Sie mir vorhin so unvermutet entgegentraten, hätte ich den Teufel getan, auf Ihre langweiligen Fragen zu antworten. Da Sie aber ein Menschenfreund zu sein scheinen, nehmen Sie es wohl nicht übel, wenn ich den Siegelring, den ich, ehe Sie kamen, im Geheimfach Ihres Büfetts fand, zum Andenken mitgenommen habe ...

Henry.‘

Wie ich später erfuhr, war das der Spitzname eines der gefürchtetsten Einbrecher, die je die Umgegend von Hamburg unsicher gemacht haben, und der erst am Tage vorher aus dem Zuchthause entsprungen war. Das spaßigste bei der Sache war aber, daß ich bis dahin von dem Geheimfach des alten Büfetts auch nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Als ich es nach langem Suchen endlich entdeckt hatte, fand ich noch einige vergilbte Papiere darin, die dem vorigen Besitzer Lindenhöhs gehört haben müssen ...“

Digitized by Google



Heimat

Von

Victor Hardung

Das iſt mein Traum, wenn ich mir Heimat küre:
Ein Haus mit buntem Giebel und Gefach,
Mit Weinlaub über blankbeſchlagener Türe
Und gelben Roſen bis zum hohen Dach.

Ein Garten, wo aus taugetränktem Laube
Die Amſel dem geliebten Morgen ſingt
Und von dem Schatten einer weißen Taube
Der lichte Raſen tief und dunkel klingt.

Umhegt von Hecken, voll von roſigen Sternen,
Der Welle nah, dem ſtillbewegten See,
Mit einem Blicke, weit zu blauen Fernen,
Und einer Spitze, rein im ewigen Schnee.

Das iſt mein Traum, wenn ich mir Heimat küre,
Und dieſe Welt iſt, Herz, dafür zu klein —
Schließt ſich auf ewig hinter dir die Türe,
Dann bringſt du deine, deine Ernten ein.

AD. MOLLER 04.

Digitized by Google

Die Mikroben als Krankheitserreger

Von

Dr. Ernst Frohmann, Berlin

Die Entwicklung der Naturwissenschaften geht fast nie einen geraden Weg. Wichtige Wahrheiten werden entdeckt, bleiben aber von den Zeitgenossen ganz oder fast unbeachtet, werden wieder vergessen. Die Zeit war noch nicht reif. Dann werden sie wieder entdeckt, entwickeln sich, neue Lehrgebäude erwachsen, im Triumph wird Entdeckung auf Entdeckung gehäuft. Dann aber, wie der Siegeszug am unwiderstehlichsten scheint, tauchen plötzlich Zweifel auf. Gerade die fortschreitende Erkenntnis deckt Lücken in dem scheinbar so glänzenden Bau auf, unerklärliche Tatsachen werden bekannt, und bald melden sich Stimmen, die nun am liebsten den ganzen Bau wieder abtragen wollen. Aehnliches sehen wir immer wieder. Es sei nur an die Sturm- und Drangperiode des Darwinismus erinnert, der jetzt fast allgemein höchst kritisch betrachtet, von vielen Einsichtsvollen schon fast als überlebt angesehen wird. Genau so ging es mit den Lehren der Bakteriologie. Nachdem sich die Erkenntnis, daß die Bakterien als Erreger einer Reihe sehr wichtiger Krankheiten anzusehen sind, nach unendlichen Mühsalen und Irrgängen Bahn gebrochen hatte, entstand ein wahrer Freudentaumel ob dieses neugewonnenen Besitzes. Mit dem ganzen Radikalismus, dessen eine solche junge Bewegung fähig ist, wurden nun diese Kleinwesen überall in den Vordergrund gestellt, so daß man schließlich der Idee sehr nahe kam, daß schon die Anwesenheit von lebenden Mikroben allein die Krankheit sei. Natürlich hielten sich wie stets gerade die besten Kenner von solchen Uebertreibungen fern. Sie hatten sich die kühle Kritik bewahrt. Aber die große Menge der Aerzte, denen doch schließlich nur die Resultate der wissenschaftlichen Detailarbeiten bekannt wurden, legten nun überall den Bakterien eine enorme Wichtigkeit bei, hielten bei den sogenannten Infektionskrankheiten alles andre für nebensächlich. Und noch mehr projizierte sich diese Ueberschätzung auf das große Publikum, das nun noch wieder viel weniger selbst in die Sachen hineinsehen konnte. So entstand die Zeit der übertriebenen Bakterienfurcht, wo alles sterilisiert und desinfiziert werden sollte und vor lauter Angst vor den bösen Feinden schließlich kein Mensch mehr zum ruhigen Leben gekommen wäre.

Es ist kein Wunder, daß sich dagegen eine Reaktion zeigen mußte. Der Arzt, wenn anders er wirklich einer ist, sieht doch immer wieder, daß der Mensch kein Versuchskaninchen für Bakterienkulturen ist. Er kam allmählich doch wieder mehr dazu, auch in dem von einer Infektionskrankheit Befallenen in erster Linie den Menschen zu sehen, dessen Organismus sich gegen eine Schädigung auflehnt, sie durch seine eignen Körperkräfte zu besiegen trachtet. So ging denn gerade von den besten Aerzten diese Reaktion gegen die Bakteriologie aus, die an sich sehr vernünftig war. Nur unterlag auch diese Bewegung wieder dem Pendelgesetz. Sie ist im Begriff, allzusehr nach der andern Seite auszuschlagen und den Mikroben allzuwenig Raum in der Entstehung der seuchenhaften Krankheiten zu gewähren. Und das ist wieder sehr bedenklich. Auf einem so eminent wichtigen Gebiet sollte man sich doch wirklich vor jeder Einseitigkeit hüten, die in den großen Kreisen des Volkes Verwirrung stiften muß. Es wäre ein ungeheurer Schaden für unsre Volksgesundheit, wenn es den einseitigen Bekämpfern der Bedeutung der Bakterien gelingen sollte, das Vertrauen des Volkes zu denjenigen hygienischen Maßnahmen zu vernichten, die speziell zur Bekämpfung der lebenden Keime dienen sollen.

Und dabei wäre eine Verständigung doch wirklich so leicht. Wenn man nicht polemisieren, sondern die Wahrheit suchen will, so haben wir in den Resultaten der ungeheuern Arbeit, die seit einem Menschenalter von den Gelehrten geleistet worden ist, doch schon ein reiches Material, um gerade diese allerwichtigste Frage für die meisten Fälle mit großer Sicherheit beantworten zu können, inwiefern die Bakterien an den Krankheiten wirklich schuld sind, die man ihnen zuschreibt. Wer sich dagegen verschließt, von dem muß man annehmen, daß er entweder agitatorisch verblendet ist oder daß er mit nicht genügenden Kenntnissen auf dem Gebiete ausgerüstet ist, auf dem er streitet.

Was dem Arzt die Uebersicht und die Urteilsfindung auf diesem Gebiet so erschwert, ist die Notwendigkeit, mit vielen Annahmen, Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten zu operieren. Das erweckt natürlich leicht den Anschein, als ob das ganze Gebiet ein problematisches wäre, in dem alles durcheinander fließt. Aber diese Hypothesen dienen meist nur dazu, die Tatsachen logisch zu verketten, sie, wie man so zu sagen pflegt, zu erklären. Sie beziehen sich ferner fast ausschließlich auf die Bekämpfung der Infektionskrankheiten, auf die Immunitätslehre, die allerdings biologische Anpassungsfragen von äußerster Kompliziertheit umfaßt. Sie spielen aber eine sehr geringe Rolle gerade bei der so allgemein interessirenden Hauptfrage, wieweit die Mikroben wirklich Krankheiten hervorrufen.

Digitized by Google

Hier verfügen wir über eine große Menge von durch Versuch oder Beobachtung gesicherten Tatsachen, die uns ohne jede Hypothese ein ziemlich klares Bild dieser Sachlage geben können.

Es erscheint deshalb wohlangebracht, einmal unter Verzicht auf alles Theoretische einige der wichtigsten dieser Tatsachen zu geben, um eine Vorstellung zu liefern, wieweit wir über die Rolle der Bakterien und andrer schädlicher Mikroben bei der Entstehung der Infektionskrankheiten sicher unterrichtet sind.

Das immer wichtigste aller Hilfsmittel liefert der Tierversuch. Wir injizieren einem gesunden Meerschweinchen eine Reinkultur irgendwelcher Bakterien, z. B. Diphtheriebazillen. Es stirbt mit absoluter Sicherheit in wenigen Tagen unter stets denselben Erscheinungen. Wer wagt es da, zu behaupten, daß die Bakterien für diesen so tausendfach mit den verschiedensten Versuchstieren und den verschiedensten Bakterien durchgeführten künstlichen Krankheitsprozeß gleichgültig sind? An diesem Fundament ist nicht zu rütteln. Aber schon die genauere Analyse der Erscheinungen zeigt uns, wo die Einschränkungen liegen, die wir machen müssen. Es ergeben sich nämlich folgende Gesichtspunkte: Zunächst ist das Ergebnis nicht für jedes pathogene Bakterium und jedes Tier dasselbe. Wir finden, daß manche Tiere gegen eine ganze Reihe von Keimen eine sehr große, fast völlige oder absolute Widerstandsfähigkeit haben, die verwandte Tiere rapid töten. Je weiter wir in der Tierreihe auseinander rücken, desto auffallender sind diese Differenzen. So gut wie alle Keime, mit denen man Kaltblüter, wie Frösche, Schildkröten und so weiter, töten kann, sind für Warmblüter gleichgültig und umgekehrt. Die für Vögel schädlichen Keime sind es wenigstens fast immer noch für Säugetiere. Und auch unter ihnen finden wir noch gewaltige Differenzen. Es ist ja bekannt, daß eine ganze Reihe von Menschenkrankheiten auf Tiere überhaupt nicht übertragbar ist und umgekehrt. Der Tatsachen auf diesem Gebiete sind so viele, daß es zwecklos wäre, auf Details einzugehen.

Wir müssen daraus schon den weittragenden Schluß ziehen, daß es nicht allein auf die Qualität der angreifenden Keime ankommt, sondern daß auch die Qualität des angegriffenen Organismus für die Frage der Erkrankungsmöglichkeit eine gewichtige Stimme hat. Das ist Tatsache, Schwierigkeiten erwachsen erst, wenn wir den Urgründen dieser Tatsachen nachgehen.

Wir können also schon aus diesen paar Daten die wichtigsten Begriffe herausziehen. Wir haben schon zwei Grenzfälle festgelegt, nämlich die hohe Empfindlichkeit und die absolute Unempfindlichkeit, die wir als angeborene Immunität oder Resistenz bezeichnen. Dazwischen liegt nun aber ein immenses Feld gegenseitiger Beziehungen, eine Stufenleiter, die von den Fällen höchster Empfänglichkeit zu denen höchster Resistenz hinüberführt. Und gerade diese Zwischenstufen sind es, die genau untersucht werden müssen, um von der Bedeutung der Mikroben im Durchschnitt ein Bild zu bekommen. Daß der Pestbazillus die so gut wie alleinige Ursache der Pest sein muß, ist bald einzusehen, wenn wir zeigen können, daß alle untersuchten Warmblüter an Pest sterben, wenn man ihnen auch nur die winzigsten Mengen einer Bazillenkultur einimpft, gleichgültig an welcher Stelle des Körpers. Hier ist die Angriffskraft des Parasiten eine so enorme, daß es anscheinend überhaupt keine Relation im Warmblüterorganismus gibt, die ihm Widerstand leisten könnte. So liegt nun aber die Sache in den seltensten Fällen.

Meist ist der Parasit nicht die alleinige, sichere Ursache einer schweren, eventuell tödlichen Erkrankung. Es treten sich in den gewöhnlichen Fällen, wenn eine Schar von schädlichen Keimen in einen lebenden Organismus eindringt, zwei Kräfte gegenüber, die wir gegeneinander abwägen müssen, um ein richtiges Bild zu bekommen. Es sind dies die Summe aller Angriffskräfte der Parasiten und die Summe aller Verteidigungs- und Abwehrkräfte des Organismus. Beide können in den weitesten Grenzen schwanken. Und aus diesem Widerspiel der Kräfte entsteht dann die verwirrende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie wir sie bei den Infektionen mit lebenden Keimen immer wieder beobachten. Von den Fällen, wo die Einführung von lebenden Mikroben überhaupt keine auffälligen Symptome auslöst, bis zu denen, wo furchtbare Erkrankungen und Tod die Folge sind, haben wir alle Mittelglieder kennen gelernt.

Wir wollen nun in aller Kürze die Erscheinungen etwas genauer analysieren. Die Summe der Angriffskräfte schädlicher Keime setzt sich zusammen aus ihrer Zahl und der schädigenden Kraft jeder einzelnen Zelle. Es ist klar, daß unter sonst gleichen Bedingungen eine Infektion schwerer ausfallen muß, wenn mehrere Millionen Parasiten gleichzeitig eindringen, als wenn es sich um ein paar versprengte Keime handelt, mit denen der Körper bald fertig wird. Die schädigende Kraft jeder einzelnen Zelle hängt nun einerseits wieder von dem Ort ab, wo sie hingelangt. Parasiten, die von einer kleinen Hautwunde aus in den Körper eindringen, werden weniger Schaden stiften, als wenn dieselben in die Bauchhöhle gelangen und so fort. Aber das erklärt nicht alles. Wir müssen auch außerdem noch in jedem Parasiten eine eigne, von Fall zu Fall verschiedene Stoßkraft annehmen, die wir als Virulenz bezeichnen. Unter völlig gleichen Bedingungen erzeugt eine Infektion einmal eine schwere Krankheit, einmal eine ganz unbedeutende Kleinigkeit. Derselbe Eiterkokkus, der harmlose Anginen erzeugt, ist der Erreger des Puerperalfiebers und andrer gefährlicher Eiterungen. Die Virulenz setzt sich wieder zusammen aus der Vermehrungsfähigkeit im lebenden Gewebe und der Fähigkeit, heftige Gifte zu erzeugen. Wissen wir von der ersteren sehr wenig, so sind uns die Giftstoffe vieler Bakterien um so besser in ihren Wirkungen bekannt. Wir haben gelernt, diese ausschließlich von gewissen Keimen erzeugten Gifte, ihre Toxine, von ihnen völlig zu trennen und ihre Wirkung, wie die jedes andern Giftes, zu untersuchen. Bei diesen leblosen Giften, wo also die Vermehrung und alle Aenderungen der Virulenz ausgeschlossen sind, finden wir nun wieder dieselben Verschiedenheiten wie bei den lebenden Erregern. Wenn wir einem Meerschweinchen winzige Mengen, Bruchteile eines Tausendstel Milligramms, von Tetanustoxin einspritzen, so

Digitized by Google

stirbt es unfehlbar an einer Erkrankung, die von einem richtigen Wundstarrkrampf in keiner Weise zu unterscheiden ist. Das Gift hat hier spezifisch gewirkt, das heißt das Krankheitsbild, das sonst der Erreger hervorruft, restlos reproduziert. Nehmen wir nun aber andre Tiere, so verschiebt sich das Bild. Für ein gleiches Gewicht Maus brauchen wir schon mehr desselben Giftes, für ein Kaninchen noch mehr, für ein Huhn die vieltausendfache Gabe, eine Schildkröte verträgt jede beliebige Menge, ohne darauf zu reagieren; wir finden also hier wieder die Skala der verschiedenen Resistenzen, von der höchsten bis zur absoluten Unempfindlichkeit. Aber hier ist die Sache erleichtert. Anstatt zweier beweglicher Faktoren haben wir hier nur einen, das Gift ist ein unveränderlicher, in allen Fällen gleichzusetzender Faktor bei diesen Versuchen. Variabel ist also nur die Widerstandsleistung der verschiedenen Tierkörper. Wir haben hier ein Mittel, um die Resistenz des lebenden Körpers an sich beobachten zu können. So ist denn die verschiedene Reaktion auf dieselben und verschiedene Bakteriengifte viel untersucht worden, und man hat auch gefunden, daß ein Tier gegen ein Gift sehr empfänglich, gegen ein andres sehr resistent sein kann. Die Ursache dieser verschiedenen Resistenz ist hypothetisch, soll also hier weggelassen werden. Die Tatsache ist aber da und zeigt bei genauerer Analyse eine Reihe von Momenten, die sie mitbedingen können. Da ist zunächst die Tierart als die durchgreifendste, daneben aber noch zahllose andre Dinge, auf die wir gleich zurückkommen werden. Jedenfalls zeigen diese absolut exakten Versuche, daß tatsächlich die Reaktion jedes einzelnen lebenden Körpers gegen diese gefährlichste Waffe der Parasiten eine mehr oder minder verschiedene ist.

Diese gesicherte Lehre können wir nun auch auf die so viel komplizierteren Fälle übertragen, wo wir nicht ein totes Gift, sondern lebende, vermehrungsfähige Zellen in den Organismus eindringen sehen. Hier wird natürlich alles viel unübersichtlicher, weil eben der Erfolg der Infektion nicht allein von der wechselnden Resistenz, sondern außerdem von der wechselnden Virulenz der Schädlinge abhängt. Aber diese Schwierigkeiten haben sich in vielen Fällen durch vergleichende Versuche mit denselben Kulturen überwinden lassen, so daß wir auch hier mit absoluter Sicherheit sagen können, daß die wechselnde Resistenz des angegriffenen Organismus vorhanden ist und für die Schwere der auf die Infektion folgenden Erkrankung ein ungemein wichtiger Faktor ist.

Und an dieser Stelle wollen wir wenigstens die allerwichtigsten Momente aufführen, die den Wechsel der Resistenz im Organismus bedingen. Neben der bereits erwähnten Artimmunität, die ja für die Wissenschaft die interessanteste, weil deutlichste, für praktisch-hygienische Ideen aber gleichgültig ist, finden wir nun eine Abhängigkeit der Resistenz von einer Unsumme physiologischer Faktoren, wie Alter, Jahreszeit, Temperatur, Geschlecht, Ernährungszustand und so weiter.

Aus diesen Dingen heben sich nun als für unser praktisch aufgefaßtes Problem die folgenden ab:

Jeder Umstand, der im allgemeinen dem Gesamtorganismus oder einem einzelnen Organ schadet, führt zu einer Verminderung der Allgemeinresistenz und zu einer speziellen Verminderung der Resistenz derjenigen Organe, an denen die Krankheit anzusetzen pflegt. Umgekehrt führt jede Erhöhung der Leistungsfähigkeit, jede Stählung und Förderung des Körpers zu einer erhöhten Resistenz gegen bakterielle Erkrankungen.

Also praktisch: ein kerngesunder Mensch, der insbesondere eine kräftige, katarrhfreie Lunge hat, wird eine Infektion mit Tuberkelbazillen spielend leicht überstehen, vielleicht ohne überhaupt irgendwie zu erkranken, unter der ein schwächlicher Mensch mit schlechter Lunge zusammenbricht. Ein gesunder Magen wird eine Portion Cholerabazillen glatt verdauen, die einem andern tödlich wären, und so fort. Diese praktisch ungemein wichtigen Verschiedenheiten treten natürlich dort besonders ans Licht, wo man mit Bakterien von einer, grob ausgedrückt, mittleren Virulenz zu schaffen hat. Bakterien mit winziger Virulenz, wie den Staphylokokkus einer Hautpustel, überwindet jeder, gegen solche mit überwältigender Virulenz, wie meist es der Pestbazillus zu sein pflegt, gibt es kaum noch individuelle Differenzen.

Aber gerade diese Regel gilt für die meisten bei uns heimischen Infektionskrankheiten. Hier sind immer die beiden Variabeln stark schwankend, bei der Tuberkulose wie bei der Diphtherie, bei der Influenza wie beim Typhus. Und da wir bei der von selbst eintretenden Infektion, welche die Erkrankung zur Folge hat, die Variable der Virulenz nicht beeinflussen können, so haben wir eben die Pflicht, mit allen Kräften auf die andre hinzuwirken, nämlich die Gesamtresistenz des Körpers zu heben. Dies gilt namentlich für den Kampf gegen die chronischen Infektionskrankheiten, und in allererster Linie gegen die Tuberkulose. Bei diesen, wo der Kampf zwischen Leben und Tod nicht in ein paar Wochen durchgekämpft ist, sondern sich über Jahre hinzieht, ist die Hebung der allgemeinen Widerstandskraft die allerwichtigste Hauptsache.

Und so kommen wir zu einer Verständigung mit den Gegnern der Bakterienlehre. Gerade das genauere Studium der Erscheinungen führt uns, wie wir gezeigt haben, zu der Anschauung, daß absolut nicht etwa der Tuberkelbazillus der Erreger der Schwindsucht ist. Die Schwindsucht ist gewiß eine soziale Krankheit. Aber der Bazillus gehört eben absolut nötig auch dazu.

Wer also im Kampfe gegen die Infektionskrankheiten, speziell die chronischen, energisch nach einer Hebung der Allgemeinresistenz ruft, wer auf naturgemäße, kräftigende Lebensweise, auf Stählung und Veredlung des Körpers den größten Wert legt, wird jedes Vernünftigen Beifall finden. Die Zeit der kritiklosen Bakterienjagd und Bakterienfurcht ist für immer vorbei.

Wer aber daraus die Berechtigung herleitet, nun das Kind mit dem Bade auszuschütten, der handelt leichtfertig. Es wäre ein enormer Schaden, wenn die ungeheuern und von glänzendstem Erfolg gekrönten Bestrebungen, durch Bekämpfung der Bakterien selbst und der Möglichkeiten der Infektion den Krankheiten auch von der andern Seite des Kampffeldes Terrain abzugewinnen, dadurch in Mißkredit kämen.

Digitized by Google

Bildnis einer vornehmen Genueserin aus der Familie Cattaneo

Nach einem Gemälde van Dycks, das von dem amerikanischen Milliardär Widener in Philadelphia um angeblich zwei Millionen Mark erworben wurde

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Geiser und heiße Quellen

Von

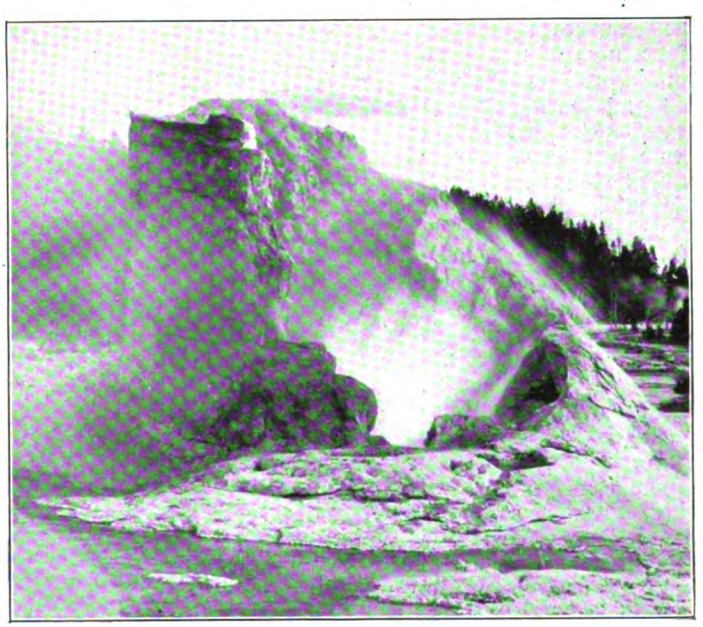
Dr. W. Wilhelm Meyer

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Alles Naturgeschehen findet in stufenweiser Entwicklung statt, niemals, auch nicht in seinen kleinsten Aeußerungen, in völlig gleichmäßiger Bewegung. Wir könnten es manchmal mit einem Uhrwerk vergleichen, das durch Pendel oder Unruhe reguliert wird. Die Zeiger scheinen ganz gleichmäßig umzukreisen, während die Bewegung in Wirklichkeit doch mit jedem Pendelschlage ruckweise geschieht. Das Wachstum unsers Körpers scheint nur in langen Perioden auf und nieder zu schwanken. Aber die Lebenskraft pulsiert beständig, arbeitet ruckweise mit unserm pochenden Herzen. Das Meer und der Wind stürmen wogend über die Erde dahin, und die Geschichte der Erdentwicklung zeigt in den getrennt aufeinander liegenden Blättern ihrer steinernen Chronik, daß auch das Wachstum unsers Planeten „Jahresringe“ erzeugte, die, zwar Jahrtausende umfassend, ein beständiges Auf- und Niederschwanken der Naturtätigkeit vor Augen stellen.

Ausbruch des „Riesen“ im Yellowstonepark

Eines der imposantesten Naturschauspiele, in dem dieses beständige Pulsen uns unmittelbar in wunderbarer Kraft und Schönheit entgegentritt, sind die natürlichen Springbrunnen siedenden Wassers, die Geiser, deren Tätigkeit man nur an einigen wenigen Stellen der Erde in ihrer regelmäßigen Wiederkehr beobachten kann. Das am längsten bekannte Geisergebiet, nach dem die Erscheinung ihren Namen erhalten hat, ist das von Island, wo sich indes nur zwei dieser geheimnisvollen Springbrunnen befinden, die noch dazu in den letzten Jahrzehnten die frühere Regelmäßigkeit ihrer Arbeit eingestellt haben. Reisende mußten monatelang auf das Schauspiel warten, ehe es sich entfaltete. Das zweite, viel bedeutendere Gebiet ist das des Yellowstoneparkes im nordamerikanischen Felsengebirge, das ich zu besuchen Gelegenheit hatte, als es noch in voller Tätigkeit war. Auch von diesem hört man, daß seine Geiser jetzt seltener und unregelmäßiger ihre mächtigen Fontänen gen Himmel brausen lassen. Ein drittes weites Geisergebiet liegt in Neuseeland, das zwar noch in voller Tätigkeit zu sein scheint, während jedoch einer der schönsten Wunderbauten, die solchen heißen Ausströmungen ihren Ursprung verdanken, die berühmten Sinterterrassen von Rotomahana, dort im Jahre 1896 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden ist. Außer diesen soll noch im Innern des sehr schwer zugänglichen Tibet ein Geisergebiet vorhanden sein. Ueberall aber sieht man, daß diese wunderbaren Erscheinungen relativ kurze Episoden



Kegel und Krater des „Riesen“

Digitized by Google

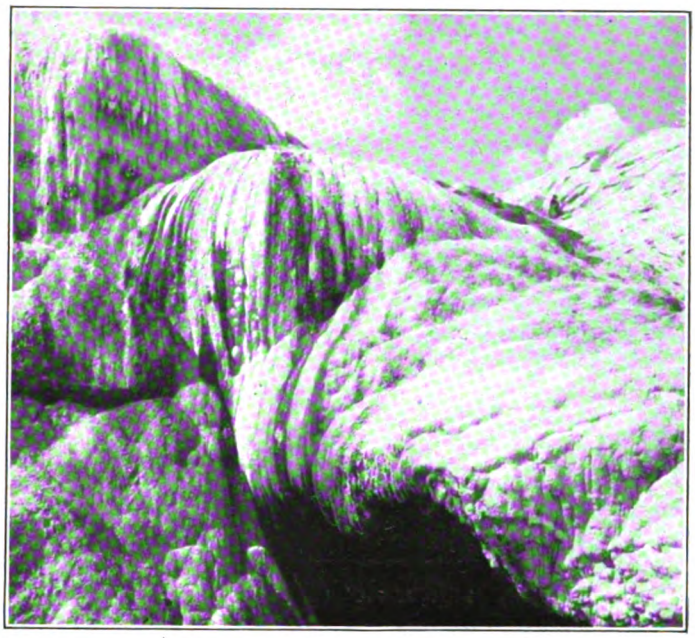
Krater des „Alten Getreuen“ im Yellowſtonepark

in der Geſchichte der Erde bedeuten, von noch ſchneller vorübergehender Dauer, als die vulkaniſchen Erſcheinungen es ſind, mit denen ſie in nahem Zuſammenhang ſtehen und denen ſie auch in ihrem ganzen Weſen ähnlich ſind. Man könnte einen Geiſer einen Vulkan nennen, der Waſſer ſtatt Lava ausſpeit, während Sueß bereits die Vulkane als Geiſer bezeichnete, in denen kochendes Geſtein wie Waſſer durch die Kraft furchtbarer Gaserploſionen emporgeſchleudert wird. — Auch hier ſehen wir wieder, wie die Naturerſcheinungen ſich in Stufenfolgen wiederholen. Als die Temperaturſtufe der Erde noch um tauſend und mehr Grad höher lag als gegenwärtig, da vertrat das Geſtein, das heute den feſten Panzer unſers Planeten bildet, die Rolle des Waſſers. Lavaſtröme, die damals ſich langſam verhärtend und wieder löſend niedergingen, waren die Gletſcher jener Zeit; und wir können uns anderſeits eine Zeit denken, wo die Geiſer zu echten vulkaniſchen Erſcheinungen geworden ſind, deren flüſſige Auswürfe ſofort erſtarren, eiſige Lavaſtröme erzeugend. Betrachten wir die Ausbrüche dieſer „Waſſervulkane“ von dieſem Geſichtspunkte der Erdentwicklungsgeſchichte, ſo müſſen ſie unſer Intereſſe noch in erhöhtem Maße in Anſpruch nehmen. Deshalb werden die wenigen Tage, die ich inmitten dieſer großartigen Aeußerungen geheimnisvoller Mächte der Unterwelt zubringen durfte, ſtets in meiner Erinnerung zu den tiefſten Eindrücken gehören, die ein dramatiſch bewegtes Naturbild jemals hervorzubringen vermag. Nur der große Ausbruch des Veſuv im April 1906, den ich in allen ſeinen Phaſen mitzuerleben ſo glücklich war, konnte ſich dieſen Eindrücken an die Seite ſtellen. Bedenkt man aber, daß man jenem gewaltigen Schauſpiel der Veſuveruption immerhin doch in reſpektvoller Entfernung bleiben mußte, während man die Geiſereruptionen aus unmittelbarſter Nähe aus dem Erdboden zu unſern Füßen hervorbrechen ſieht, ſo iſt das Bild der Erſcheinung eines Geiſerausbruchs relativ genommen noch eindrucksvoller als der eines Vulkans. Erſchüttert dieſer unſre Seele bei aller Schönheit ſeines Anblicks mit Schaudern des Entſetzens, ſo wirkt die diamantenſprühende Waſſergarbe eines Geiſers nur durch die wunderbare Schönheit ihres Spiels, während nur als Unterton ein heimliches Grauen vor dieſen Mächten des unterirdiſchen Feuers, die ſo unmittelbar unter unſern Füßen arbeiten, unſre Seele leiſe erzittern macht.

Das Gebiet des Yellowſtoneparkes iſt ſo groß wie Württemberg und Baden zuſammengenommen. Ueberall quillt hier heißes Waſſer aus dem Boden. Ueber 3600 heiße Quellen und 100 Geiſer hat man hier gezählt. Auf der ſechstägigen Reiſe in der

Krater des „Splendid Geiſer“ (Yellowſtonepark)

Digitized by Google



„Kupidos Höhle" (Yellowstonepark)

Mailcoach zieht beständig ein ganzes Panorama von unerhörten Wundern an uns vorüber. An einer Stelle, dem Norris Geiser Basin, sieht man in eine weite Talsenkung, die im ersten Augenblick wie schneebedeckt erscheint, weil der ganze Boden, auf dem keinerlei Vegetation bestehen kann, mit weißen Sinterablagerungen überkrustet ist. Aber aus diesem scheinbaren Schnee schießen überall Dampfstrahlen empor, heiße Tümpel dampfen und brodeln. Es ist ein beständiges Zischen und Brausen und Prusteln, daß man sich inmitten einer ungeheuern Fabrikanlage glauben könnte. Dieses „Basin" liegt 2250 Meter überm Meere und ist das höchstgelegene von den übrigen im Park. Wahrscheinlich aus diesem Grunde kommen hier sehr hoch springende Geiser noch nicht vor, denn der Wasserzufluß und der Druck des Wassers im Gebirge muß doch eine Rolle bei diesen Erscheinungen spielen, wo das aus den Wolken niederströmende Wasser mit dem Feuer der Tiefe in Zweikampf gerät. Die größten Geiser schließt das mittlere und untere Becken ein, die 80 bis 100 Meter tiefer liegen. Um fast ebensoviel stürmten früher die kochenden Wasser hier in die Lüfte wieder empor, während freilich heute die gesamte Tätigkeit des Gebietes auf ein geringeres Maß herabgegangen ist. Wir wollen einige der interessantesten und charakteristischsten besuchen.

Der Old Faithful, der „Alte Getreue", führt sein Spiel mit fast minuziöser Genauigkeit aus. Unser Bild zeigt seinen Schlund, während er in Ruhe ist. Nur heißer Dampf steigt aus ihm hervor. Der Schlund öffnet sich auf der Kuppe eines kleinen Hügels aus weißen und gelblichen Kieselablagerungen, Sinter, den das erkaltende Wasser zurückläßt. Es ist ein hartes Gestein geworden, auf dem man sicheren Fußes bis ganz an den Rand des länglichen Loches gelangen kann, dessen längster Durchmesser oben etwa zwei, weiter unten kaum einen halben Meter mißt. Etwa acht bis zehn Minuten vor der Eruption füllt sich dieser kleine Krater mit heißem Wasser, das immer reichlicher überfließt, bis unter unterirdischem Donner bei erzitterndem Boden plötzlich eine Säule kochenden Wassers von mehr als einem halben Meter Dicke senkrecht etwa 40 Meter hoch emporgeworfen wird. Das Spiel dauert vier Minuten lang ununterbrochen mit gleicher Kraft an, hört dann plötzlich auf und wiederholt sich nach 65 Minuten pünktlich, wie ich selbst an drei Eruptionen konstatieren konnte. Diese Regelmäßigkeit ist das Wunderbarste der ganzen Erscheinung. Außer bei den kosmischen Phänomenen, deren eine ja auch die Gezeiten (Ebbe und Flut) sind, können wir im Bereiche der Natur kaum noch etwas Aehnliches beobachten. Freilich bei weitem nicht alle Geiser sind so pünktlich. Die Zwischenräume der Eruptionen des Bee Hive, Bienenkorbgeisers — so benannt nach der eigentümlichen Form

Gesteinsformationen am Castle-Geiser (Yellowstonepark)

Digitized by Google

seiner Auswurfsöffnung – schwanken zwischen 16 und 30 Stunden. Er befindet sich nur etwa 500 Schritte vom Old Faithful entfernt, und gerade, als wir noch in der Betrachtung seines Flügelaufbaues begriffen waren, hörten wir es aus der Ferne donnern. Das sei der Bee Hive, sagte man, und wir eilten ihm im Sturmschritt entgegen. Gerade als wir bei ihm ankamen, öffnete sich in der Tiefe das ungeheure Dampfventil, und eine mehr aus Dampf als aus Wasser bestehende Säule von mehr als 60 Metern Höhe wirbelte brausend und heulend dicht vor uns in die Lüfte. Acht Minuten lang blieb jenes geheimnisvolle Ventil in der Tiefe geöffnet, dann schloß es sich plötzlich, und wir konnten sofort an das etwa einen Meter hohe und nur etwa 40 Zentimeter weite „Mundstück", wie man diese eigentümliche Oeffnung wohl nennen könnte, herantreten, einen Höllenrachen, der uns mit heißem Odem anfauchte.

Die „Punschbowle" (Yellowstonepark)

Kaum hatten wir uns von diesem Eindruck erholt, als der gleichfalls in der Nähe befindliche Castle-Geiser sein Spiel begann und von ihm zurückkehrend dann der Old Faithful seine Reprise aufnahm. Man sah sich umringt von den mächtigsten und geheimnisvollsten Aeußerungen der Naturmächte, deren Tätigkeit man auf Spaziergängen inmitten einer herrlichen Gebirgswelt mit aller Seelenruhe beobachten konnte.

Der größte unter den damals noch regelmäßig arbeitenden Geisern war der Giant, der „Riese", der seinen mächtigen Wasserstrahl alle sechs Tage anderthalb Stunden lang 75 Meter hoch emporblies. Ich hatte nicht das Glück, ihn in Tätigkeit zu sehen. Die beigefügten Abbildungen zeigen seine auf der andern Seite turmartig aufgebaute Oeffnung und seinen Ausbruch. Dagegen habe ich das herrliche Spiel des Fountain-Geisers im Laufe von drei Stunden zweimal zu sehen Gelegenheit gehabt, der eine Wassergarbe von beinahe 10 Metern Dicke eine Viertelstunde 15 bis 20 Meter hoch emporschleudert. Welche ungeheuern Wassermassen kommen hierbei in eine so mächtige Bewegung! Der mächtigste von allen Geisern aber, der viele Jahre gebraucht, um die nötige Kraft zu seinen Ausbrüchen zu sammeln, ist der Excelsior, der schon die Dimensionen eines kleinen Vulkans besitzt. Seine Oeffnung mißt etwa 100 Meter. In ihm steht ein fast immer siedender See, den wir so mächtige Dampfwolken aufwirbeln sahen, daß es unmöglich war, sich ihm so weit zu nähern, um das Wasser in der Tiefe zu sehen. Von 1871, als dieser Yellowstonepark mit all seinen Wundern erst entdeckt wurde, bis 1881 war er in diesem Zustande eines siedenden Sees geblieben,

Grottenbildung aus Gesteinsablagerung (Yellowstonepark)

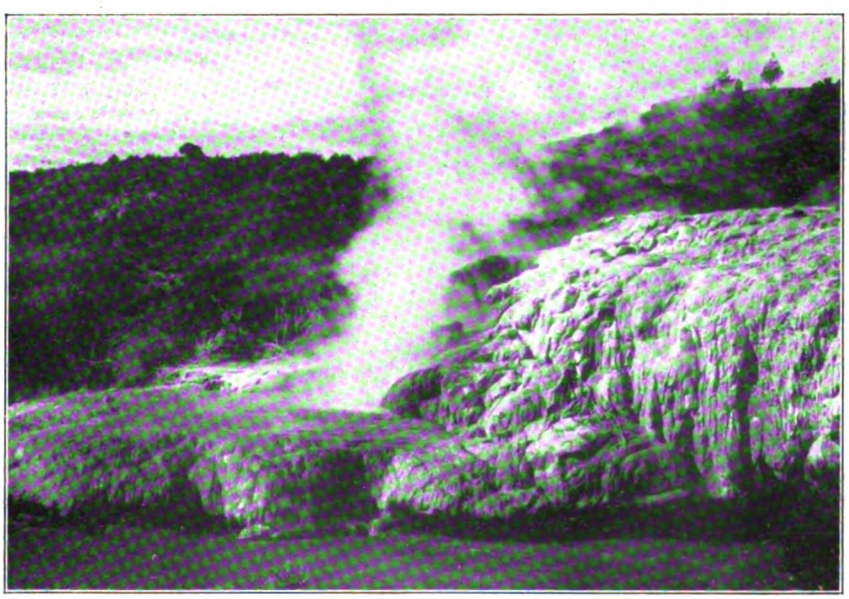
Digitized by Google

Schlammgeiser auf Neuseeland

als er plötzlich in gewaltige Aufregung geriet und in Zwischenräumen von einer bis vier Stunden mindestens dreißig Eruptionen hatte, bei denen er den Inhalt des ganzen Sees bis zu 75 Metern emporschleuderte und ungeheure Mengen von kochendem Wasser in den nahen Fireholefluß ergoß. Dann wurde er wieder still bis 1888, wo er in gleicher Weise eine Reihe von Ausbrüchen hatte. Seitdem ist er abermals ruhig, vielleicht nun für immer.

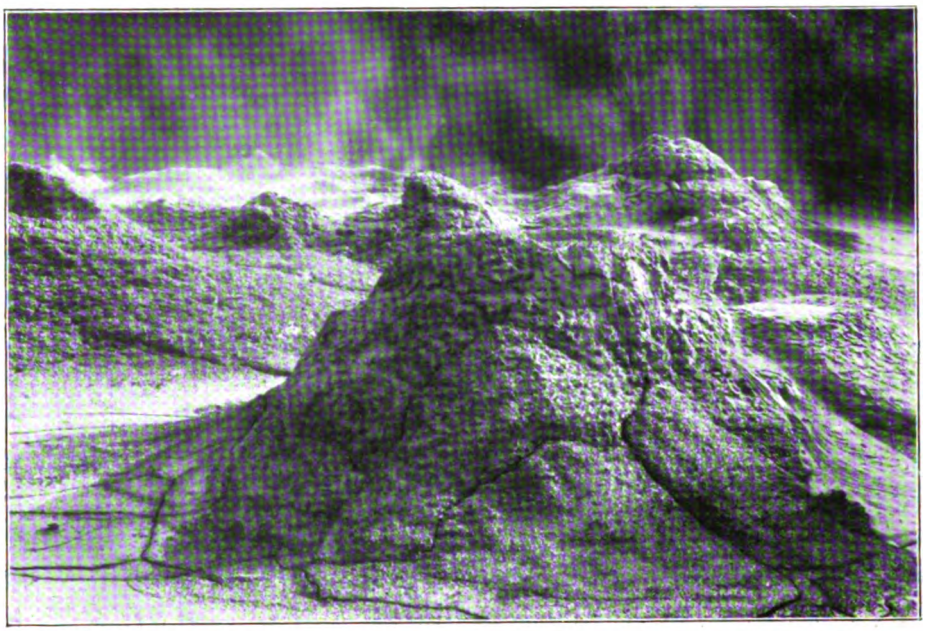
Außer diesen Gewaltigen befindet sich hier auch eine Menge kleinerer bis zu den allerkleinsten, die wie Kinderspielzeuge ihre fingerdünnen Strahlen in derselben Weise periodisch aufsteigen lassen, fast alle unabhängig von ihren Nachbarn. Unter den mittelgroßen heißt einer der Minutenmann, der in der Tat fast genau alle 60 Sekunden einen hübschen Strahl von etwa 10 Metern Höhe aus einem weißen, mit kristallklarem, blauschimmerndem Wasser gefüllten Becken emporwirft. Der Strahl fällt fast vollständig wieder in das Becken zurück, so daß nur wenig Wasser überfließt. Dies ist wohl auch der Grund seiner so regelmäßigen und häufigen Ausbrüche. Einen andern Geiser hat man den Chinaman genannt, und dies hat seine seltsame Bewandtnis. Er schien ein gewöhnlicher heißer Pfuhl, wie es sie dort zu Hunderten gibt und die damals von den Chinesen, die in Amerika ja so vielfach das Handwerk der Waschfrauen betreiben, in dieser Eigenschaft praktisch benutzt wurden. Dabei verlor einer seine Seife, die in dem heißen Pfuhl verschwand. Gleich darauf aber würgte es in seiner Tiefe, und es entstand eine Eruption von mehr als 10 Metern Höhe, die zwei Minuten anhielt. Inzwischen hat man die Erfahrung gemacht, daß ganz allgemein die Geiser einen unwiderstehlichen Abscheu gegen Seife haben, die sie mit vehementer Plötzlichkeit wieder ausspeien.

Einen höchst reizvollen Anblick gewährt die „Punschbowle", die heute zu den erstorbenen Geisern gehört, während man früher noch Ausbrüche von ihr sah. Das herrliche Becken von etwa 3 Metern Durchmesser ist hier abgebildet. Man sieht, wie es von einem niedrigen Rande eingefaßt ist. Dieser besteht aus roten, gelben und weißen Kieselablagerungen, worin das azurblaue Wasser steht, in der Mitte gelegentlich etwas aufkochend und dampfend. Unter dem Wasser setzt sich der Trichter mit prachtvollen Farben bis in die dunkle Tiefe fort, aus der es geheimnisvoll aufbrodelt; unter dem Wasser sind die Wände des Trichters oft fein geriffelt, so daß sie den Eindruck von schillerndem Satin machen. Es ist das schönste von allen vielartigen Farbenspielen, mit denen dieses Wunderland uns



Geiser bei Whakarewarewa (Neuseeland)

Digitized by Google



Schlammkrater bei Whakarewarewa (Neuseeland)

auf Schritt und Tritt entzückt. — Auf einer weiteren Stufe der absteigenden Entwicklung dieser Erscheinungsreihe fließt das heiße Wasser nur noch gleichmäßig und ruhig aus der Tiefe hervor. Aber auch dieses ist mit Kieselsäure gesättigt, die sich beim Erkalten absetzen muß. Dies geschieht, wo das Wasser einen Abhang hinabrieseln muß, oft derart, daß es Sinterterrassen bildet, die bei der schimmernden Weiße oder auch Vielfarbigkeit des abgesetzten Gesteins einen prachtvollen Anblick gewähren. Gleich am Eingang zum Park, wenn man von der Northern-Pacific-Linie kommt, erheben sich in 13 Stufen die berühmten Mammoth Hot Springs, jetzt die schönsten und größten ihrer Art, seitdem jene in Neuseeland zerstört wurden. Nur ein kleines Detail derselben haben wir hier abgebildet: Kupidos Höhle! Es könnte in der Tat keine zauberhaft schönere Badebecken für den Gott der Liebe geben, als sie dieser wunderbare Terrassenbau mit seinem von Stufe zu Stufe sich mehr temperierenden blaukristallenen Wasser bietet. Auch die Geiser haben um ihre Oeffnungen wunderbare Sinterbauten geschaffen, von denen wir hier einige abbilden.

Es kommt aber auch vor, daß die heißen Quellen ihren Gehalt an Kieselsäure schon früher verloren haben oder überhaupt nicht heiß genug waren, um in der Tiefe genügende Mengen davon aufzunehmen. Sie zerreiben dann das Gestein an der Oberfläche zu einem Brei, aus dem die der Tiefe mitentquellenden Gase hervorbrodeln. So entstehen die Schlammgeiser, kleine Vulkane oder auch nur Becken, die oft einen recht unheimlichen Eindruck machen, wie wahre Höllenpfuhle, die gelegentlich auch stinkende Gase ausstoßen und uns heiße schwarze Fladen entgegenspritzen. Zu noch größerer Entwicklung ist diese Erscheinung im Geisergebiete Neuseelands gekommen, wovon wir einige Abbildungen bringen. Im Yellowstonepark verwandeln sich aber selbst diese sonst so häßlichen Ausbrüche gelegentlich in farbenprächtige Gebilde. Wenn solch ein Durchbruch irgendwo eintrat, wo früher schönfarbige Sinterablagerungen stattfanden, da werden nun diese in einen farbigen Schlamm verwandelt, und es entstehen die „Farbentöpfe", in welche die Natur ihre Pinsel getaucht zu haben scheint, als sie all diese Schönheiten schuf.

Einen sehr merkwürdigen Uebergang zwischen Geisern und heißen Quellen bietet der Karlsbader Sprudel. Auch er befindet sich auf einem nach geologischem Maße kaum erloschenen vulkanischen Gebiete und war einmal ein echter Geiser. Sein einstmals sehr ausgedehntes Becken hat er vom Rande her mit Sinterablagerungen fast ganz überdeckt, so daß nur noch eine Oeffnung blieb, aus der das aus der Tiefe beständig in großen Mengen strömende heiße Wasser entweichen kann. Da es viel Kohlensäure enthält, die in der Sprudelschale (so nennt man das jetzt eingeschlossene Sinterbecken unter dem Sprudel) entweicht, so wird das Wasser durch deren Kraft stark emporgedrückt, wodurch das schöne Spiel seiner etwa sekundenweise abwechselnden Auswürfe von Wasser und Gas entsteht. Der armdicke Wasserstrahl steigt etwa einen Meter hoch empor und liefert in der Minute mehr als 3000 Liter Wasser von 73,8 Zentigrad. Die Temperatur und Wassermenge bleiben stets konstant. Die meteorologischen Vorgänge der Außenwelt haben keinen Einfluß auf sie. Dieses Wasser hatte vorher die wechselvolle Oberfläche unsers Planeten noch niemals gesehen, es ist „juvenil", eben erst geboren. Daher das Geheimnis seiner Heilkraft.

Ich habe schon vorhin gesagt, daß man die Geiser als „Wasservulkane" auffassen könne. Sie wiederholen gewissermaßen das Spiel der vulkanischen Kräfte auf der Entwicklungsstufe des Wassers.

Digitized by Google

Man findet sie nur in Gebieten, die früher einmal von gewaltigen Lavaströmen überdeckt worden sind, deren Glut unter einer verhältnismäßig dünnen Kruste sich durch viele Jahrtausende erhalten kann. Auf diesen Lavaströmen sieht man, namentlich heute noch auf Island, kleine Vulkane ausbrechen, die den größeren vollkommen ähnlich sind, ihren Ursprung aber ausschließlich in jenem Lavastrome haben. Schließlich ersterben auch diese Parasitvulkane, und es bleibt nur ihr offener Trichterschlund übrig. In diesen dringt nun das atmosphärische oder auch das aus der Tiefe der Erde kommende Wasser, das vorher einen Teil des heißen Lavastromes durchdringen mußte und dadurch selbst sich stark erhitzte. Es füllt bald den ganzen alten Vulkantrichter an, einen heißen Pfuhl oder See bildend. An der Oberfläche kühlt sich das Wasser einigermaßen ab, in der Tiefe aber fließt beständig Wasser nach, das über Siedehitze besitzen kann. Dieses kommt nur deshalb nicht zum Sieden, weil eine schwere Wassersäule auf ihm drückt, die nach bekannten physikalischen Gesetzen das Sieden verzögert, auch wenn das Wasser wesentlich über 100 Zentigrad erhitzt ist. Schließlich aber wird der für den betreffenden Druck geltende Siedepunkt doch überstiegen und das Wasser muß nun irgendwo unten in dem Trichter zuerst zum Sieden kommen. Der entweichende Dampf schleudert die über ihm befindliche Wassersäule in die Luft, und wir haben das Schauspiel des Geiserausbruchs vor uns. Dann ruht der Geiser, bis das Wasser aus den Zuflüssen in der Tiefe wieder genügend erhitzt worden ist.

Ganz ebenso denkt man sich heute die Mechanik gewisser Vulkanausbrüche. Flüssiges Gestein, Magma, fließt aus dem Innern in den Vulkanschlund und läßt die Lava in ihm beständig steigen. Auch diese ist erfüllt von Gasen, die unter dem Druck der Lavasäule nicht eher entweichen können, als bis ein bestimmter Hitzegrad in einer gewissen Tiefe erreicht ist. Dann erfolgt der Ausbruch plötzlich, während dann eine Ruhepause eintreten muß, bis die nötige Lavamenge in der Tiefe wieder entsprechend erhitzt worden ist. Der Vesuv ist nach dieser Auffassung ein Geiser mit Ausbrüchen flüssigen Gesteins, die sich etwa alle 30 Jahre in größerem Umfange wiederholen. So wiederholt sich bei aller unergründlichen Vielseitigkeit der Natur doch alles im ineinandergreifenden Getriebe ihrer Stufen. Die Kräfte arbeiten nach einem einheitlichen Prinzip. In aller Vielartigkeit offenbart sich uns stets wieder die große Einheit des Ganzen.

„Die Hölle" bei Tikitere (Neuseeland)

Digitized by Google

Literatur

Rapunzel. Von Ludwig Finckh. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es ist kein breit angelegter, weit ausgreifender Roman, was Finckh seinen Lesern bietet, dafür aber wieder, wie es sein „Rosendoktor" war, ein durch und durch beseeltes Buch, eine Dichtung von starkem und keuschem Empfinden, voll inniger Heimatpoesie und echter Religiosität. Auf dem Boden schwäbischen Volkstums und schwäbischer Landschaft, auf diesem festen Fundament der Wirklichkeit, erhebt sich die poetische Kleinwelt des „Rapunzel"-Idylls wie ein Traumschloß in sommerlich klaren Himmel. Man fühlt sich gleichzeitig an Mörike, den klassischen Schwaben, und an die Romantik der Eichendorff und Arnim erinnert, aber man empfindet dabei die zarte und doch gesunde Eigenart dieses schwäbischen „Neuromantikers" als etwas durchaus Eigenartiges. Der Frauenlob des „Rosendoktor" verleugnet sich auch bei „Rapunzel" nicht; wie er das Verhältnis von Mutter und Kind schildert, und was er zum Preise der mütterlichen Frau sagt, ist unübertrefflich innig und wahr und wird dem Dichter viel neue Freundinnen und Freunde gewinnen.

Selma Lagerlöf, die geniale schwedische Dichterin, fraglos eine der größten schöpferischen Individualitäten in der gesamten ausländischen Literatur der Gegenwart, hat unlängst ein Werk vollendet, das ebenbürtig neben ihrem „Gösta Berling", ihrem „Jerusalem" und den „Wundern des Antichrist" steht: die „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen", deren dreibändige deutsche Ausgabe in vortrefflicher Uebersetzung von Pauline Klaiber seit kurzem auch vollständig vorliegt (München, Albert Langen; geheftet M. 10.—). In dieser prächtigen Erzählung offenbart sich aufs neue die wunderbar reiche Phantasie der Dichterin in ihrer ganzen Kraft und zugleich ein seltenes Maß von Liebe und Verständnis für die märchenfrohe Kinderseele, deren ganze Sehnsucht nach dem Traumlande der Poesie hier Erfüllung findet; doch ist das Buch keineswegs bloß eine Lektüre für Kinder, sondern es bietet auch Erwachsenen einen reinen, köstlichen Genuß. Die Verfasserin führt uns mit ihrem kleinen Helden auf dem Rücken des Gänserichs Martin durch alle Teile ihres geliebten Vaterlandes und breitet einen bunten Teppich von merkwürdigen historischen Legenden und lustigen Tiersagen, die sie mit unvergleichlicher Kunst zu einem wundervollen Ganzen zusammenzufügen versteht, unter uns aus. Das aus den Tiefen der Volksseele geschöpfte Buch, in dem ein fester, gehaltvoller kulturgeschichtlicher Kern steckt, ist in Schweden als Lesebuch in den Volksschulen eingeführt worden und hat damit eine Auszeichnung erfahren, die in der ganzen modernen Literatur vielleicht einzig dasteht und mehr wiegt als alle Lobsprüche der Berufskritik. Eine ähnliche Ehre wird ihm in Deutschland freilich kaum zuteil werden, aber Begeisterung wird es auch hier erregen oder hat es vielmehr schon erregt, und nicht klein wird unter den Alten wie den Jungen die Zahl derer sein, denen es für ihr ganzes Leben zum Lieblingsbuch wird.

Das vom Schweizerischen Kunstverein herausgegebene, von Professor Dr. Carl Brun in Zürich redigierte „Schweizerische Künstler-Lexikon" (Frauenfeld, Huber & Co.) ist bis zur siebenten Lieferung gediehen, die im zweiten Drittel des Alphabets den Buchstaben „R" nahezu zu Ende führt. Man darf darnach wohl annehmen, daß dank des von vornherein fest umgrenzten Programms der Inhalt des ganzen Lexikons äußerlich in einem der ursprünglichen Absicht gegenüber nur wenig erweiterten Rahmen wird gegeben werden können: aus den vorgesehenen elf Lieferungen (à M. 3.20) dürften deren zwölf werden, die dann drei gleichstarke Bände ergeben. Der Begriff „Schweizer Künstler" ist für das höchst schätzenswerte Unternehmen, das nach Vollendung seinen Veranstaltern zu dauerndem Ruhme gereichen wird, bekanntlich möglichst weit gefaßt worden; das Programm huldigt eben, wie im Vorwort zum ersten Bande betont wird, dem Grundsatz: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." So ist es denn auch, um ein Charakteristikum gerade dafür anzuführen, hübsch und interessant, daß der malerischen und zeichnerischen Tätigkeit Gottfried Kellers, des „Dichters der Züricher Novellen", wie es einleitend gleich ausdrücklich heißt, ein größerer Exkurs gewidmet ist, der in sich doch durchaus wieder der generellen Vorschrift für die einzelnen Artikel entspricht: „in knapper, aber präziser, dem Stande der Kritik und Forschung entsprechender Form die Schilderung des Lebens- und Studienganges der Meister zu enthalten, an die sich die Aufzählung der hauptsächlichsten Werke sowie eine möglichst vollständige Angabe der einschlägigen Literatur reihen soll." Daß dieses Programm bislang aber auch durchweg mit so schönem Gelingen erfüllt worden ist — der in lexikographischen Dingen Erfahrene weiß zu beurteilen, was dazu gehört —, dafür gebührt dem Herausgeber des „Schweizerischen Künstler-Lexikons" ganz besonderer Dank.

Das aus sachkundiger Feder stammende Handbuch der Kostümkunde von Wolfgang Quincke, dessen dritte, vermehrte und verbesserte Auflage kürzlich in stattlichem Quartformat bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist, behandelt den genannten wichtigen Zweig der Kulturgeschichte in seinem Wert als Bestandteil der allgemeinen Bildung; es ist nicht eine bloße kurzgefaßte Zusammenstellung der wichtigsten Einzelheiten, sondern eine Einführung in den geistigen Zusammenhang des Trachtenwesens in sich selbst und mit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, deren kleidlichen Ausdruck es vorstellt. Das Werk will das Verständnis und die Benutzung des weitschichtigen Anschauungsstoffes ermöglichen, wo er auch vorliegen mag. Quinckes Kostümkunde ist zugleich das einzige Handbuch, das für die praktische Anwendung auf der Bühne sowohl die allgemeinen Gesichtspunkte als auch eine Fülle dafür in Betracht kommender Einzelfragen erörtert. Den Text begleiten 152 Abbildungen mit 459 Kostümfiguren, die zwar die charakteristischen Grundformen der verschiedenen Trachten im allgemeinen richtig und auch die meisten Details leidlich erkennbar wiedergeben, in ihrer sehr primitiven Ausführung aber recht weit hinter den fortgeschrittenen künstlerischen Begriffen und Anforderungen der Gegenwart zurückbleiben. Das über 1000 Wörter umfassende Sachregister erleichtert den Gebrauch des Werkes wesentlich.

Von Meyers Reisebüchern ist das älteste, das die Schweiz behandelt, kürzlich in 20. Auflage erschienen. (Mit 33 Karten, 13 Plänen und 30 Panoramen; gebunden 6½ Mark; Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.) Erregte das Buch schon vor mehr als vierzig Jahren, als die seitdem berühmt gewordene Sammlung begründet wurde, Aufsehen durch die Reichhaltigkeit des Textes wie durch die noch nicht dagewesene üppige Ausstattung mit Karten, Plänen und künstlerischen Stahlstichen, so darf auch die neue Auflage, wie sie nun nach manchen durch den Lauf der Zeiten bedingten Wandlungen vor uns liegt, als mustergültig angesprochen werden. Meyers Führer durch die Schweiz, in dem auch die oberitalienischen Seen berücksichtigt sind, ist in jeder Beziehung auf Grund eigner Anschauungen den Anforderungen und Verhältnissen der Gegenwart aufs gewissenhafteste angepaßt. Kartographisch ist der Führer diesmal bereichert worden um neue Karten des Bodensees und des Rheinfalls nebst Plänchen von Lindau, ferner durch Karten der Umgebung von Lugano und von Pallanza-Stresa. Neu ist auch ein Panorama vom Niesen, der nach Eröffnung der Drahtseilbahn bei allen Besuchern des Berner Oberlandes erhöhtes Interesse hervorrufen wird. Auf die anscheinend noch nicht genügend bekannte Einrichtung, die es ermöglicht, den stattlichen Oktavband in vier selbständige Teile zu zerlegen, sei auch hier hingewiesen.

Lebenserinnerungen von Gustav v. Schubert, Königlich sächsischer Generalleutnant. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Geheimem Kirchenrat Professor Dr. v. Schubert. Geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Verfasser dieser Selbstbiographie, General Gustav v. Schubert, der 1907 in hohem Alter gestorben ist, hat zweiundvierzig Jahre lang als Offizier der sächsischen Armee angehört und zuletzt das Kommando über die sächsische Artillerie geführt, in der er seine Laufbahn begonnen hatte. Den größten Teil seiner Dienstzeit hindurch war er im Generalstab tätig und hat an den großen militärischen Ereignissen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ruhmvollen aktiven Anteil genommen. Schon in verhältnismäßig jungen Jahren hatte sich der geistig überaus rege und vielseitig gebildete Offizier als Militärschriftsteller einen hervorragenden Namen gemacht. Aus dem Reichtum an interessanten und historisch bedeutungsvollen Erlebnissen heraus, der sich beim Rückblick auf die Vergangenheit vor ihm ausbreitete, schrieb er in der Muße des Ruhestandes seine Erinnerungen nieder, die nicht nur eine höchst wertvolle Bereicherung der deutschen Militärliteratur bedeuten, sondern ganz dazu angetan sind, auch bei Nichtmilitärs lebhaftes Interesse zu erwecken und die größte Beachtung zu finden.

Digitized by Google

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

König Eduard von England

Digitized by Google

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

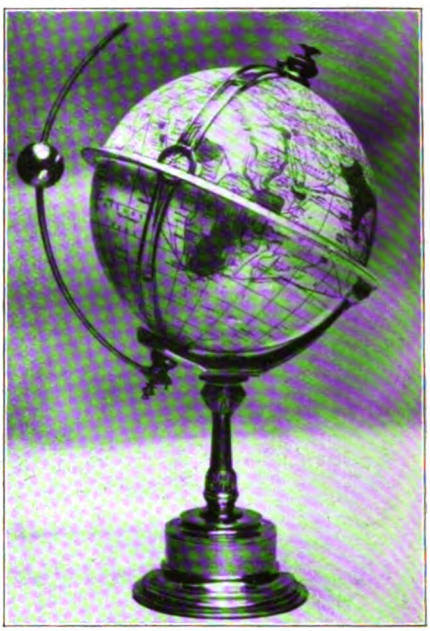
Zum Besuch des englischen Königspaares in Berlin: Königin Alexandra

Besuch des englischen Königspaares in Berlin

König Eduard hat nun endlich den lange erwarteten, aber immer wieder aufgeschobenen Besuch in Berlin ausgeführt, und das Königspaar ist bei seinem Einzuge in die Reichshauptstadt mit großer Lebhaftigkeit begrüßt worden. Die Straßen und Häuser waren festlich geschmückt, und die Haltung des Publikums sowie die Ansprache des Bürgermeisters mußten dem Gast zeigen, daß von einer England feindlichen Stimmung in Deutschland nicht die Rede sein kann. Hoffentlich hat der Besuch den erwarteten Erfolg, das englische Volk endlich von seinen Vorurteilen zu befreien.

Eine Universaluhr

Vor kurzem hat ein Londoner Uhrmacher eine Uhr hergestellt, die als ein Meisterwerk der Kleinmechanik bezeichnet werden kann. Die Uhr hat die Form eines Erdglobus; sie zeigt die genaue Zeit für sämtliche Orte der Erde; die Umdrehung, welche die Erde in 24 Stunden um ihre eigne Achse bewirkt, und die Schnelligkeit, die sie dabei entfaltet; die Zeitabweichungen zwischen den verschiedenen Plätzen der Welt, und die mittlere Zeit für sämtliche Orte der östlichen und westlichen Halbkugel; die genaue Stellung der Erde zur Sonne und die Beleuchtung der einzelnen Gegenden der Erde durch diesen Himmelskörper zu den verschiedenen Tageszeiten; den Stand der Sonne am Horizont während der verschiedenen Jahreszeiten und damit die genaue Dauer von Tag und Nacht. Um den Aequator läuft ein Metallring, in den die Zeitabweichungen zwischen den verschiedenen Längengraden eingraviert sind. Auch die Meridiankreise sind mit den entsprechenden



Phot. F. Kester, Berlin

Eine Universaluhr

Hofphot. L. Held, Weimar

Vom Einzug des englischen Königspaares in Berlin

Digitized by Google

Phot. Charles Delius, Paris
Vom Begräbnis Coquelins: Edmund Rostand (×) hält die Gedächtnisrede

Angaben versehen. Das Werk der Uhr befindet sich in dem Postament, auf dem der Globus ruht.

Coquelin der Aeltere †

Mitten in dem Studium der Hauptrolle der neuen Rostandschen Komödie „Chanteclair" ist Constant Coquelin von einem Herzschlage betroffen worden und kurz darauf verschieden. Coquelin war einer der glänzendsten Schauspieler Frankreichs, sein Spiel bestach vor allem durch die wundervolle Klarheit und die graziöse Leichtigkeit seiner Sprechweise. Er brachte den Wohllaut der französischen Sprache

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft
Der bekannte Sportsmann Freiherr von Oppenheim (×) auf dem Rennplatz

vollendet zum Ausdruck und war ein vollendeter Künstler in der Darstellung. Eine seiner besten Rollen war der Cyrano von Bergerac, die der ihm befreundete Rostand lediglich für ihn geschrieben hat. Und in der Tat ist vom eigensten Wesen Coquelins so viel in die Rolle des Cyrano hineingelegt, daß der Schauspieler nur sich selbst zu spielen brauchte und dabei Gelegenheit fand, seine virtuose Beherrschung der Sprache zur Geltung zu bringen. In Frankreich wurde der Künstler verehrt wie kaum ein andrer Schauspieler. In Deutschland ist der Name des Künstlers wohl ebenso bekannt wie der Sarah Bernhardts, obgleich er wie diese aus politischen Gründen sich lange Zeit weigerte, in Deutschland zu gastieren. Als er aber dann im Berliner Schauspielhause und anderswo auftrat und stürmischen Beifall

Phot. C. Chusseau-Flaviens, Paris
Der berühmte französische Schauspieler Coquelin der Aeltere †, als Flambeau in Rostands „L'Aiglon"

erntete, soll er doch zugegeben haben, daß er von Vorurteilen befangen gewesen sei. Coquelin ist aus kleinen Anfängen emporgestiegen. Sein Vater war Bäckermeister in Boulogne und wollte aus seinem Sohne durchaus einen tüchtigen Bäcker erziehen. Dieser war aber zu dem Beruf nicht zu gebrauchen, er ließ „die größten und teuersten Brote" anbrennen und rezitierte dazu die schönsten Verse. Denn er wollte Komödiant werden. Das hat er denn nach einigen Kämpfen erreicht. Mit dem neunzehnten Jahre debütierte er am Theatre Français, der Bühne, auf der er seine größten Erfolge erringen sollte.

Freiherr Eduard von Oppenheim †

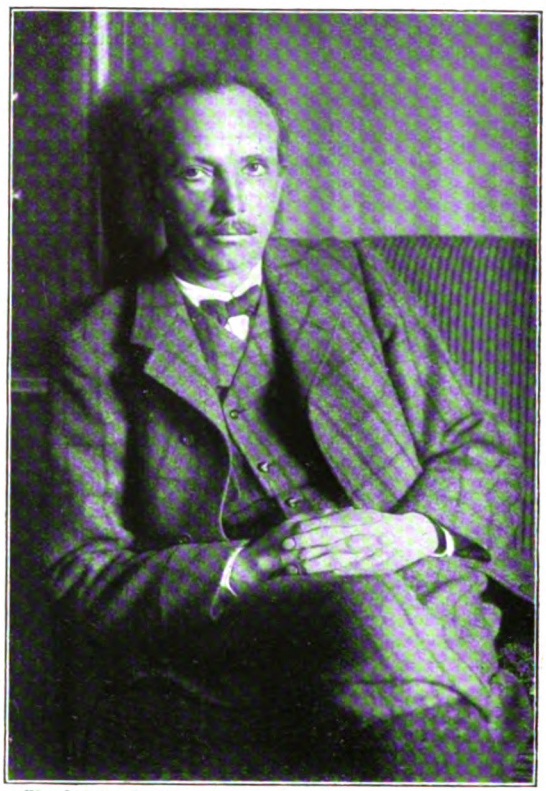
Der allen Sportfreunden wohlbekannte Freiherr von Oppenheim ist am 15. Januar im Alter von 77 Jahren in Köln gestorben. Der Verstorbene war ein hervorragender Bankfachmann und Begründer verschiedener industrieller, Versicherungs- und Handelsunternehmungen in Rheinland und Westfalen; er unterstützte die Bestrebungen zahlreicher Vereine und Anstalten und hatte stets eine offene Hand, wenn es galt, Gutes zu stiften. Weiteren Kreisen aber ist er als Sportsmann und ältester deutscher Züchter von Vollblutpferden bekannt geworden. Er besaß das große Gestüt Schlenderhan in der Rheinprovinz und unterhielt bereits seit Ausgang der sechziger Jahre einen großen Rennstall. Die Geschichte der Zucht von Schlenderhan ist reich an glänzenden Erfolgen, und Schlenderhans Pferde sind es gewesen, die der deutschen

Digitized by Google

Zucht ihre größten Triumphe im Ausland verschafft haben. Seine Pferde gewannen den Wiener Austriapreis, das deutsche Derby, den großen Preis von Berlin und verschiedene erste Preise in Baden-Baden, Hamburg, Köln und so weiter. Das Gestüt Schlenderhan ist dadurch berühmt, daß es fast ausschließlich aus selbstgezogenen Stuten besteht und aus langen Generationen von Familien, die in Schlenderhan groß geworden sind. Unter diesen ragt besonders die der Kisasszony hervor, der auch der Sieger im Derby, „Sieger", angehört.

Die Richard-Strauss-Woche in der Dresdner Hofoper

In den Tagen vom 25. bis 28. Januar fand im Dresdner Hoftheater eine Aufführung von Richard Strauß' „Salome", „Feuersnot" und der „Sinfonia domestica" sowie die Erstaufführung der Musiktragödie „Elektra" statt und bildete wohl das bedeutendste musikalische Ereignis der Saison. Nach den Erfolgen, die Strauß mit der „Salome" gehabt hat, war man mit Recht auf sein neuestes Werk gespannt. Man mag nun Gegner oder Anhänger sein, Strauß ist eine so eigenartige Erscheinung unter den Musikgrößen der Gegenwart, daß der Musikfreund nicht an



Phot. F. Kester, Berlin

Richard Strauß, der Komponist der neuen Oper „Elektra"

ihm vorübergehen kann. Man muß sich mit ihm auseinandersetzen. Strauß geht durchaus seine eignen Wege, er bevorzugt herbe und krasse Effekte, die er in seinen Opern hauptsächlich dadurch zum Ausdruck bringt, daß er dem Orchester gegenüber dem Gesange ein erhebliches Uebergewicht gibt. Infolge seiner ganzen Richtung ist er denn auch auf solche Stoffe angewiesen, in denen das Herbe und Schauerliche überwiegt. Dies ist bei Wildes „Salome" der Fall und vielleicht noch in verstärkterem Maße bei der „Elektra", für die er nur mit ganz kleinen textlichen Abweichungen und Kürzungen die Hofmannsthalsche Originaldichtung benutzt hat. Die Musik malt mit grellen Farben und in zwingender musikdramatischer Wirkung die grausige Blutrache mit ihren vorwiegend düsteren und teilweise brutalen Einzelzügen. Ebenso wie bei der „Salome" liegt bei der „Elektra" der Schwerpunkt im Orchester; die Gesangspartien sind natürlich Träger der Tragödie, aber sie dominieren nicht in dem Maße, wie man es bei andern Opern gewöhnt ist, nichtsdestoweniger stellen sie an die Sänger die höchsten Anforderungen. Die Partie der Elektra zum Beispiel ist eine der schwierigsten, die es in der neueren Opernliteratur gibt, und nur allererste

Phot. Martin Herzfeld, Dresden

Frau Schumann-Heinck (Klytämnestra) Frau Krull (Elektra)

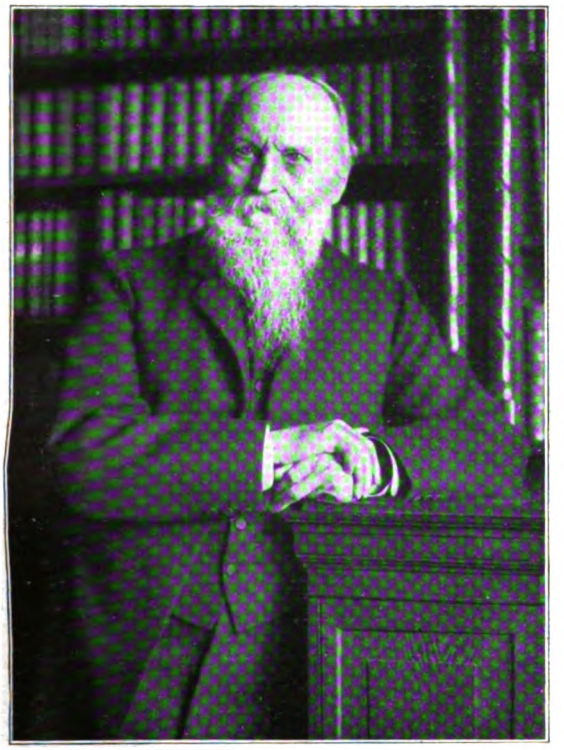
Szenenbild von der Dresdner Aufführung der Musiktragödie „Elektra" von Richard Strauß

Digitized by Google

Kräfte dürften ihr gewachsen sein. Daß die Dresdner Aufführungen in jeder Beziehung mustergültig waren, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Die Partie der Elektra wurde von Frau Krull, die der Klytämnestra von Frau Schumann-Heinck gesungen; das Orchester, das unter der Leitung des genialen Ernst von Schuch steht und in dem bekanntlich Künstler von Weltruf mitwirken, hatte bei der Aufführung die stattliche Anzahl von 103 Musikern.

Friedrich Spielhagen

Wer als Schaffender das Alter des Psalmisten noch um weitere zehn Jahre überschritten hat und in rüstiger Arbeit bis hart an das Ende gelangt, das jedem menschlichen Streben gesetzt ist, der kann mit freudiger Genugtuung auf sein Lebenswerk zurückblicken, mag ihm die Welt auch anders erscheinen, jetzt, da es Abend werden will, als früher, da seine Sonne im Zenit stand. Mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit nahen



Phot. F. Kester, Berlin

Friedrich Spielhagen, feierte am 24. Februar seinen achtzigsten Geburtstag

wir uns heute dem Altmeister des deutschen Romans. Dem Kampf der Parteien entrückt, steht er, eine ehrwürdige Patriarchengestalt, vor uns. Ein andres Deutschland als jenes, das er in seinen monumentalen Romanen in einer wechselvollen Fülle mannigfaltigster Gestalten wieder erstehen ließ, grüßt ihn heute. Aber sein Schaffen ist nicht vergessen, und den fruchtbarsten Strömungen unsrer allzu schnell lebenden modernen Literatur flossen gerade aus seinen Werken reiche Quellen zu. „Hammer und Amboß" heißt der Titel eines seiner bekanntesten Romane. Auch sein Schaffen hat etwas Gewaltsames, sein geistiges Gewaffen ist schwer und wuchtig, aber die Gestalten, die aus solchem harten Zwange erwuchsen, sind fest und auf die Dauer.

Eine Vorkämpferin der Frauenemanzipation

Frau Dr. Hultin, Mitglied des finnischen Parlaments, weilt gegenwärtig in London zum Studium sozialer Einrichtungen und hat vor kurzem den englischen Frauenrechtlerinnen einen Vortrag gehalten. Sie gehört der Partei der Jungfinninnen an und ist seit acht Jahren dem statistischen Bureau der Regierung zugeteilt; in ihrem Benehmen hat sie durchaus nichts Exaltiertes, sondern ist vielmehr anmutig und liebenswürdig. „Die Frauenbewegung in Finnland," so erzählte Frau Dr. Hultin, „begann in den achtziger Jahren.

Phot. F. Kester, Berlin

Eine Vorkämpferin der Frauenemanzipation: Frau Dr. Thekla Hultin (links), zurzeit auf einer Studienreise in England

Sie wurde sehr durch die Tatsache gefördert, daß in den meisten Schulen bei uns Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet werden und so allgemeine Achtung vor den gegenseitigen Fähigkeiten und Sympathien für ihre Bestrebungen früh gewinnen. Nachdem das Wahlrecht der Frauen 1906 durchgesetzt war, wurden sogleich 25 Frauen in den Landtag gewählt, der im ganzen aus 200 Mitgliedern besteht. Es gehören jetzt dem Landtage drei Ehepaare an, zwölf der Parlamentarierinnen sind verheiratet. Eine ist eine Baronin, eine andre war früher Köchin und vertritt nun die finnischen Dienstboten im Landtag. Diese Parlamentarierin hat die gesamte finnische Dienstbotenbewegung organisiert und ist Herausgeberin eines Blattes, das ihre Interessen vertritt. Die Begleiterin der Frau Dr. Hultin ist die als Uebersetzerin der Kiplingschen Romane ins Finnische bekannt gewordene Frau Aino Malmberg.

Hofphot. L. Held, Weimar

Ernst von Wildenbruch †

Digitized by Google

Adolf Stöcker †

In Bozen, wo er für seine schweren Leiden Heilung suchte, ist der frühere Reichstagsabgeordnete und Hofprediger a. D. Adolf Stöcker am 8. Februar im 73. Lebensjahre gestorben. Stöcker war ohne Zweifel eine eigenartige und markante Persönlichkeit. Ob sein politisches Wirken nützlich oder schädlich gewesen ist, kann hier nicht erörtert werden, das aber darf ihm nicht vergessen werden, daß er für die innere Mission sehr viel Gutes gestiftet hat.

Hofprediger a. D. Adolf Stöcker †

Phot. F. Kester, Berlin

Der Luftschiffer Orville Wright und seine Schwester auf der Reise nach Europa

Orville Wright beabsichtigt einen Flug über den Kanal

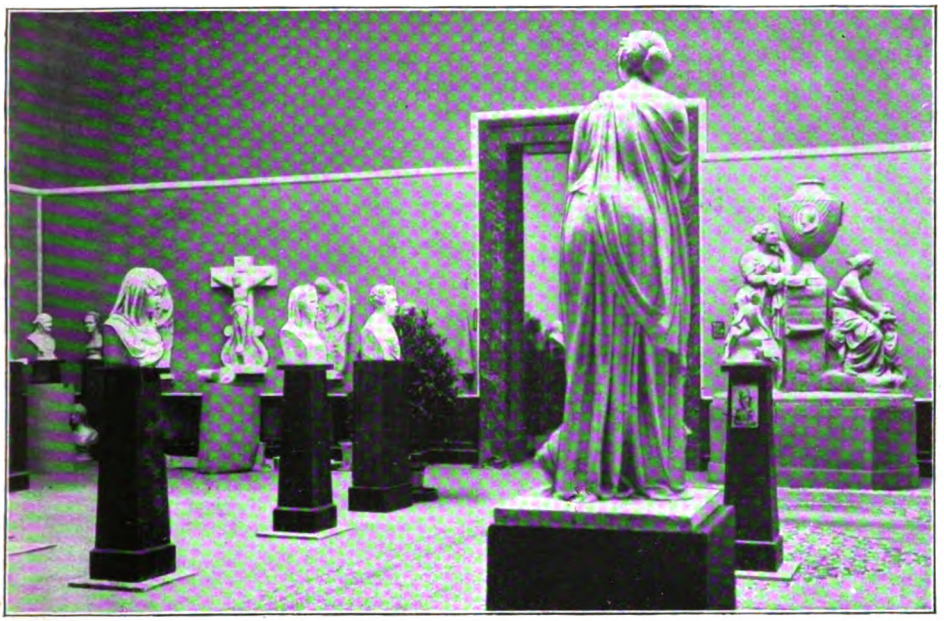
Der kühne Luftschiffer Orville Wright, der bekanntlich im September v. J. bei einem Flugversuche bei Fort Myer in Amerika verunglückte, ist nach seiner Genesung kürzlich in Paris eingetroffen, um an seiner Flugmaschine einige Verbesserungen vorzunehmen und mit seinem Bruder Wilbur über einen Flug über den Kanal zu verhandeln. In der Begleitung Orville Wrights befindet sich dessen Schwester, Miß Catherine Wright, welche die Absicht hat, den Aeroplan zu besteigen und in Frankreich ihre erste Fahrt zu unternehmen. Die junge Dame ist Lehrerin der griechischen Sprache an der Mädchenschule in Dayton; sie besitzt den Wagemut und die Energie ihrer Brüder und hofft ebenso wie diese Erfolge zu erringen.

Ernst von Wildenbruch †

Schnell und unerwartet ist Ernst von Wildenbruch dahingegangen, und sein Tod hat alle, die ihn kannten — ob persönlich oder aus seinen Dichtungen —, mit aufrichtiger Trauer erfüllt. War er auch keiner von den ganz Großen, so schmückte ihn doch der Zauber einer unverwelklichen Jugend. Ein Charakter im Leben und in der Dichtung, gehörte sein ganzes Herz seinem Volke in begeisterter Hingabe. Aus allen seinen Dichtungen tritt uns eine einseitige, aber in sich gefestigte Persönlichkeit entgegen, die nicht nach oben und nicht nach unten schaute, die gegen Schäden des öffentlichen Lebens Front machte und auch an gekrönte Häupter ernste Mahnungen richtete. Wo immer eine Bresche war, da flatterte Wildenbruchs Fahne! Noch in der letzten Zeit fand der Dichter mutige und starke Worte an die deutsche Nation, sein Temperament und sein Deutschtum wurden niemals müde. Man hat Wildenbruch wohl einen Schillerepigonen genannt. Nicht mit Unrecht, und er hat sich selbst immer freudig zu seinem Meister bekannt. Das sittliche Pathos, am Schillerschen Vorbilde geschult, war der Lebensodem seiner Dramatik. Den Dichter der Vaterlandsliebe, einen Heroldsrufer kann man ihn nennen. Treu und unentwegt stand er zum Hohenzollernhause, dessen Blut auch in seinen Adern rollte. Aus diesem Gefühle heraus schrieb er in einer begeisterten, großen Zeit seine Dichtung „Sedan", aus der auch die ehrlichste Begeisterung für das wieder geeinte deutsche Volk spricht. Aus derselben Begeisterung entstanden auch seine Hohenzollerndramen. Ein Hofdichter ist Wildenbruch aber nie gewesen, er war überhaupt kein Hofmann, sondern war und blieb ein Kavalier des freien Gedankens und des freien Worts, ja er

Das Leichenbegängnis des Dichters Ernst von Wildenbruch in Weimar; hinter dem Sarge die Gattin des Dichters und dessen Bruder

Digitized by Google



Phot. Herm. Boll

Ein Blick in die von der Akademie der Künste veranstaltete Schadow-Ausstellung in Berlin

konnte auch ein kräftiges Deutsch reden, wenn es nach seiner ehrlichen Ueberzeugung dem Vaterlande nützlich war. Wir kennen ihn heute vor allem als Dramatiker, spätere Zeiten werden vielleicht dem Balladendichter, Novellisten und nicht zuletzt dem feinsinnigen Humoristen Wildenbruch die Palme reichen.

Die Schadow-Ausstellung in der Akademie der Künste in Berlin

In der Akademie der Künste zu Berlin ist vor kurzem zum Gedächtnis des Bildhauers Gottfried Schadow eine Ausstellung von dessen Werken veranstaltet worden, die nicht nur von hohem künstlerischem Wert ist, sondern auch ein historisches Interesse bietet. Schadow ist dem größeren Publikum weit weniger bekannt als Rauch, ja sein Ruhm ist in gewissem Sinne nicht über die Stätte seines Wirkens, Berlin, hinausgedrungen, und doch hat Schadow Werke geschaffen, die in ihrer großzügigen, ungekünstelten Auffassung zu den besten gehören, die deutsche Künstler hervorgebracht haben und die in hohem Grade geeignet sind, dem Bildhauer die Achtung und die kunstgeschichtliche Stellung zu verschaffen, die ihm gebühren. Schadow war der erste, der dem manierierten Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarstellung entgegensetzte. Dies zeigt sich schon in seinen frühesten Porträtstudien, von denen eine ganze Reihe in der Ausstellung vorhanden sind. In vollem Maße tritt uns die Meisterschaft Schadows aber in seinen späteren Werken entgegen, vor allem in dem Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenkirche zu Berlin, den Bildsäulen Friedrichs des Großen, Ziethens, Leopolds von Dessau, dem Standbild Luthers in Wittenberg, dem Denkmal Blüchers in Rostock und der Quadriga auf dem Brandenburger Tor in Berlin.

Die amerikanischen „Nachtreiter"

Vor kurzem wurde in Amerika das Urteil über eine Anzahl Verbrecher aus Kentucky und Tennessee gefällt, die dem „Orden der Nachtreiter" angehörten und lange Zeit der Schrecken der Bevölkerung gewesen waren. Mehrere von ihnen wurden zum Tode, andre zu lebenslänglichen oder langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Man las seit etwa zwei Jahren in der amerikanischen Presse wiederholt über die „Nachtreiter" und deren Schandtaten; dann hatten die Mitglieder des Bundes ganze Tabakfelder verwüstet, deren Eigentümer mißhandelt oder getötet, dann wiederum Leute, die absolut nichts mit dem Tabakbau zu tun hatten, überfallen und gemißhandelt. Der „Orden der Nachtreiter" hatte sich gebildet, als der Tabaktrust die Preise für das Rohmaterial herabsetzte. Da der Trust der einzige Abnehmer ist, der in Kentucky und den angrenzenden Staaten in Frage kommt, wurden die Tabakpflanzer empfindlich geschädigt. Die Mitglieder der Vereinigung suchten nun dem Trust auf alle

Phot. G. Grantham Bain, New York

Zwei in Amerika zum Tode verurteilte „Nachtreiter" unter Bewachung der Miliz

Digitized by Google

Sitzung der Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins im Königlichen Schauspielhause zu Berlin

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Weise entgegenzuarbeiten, sie verpflichteten sich, den Tabakanbau zu beschränken und die Preise aufrechtzuerhalten. Pflanzer, die sich der Vereinigung nicht anschlossen, wurden verfemt und schwer geschädigt. Nachts zogen die Mitglieder der Vereinigung durch das Land, verwüsteten die Felder, zerstörten die Wohnhäuser der Farmer und die Trustlagerhäuser und schreckten vor sonstigen Gewalttätigkeiten, ja selbst vor dem Mord nicht zurück. Schließlich genügte den Nachtreitern der Kampf gegen den Tabaktrust nicht mehr, sie fingen an, eine Art Femgericht über ihre Mitmenschen auszuüben, verhängten Strafen über vermeintliche Vergehen, die ebenso grausam wie willkürlich waren, und gingen so weit, daß sie einflußreiche Männer in eine fingierte Versammlung lockten, um sie dort zu töten. Die Vereinigung hatte überhaupt große Aehnlichkeit mit den mittelalterlichen Femgerichten; die Mitglieder umgaben den Bund mit einem undurchdringlichen Geheimnis, sie kamen zu den Zusammenkünften maskiert und mit falschen Bärten, hatten geheime Zeichen und Losungsworte, und bei der Aufnahme mußten die neu aufzunehmenden Mitglieder unter unheimlichen Zeremonien einen grausigen Eid schwören. Die Behörden konnten der Bande lange nichts anhaben, bis schließlich ein Mitglied der Nachtreiter festgenommen wurde, das, um seinen Kopf zu retten, die Geheimnisse preisgab. Nach der nun erfolgten strengen Aburteilung der gefangengenommenen Mitglieder der Bande wird die Bevölkerung voraussichtlich für immer von der schweren Geißel erlöst sein.

Der Deutsche Bühnenverein und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger

Die Absage, welche der Deutsche Bühnenverein, die Vertretung der Theaterdirektoren Deutschlands und Oesterreichs, in der außerordentlichen Generalversammlung vom 30. Januar der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger erteilte, hat in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt. Die Mitglieder der Genossenschaft, das heißt die Künstler, strebten schon seit Jahren einen einheitlichen Bühnenvertrag an, auf Grund dessen alle Engagementsverträge zwischen Bühnenleiter und Künstler vereinbart werden sollten. Man hatte schon einmal ein Formular ausgearbeitet, aber die Direktoren verwarfen es. Der jüngst zustande gekommene Entwurf war für die Bühnenangehörigen unannehmbar, da er Vertragsregeln enthielt, die sie weit schlechter stellten als das bürgerliche Recht; der Entwurf wurde denn auch abgelehnt. In der Generalversammlung erklärte der Präsident des Deutschen Bühnenvereins die Delegiertenversammlung der Künstler für eine Hetzversammlung schlimmster Art, die man nunmehr wie die ganze Genossenschaft nicht mehr als Vertreter des deutschen Schauspielerstandes anerkennen könne. Nach einer so schroffen Abweisung ist allerdings eine Einigung kaum noch zu erzielen. Jeder objektiv Urteilende steht auf seiten der Schauspieler, und jeder wünscht ihnen, daß die Genossenschaft mit ihren berechtigten Forderungen durchdringt, damit die Künstler fortab nicht mehr gänzlich der Willkür der Bühnenleiter preisgegeben sind. Es ist übrigens eine Bewegung im Gange, ein Deutsches Reichstheatergesetz zu fordern — das beste freilich wäre, wenn Bühnenverein und Genossenschaft sich einigen würden, um so mehr, als unter den Bühnenleitern, auch solchen von Hoftheatern, eine ganze Reihe sind, die für eine den modernen Bedürfnissen entsprechende Regelung der kontraktlichen Verhältnisse der Bühnenangehörigen zu haben wären.

Digitized by Google

Digitized by Google

Logogriph

Von allen Worten jauchzt man zu der Muse,
Ihr, die begnadet von der Gunst der Muse.
In allen Blättern wird man's morgen lesen,
Wie unvergleichlich schön ihr Spiel gewesen.
Kein Kritiker, kein einz'ger wird es wagen,
Ihr andres als das Wort mit Kopf zu sagen.
A. R.

Silbenrätsel

Mit meiner Ersten wird benannt
Ein Fluß in der Franzosen Land.
Wenn du damit die Zwei und Drei,
Die jeder kann in mancherlei
Gestalt die Leute tragen sehn,
Sobald sie auf der Straße gehn,
Verknüpfst, entsteht ein Wunderkleid,
Nach dem schon seit uralter Zeit
Die Menschheit oftmals trug Begehr,
Doch das ihr künftig wie bisher
Selbst der erfindungsreichste Mann,
Selbst Zeppelin nicht schaffen kann. Eta.

Homogramm

	A	A	A	A	
D	D	E	E	E	E
E	E	I	I	I	I
L	M	M	N	N	N
N	N	N	O	O	P
	R	S	S	S	

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind derart zu ordnen, daß die korrespondierenden vier langen wage- und senkrechten (sechsfeldrigen) Felderreihen gleiche Wörter von folgender Bedeutung zeigen:

1. Islamitischer Männername.
2. Die Seemacht eines Staates.
3. Ein berühmter Erfinder der Neuzeit.
4. Türkische Hafenstadt am Schwarzen Meer. R. Sp.

Dreisilbige Scharade

Süß klingt die erste denen, welche bitten.
Die zweite ist verschwindend klein.
Man misset Wald und Wiesen mit der dritten.
Im Ganzen friert's, man fährt im Schlitten,
Man hüllt in einen Pelz sich ein. Dr. L. G.

Osterfest- und Konfirmations-Geschenke

Memoiren. Von **Bertha von Suttner.**
Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

Staatsanzeiger, Stuttgart: „Diese Memoiren werden vor allem den Freunden und Anhängern der Friedensbewegung willkommen sein, die daraus einen Einblick in die Entwicklung und Tätigkeit einer der ersten und bekanntesten Vorkämpferinnen dieser Sache gewinnen können. Am Auge des Lesers zieht eine Reihe von interessanten Gestalten aus aller Herren Ländern vorüber. Aber auch ihre mehr persönlichen und häuslichen Erlebnisse fesseln den Leser, sie sind sehr lebendig, frisch und farbenreich erzählt und werden besonders auch die Frauenwelt anziehen."

Vom Schulmädel bis zur Großmutter. Plaudereien.
Von **Tony Schumacher.**
4. Auflage. In Leinen gebunden M 4.—
In Seide gebunden M 5.—

Der Bazar, Berlin: „Die wunderhübschen Plaudereien schildern mit herzigem Humor Schulmädel und Backfisch, Liebes- und Brautleben, Ehelust und Eheleid und führen schließlich auch in des Lebens Abendröte, in Großmutters Stübchen. Ein Büchlein voll Schalkheit und Innigkeit, voll Ernst und Poesie."

Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Von **Amalie Baisch.**
11. Auflage. Gebunden M 6.—

Wiener Mode: „Ein Werkchen voll belehrender, anregender, nützlicher Winke für junge Mädchen, durch seine Mannigfaltigkeit im Stoff danach angetan, als praktischer Wegweiser in allen Lebenslagen zu dienen.

Deutscher Dichterwald
Lyrische Anthologie. Von **Gg. Scherer.**
Reich illustriert. 23. Auflage. Geb. M 7.—

Die Zeit, Wien: „Ein literarisch wertvolles Buch. Ich stehe nicht an, die Scherersche Anthologie für die beste aller vorhandenen zu erklären."

Album lyrique de la France moderne
Par **Eugène Borel.**
9me édition. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. Avec 31 portraits.
Gebunden M 7.—

Schwäbischer Merkur: „Wem es darum zu tun ist, die französischen Lyriker von ihrer feinsten und edelsten Seite kennen zu lernen, der wird nach Borels Anthologie greifen."

The Rose, Thistle and Shamrock
A book of English Poetry, chiefly modern.
By **Ferdinand Freiligrath.**
Illustriert. 7. Auflage. Gebunden M 7.—

Preuß. Lehrerztg., Spandau: „Die schönsten Perlen der englischen Dichtkunst. Für heranwachsende Töchter als Festgeschenk warm zu empfehlen."

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben.
Von **Amalie Baisch.**
3. Auflage. Gebunden M 3.—

Berliner Tageblatt: „Ein Buch, das vielen strebenden Mädchen ein sorgsamer Ratgeber sein wird. Gut geschrieben, gehaltvoll und praktisch."

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Anagramm

Fritz ist seit kurzem in der Lehre
Und spürt des Daseins ganze Schwere.
Der Meister ist zwar herzensgut
Und freundlich mit dem jungen Blut,
Jedoch das Wort ist bös und heftig
Und haut gar oft den armen Tropf,
Der nicht viel Grütze hat im Kopf,
Für einen dummen Streich so kräftig,
Daß bei dem kleinen Burschen man
Noch viele Tage da und dort
Das umgestellte Rätselwort
(Ein i gestrichen) sehen kann. Eta.

Silbenrätsel

Die Eins ist mir die liebste Zwei,
Doch nimm dich vor dem Wort in acht;
Die Drei—Vier ist voll Heuchelei
Und hat viel Unheil schon gebracht.
Dr. Sch.

Rätsel

Drei Wörtchen auf die Frage: wann?
Sie deuten dir dasselbe an
Wie „jetzt", „bevor" und „allezeit",
Nur mit der Eigentümlichkeit,
Daß, ohne Sinnesänd'rung, man
Sie auch von rückwärts lesen kann.
F. Frhr. v. H. sen.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7

Des Silbenrätsels: Salpeter.
Des Logogriphs: Schnepfen, Schnupfen.
Des magischen Buchstabenquadrats:

S	A	L	A	T
A	G	A	V	E
L	A	P	I	N
A	V	I	S	O
T	E	N	O	R

Des Homonyms: Schon Zeit, Schonzeit.
Des Logogriphs: Beutel — Bettel.

Rätsel-Löser

Richtige Lösungen sandten ein: Der Rätselverein „Jugendwelt" in Riga (5); Eduard Rose in Köln (4); Julchen in Pforzheim (5); August der „Betreffende" in Lüneburg (3); Nikolaus Lenz in Freiburg i. B. (4).

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich, Wiederverkäufern Angebot auf Anfrage. Nach Orten, wo noch keine Verkaufsstellen sind, liefern wir einzelne Tücher gegen porto- und bestellgeldfreie Einsendung von je 50 Pfg.
Chem. Fabrik Wunstorf, G. m. b. H., Wunstorf.

Prämiert 1908 **Neuheit** künstlerisch ziseliert.
„Du bist min, ich bin din"
Des solt du gewis sin;
Du bist beslozzen in
minem Herzen.
u. s. w.
Trauringe ges. gesch.
Aus dem Minnesang des Wernher von Tegernsee 1173.
Ausgeführt in der **Ringfabrik Preuner.**
Vorrätig in bess. Goldwarengeschäften.

Seit 25 Jahren bewährt bei Schlaflosigkeit, Migräne, Epilepsie, Neurasthenie und anderen nervösen Störungen.
Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
In Apotheken u. Handl. natürl. Mineralwässer. — Tabletten zur Herstell. d. Bromwassers bringen wir nicht i. d. Handel. **Dr. Carbach & Cie.**

F. WOLFF & SOHN'S
ODONTA
·ZAHN-PRÄPARATE·

ODONTA ZAHN-WASSER
ODONTA ZAHN-CRÈME IN TUBEN
ODONTA ZAHN-PASTA IN GLASDOSEN
Zu haben in Apotheken, Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Altbewährte Marke!
Koch-, Milch-, Fondant-
Chocolade Compagnie Française
L. Schaal & Cie, Straßburg (Els.)
Zorn- und Würzmühlen-Werke.
Speziell empfohlene Marken:
„Vogesia"-Milch-Chocolade
„Schaal"- Cacao / Fondant-Chocolade
Vorrätig in den meist. besseren Konditoreien, Kolonial- und Delikatessen-Handlungen.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz: 3610 Besucher. Progr. etc. kostenlos v. Sekretariat.

Digitized by Google

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VI

Turnierpartie, gespielt zu Prag am 28. Mai 1908.

Spanische Partie

Weiß: O. Duras, Prag. — Schwarz: H. Süchting, Brackrade bei Eutin.

Weiß	Schwarz		
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Sf3—g5 [7])	Kg8—h8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Sg5×h7 ![5])	Se7—g8
3. Lf1—b5	Sg8—f6	22. Dh6—g5	Kh8×h7 [9])
4. d2—d3	d7—d6	23. h4—h5 !	Lg4×h5 [10])
5. h2—h3	g7—g6	24. Ld3—e2	Tf8—d8 [11])
6. Lc1—e3	Lf8—g7	25. Le2×h5	Sf6×h5
7. Dd1—d2	0—0	26. Th1×h5†	Kh7—g7
8. Le3—h6	Sf6—h5 [1])	27. Dg5—h4	Sg8—f6
9. Sb1—c3 [2])	Sc6—e7	28. Th5—f5	De5—d6 [12])
10. d3—d4	c7—c6	29. f2—f4 !	e5×f4
11. Lb5—e2	Dd8—c7	30. e4—e5	Dd6—d2†
12. g2—g4	Sh5—f6	31. Kc1—b1	Sf6—d5 [13])
13. d4×e5	d6×e5	32. Tf5×f7†! [14])	Kg7×f7
14. Dd2—g5 !	Lg7×h6 [3])	33. Dh4—h7†	Kf7—e8 [15])
15. Dg5×h6	De7—d6	34. e5—e6	Sd5—c3†
16. Le2—d3	b7—b5	35. b2×c3	Td8—d4
17. 0—0—0 [4])	Dd6—e5	36. Dh7—f7†	Ke8—d8
18. Td1—g1	Le8—e6 [5])	37. e6—e7†	Kd8—c7
19. h3—h4 ! [6])	Le6×g4	38. e7—e8D†	Kc7—b6
		39. De8×a8	Aufgegeben.

[1]) Statt dessen kam Lg7×h6 9. Dd2×h6 Kg8—h8 10. Sf3—g5 Se6—e7 nebst Se7—g8 in Betracht.

[2]) Nicht sofort 9. g2—g4 wegen Sh5—f4.

[3]) Dieser Abtausch ist jetzt erzwungen.

[4]) Weiß braucht den Angriff des Gegners nicht zu fürchten; sein eigner Angriff ist schneller.

[5]) Nicht De5×f3 wegen 19. Tg1—f1 Df2—e5 20. Sf3—g5.

[6]) Ein wohldurchdachter Angriff unter Opfer eines Bauern.

[7]) Droht 21. Tg1×g4.

[8]) 21. Tg1×g4 wäre jetzt ein Fehler wegen Se7—g8. Der Textzug setzt den Angriff in kräftigster Weise fort.

[9]) Etwas besser war vielleicht Sf6×h7 23. Dg5×g4 Sg8—f6 nebst Sf6—h5.

[10]) g6×h5 wird mit 24. f2—f3 ! beantwortet.

[11]) Ebenso mangelhaft ist Ta8—d8; vgl. die Anmerkung zum 32. Zuge von Schwarz. Am besten war noch De5—e7, worauf Weiß nach 25. Le2×h5 Sf6×h5 26. Th1×h5† Kh7—g7 entweder mit 27. Dg5—g8 auf weitere Fortsetzung des Angriffs spielen oder mit 27. Dg5×e7 Sg8×e7 28. Th5×e5 ein vorteilhaftes Endspiel erlangen konnte.

[12]) De5—e7 verdiente den Vorzug, konnte aber die Partie schließlich auch nicht retten.

[13]) Oder Sf6—e4 32. Dh4—e7.

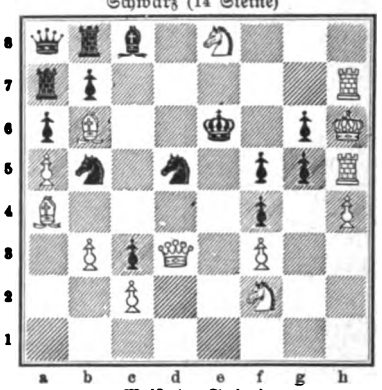
[14]) Dieses hübsche Opfer entscheidet. Hätte Schwarz im 24. Zuge den andern Turm nach d8 gezogen, so entschied jetzt 32. Sc3×d5 Td8×d5 33. Dh4—f6† Kg7—g8 34. Tg1×g6†.

[15]) Oder Kf7×e6 34. Tg1×g6† Ke6×e5 35. Dh7—g7† Ke5—f5 36. Tg6—g5† Kf5—e6 37. Tg5—e5† Ke6—d6 38. Sc3—e4 matt.

Aufgabe V

Von Dr. F. Binder in Weimar
(Neu)

Schwarz (14 Steine)



Weiß (18 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV

W. 1. Sb5—d4
S. 1. d3×e3, e4—e3
W. 2. Lh1×f3 und
W. 3. Db1—g6, g1, Sd4—f5 matt.

A.

S. 1. Kg3—g4
W. 2. Db1—b7 und
W. 3. Db7—g7 matt.

B.

S. 1. Tf3—g3, h2, f1, ×e2
W. 2. Sd2×e4†
S. 2. Kg3—g4, Te2×e4
W. 3. e2, Lh1×f3, Db1—g1 matt.

C.

S. 1. f3×e2
W. 2. Db1—g1†
S. 2. Tf3—g2
W. 3. Dg1×g2 matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.
Digitized by Google

Auf dem Lande

Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Lehrzeit

Ein Stück aus einem Leben

Von

Auguste Supper

(Fortsetzung)

Nun ist wieder einmal in den Scheunen der Dreiklang verstummt. Dicht geschlossen sind die hohen Tore, durch die vor ein paar Monaten die Garbenwagen fuhren. Die Tennen sind leer, und wenn ich durchs Dorf gehe, rufen mir die dreschenden Andersberger nicht mehr zu: „Net mithalte, Frau Pfarrer?"

Oft habe ich lachend abgewunken, oft aber habe ich auch den Flegel in die Hand genommen und habe dreingehauen. Da sind sie dann auf die Seite gestanden und haben gelacht und mit den Köpfen genickt: „Recht so, recht, no probiert! no net nochlasse! mer ka älles lerne uf der Welt, no keine warme Eiszapfe mache."

Ach, ich weiß jetzt noch mancherlei, was ebenso hoffnungslos ist.

Martin kann's nicht leiden, wenn ich so mit den Leuten verkehre. Er sagt, das Pfarrhaus müsse immer Distanz halten. Ich glaube das nicht. Vielleicht würde ich's glauben, wenn ich nicht dazumal gehört hätte, was der rote Hannes unter dem Laubendach gesagt hat.

Daß man doch nicht vergessen kann, was man vergessen möchte! Daß ein fremder Mensch, den ich nie gesehen habe und wohl nie sehen werde, in mein Leben herein ein Körnchen werfen durfte, das sich ankrallte und nun seine Würzelchen saugend immer tiefer bohrt!

Wenn Martin mir in seiner ruhigen Art sagt, wie ich mit den Bauern leben soll, dann sehe ich das Laubendach mit den Glasflaschen vor mir, und darunter hervor tönt's: „Ach was — ein Holzscheit ist er!" Trotzig werde ich, scheu. Oft liegt mir's auf der Zunge, das böse Wort des roten Hannes, daß ich es wie mein eignes dem gelassenen Mann neben mir entgegenschleudern möchte. Immer nachdenken muß ich über Martin. Ich glaube, das ist kein gutes Zeichen für uns beide. Maria Stengel muß über ihres Mannes Art nicht nachdenken, und die Blonde in dem seidenen Reisemantel — ja, die denkt auch nicht nach über den, dessen Arm sie dazumal umschlang.

Und wieder höre ich eine Stimme unter dem Laubendach. „Psychologisches ist da nicht viel dabei, Hannes. Zweckmäßigkeitsgründe!"

Ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt. Ich weiß nicht wie — aber ganz anders. An meinem Hochzeitstage noch. An eine glänzende Ferne dachte ich, die hinter der Binde vor meinen Augen liege. Und nun weiß ich nicht, ist die Ferne nicht da oder ist nur die Binde nicht gefallen? Es ist alles so grau, so glanzlos um mich.

Die Tage sind voll Arbeit, und das ist gut. Aber an den Abenden, wenn Martin mit seinen Büchern mir gegenübersitzt, dann quält mich ein Hunger, für den ich nichts habe.

Martin bespricht mit mir, wo eine Not ist im Dorf. Er sagt mir, wohin ich zu gehen habe. Bringen soll ich dann überall — bringen. Es ist ja recht. Ich tu' es gern. Aber mir wird immer klarer, daß das eine Halbheit ist. Man will auch nehmen, nicht nur geben. Als ob ich nicht leben, als ob ich träumen würde, ist mir. Zupacken möchte ich irgendwo, meine Kraft spüren, meine ganze Jugend spüren, das Leben spüren.

Heute ist mir eingefallen, wie ich zu Martin dazumal, als wir den Berg heraufstiegen, gesagt habe, Pfarrer müsse man anstellen, damit sie arme Waisenmädchen heiraten, die von ihrer Tante loskommen wollen. Im Uebermut habe ich das einst gesagt. Und nun glaube ich: ohne daß ich's wußte, habe ich ein Geheimnis meiner Seele, das ich damals selbst nicht kannte, ausgeplaudert.

Martin freut sich, wenn die Andersberger ins Pfarrhaus kommen. Ihm fällt gar nicht auf, was mir auffällt, daß sie immer nur zu klagen, zu fragen haben. Mit ihrer Not, ihrem Leiden kommen die meisten; mit seiner Freude kein einziger. Wenn sie eine Kuh haben, die recht Milch gibt, oder wenn die Ernte schön steht, oder wenn sie einen Pfandbrief ablösen können, dann laufen sie zum Ferdinand, nie zu uns.

Wenn ich Martin wäre, ich würde nicht eher ruhen, als bis sie auch mit jeder Freude zu mir

Digitized by Google

kämen. Halbe Leute sind wir, wir Pfarrersleute, wenn das so fortgeht.

Und heucheln tun sie, die Bauern! Wenn der Friedrich Pfrommer oder der lange Mattheis zu uns kommt, oder wenn die Madel, das böse Weib, ihren Mann verklagt, dann ist das ein ganz andrer Menschenschlag, als sie sonst sind, wenn sie hinter ihren Mistwagen herschreiten. Ob es bei Helmut Stengel auch so war? Martin muß das doch merken! Aber er sieht da weiter nichts dahinter als eben das Distanzhalten. Er sorgt nicht dafür, daß es anders wird. Er findet es sogar gut so. Und die Bauern wissen gar nicht, daß sie heucheln. Mich verdrießt's; mich macht's namenlos ungeduldig. Lachen möcht' ich mit den Leuten, wenn ich doch auch mit ihnen weinen soll. Ihre rechten, wahren Alltagsgesichter möchte ich sehen, nicht die Pfarrhausmasken. Mir kommt's vor, als ob wir auf Stelzen gingen. Und ich schüttle mich. Ich will die Schuld daran weit von mir wegschieben.

Als wir abends einmal durch die stillen Felder schritten, Martin und ich, da ist uns unfern vom Dorf ein betrunkener Handwerksbursche begegnet, der schimpfend und fluchend seines Wegs ging.

„Schämt Euch, Mann, wer wird so fluchen!" sagte Martin.

Da ist der andre stillgestanden und hat uns frech gemustert.

„Ha," hat er dann gesagt, „ein Pfaff! Einer von denen, die immer vergessen, daß sie nackt in ihren Kleidern stecken." Und lachend ist er fortgetorkelt.

Ich kann das Wort gar nicht vergessen. Erschrocken bin ich dran, wie wenn es etwas in mir getroffen hätte oder ein Echo in mir wachgerufen.

Als ich Martins Braut wurde, war es mein Stolz und meine Zuversicht, daß mein Verlobter war, wie er ist. Warum kann ich diesen Stolz und diese Zuversicht nicht zurückrufen? Wie kommt's, daß ich auf einmal das Gefühl habe, als fehlten Klänge in unsrer Ehe, Klänge, die zum vollen Lebenslied gehören?

Wenn einer alt ist und hat ein gelebtes Leben hinter sich und steht und sagt: dies und das habe ich errungen und gelernt und davongetragen, so ist das schön und gut. Wenn aber ein Junger wie Martin erst hineingeht in die tausend Gassen, die das Leben bilden, und er hat da schon jede Tasche und den Rücken und die Hände voll, wo soll er denn dann seines Lebens Beute unterbringen? Wegwerfen muß er von dem, was er hat, daß er die Hände leer und frei bekommt, oder er hat zwecklos gelebt. Das alles wüßte ich vielleicht nicht, wenn ich nicht gehört hätte, was der rote Hannes sagte. Warum habe ich lauschen müssen?

Martin hat immer eine volle Kirche. Die Bauern nicken mit schweren Köpfen, wenn er spricht. Sie haben an seinem Glauben und an seiner Predigt nichts auszusetzen. Sie können wohl mit ihm zufrieden sein, ihnen ist er nur der Pfarrer; alles andre haben sie anderswo. Ich aber, ich habe nichts außer ihm.

Mir kommt's vor, als gieße Martin allsonntäglich einen vollen Strom aus und die Bauern halten die Köpfe unter, schütteln sich und sind dann fertig für die Woche. Das wird ja wohl in der Stadt dereinst auch nicht viel anders gewesen sein, nur hab' ich's damals nicht gesehen. Wie viel habe ich doch dazumal nicht gesehen!

Da bin ich mit Scheuklappen geradeaus getrottet.

Doch — daß ich nicht ungerecht bin — einige Augenpaare gibt's zu Andersberg, die in der Kirche verändert blicken. Da ist der Gemeinderat Lörcher zum Beispiel, dessen herber Mund so gern die schönen Lieder mitsingt. Der Alte hält nicht nur den Kopf unter den Strom. Der trinkt. Nicht gierig, nicht in heißem Durst. Aber doch jetzt ein Schlückchen und dann wieder ein Schlückchen wie ein weiser und bescheidener Mann. Ein Leid hat ihn wohl das Trinken gelehrt, den Alten.

Und da ist dann unter den Weibern die Nähkätter. Die schüttelt sich auch nicht, ehe sie aus der Kirche geht, die Tropfen aus dem Pelz.

Sie nimmt mit heim, was hängen bleibt, und besieht sich da in aller Ruhe, was sie brauchen kann. Was ihr nicht tauglich scheint, das wirft sie seelenruhig auf die Seite. Sie hat Mut wie eine, die nichts zu verlieren hat, und Unbefangenheit wie eine, die nichts gewinnen will.

Und das Agathle sitzt auch anders da als die andern. Ihre klaren, klugen Augen hängen ruhevoll an Martins Lippen. „Sprich nur, sprich, ich höre und ich glaube! Ich weiß, daß du die Wege kennst, so führe mich denn!"

Ich aber, wie halte denn ich's in der Kirche?

Ach ja, ich merke auf, daß ich das Amen nicht verpasse, und dann ziehe ich am Glockenstrang und gebe dem Mesner das Zeichen zum Ausläuten.

So ist's.

Und jetzt kommt der Winter und dann wieder der Frühling und so immer fort.

Das ist schon viel, wenn man einmal das weiß! Manche meinen, es bleibe immer Winter oder immer Frühling. Da bin ich doch schon ein Stückchen weiter!

Das kommt vom vielen Denken.

Ich habe lange nicht geschrieben. Ich wollte meinen Winterschlaf halten wie jeder Dachs im Bau, jeder Frosch im Schlamm. Da taugt das Schreiben nicht. Es macht so wach. Nun ist das Frühjahr da, da muß man doch wieder hervor.

Digitized by Google

Ich weiß etwas, was mich von Gottes und Rechts wegen erschrecken sollte und was mich doch nur freut. Ich habe einen Feind in Andersberg. Und erst einen gewichtigen.

Der Schullehrer Müller, der starkknochige Mann mit dem roten Gesicht und den tränenden Augen, will mir nicht wohl.

Ich glaube, schon vom ersten Tag an, als er dazumal bei unserm Einzug etwas verregnet wurde und sein Rheumatismus sich zu rühren begann, war er mir nicht gewogen. Ich habe dafür keine Beweise; aber es ist mir so. Wahrscheinlich sollte ich mich jetzt darüber grämen. Aber ich kann es nicht. Es ist mir ganz recht, daß dieser Mann mich nicht leiden mag. Den Ferdinand mag er auch nicht, das weiß ich. Und der Blinde gibt ihm die Abneigung redlich heim. Aber die zwei sind auch so verschieden wie Feuer und Wasser.

Ich habe mit Ferdinand einmal über Müller gesprochen.

„Die Sache ist die," sagte er, „der Müller ist der geborene Schulmeister, und solche Leute werden nie gute Schulmeister. Als der seine ersten Hosen bekam — oder vielleicht auch schon ein bißchen früher —, war seine Weltanschauung schon fertig und abgerundet. Damals schon hat er alles und noch etwas darüber gewußt und verstanden und hat nie Veranlassung gehabt, noch irgend etwas dazu zu lernen oder zu korrigieren. Es gibt solche Käuze, es gibt sogar sehr viele solcher Käuze auf den Kathedern. Und wenn sie nicht Rheumatismus haben oder nicht mit ihrem Pfarrer schlecht auskommen, dann sind sie eigentlich recht sehr zu beneiden."

„Müller kommt mit meinem Mann sehr gut aus," sagte ich tastend und fast verlegen.

„Na ja," antwortete der Blinde, dann sprach er von etwas anderm und kam nicht mehr auf den Schulmeister zurück.

Wie ich darauf kam, daß der Müller mich nicht leiden mag? Nun, erstens spürt man ja so etwas, und dann hat es der Mann mir kürzlich auch unverhohlen zu verstehen gegeben.

Ich habe eine kleine Privatstrickschule gegründet. Warum ich dies tat, weiß ich eigentlich selbst nicht. Wohl habe ich die flachsköpfigen Mädchen mit ihren sonnverbrannten Gesichtern, ihren halb scheuen, halb neugierigen Augen und ihrer drollig-unbeholfenen Sprache gern; aber stundenlang unter ihnen zu sitzen und ihren unglaublich ungelenken Fingern die Fundamente zu späterer Kunstfertigkeit beizubringen, das ist mir qualvoll. Geduld ist nicht meine Stärke. Vielleicht tat ich's, weil es so Brauch ist. Weil die Frauen der andern Pfarrer es auch tun. Weil ich Martin zeigen wollte, daß auch ich eine richtige Pfarrfrau sei, oder weil ich meine heiße Seele unter einen Zwang bringen wollte, damit sie das Kühlsein lerne?

Also ich habe meine Schule. In unserm großen, hellen Flur sitzen wir auf Holzbänken, die der Kirche gehören. Im Winter wird man dann wieder sehen.

Das Agathle fängt die Mädchen unter der Haustüre ab und heißt sie die Schuhe reinigen, wenn sie Schuhe anhaben. Viele kommen auch barfuß.

Ich muß mir immer einen gewaltigen inneren Ruck geben, wenn ich unter die Kinder trete. Und doch bin ich oft nicht bei der Sache. Doch ertappe ich mich immer wieder darauf, daß meine Gedanken weit weg sind von den feuchten, verschwitzten Strickzeugen, die da in den ungeschickten kleinen Händen fast einrosten.

Gewaltig sind die Fortschritte nicht, die wir machen. Die Kleinen nicht im Stricken und ich nicht im Geduldig- und Kühlsein. Nach den ersten Stunden war mir's, als müßte ich das Ganze wieder hinwerfen und mich nicht mit etwas abquälen, zu dem ich so gar nicht veranlagt bin. Aber ich schämte mich. Und ich dachte in einem tiefen Herzenswinkel bitter: ‚Martha, dann könntest du gleich alles hinwerfen, das ganze Pfarrerinsein; denn du bist auch dazu nicht veranlagt.'

Da vermeinte ich, des Blinden ruhiges Gesicht zu sehen, seine sichere Stimme sagen zu hören: „Die geborenen Schulmeister werden fast nie gute Schulmeister." Vielleicht ist's mit den Pfarrerinnen auch so. Vielleicht werden jene die besseren, die gegen sich selbst zu kämpfen haben; wie die Pflanzen stärker und besser bewurzelt werden, die mit den drängenden Keimen nicht allzu rasch und leicht an die Oberfläche kommen. So trieb ich's denn weiter, so gut es gehen wollte. Einmal, gleich zu Beginn, hatte Martin gesagt:

„Das freut mich, Martha, daß du die Mädchen zu dir kommen läßt."

Nachher nie wieder etwas. Ich glaube, mein Großer denkt, gerade ich könne absolut kein Lob vertragen.

Dieser Tage nun, da wir abends nach dem Essen im Garten saßen, kam der Schullehrer daher. Er kommt sehr häufig zu Martin, und sie unterhalten sich immer gut miteinander.

Er verbeugte sich auf seine ungelenke Art, wischte mit dem indigoblauen Taschentuch über die rote Stirn und setzte sich auf Martins Aufforderung zu uns, nachdem er ein halb dutzendmal versichert hatte, daß er nicht stören wolle.

Er störte nicht. Ich dachte es fast bitter. Das, was Martin und ich zusammen zu reden hatten, konnte jeder hören. Und es konnte auch ebensogut erst morgen geredet werden.

Vom revidierten und reduzierten Spruchbuch sprachen dann die Männer. Ich saß und lauschte stumm. Und ich bekam immer das peinigende Gefühl nicht los, daß da neben mir zwei Blinde über die Farben redeten. Wie mich das entsetzlich quälte! Den Schulmeister, ja, den wollte ich

Digitized by Google

ja reden lassen, das war so unwesentlich, was dieser Klotz aus Fleisch und Knochen dachte, forderte, vorschlug! Aber Martin, aber mein Großer! Von den Nöten der Welt, den religiösen Bedürfnissen der Menschen, von den Gefahren, den Verderbnissen, den Klippen des Lebens redete er aus voller, breiter Brust heraus.

Und ich schluckte und schluckte, daß ich nicht aufschrie. Mir war, als habe ich während der paar Andersberger Jahre als Weib dieses Mannes Höhen und Tiefen des Lebens geschaut und sei scheu und stumm geworden vor dem Geschauten. Er aber, der nur zwischen Kanzel und Pfarrhaus zu Andersberg hin und her gegangen all diese Jahre, er, den kein Begehren hinausgezerrt, den kein Sehnen fortgezogen, den kein Vermissen umgetrieben — er sprach von draußen!

„Martin," hätte ich schreien mögen, „was weißt denn du, gleichmütiger Mann, von den Nöten der Welt? Und du satter Mann, was weißt denn du von religiösen Bedürfnissen? Und du sicherer, du kühler, du ahnungsloser Mann, was weißt denn du von Gefahren und Klippen des Lebens?"

Aber ich durfte von all dem nichts sagen. Aber etwas drängte sich mir plötzlich ganz ungewollt auf die Lippen. Fast wie zu mir selber sagte ich: „Da sollte man auch den blinden Ferdinand darüber hören!"

Die beiden Männer sahen mir zur gleichen Zeit ins Gesicht. Des Schulmeisters großer, bartloser Mund verzog sich zu einem sonderbaren Grinsen. Martin rückte an der Brille, dann lächelte auch er.

„Weißt du, Martha, wer so, wie der Blinde, abseits steht, der kann in solchen Dingen nicht gut mitreden, nicht wahr, Herr Müller!"

„Gewiß. Da entscheiden doch besser Männer der Praxis," entgegnete gemessen der Schulmeister.

Ich war wie vor den Mund geschlagen. Ferdinand Schmitz abseits? Er, dem alles Menschliche vertraut ist, der mit seiner klaren, weiten Seele alles umfängt? Was ist denn Praxis, wenn es das nicht ist?

Auf der Kanzel oder hinter dem Katheder stehen etwa? Lachen hätte ich mögen.

Dann fragte ich aus einem Zorn heraus, den ich selbst nicht recht verstand: „Bleibt doch wenigstens der Spruch weg: ‚Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist?'"

Martin sah mich an. Er sieht mich jetzt oft so an. Erschrocken, traurig, warnend. Ich weiß selbst nicht wie. „Es ist ein ernster Spruch, Martha, und ein notwendiger."

Wieder sah ich den Schulmeister nicken. Diesen satten Mann, der sich gewiß noch nie versagt hat, wonach es ihn gelüstete.

Da quoll mir's über. „Es ist ein Spruch, der Heuchler großzieht oder Halbmenschen."

Der Schulmeister schüttelte bedächtig die große Hand. „Ach was, Frau Pfarrer, man muß nur den Begriff ‚die Welt' im rechten Sinn verstehen: der Augen Lust und des Fleisches Lust und hoffärtiges Wesen."

„Ja," rief ich unglücklich und zerrissen, „tretet das nur breit, ziehet nur die Schleier weg, daß den Andersberger Buben und Mädchen beizeiten der Glanz von allem gestreift wird! Liebhaben möchte man als Kind die Welt und alles, was darinnen ist, arglos liebhaben. Da braucht's doch nicht, daß man einem von Schmutz und Elend erzählt."

„Martha," sagte Martin fast hart, „für die Kinder als solche ist er ja nicht, der Spruch. Aber man gibt ihn ihnen, damit sie ihn haben, wenn sie ihn brauchen."

„Ja," bestätigte der Schulmeister, „erst schafft man sich das Rüstzeug an, dann geht man in den Kampf."

„Erst läßt man einen ein bißchen Gift schlucken und dann ein bißchen Gegengift. Und das Würgen an dem Gift und Gegengift, das ist das Leben," sagte ich, und ich begriff auf einmal, daß mir alle diese Weisheit in meiner Ehe gewachsen war. Mir scheint's so zu sein: entweder werden die Menschen glücklich oder sie werden klug. Entweder lernen sie das Küssen, das Lachen, das Genießen, oder sie lernen das Denken.

Wenn man einen Martin zum Mann hat, sind alle Wege vorgezeichnet.

Ich nahm meine Strickarbeit auf. Mir war bös zumute. Ich zählte Maschen und Gänge und redete mir ein, für mich gäbe es auf der Welt nichts Wichtigeres, als Martins Strumpf heute noch fertig zu stricken.

Auf einmal mußte ich doch aufschauen und bei der Sache sein. Der Schulmeister hatte mich angeredet.

Nach der Strickschule fragte er, und wie die Dinge liefen.

Ich hätte mir trotzig lieber die Zunge abgebissen, als daß ich jetzt gesagt hätte, wie schwer mir das begonnene Werk wurde. „Vortrefflich geht's," sagte ich kurz.

„Das freut mich," entgegnete er in seiner Schriftsprache, „nur dürfte ich vielleicht um eines bitten, Frau Pfarrer."

Ich sah überrascht auf. „Nun?"

Er schüttelte langsam den Kopf wie in bedächtiger Mißbilligung. „Wenn vielleicht Frau Pfarrer den Kindern andres erzählen wollten als vom wilden Jäger und von solchen Sachen."

Ich begriff nicht sofort. Oder vielmehr, ich war nicht gleich gefaßt. „Ja aber warum denn?" fragte ich.

„Warum?" antwortete langsam der Schulmeister, und er nickte vor sich hin und zog die Brauen zusammen, als schaue er gar düstere Bilder. „Bei uns da oben ist ja leider Gottes

Digitized by Google

der Aberglaube so groß, daß es nicht nottut, ihn noch zu züchten."

Ich wollte auffahren, wollte erklären, wie und in welchem Zusammenhang ich die schöne alte Sage erzählt hatte; aber der wuchtige Mann machte mit einer seiner großen Hände eine Bewegung, als schiebe er mich beiseite und fuhr fort: „Mit solchen Stücklein alten Heidentums, und wenn sie noch so romantisch wären, zu spielen, ist immer gefährlich. Ich kenne meine Leute. Frau Pfarrer sagt da vielleicht in der Strickstunde: die alten Heiden glaubten und so weiter; aber das Margaretle Ulrich oder das Kätterle vom Schmied oder die Bärbel vom Langbauern, die lassen dann schon das von den Heiden weg und kolportieren: ‚D' Frau Pfarrer hot g'sagt, d'r wild' Jäger und so weiter.' Auch das hat mir auf meine Frage das Kätterle vom Schmied erzählt, daß vor und nach der Strickstunde nicht gebetet wird, und das, meine ich, verehrte Frau Pfarrer, wenn mir's zu sagen erlaubt wäre, das ist ein Fehler."

Er schnaufte förmlich nach seiner langen Rede, wischte sich übers Gesicht und schaute auf Martin mit einem Ausdruck, der mir das Blut in die Stirne trieb.

Ich wartete gar nicht ab, was mein Mann sagen würde. Mein Strickzeug legte ich auf den Tisch und stand auf, denn mir war, als könne ich das, was ich sagen wollte, nur stehend sagen und als müsse ich nachher schleunigst davonlaufen, damit mir sicher der letzte Trumpf bliebe und keine Tränen kämen.

„Nein," sagte ich schneidend und sah dem Schullehrer ins Gesicht, „nein, wir beten nicht bei unsrer Strickstunde. Wir ziehen ja auch keine Feiertagskleider dazu an und nehmen den lieben Gott für unsre schmutzigen Strickstrümpfe gar nicht in Anspruch. Ganz allein plagen wir uns daran ab, ganz allein, und wenn's nicht gehen will, dann helfe ich — nicht Gott.

„Und das mit dem wilden Jäger, das werde ich wieder erzählen und wieder und so lange, bis mir die Mädchen dabei nimmer mit glänzenden Augen auf die Lippen schauen, bis sie genug daran haben und nicht mehr hungrig sind."

Ich schöpfte Atem und ich wollte schweigen; aber da sah ich wieder das Grinsen auf dem vollen Gesicht und fuhr rascher und heißer fort: „Soll ich Ihnen sagen, Herr Müller, warum sie so abergläubisch sind da oben, die Leute? Weil sie einen Glauben von Holz, einen ausgetrockneten, leblosen, zugeschnitzten Glauben haben, einen Glauben, der ihnen fertig dargeboten wird und den sie fertig hinnehmen und in ihre Häuser stellen wie einen glückbringenden Fetisch. Aber sonst ist nichts anzufangen mit diesem Holzglauben. Da suchen sie sich eben noch etwas Lebendiges. Etwas, was sie als kleinen Keim irgendwo aufnehmen und dann in ihren Herzen großwachsen lassen. Denn das will der Mensch. Das will jeder Mensch. Er will etwas, das in ihm, in ihm selbst gewachsen ist, etwas, das er nährt mit seinem eignen Blut!"

Ich weiß nicht, dachte ich das, was ich sagte, in jenem Augenblick zum erstenmal, so wie man im Angesicht einer drängenden Gefahr über einen hohen Zaun, einen breiten Graben springt, den man sonst sicher umgangen hätte, oder sprach ich nur aus, was mir in der Seele langsam groß geworden war.

Als ich geendet, ging ich rasch und ohne Gruß davon, und hinter mir hörte ich den Schullehrer sagen: „Ganz mein Exkollege Ferdinand Schmitz."

In der Nacht, die diesem Abend folgte, saß Martin lange in seinem Studierzimmer. Bei der Abendandacht hatte ich darauf gewartet, daß er einen Text wähle, der mich anginge. Aber er las weiter, wo wir gestern stehengeblieben waren.

Das machte mich aufs neue unsäglich ungeduldig. Ich möchte einmal die Degen kreuzen. Frisch und frei. Aber es gibt keine Gewitter bei uns. Schwüle und Spannung ist nie auf beiden Seiten, nur bei mir.

Lange vor ihm ging ich zu Bett. Ich tu' das fast immer. Die Abende quälen mich. Ich habe gedacht, wir würden da beieinander sitzen und von allem in der Welt reden, vom Begreiflichen und vom Unbegreiflichen. Und wenn das Unbegreifliche mit seinen bösen grünen Augen allzu drohend uns anstarren wollte, dann würde Martin mich auf seine Knie ziehen und würde sagen: „Lassen wir's gut sein, Martha, das beste ist doch, daß wir uns liebhaben."

Aber so ist's nicht bei uns. Für Martin gibt's, glaube ich, überhaupt keine Unbegreiflichkeiten. Er kennt die Formel, die alles stimmen macht.

Unbeschreiblich schwer und bitter war mir ums Herz, als ich in jener Nacht so allein in der tiefen Finsternis lag. Wäre es an mir gewesen, Martin mein jähes Wesen abzubitten? Ich wühlte den Kopf in die Kissen und weinte. Da hörte ich eine Stimme sagen: „Ach was, ein Holzscheit ist er."

Ich setzte mich aufrecht. Mein Herz hämmerte. In die Nacht starrte ich hinein, und der rote Hannes flüsterte: „In die Sünde fallen — ich wüßte keinen, der mehr alle Prämissen hätte. Ganz besonders, wenn ‚sie' danach ist."

„Sie" — da meinte er mich. Ich glaube, ich lachte mitten in der Nacht. Ja, ruhelos müßte er werden, hinausgeschleudert aus seiner glatten Bahn, der unbeirrte Mann, daß er es kennen lernen würde, das Hungern und Dürsten und Friedlossein.

Ich glaube, ich schlief nicht in jener Nacht.

Erst ein paar Jahre ist's, und doch dünkt mich's eine Ewigkeit, daß ich zum erstenmal Andersbergs Dächer sah.

Digitized by Google

Was ist eigentlich aus mir geworden in dieser Zeit? Oft meine ich, in all der Kühle und Stille unsers Lebens habe sich über mein ganzes Wesen her eine Hülle gebildet, eine Kruste, die langsam, langsam immer tiefer hinein erstarre.

Oft flößt es mir Angst ein, dieses Gefühl. Ich meine, ich müsse um mich schlagen, ehe es zu spät sei. Für alles. Ich werde einmal vom Tisch des Lebens aufstehen müssen und nicht satt geworden sein.

Martin ist beliebt und verehrt im Ort. Das heißt bei allen rechten Leuten. Die unrechten halten sich himmelfern von ihm. Und die könnten doch den Pfarrer am nötigsten brauchen. Wo liegt der Fehler? Oder ist das kein Fehler? Ich maße mir kein Urteil mehr an. Man wird ja toll von all dem Denken. Den Ferdinand frage ich bisweilen nach etwas, was mir gar zu quer liegt. Den kann man alles fragen. Er entsetzt sich nie. Er hat auch noch nie zu mir gesagt, dieses viele Fragen sei meines Vaters Blut und Erbteil, und es führe in alle Not hinein. Und den Demütigen gebe Gott Gnade, und lauter solche Sachen, die ich nicht hören mag, weil sie wie Brei sind: nicht fest und nicht flüssig.

Schwer in den Aehren stand der Haber, als ich das letztemal zum Ferdinand hinausschritt.

Da quoll es wie Bitterkeit in mir empor.

Die Körnlein, die man in die Furchen streut, die geben, wenn's zur Ernte kommt, einfach her, was sie in sich trugen und was des Wetters Gunst und Unbill reifen ließ. Dann sind sie fertig und entlastet.

Wir aber, wir Menschen?

Sind nicht auch wir drängender Keime voll, die wir nicht auswählen und nicht zurückweisen durften? Geht nicht auch über uns Wetters Gunst und Ungunst ungefragt und unentrinnbar?

Wir aber, wir sollen einstehen für das, was wird. Da spricht man nicht schlichtweg von Frucht. Da heißt's Verdienst, und ach — da heißt es Schuld.

Lohnt sich's denn, dafür, daß wir vielleicht ein bißchen Eignes beisteuern, die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen? Wäre es nicht viel leichter und besser, auch eine Blume auf dem Felde zu sein?

Wenn ich dem Blinden diesen Gedanken sage, dann wird er nicken und lachen. „Jawohl, Frau Martha, es mag wohl sein, daß es leichter wäre. Dieweil wir nun aber eben die Pfarrerin von Andersberg sind, müssen wir uns, so gut es geht, in dieser Rolle zurechtzufinden suchen."

Wenn ich aber meinem Martin mit solchen Reden käme, dann würde er alle seine schweren Geschütze auffahren, wie er immer tut.

Nein, ich kann mit Martin nicht mehr reden von dem, was meine innerste ruhelose Seele bewegt. Er kann keinen freien Nacken sehen. Er kommt immer gleich mit einem Joch daher. Und immer sagt er, es sei das leichte Joch des Menschensohnes. Es ist nicht wahr! Es ist gewiß nicht wahr! Dieses Joch kann gar nicht aufgelegt, es kann nur aufgenommen werden. Aus freiem Willen, wie die Lasten der Liebe.

Wir verstehen einander nicht mehr.

Auf dem Bänkchen im Garten, an der warmen Hauswand saß der Ferdinand, als ich zu ihm kam.

Dort sitzt er immer. Das Bänkchen ist wie ein Beichtstuhl, zu dem die kommen, die abladen wollen.

Die Dogge lag auf den Steinplatten und schlug mit dem Schweif, daß es klatschte, mir zum Willkomm.

Ich setzte mich neben den Mann und stellte meinen Fuß auf den Körper des Hundes wie auf einen Schemel. Das mag das mächtige Tier gern leiden.

„Was gibt's Neues, Frau Pfarrer?" fragte der Blinde, als er mir die Hand gedrückt hatte.

Es ist dies ja eine Redensart, keine eigentliche Frage; aber ich erschrak, als sie der Ferdinand vorbrachte.

Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich immer nur holen wollte bei diesem Mann, der da eingesponnen in endlose Nacht saß und wartete, daß ihm die Sehenden etwas von ihrem Licht, vom Licht des jeweiligen Tages brächten. Aufgerüttelt sah ich in die Weite, die im wundersam klaren Frühherbsttag vor meinen Augen lag. Ich sah die Sonnenfäden fliegen in der weichen Luft, sah den Bussard über dem Wald kreisen, sah die Malven und die Sonnenblumen am Gartenzaun blühen und vermeinte eine Stimme sagen zu hören: „Siehe, Martha, so reich bist du!" Aber ich redete über diese Stimme hinüber, als wäre sie nicht da, und sagte: „Neues? Neues gibt's doch da oben nichts!"

Der Blinde lachte und spielte mit seinem Stock, den er zwischen den Knien hielt. „Nicht, Frau Pfarrer? Ei, das wäre! Alle Tage ist doch irgend etwas los auf der Gotteswelt. Jetzt müssen die Andersberger Haber schneiden, schätze ich; die Brombeeren und Hagebutten sollten auch bald reif sein. Der Hirschwirt hat mir gesagt, die Nähkätter sei mit seinen Schimmeln nach der Lammwirtin in die Stadt gefahren, weil der Amerikaner sterben will; und das ist nicht genug Neues?"

Ich fühlte mich zurechtgewiesen. „Ja, wenn Sie solche Kleinigkeiten meinen, Ferdinand," sagte ich.

Der Blinde kehrte mir sein Gesicht zu. „Kleinigkeiten? Kennen Sie sich da so genau aus, Frau Pfarrer? Ich nicht. Ich komme nie so recht draus, was eigentlich auf der Welt eine Kleinigkeit ist. Seit ich einmal, es ist schon viele Jahre her, von den farbigen Sonnen, die im Weltenraum kreisen, und von den Milliarden von Mikroben, die ein Tropfen Wasser enthält, gelesen habe, seitdem bringe ich immer alles durcheinander und meine,

Digitized by Google

alles ist klein und alles ist groß. Und ich sage Ihnen, Frau Pfarrer, diese Konfusion der Maßstäbe in meinem blinden Kopf ist eine famose Sache. Seitdem ist mir's nicht mehr so ganz und gar unwahrscheinlich, daß der liebe Herrgott die Haare auf meinem Haupte zählt und der jungen Raben achthat. Denn wenn einmal einer farbige Sonnen kreisen und Millionen in einem Wassertropfen schwimmen läßt, der macht auch noch andre Kunststücke, für den gibt's keine technischen Schwierigkeiten."

Ich hielt meine Hände gefaltet und lauschte dem Blinden. Gierig tut sich mein Herz auf, so oft er spricht. Wenn mir aus dem leichten Firnis der Frivolität, den er so gerne über seine Reden legt, gleich einer heißen Lohe sein brünstiger Ernst entgegenschlägt, dann muß ich im Geiste Martins schwere Salbung dagegen halten, die mir das Herz erkältet, so oft ich in meinem vergitterten Kirchenstuhle sitze.

Ich hätte gerne weiter gelauscht, aber Ferdinand schwieg, als denke er über etwas nach, dann fragte er plötzlich: „Wo fehlt's denn eigentlich, Frauchen?"

Ich war gar nicht überrascht, daß er das fragte. War ich doch herausgewandert zu ihm, wie man zu einem Arzt geht, von dem man zuversichtlich Heilung erwartet. Und jeder Arzt nimmt doch für selbstverständlich an, daß denen, die ihn aufsuchen, etwas fehle.

„Ja, wo fehlt's denn?" stammelte ich wie eine, die alles Leugnen, alles Vertuschen endgültig aufgibt. Ich war so müde. Aber weiter kam ich dann nicht. Wild schlug mein Herz. Wie ein Kind war ich, das wohl den quälenden Schmerz fühlt, aber nicht genau angeben kann, wo er sitzt.

Das Dengeln einer Sense drang einförmig vom Dorfende her und dann das schetternde Vesperglöcklein.

Ich faltete meine Hände nach jahrelanger Gewohnheit. Der Blinde nahm die seinen nicht vom Stockgriff.

Da brach es plötzlich, ohne daß ich es wollte, ohne daß ich es aufhalten konnte, aus mir heraus: „Ferdinand, ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr einen Weg gehen mit meinem Mann. Er ist so untadelig, so untadelig. Keine Härte ist da, kein — ach Ferdinand, ich kann mich nirgends anklammern."

Ich stieß das hervor in Angst und bitterlichem Herzeleid. Ich wollte nicht anklagen. Es waren gar keine Gedanken, die ich da sagte. Es waren Schreie des Herzens, die von einer Gewalt, über die ich keine Macht hatte, ans Licht geschleudert wurden.

Der Blinde nahm meine Hand und streichelte sie.

„Geduld, Frau Pfarrer, nur Geduld," murmelte er.

Lange blieb es still. Der Hund war aufgestanden und drängte sich an mich. Ich sah seine klugen und stolzen Augen mit dem Ausdruck selbstverständlicher Treue an dem blinden Herrn hängen.

Da weiß ich, daß es mich wie Neid überkam. ‚So an jemand hängen,' dachte ich, ‚so treu, so stolz und demütig.'

„Nicht wahr," fragte auf einmal Ferdinand, „der Herr Pfarrer ist ein Pfarrerssohn und ein Pfarrersenkel?"

„Ja," bestätigte ich verwundert, „Martin und ich, wir haben Pfarrer und Pfarrtöchter zu Vorfahren gehabt. Nur mein Vater —"

„Ist aus der Art geschlagen, ich weiß," vollendete leichthin der Blinde, als ich leise stockte.

Er drückte meine Hand stärker. „Frau Pfarrer, wenn Ihnen einmal ein Sohn geschenkt ist, dann lassen Sie den nicht Pfarrer werden!"

Mir flammte die Stirne. Aufschreien hätte ich mögen. ‚Wir werden nie einen Sohn haben! Wir zwei nicht.

Ich schluchzte und drückte den Kopf in die Hände. Leben, wo bist du? Mein Leben? Mein Weibesleben?

Aber der Blinde wartete nicht darauf, daß ich etwas sage. Gedankenvoll, wie zu sich selber, fuhr er fort: „Durch lange Generationen hindurch Kaufleute, Bauern, Soldaten — meinetwegen. Gut ist's ja nicht; aber gefährlich ist's auch nicht. Aber Pfarrer — nimmermehr! Das ist ein gefährliches Experiment, und noch nicht oft ist's geglückt. Das Erstarrende, das in aller Inzucht liegt, das macht furchtbar leicht das Priesterliche im Menschen kaput. Der Theologie tut's vielleicht nichts. Aber die Theologie ist nicht das Priesterliche. Sie ist nicht das, was die Pfarrer gibt, die wir brauchen: volle Menschen mit reichem Blut und ungestörtem Gleichgewicht. Das Gleichgewicht geht flöten bei jeder Inzucht." Er wiegte den Kopf, sah vor sich hin und lächelte. „Sie, liebe Frau Pfarrer, meinen vielleicht, die liebe Gottesgelahrtheit, aus all den vielen dicken, guten Büchern heraus, die mache den Pfarrer? Die Bauern meinen's auch und die meisten in der Stadt auch. Aber ich blinder Kerl sage: die dicken Bücher und die Gottesgelahrtheit, die geben nur den schwarzen Kittel. Der Pfarrer steckt ganz wo anders. Der steckt im Blut. Im warmen Menschenblut. Jedem Kleiderstock kann man den schwarzen Kittel umhängen. Aber ist er darum ein Pfarrer? Ach, und im Examen, da wird der Kittel, nur der Kittel gemustert. Konfuses Zeug muß ich oft denken. Ich träume bisweilen von einer Zeit, da statt der gescheiten Professoren Menschen, die des Lebens Lust und Leid und Schuld gerüttelt hat, hungrige und übersättigte, arme und allzu reiche, dürstende und berauschte Menschen vor den Pfarramtskandidaten stünden und ihre tausend

Digitized by Google

Fragen stellten mit gierigen Lippen. Da, liebe Frau, da könnte kein einziger Kleiderstock, um den ein schwarzer Kittel hängt, Antwort geben. Die, welche vor diesem Kollegium beständen, die wären die rechten, die ausgesiebten Pfarrer."

„Ferdinand," fragte ich zitternd, „glauben Sie, mein Mann wäre da durchgefallen?"

Er antwortete lang nicht. Mein Blick hing an seinem Mund. Leis sagte er: „Er hätte vieles, vieles nicht gewußt, der Herr Pfarrer."

Wir waren still. Die Tränen liefen mir immerfort übers Gesicht. Dann seufzte der Blinde. „Sie stellen oft grausam schwere Fragen, die Examinatoren, die von den Hecken und Zäunen des Lebens hereinkommen. Bei den Professoren mag's leichter sein, zu bestehen. Sicher kann ich das nicht sagen. Ich bin ja vor der Zeit davongelaufen, weil mir das Licht ausging. Ist gut so. Ich bin von Hause aus ein frecher Kerl, dem nicht so leicht Autoritäten imponieren. Das ist ein Kapitalfehler für den, der Theologie studiert. Und ich bin weiter ein schüchterner und unselbständiger Kerl, der seiner Meinung oft weniger zu trauen wagt als der Meinung jedes x-beliebigen Hansjörg. Das ist ein zweiter Kapitalfehler. Und so könnte ich Ihnen noch allerlei aufzählen."

Unglücklich saß ich da. Wie wenn ich mir eben klar und unwiderleglich das Defizit meines Lebens herausgerechnet hätte. Die letzten, die winzigsten Posten suchte ich heranzuziehen, um die Bilanz doch noch günstiger zu gestalten.

„Sie loben ihn so sehr, meinen Mann, die Andersberger."

Der Blinde lachte leise auf. „Ja, ja, die Bauern! Die sehen wie die Kinder zuerst nach dem Kittel. Und wie die Kinder wissen sie immer, was sie mögen, was ihnen gefällt, aber selten, was sie brauchen und was ihnen guttut. Die haben ihre dicken Köpfe über meinen Stengel geschüttelt, daß es nur so eine Art hatte. Als er ging, da hat der Lörcher zu mir gesagt: ‚Der Stengel ist e rechter Ma. Aber e rechter Ma ka jeder sei. Mir brauchet halt en Pfarrer.' — Den Pfarrer haben sie jetzt, drum sind sie so zufrieden. Aber Sie, Frau Pfarrer!" Er brach kurz ab und streichelte den Hund.

Ja, ich! Wie kann man mir helfen? Mir werden die Tage hingehen in Arbeit und Enge. All das, was meinem Vater unerträglich geworden ist, so daß er sich herausgerissen hat, das wird nun mich umzirken und wird keine Gnade geben, bis ich niederbreche in die Knie.

Oft ist's, als ob der Blinde einem die Gedanken aus der Seele lese. „Eine Hoffnung ist," sagte er leise. „Unter allzu viel Gottseligkeit hat schon tausendmal das Leben mit jäher Hand wie in Ungeduld unselige Menschlichkeit hineingeknetet. Das Leben ist ja wie strömendes Wasser: es will Gleichgewicht, Ausgleich. Und es ist nicht schade um diese Art von Gottseligkeit. Die ist ja keine leuchtende Blüte, die fröhlich zum Himmel wächst. Die ist ein knöchernes, verknorpeltes Ding. Vererbt wie Kurzsichtigkeit, festgelegt wie eine Familientradition, überkommen wie die Unterlippe der Habsburger. Was gebe ich da drum! Alles Erbgut in Ehren. Aber seine Frömmigkeit, die muß sich jeder aus dem eignen Acker hervorscharren. Und wenn ihm dabei das Blut von den Fingern läuft, dann hab' ich den meisten Glauben dran."

„Ferdinand," sagte ich nach langer Zeit, „wenn ich das alles doch früher einmal gehört hätte! Ich war ja ganz blind und wie schlafend. Jetzt ist's zu spät."

Er lächelte. „Ach Gott, ja! Mit dreißig Jahren hält man's nicht mehr für der Mühe wert, sich einen neuen Regenschirm zu kaufen, und mit siebzig baut man sich dann ein Haus. Die Welt ist wunderlich. Aber die Leute sind doch das Allerwunderlichste."

Ich trocknete mir das Gesicht und wollte gehen. Aber der Blinde lehnte sich an die Hauswand zurück, schloß die Augen, daß sein Gesicht den stillen Zug und Ausdruck bekam, und sagte halblaut: „Seltsam! Da sind Leute, und keine schlechten, die setzen ehrlich ihre beste Kraft daran, das Pendel in ihrem Leben anzuhalten. Irgendwie oder irgendwann wird's aber doch frei und schwingt dann zu weit nach der andern Seite."

„Na, ja doch," fuhr er nach einer Weile fort, obgleich ich gar keinen Einwurf gemacht hatte. „Hin und her geht doch das Pendel. Soll es gehen! Anders ist, weiß Gott, das innere und das äußere Leben nicht in Gang zu halten. Wer immer einatmen will, erstickt, und wer immer ausatmen will, erstickt auch. Innerlich und äußerlich. Es geht innen und außen nach den gleichen Prinzipien. ‚Das Himmelreich ist gleich,' das ist keine Redensart, das ist eines weisen Lehrers Satz, über den wir blind hinüberstolpern wie über so vieles."

Ich lauschte und dachte nach und legte mir alles zurecht.

„Verstehen Sie, Frau Pfarrer, was ich sagen will?" fragte Ferdinand.

Meinen ganzen Mut nahm ich zusammen und entgegnete: „Ja, ich glaube, ich verstehe Sie. Sie meinen, man könne nicht immer hoch droben sein mit seinem ganzen Wesen, so ganz im Feiertag und abseits von der Welt und vom Lachen und von allem, was lustig und leicht und menschlich ist."

Ich sah, daß er nickte, und wurde noch kecker. „Sie meinen vielleicht, sogar der Irrtum, sogar die Sünde sei etwas Nötiges."

Er fuhr auf. „Sie brauchen da ein Wort, das Sie nicht verstehen. Wer nur den Mut oder

Digitized by Google

Christus und Nikodemus

Nach einem Gemälde von Ernst Pfannschmidt

Digitized by Google

Digitized by Google

die Frechheit gehabt hat, dies Wort so breit unter unsre täglichen Gebrauchsworte hineinzumengen, so daß es nach und nach wohlfeil geworden ist wie Kieselsteine! Schon die kleinsten Kinder haben das Wort in allen Taschen stecken und klimpern damit auf den Gassen. ‚Hin und her' — das kennt man gar nicht mehr. ‚Sünde' klingt auch viel voller und runder, viel menschlicher."

Er lächelte. „Na, wie ist's, Frau Pfarrer? Suchen wir jetzt nach dem Mühlstein, der dem Ferdinand um den Hals zu hängen wäre, des Aergernisses halber?"

Ich fühlte das Blut in der Stirne, weil er mich doch noch für ganz anders hält, als ich durch all das Sinnieren und das Erleben und das Enttäuschtsein geworden bin. Da raffte ich mich auf, denn ich mag nicht für anders angesehen werden, als ich bin.

„Ferdinand," sagte ich, „ich gehöre ja schon lange nicht mehr zu denen, die man nicht ärgern darf. An mir ist doch gar nichts zu verderben."

„Na, also," sagte er trocken.

Wieder fing ich an, weil ich doch so unendlich oft daran herumgegrübelt habe. „Glauben Sie, daß man einfältig bleiben kann und der Geringsten eines, wenn man nur will?"

Er lachte. „Daß jeder Mensch die Augen schließen kann, wenn er nur will, ja, das glaube ich. Aber ich sage deshalb gewiß nicht, daß jeder blind sein kann, wenn er will."

„So, meinen Sie, sei das?" fragte ich.

„Ja, das meine ich. Das Himmelreich ist gleich —" Wieder lachte er hell und froh.

Ich sagte lange nichts mehr, weil ich viel zu durchdenken und zu prüfen hatte. „Ferdinand," fragte ich dann, „warum hat er es aber wohl gesagt, das Wort von den Armen im Geist und von den Geringsten und den Einfältigen?"

Des Blinden Gesicht wurde ernst. „Warum? Weil er ein Erbarmer gewesen ist. Einer, der keinen, auch den Elendesten nicht, dahinten lassen wollte. Lächerlich, daß man ihm jetzt ansinnen will, er habe auch die Gesunden und die Rüstigen elend haben wollen, daß sie sich ganz von ihm sollten schleppen lassen. Reden wir nicht mehr darüber! Warum sollte es auch dem Manne von Nazareth anders gehen als andern Großen? Sie sagen da etwas. Irgendein leuchtendes Wort, wie es in ihren leuchtenden Seelen aufglüht. Und die Kleinen und Kleinsten stehen ringsum, fangen das Licht in ihren Spiegelein auf und sehen es nun, wie's diese Spiegelein zurückwerfen. Lassen wir ihnen die Freude! Wir kennen ja doch die Quelle und den vollen Strom."

Ich gab mich immer noch nicht zufrieden. Allzu viel war in mir angesammelt, was ich nicht allein fertig machen konnte. Und Martin ist der letzte, den ich fragen kann. Und fragen will.

„Glauben Sie, Ferdinand, wenn mein Lebenshunger, mein Glückshunger, ich meine, wenn all das Menschliche in mir satter wäre — ich wäre dann auch so suchend und zweifelnd und weglos, wie ich es jetzt bin?"

Er wandte den Kopf. „Also auch das quält Sie?"

„Ja, das quält mich oft; das quält mich fast am meisten. Es macht mich zuweilen ganz irr und ganz ängstlich. Ich will ja doch ein wahrhaftiger Mensch sein. Einer, der ehrlich und für eine gute Sache streitet."

Ein Lächeln ging über sein Gesicht. „Recht so," sagte er warm. „In diesem Kampf sich's leicht machen, das heißt seine Menschenkrone aus der Hand geben. Und die wollen wir tragen, Frau Pfarrer, wenn man sie uns auch noch so sehr verekeln will. Aber zu weit treiben dürfen Sie die Mühsal auch nicht. Irgend etwas muß ja das Bröckchen sein, das einem hochgehalten wird, sonst kommt man nicht empor und trottet satt dahin."

„Ja," sagte ich; „aber es gibt auf der Welt so großes Herzeleid, so tiefe Nöte, daß mein Kreuz doch nicht daran hin darf."

Er schüttelte den Kopf. „Groß, tief? Wer will da messen; wer hat den Maßstab? Wenn Leben heißen würde: der Held sein von einer Kette von Ereignissen, dann könnte man eher zwischen Groß und Klein unterscheiden. Aber Leben heißt reif werden, heißt seinen innersten Kern aus tausend Schalen lösen. Da ist nichts klein und nichts groß. Glauben Sie, Frau Pfarrer, die Unstimmigkeiten, die Verkehrtheiten des gewöhnlichen Alltags, die rütteln viel sicherer, viel unentrinnbarer auf als jähe Wetterschläge."

Er mußte mein leises Schluchzen hören.

„Weinen Sie denn, Frau Pfarrer, weinen Sie denn? Wenn der Pflug über die Furchen geht, dann weint man doch nicht, dann wartet man und hofft!"

Ich nahm mich zusammen. „Ferdinand, ich habe mit dem allem gar nicht zu Ihnen kommen wollen. Das muß man allein tragen. Aber es ist stärker geworden als ich. Es ist schon lang in mir. Viel länger, als ich es selbst wußte. Es muß doch auch im Blute liegen, so etwas. Aber nun will ich Ihnen auch das noch sagen: Von Kind auf bin ich überfüttert worden mit Kost, die nichts für mich war. Heut weiß ich das. Ich habe geschluckt und geschluckt. Mein guter Wille war hinter all dem Glauben her, den man mir anbot, und er hat ihn mir hinuntergestopft Tag um Tag.

So ging das. Und dann auf einmal! Als das Glück nicht kam und die graue Oede mich angrinste, da ist mein Wille müd und lahm geworden und mit dem Glauben war's aus. Jetzt stehe ich da und habe nichts mehr und kann nicht mehr."

Digitized by Google

„Also bankerott?" fragte der Blinde fast hart.

„Bankerott."

Ich wartete mit zusammengekrampften Händen, daß Ferdinand mir etwas sage. Einen Weg. Eine Hilfe. Aber er blieb still, und die Nacht sank langsam über die Welt.

„Ferdinand," bat ich endlich leise, „reden Sie doch!"

„Da hilft kein Reden."

„Was hilft denn, Ferdinand?"

„Da hilft: graben, bis einem das Blut unter den Nägeln hervorkommt."

„O," stieß ich hervor, „man kann doch einander helfen. Der Stengel wüßte da etwas."

Der Blinde entgegnete lange nichts. Auf einmal lachte er leise.

„Was der Stengel kann, das kann ich auch. Der hat ja nur einen einzigen Kniff in seiner Praxis: ‚Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden!'"

„War das seine ganze Seelsorge?" fragte ich.

„Seine ganze Weisheit überhaupt!" entgegnete der Blinde. „Ich glaube, der Mann hat alle Hauptstücke und Hauptartikel vergessen gehabt. Ja, ja, für die Andersberger war der nichts! Ein windiges Pfarrerlein mit windiger Weisheit."

Nero fuhr jetzt vor meinen Füßen auf und bellte in die Nacht hinaus, durch die sich Schritte näherten. Martin schickte Agathle, daß sie nach mir sehe, weil es schon so spät sei.

Einen Augenblick hatte ich gehofft, er wäre es selbst. Aber er geht fast nie zu Ferdinand.

Als wir dahinschritten durch die Nacht, sagte Agathle: „E rechter Ma ist d'r Herr Ferdinand. Schad, daß er blind ist."

Ich gab keine Antwort.

Sie aber fuhr fort und ihre klare Art klang aus den Worten: „Vielleicht ist's au so recht. Er wär' sonst am End net so worde. 's Best kommt aus de Leut erst raus, wenn se unter's Rad komme send wie d' Aepfel beim Moste."

Das dünne Läuten der Betglocke kam übers Feld.

„'s Mattheisle läut heut emol wieder um e Stund z'spät," sagte mißbilligend das Mädchen. „I sag's immer zum Herr Pfarrer, er soll strenger sei!"

Ich weiß nicht, warum es mich wie ein Vorwurf traf, daß Agathle sich um diese Dinge annahm, die mich nie kümmerten.

*

Das ist jetzt schon manche Woche her, daß es heißt, der Amerikaner liege im Sterben.

Es ist eine sonderbare Sache mit diesem Mann und diesem Sterben. Er ist gar nicht krank, der wunderliche Riese; er hat auch keine Schmerzen, er sagt nur immer wieder, der Schildmüller sei ihm am Scherbacher Wegzeiger begegnet, habe einen Sack auf dem Buckel gehabt und habe ihm zugewunken. Und wem der Schildmüller zuwinke, der müsse sterben.

Es ist da nicht weit von Andersberg eine alte Mühle an einem kleinen Bach, der aus einer engen, waldigen Schlucht hervorkommt. Sie heißt die Schildmühle, und es ist kein Müller mehr darauf. Verlottert und verwahrlost liegt sie am Eingang der Schlucht, und das große Wasserrad in dem mächtigen Bretterkasten fault zusammen.

Farne und die roten Fingerhüte, Brombeergestrüpp und junge, aus windvertragenen Samen aufgesproßte Fichten stehen dicht um das kleine, schlechte Haus, an dem Fenster und Türen fehlen und von dem wohl jeder, der in der Gegend baut, holt, was er brauchen kann.

Vor zehn Jahren sei der letzte Schildmüller gestorben. Die Nähkätter hat es mir erzählt. Wir saßen beieinander in ihrer kleinen, sauberen Stube. Ihr Neffe Jakob, den sie bei sich hat und der das ledige Kind einer toten, einzigen Schwester ist, blies in der Kammer nebenan ganz leise auf der Mundharmonika: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus!"

Der Jakob ist Taglöhner und zeitweise auch Knecht. Ich glaube, der Achtzehnjährige hat nicht die rechte Stetigkeit in sich. Die Nähkätter hält die Hand fest auf ihm. Ich komme öfters zu den beiden. Manchmal helfe ich der Kätter bei ihrer sauern Arbeit, zertrenne alte Kittel und nähe Knöpfe fest. Ich habe so meine Ahnung, daß sie solchen Beistand höher einschätzt als geistlichen und geistigen. Sie ist ein herbes, hartes Wesen, das sich nicht leicht nahekommen läßt. Ganz traut sie mir noch nicht. Aber ich gebe nicht locker.

Die, welche „dem Pfarrhaus" und also auch mir immer mit Kling und Klang und Gloria entgegenkommen, sind mir bei weitem nicht so wichtig wie die Spröden und Unfreundlichen.

Also die Nähkätter hat mir vom Schildmüller erzählt. Es war ein entsetzlicher Unsinn.

Und ich wagte gar nicht zu lachen. Ich wagte auch nicht zu schelten. In mir war immer ein bohrendes, grübelndes Fragen: Wie und warum wächst denn all dies Unkraut?

Der Schildmüller war ein vom Unterland Zugezogener. Er hatte keine Frau und keine Kinder. Wenigstens wußte man in Andersberg nichts davon. Nur eine Haushälterin brachte er mit, und mit der „hatte er's".

Und auch sonst war dort draußen nicht alles, wie es sein sollte. Die zwei Gäule, die der Müller hatte, waren fast so groß wie Elefanten, und sie zogen einen Wagen voll Mehlsäcke leichter die Schlucht empor als andre Gäule einen Wagen voll Streu.

Und einmal brach einer der Gäule den Fuß auf einer nassen Wiese. Da erschoß der Müller selber den Verunglückten, und er grub ihn neben

Digitized by Google

der Mühle ein, obgleich ihm der Schinder für den Kadaver einen blanken Karlin geboten hatte.

Und kurz und gut — den Müller holte der Teufel. Am Scherbacher Wegzeiger lag er tot, hatte einen Sack auf dem Buckel und das Gesicht im Nacken stehen.

Und dann, als man ihn begrub — im Spätherbst war's, am Sonntag nach der Kirchweih —, da schaute der Schildmüller oben zum Dachladen heraus, als man unten seine Leiche aus dem Haus trug. Und er lachte höhnisch und zeigte die Zähne.

„Aber Kätter," warf ich ein, ganz wirr im Kopf von all dem Unsinn.

„Was Kätter? Nix Kätter," begehrte die Nähterin auf. „Was d' Auge sehet, des glaubt 's Herz! D'r halb Flecke hot de Schildmüller g'sehe. — I net. I be nebe drumme g'stande."

„Bas," rief der Jakob von der Türe her, wo er scheint's gelauscht hatte. „Bas, Ihr hättet ihn au net g'sehe, wenn Ihr net nebe drumme g'stande wäret!"

„Meinst du, Jakob?" fragte ich, denn der Bursche hatte das ausgesprochen, was ich gedacht hatte.

„Jo, des mein i — d' Bas sieht nix e so — die sieht bloß, wenn i bei 's Johanns Bäbele stand!"

„Bist du still, du — — —" schrie die Kätter und warf einen Garnknäuel gegen die Kammertüre, die der Bursche flink und mit Lachen zuzog.

Mit unbewegtem Gesicht erzählte dann die Kätter weiter.

Des Schildmüllers Haushälterin ließ Kapuziner kommen, daß sie den spukenden Schildmüller fassen sollten.

„Kapuziner?" fragte ich, und die sonderbare Abgeschlossenheit der Mühlebewohner wollte mir klar werden, „ja, war denn der Schildmüller katholisch?"

Aber die Kätter verneinte. „Bloß d' Kapuziner könnet so ein fasse — und i glaub net, daß 's katholische Kapuziner g'wä sind."

Wieder mußte ich mir an den Kopf fassen.

Daß der Stengel nicht so ganz „de rechte Glaube" gehabt hatte, das hatten sie alle herausgefunden, die Andersberger, die den Schildmüller gesehen hatten. Aber unter dem Wust, der sich um den zugezogenen toten Mann auftürmte, da versagte ihre Kritik.

Ich schüttelte meine Gedanken ab. „Kätter," sagte ich, und ich weiß nicht, woher ich die Salbung nahm; aber es war mir, als müsse ich als Martins Frau so reden; „Kätter, Euer Aberglaube bringt Gott um seine Ehre und Euch um die Ruhe."

Sie hob abwehrend beide Hände: „O, send Se still, Frau Pfarrer; deszwege glaub i doch älles, was in d'r Bibel stoht! Aber wenn mer 's ganz Johr glaubt, was d'r Pfarrer sächt, no will mer doch au ällbott glaube, was mer mag!"

Ich mußte das Weib ansehen, das schon wieder an dem Kittel nähte, den sie in Händen hielt. Unbewegt sah sie aus, seelenruhig. Wie eine, welche die volle Freiheit hat.

Der Schultheiß von Scherbach, der die Kirche und den „Hirsch" placierte, wie es ihn gut deuchte, und diese Nähterin, die an keinem Dogma zweifelte und daneben vom toten Schildmüller erzählte — sie riefen einen Neid in mir wach. Und so sind fast alle da oben: Fertig, fertig!

„Aber wenn doch die Kapuziner den Schildmüller gefaßt haben, warum kann er dann jetzt noch den Leuten begegnen und zuwinken, daß sie sterben müssen?" fragte ich.

Die Nähkätter war nicht verlegen. „Er ist halt scheint's nauskomme. Mer sott ihn wieder frisch fasse."

„Ja," entgegnete ich, „mein Mann soll ihn fassen, daß es Ruhe gibt."

Sie sah mich an, mißtrauisch und feindselig und ein wenig spöttisch. „Des könnet bloß d' Kapuziner. E rechter Pfarrer will von so Dengs nix. Sie könnet's jo sage em Herr Pfarrer. Aber i weiß guet: er schimpft bloß! Sie schimpfet älle! Der Stengel sogar hot ällbott g'scholte! Aellbott hot 'r au g'lacht und hot älles in e Büechle neig'schriebe. Wenn der no ebbes hot in sei Büechle neischreibe könne! I han's oft zu ihm g'sagt: Die andre Pfarrer leset 'raus aus ihre Büechle, und Sie schreibet nei! No hot er lache müsse."

„Mein Mann lacht da nicht, Kätter!" sagte ich unruhig.

„Noi," entgegnete sie mit Kopfnicken, „noi, i weiß wohl, d'r Herr Pfarrer ist koi sottticher."

*

Also an diesem Schildmüller wird der Amerikaner sterben. Ich habe mich redlich abgemüht, den schwerfällig Hingesunkenen so weit aufzupeitschen, daß er die breiten Schultern noch einmal an den bös verfahrenen Karren seines Lebens stemme; aber vergebens. Der Mann bleibt liegen wie ein alter, steifer Gaul, der nicht mehr will und nicht mehr kann.

Auch mit Martin war ich draußen. Aber es war mir quälend. Er freut sich, wenn der Riese mit seiner Weiberstimme von der ewigen Seligkeit, von der Stadt mit den goldenen Toren und von Christi Blut und Gerechtigkeit redet, als sei ihm alles klipp und klar.

Mir stockte da fast der Atem. Ich hätte Martin schütteln und ihm zurufen mögen: „Wache doch auf, du schläfst ja! Du merkst ja gar nicht, wie heillos das ist, wenn dieser Mann, den ein ödes Hirngespinst hingestreckt hat, mit deinen heiligsten Heiligtümern umspringt, als seien sie das Seitenstück zu der Schildmüllergeschichte."

Digitized by Google

Am toten Schildmüller stirbt dieser Mensch, der tote Heiland soll ihm wieder zum Leben verhelfen. Und der Pfarrer daneben, der sich freut!

Wie groß ist sie doch, die wunderbare, zweigeteilte, aus einem Stamm entsprossene Macht, die wir Glaube und Aberglaube heißen! Da wachsen aus dem gemeinsamen Wurzelstock die mächtigen Aeste und Zweige empor, die so oft in ihren Verästelungen durcheinander kommen. Und bis da dann durch alle Jahrhunderte hindurch wieder Scheidung und Sichtung vollzogen war, hat's Blut und Tränen und gute Kraft genug gekostet. Und immer wieder, immer wieder wächst das Astwerk durcheinander.

Der Amerikaner hat nun auch das heilige Abendmahl verlangt. Martin ist froh wie ein Sieger.

Der Riese sieht auf meines Mannes Zuspruch und Zurechtweisung hin die ganze Verwerflichkeit seines Aberglaubens ein. Er weiß jetzt ganz genau, daß man als Christenmensch solche Schildmüllergeschichten nicht glauben darf. Er weiß auch ganz genau, was er glauben darf und glauben muß. Am Schnürchen kann er es aufsagen, sein Glaubensbekenntnis! Aber sterben — ja sterben wird er halt doch am Schildmüller, der am Scherbacher Wegweiser stand und ihm zugewunken hat. —

Ich darf nichts sagen. Martin würde mich nicht verstehen. Er würde nur wieder den Kopf über mich schütteln, wie er das immer tut.

Und das vertrage ich nicht mehr.

Kein Mensch erträgt, daß man nur ein unwilliges Staunen für ihn hat, wenn er seine ringende Seele aufdeckt und zeigt, wie zerrissen und wund, aber auch wie ungebeugt und wahrhaftig die Kämpfende ist.

„Martha," würde Martin sagen in dem Ton, der mich wie ein Messer trifft: „Martha, bleibt dir's denn ein ewiges Geheimnis, daß Gott den Einfältigen Gnade gibt, und daß die Armen im Geiste die nächsten sind zum Himmelreich?"

Ich müßte aufschreien: „Aber dürsten müssen sie doch, diese Armen, wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser. Den Mund, den gierigen Mund müssen sie auftun für den Quell des Lebens. Aber der Mann da draußen und so viele, viele, die ich weiß, sie lassen doch alles an sich hinunterfließen in den Sand."

Ach, daß mein Großer nicht sieht, wie mich solche Gedanken quälen! Daß wir so ganz auseinander gekommen sind!

Mir ist's, als seien wir wie zwei Schlafende als Mann und Weib ins Andersberger Pfarrhaus eingezogen.

Martin schläft noch. Ich bin aufgewacht an irgendeinem Getöse. Immerzu muß ich mich besinnen, was das für ein Getöse gewesen sein kann.

Wie heiß beneide ich oft meinen Großen! Aber kann denn jemand entflohenen Schlaf zurückzwingen?

„Nur ein Wachender kann tüchtig sein, und wer einem Schlafenden seinen Schlaf neidet, an dem ist etwas nicht gesund," hat einmal der Ferdinand gesagt.

Ja, der Ferdinand hat gut reden.

Ich weiß nicht, warum ich gegenwärtig so oft an meinen toten Vater denken muß. Früher, seit meiner Kindheit bin ich mit banger Scheu um diesen Namen herumgegangen. Jetzt sage ich oft in die stille Nacht, in die einsame Weite hinaus: „Vater!"

Eine tiefe Sehnsucht nach dem Mann, den ich nie gekannt, füllt meine Seele. Wenn mir doch jemand von ihm sprechen wollte. Aber nicht Martin; aber nicht die Tante! Zwei Briefe habe ich von ihm.

Tante hat sie mir gegeben, als ich sie zum erstenmal als Frau besuchte. „Ich gebe sie dir nicht gern, Martha," hat sie dabei gesagt, „es sind keine Blätter, die Freude machen; aber ich halte es für meine Pflicht, dir das einzige, was von jenem Mann noch da ist, auszuhändigen. Lies darin mit mildem Herzen, mit einem Kindesherzen."

Mir haben die Hände gezittert, als ich die Blätter nahm. Erst daheim im Andersberger Pfarrhaus habe ich sie gelesen.

Es sind kurze Briefe, Briefe, die wie Schreie sind aus Qual und Zorn heraus.

Mir haben sie das Herz zerfressen, wie die Not der Liebsten, wenn man nicht helfen kann.

Man hat mir immer gesagt, meine Großmutter sei an dem verlorenen Sohn gestorben.

Am Schluß des zweiten Briefes heißt es denn auch: „Das kann ich nimmermehr verwinden, daß Deine Härte mich die Mutter gekostet hat. Ich war ein ehrlicher und auch ein fleißiger Kerl. Hätte man mich meinen Weg gehen lassen, dann hätte die, die um mich gestorben ist, Freude gehabt an ihrem Buben. O, wenn ich nur meine Mutter wiederhätte!"

*

Die alte Pfarrerin von Harthausen hat mich gefragt, ob mir etwas fehle. Ich sei blaß und schmal geworden. Oder ob es nur die liebe, böse Not der jungen Frauen sei. Ich habe sie nicht gleich verstanden. Und dann habe ich ihr ins Gesicht gelacht.

Oft meine ich, das Agathle merke am besten, wie es um mich und Martin steht. Es ist manchmal, als ob sie vermitteln wollte. Oder scheint mir das nur so? Sie kennt und beachtet die kleinsten Wünsche, die leisesten Angewohnheiten ihres Herrn und weist mich oft auf etwas hin, was ich übersehe oder übersehen will. Und sie trägt mir alles zu, was die Leute Gutes über

Digitized by Google

Martin sagen. Ich will mich dann freuen und bleibe doch immer wieder in eitel Bitterkeit stecken.

Der alte Lörcher, ihr Onkel, der die leichtsinnige Bärbel Hindermann zum Weib gehabt hat, durfte seine großen Kartoffelvorräte im Pfarrkeller einlagern. Er steht hoch in Gnaden bei Martin, weil er nie in der Kirche fehlt. Der Alte begegnet mir dann und wann im Haus.

Er stellte mich kürzlich auf der Kellerstaffel. „Frau Pfarrer," sagte er, „so ist's recht! Gucket Sie no immer selber noch Ihre Aepfel do drunte. Des verstoht der Herr net so. Jedes muß noch sein'm Sach gucke." Er hat mich dabei seltsam angeschaut, und ich wurde das Gefühl nicht los, als ob er etwas an mir zurechtrücken oder mich beruhigen wolle.

„Manches hot scho g'wackelt und ist wieder fest worde," sagte er, ehe er ging.

Auch Martin ist ganz und gar verwandelt.

Früher hat mich's empört, daß er mich als Sorgenkind betrachtete, jetzt wäre ich froh, wenn es nur wieder so wäre. Er weicht mir aus, er hält sich von mir fern, wie man eine Gefahr oder auch etwas Widerwärtiges von sich fernhält. Er schreibt etwas. Irgendein Buch oder eine Abhandlung. Bis tief in die Nacht hinein sitzt er daran. Ja, sein Bett habe ich ihm hinunter unter den gemalten Sternenhimmel in die Nische hinein aufschlagen müssen, weil er mich nicht immer aufwecken will durch sein spätes Kommen. So gehen wir hin wie zwei, zwischen denen Berge liegen.

Fast wäre ich auch noch um Agathle gekommen. Martin meinte, ich solle sie doch darauf aufmerksam machen, daß sie in der Stadt mehr lernen und mehr verdienen könne. Aber da wehrte ich mich. Ich will ihr gern mehr Lohn geben, wenn ich sie nur behalte.

Dem Ferdinand habe ich meines Vaters Briefe vorgelesen. Draußen saßen wir auf der Steinbank am Wasserreservoir, wo die jungen Föhren stehen und die Schmetterlinge über den sandigen Weg gaukeln.

Mit ganz leiser Stimme habe ich gelesen, weil mir's fast den Atem benahm, daß all die längstverstummte Not noch einmal sollte ans Licht treten.

Wir sprachen nichts, als ich längst geendet.

Von den Föhren herüber kam der Geruch des frischen, sonnenwarmen Harzes und die Schmetterlinge flohen und haschten sich rings um uns her.

Das, was ich gelesen, schrumpfte mir auf einmal zusammen. Alles lag so weitab und war so wesenlos.

Um was ging denn der Kampf? Wozu all die Not? Die Sonne schien und die Schmetterlinge tanzten, ob die Menschen sich um Dogmen balgten oder nicht.

Ich atmete tief auf, und ein nie gekannter Frieden kam über mich.

In den tiefblauen, fernen Himmel sah ich hinein, und meine sehnsüchtige Seele schlug sich eine Brücke nach ihrer eignen Weise, nach ihren eignen Gesetzen.

Ich schrak fast zusammen, als der Ferdinand sprach.

„Ja," sagte er wie zu sich selbst, „ja, das ist nun so. Es wäre auch gar zu schön auf der Welt, wenn's nicht so wäre."

Ich antwortete nicht, und er fuhr nach einer Weile fort: „Wundern muß es einen bloß, daß nicht schon längst von Staats wegen angeordnet ist, wie hoch und breit einer wachsen darf und wachsen muß. Wie lang seine Nase, wie breit sein Mund, wie groß seine Hände und Füße werden dürfen. Das gehört doch von Gottes und Rechts wegen auch zur Ordnung, daß diese Dinge endlich einheitlich geregelt werden. Ich pfeife drauf, wenn immer nur halbe Arbeit gemacht wird, wenn nur der innerliche Mensch sein Reglement erhält und der äußerliche diese Segnung entbehren muß. Stümperei, elendigliche!"

Ich legte ihm die Hand auf den Arm, der ganz warm war von der Sonne. „Ferdinand," sagte ich zufrieden, „er ist ja jetzt über alle Not weg."

Der Blinde nickte. „Ja, Gott sei Dank! Zum Sterben wird man ohne Examen zugelassen."

Still und froh ging ich mit Ferdinand durch den kümmerlichen jungen Wald.

Aber was hilft mir das? Die Not kommt immer wieder. —

Ohne von jemand den Auftrag dazu zu haben, ist die Nähkätter jetzt schon zum zweiten Mal in die Stadt gefahren, um die ehemalige Lammwirtin, des Amerikaners treuloses Weib, heraufzuholen.

Vor Wochen schon war sie erfolglos unten; gestern ging sie wieder.

Sie läßt sich's was kosten, denn der Hirschwirt gibt seinen alten Schimmel nicht umsonst zu solchen Touren her. Ich begreife nicht recht, was die Kätter zu ihrem Tun bewegt. Den schwachmütigen Riesen hat sie von jeher mit so offenkundiger Mißachtung behandelt, daß nicht anzunehmen ist, sie wolle ihm einen Gefallen erweisen.

Ich werde sie gelegentlich darum fragen, denn ich glaube immer deutlicher zu erkennen, daß die Nähkätter sich zu mir hingezogen fühlt; da wird sie mir schon ihr Vertrauen schenken.

*

Sie hat richtig die Lammwirtin mitgebracht.

Das Agathle hat es mir erzählt. An den Steinkreuzen draußen seien die zwei Weiber abgestiegen, haben des Hirschwirts Knecht allein ins Dorf fahren lassen und seien hinten herum gegangen ins Gemeindehäuslein.

*

Digitized by Google

Ich war gestern abend draußen bei dem Amerikaner. Gestern mittag hat er das Abendmahl bekommen. Martin hat es mir erzählt, und er sah ganz blaß und verstört aus, als er sagte, daß das Weib sich geweigert habe, daran teilzunehmen. Er ist gegenwärtig ganz und gar aus seinem Gleichmut.

Ein spätes Gewitter stand am Himmel, sonst wäre ich zuerst zum Ferdinand hinausgegangen und hätte den gebeten, mit mir ins Gemeindehäuslein zu gehen. Wo etwas wirr ist und aus den Fugen, da möchte ich immer den Blinden holen, daß er die Sache glätte und einrenke.

Als ich hinauskam, war der Ferdinand schon da. Er saß mit dem Hansjörg auf der Hausstaffel. Der Hund lag vor den beiden und wedelte mit dem Schweif, als er mich kommen sah.

„Ferdinand," sagte ich, „ich glaube, Sie wittern immer, wo man Sie brauchen kann."

„Jo," fiel der Hansjörg ein, „wie d' Wefzge*) de süße Moost."

Der Blinde lachte. „Getroffen," gab er zu, „ich hole weit mehr als ich bringe, das ist mein Geschäftskniff."

„Ganget Se no nei zu dene Weibsleut," meinte der Hansjörg und stand ächzend auf, um mir den Weg freizugeben, „Sie wurd d' Kätter jo neilasse!"

Ich stieg die Stufen empor, gefolgt von dem Hund, der sich schmeichelnd an mein Kleid drängte.

In des Amerikaners niederer, dumpfer Stube waren die beiden Fenster zu, während die Türe offen stand. Das ist der Brauch zu Andersberg, wenn ein Gewitter naht.

Die Nähkätter stand mit barschem Gesicht unten am Bett; die Lammwirtin, ein untersetztes, mittelgroßes Weib in halb städtischer Kleidung, lehnte am Tisch.

„Unser Frau Pfarrer," sagte die Nähkätter kurz nach dem ersten leisen Grüßgott.

„I denk mer's," gab ebenso kurz die Frau am Tisch zurück und rührte sich nicht.

Früher hat mich diese Art der Leute verlegen, hilflos gemacht. Jetzt weiß ich Bescheid.

Ich beugte mich über den Kranken, der teilnahmslos dalag und mich nicht beachtete.

„Was sagt er, daß sein Weib da ist?" fragte ich die Kätter.

„Nix — er schlummert halt so zue," gab sie zurück.

„Kannte er sie?"

„Sell scho. ‚Grüeß Gott, Meile,' hot 'r g'sait, ‚so, kommst au.'"

„Sonst nichts?"

Das Weib am Tisch trat jetzt rasch zu mir her. „O, wisset Se, Frau Pfarrer, 'r ischt seiner Lebtag so e Schlofhaub g'wä. I han's d'r Kätter schon vor drei Woche g'sait: 's hot kein Wert, wenn i mit d'r gang — 'r dreht sich net z'lieb rum."

„Ach was," fiel die alte Nähterin ein, „'r ischt jetzt halt emol so, den macht mer nemme anderscht."

Mir drückte die Nüchternheit der beiden Weiber und die dumpfe Luft der Stube gleichsehr auf die Nerven.

Ich tat das Fenster auf, und ein kurzer Windstoß strich herein.

„Meile, bist du's?" fragte der Mann im Bett.

„Guck," murmelte die Kätter, „guck, daß 'r de will!"

Die Lammwirtin trat näher. „Xaver," rief sie, wie man einem Tauben zuruft, „Xaver, do ben e."

Aber der Kranke reagierte nicht darauf. Mit halbgeschlossenen Augen schlummerte er dahin und rührte sich nicht.

Wir standen schweigend um das Bett. Der nahende Abend und das Wetter, das heraufzog, füllten die Stube mit trüber Dämmerung.

Verstohlen musterte ich das Gesicht der Lammwirtin.

Die Frau blickte mit kühlen, unbewegten Augen auf ihren einstigen Gatten. Ihr geschlossener Mund hatte den herben Andersberger Ausdruck, auf den faltigen Wangen liefen die feinen Aederchen durcheinander und malten ein eigentümliches Rot darauf. Die aufgesteckten Haare waren stark von Grau durchzogen, drei tiefe, wagrechte Falten furchten die Stirne.

In sonderbarer Neugier suchte ich auf diesem Antlitz eine Linie, eine Spur, welche die Sünde, welche das heiße Blut gelassen haben könnte — ich fand nichts. Nur von Mühe und Arbeit stand in dem Gesicht und dann von kühler Nüchternheit.

„I glaub, heut nacht goht's aus mit 'm," sagte die Nähkätter in die Stille hinein.

„Sss—t," wehrte ich unwillkürlich mit einem Blick auf den Mann. Aber die Kätter kehrte sich nicht daran.

„Guck, Meile," sagte sie, „ischt d'r's jetzt net au recht, daß de do bist! I weiß jo wohl: er ischt net g'wä, wie 'r hätt sei solle, d'r Xaver; aber d'r schlechtst ischt 'r doch net g'wä. I be doch selber au e Johr lang mit 'm gange —"

Kein Zug im Gesicht der Sprecherin veränderte sich; um den Mund der Lammwirtin aber zuckte etwas.

Langsam kehrte sie das Gesicht der Kätter zu. „Worom host 'n denn no wieder laufe lau?" fragte sie halblaut, bitter, „gelt, weil 'r kei Ma g'wä ischt, eifach kei Ma. Des ka kei rechts Weibsbild vertrage. I aber — i han 'n han müsse!"

*) Wespen.

Digitized by Google

Die Nähkätter nickte. „Worom hast 'n g'nomme. I hätt dir's könne vorher sage. E gueter Kerle ischt do drum no lang kei Ma —"

Ich stand reglos zwischen den Weibern. Es war etwas da, was mir den Atem benahm, als ginge es mich an.

Fern hörte man den Donner rollen, und der Wind strich stärker durchs Fenster.

Nicht das, was an seinem Lager gesprochen wurde, nur der kühle Lufthauch schien den Sterbenden zu berühren. Er öffnete mühsam die Augen und fragte wieder: „Bist du's, Meile?"

Ich zupfte die Frau am Kleid. „Gehen Sie doch näher, nehmen Sie seine Hand!"

Verständnislos schaute sie mich an. „Er schlooft jo scho wieder."

Der Hansjörg und Ferdinand traten jetzt unter die Türe.

Schwere Tropfen fielen draußen und hatten die zwei von der Hausstaffel vertrieben.

Ich mußte das Fenster schließen, sonst bekamen wir die Flut in die Stube.

Der Hansjörg drückte sich auf die Bank hinter dem Tisch, auf dem eine Bibel lag oder ein Predigtbuch. Ferdinand blieb neben der Türe stehen, und es war mir, als ob der Blinde von seinem Ort aus uns alle betrachten, die ganze Stube überblicken wolle.

Ich sah, wie der Hansjörg gedankenlos das Buch vor sich aufschlug, und wie er es dann, als er des Inhalts gewahr wurde, hastig wieder von sich schob.

Die Nähkätter kehrte sich kurz dem Trinker zu. „Lies no do drin, dir ka's nix schade," sagte sie barsch.

Der Alte schob an seiner Zipfelmütze und gab giftig zurück: „Und an dir ka's nix besser mache. Guck für di!"

„Still," sagte der Blinde leise und bestimmt, „wo einer sterben will, muß 's sein wie in der Kirche."

Eine Zeitlang war das Rauschen des Regens, der jetzt stark eingesetzt hatte, das einzige Geräusch, dann kicherte der Hansjörg vor sich hin: „E nette Kirch! D'r Hansjörg und d' Nähkätter, d'r Amerikaner und d' Lammwirte beienander! Wer wurd no do d'r Pfarrer sei?"

Der Blinde kehrte sich dem Alten zu: „Hansjörg, wenn kein andrer Pfarrer da ist — der Tod hat schon manchem gepredigt."

Rasch ging's jetzt der Dunkelheit zu. Ich konnte, so nah ich stand, die Züge des Mannes auf den Kissen nicht mehr unterscheiden.

Auf einmal hörte ich seine schläfrige Stimme. „Meile, des hättest halt net do solle!"

Ich fühlte, wie die Frau neben mir eine Bewegung machte. Aber sie sagte nichts.

„'s ischt e Lumperei g'wä, Meile," fuhr der Kranke eintönig fort.

„Jo, jo," mischte sich da die Nähkätter ein, „aber jetzt ischt's scho so."

„Halt du dei Maul!" murrte vom Tisch her der Hansjörg.

„'s Hansjörgs Annemeile hätt kein so Streich g'macht," sagte lebhafter und wie von der Stimme des Stubengenossen aufgerüttelt der Kranke.

„Sie ischt au dei Weib net g'wä," stieß jetzt hart die Frau neben mir hervor.

Der auf dem Lager antwortete nicht. Nur der Regen klatschte gegen die Fenster.

Auf einmal stand der Hansjörg hinter dem Tisch polternd auf und ging aus der Stube.

Die Nähkätter holte jetzt die hohe Blechampel vom Bord und stellte sie entzündet auf den Tisch.

Es war ein trüber Schein, der die Stube füllte, und so oft draußen ein Blitz aufzuckte, fraß er das bißchen Helle auf.

Der Amerikaner schien aus seiner Lethargie aufzuwachen, je mehr die Spannung in der schwülen Luft im Wetter sich löste.

„Meile," sagte er, „Meile, han i di net älleweil in Ehre g'halte?"

Das Weib gab keine Antwort und rührte sich nicht.

„Sag doch jo," stieß ungeduldig die Kätter hervor.

Aber der Kranke schien auf keine Antwort zu warten. Er hatte aufs neue die Augen geschlossen und lag ganz ruhig.

Auf einmal würgte das Weib neben mir mühsame, leise Worte hervor, die ich zuerst nicht verstand. Ich mußte aufsehen, und ich sah ein Gesicht, aus dem die kalte Nüchternheit weggewischt war. Die dünnen Lippen zitterten, aus den Augen flammte die Erregung.

„Jetzt könnt mer meine, i sei e liederlichs Mensch g'wä, und i be doch bloß jung g'wä, bloß jung. Wer will denn, wenn er jung ist, so ein nebe sich han, so en Holzklotz, so en Eisklumpe. G'schlofe hot 'r un g'gesse un g'schafft, was mer ehm nag'richt hot. Am Schurz ischt 'r mir g'hängt von der erste Stund an — des hält e Weib net aus, des net."

Ich sah die Tränen über die rotgeäderten Wangen rollen, sah die scheue, hastige Bewegung, mit der das Weib sie wegzuwischen suchte, als schäme sie sich daran.

Da gab die Kätter von der Seite her der Erregten einen derben Stoß. Dann sah sie im Kreise herum mit ihren raschblickenden, scharfen Augen. An meinem Gesicht blieb ihr Blick drohend hängen. Sie hob die dürre Hand und sagte laut: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!"

Ich weiß nicht, warum mich dieser Blick und dieses Wort so sonderbar durchschauerten. Mehr aber noch griff mir's ans Herz, als der Kranke

Digitized by Google

schläfrig hinzufügte: „Grad 's gleich hot d'r Herr Pfarrer heut morge au g'sait beim Nachtmohl."

Auf einmal stand der Blinde hinter mir, und er sah ganz froh aus im Gesicht. „Wie geht's dann weiter, Frau Martha?" flüsterte er, „sie schlichen alle davon und ließen ihn allein und das Weib im Mittel stehend — wie wär's, wenn auch wir gingen, da für uns nichts zu tun bleibt?"

Ich atmete auf. Ja, mir blieb hier nichts zu tun. Mehr und Besseres als des Menschensohnes mildes Wort kann kein Dritter einwerfen, wenn Mann und Weib durch Schuld und Sünde auseinander gekommen sind.

Die Nähkätter trat mit uns hinaus vor das Häuslein. Auch sie, die Derbe, schien zu fühlen, daß sie zuviel war dort drinnen.

Sie sah den Hansjörg an der nassen Hauswand lehnen und dem Wetter nachblicken, das schwarz und schwer gegen Scherbach hin gezogen war.

„Gelt," sagte sie finster, „di hot vorich 's G'wisse plogt."

Der Alte, der sonst so schnell mit böser Antwort bereit ist, ging schweigend und scheu um die Ecke.

„I bleib heut Nacht do," sagte die Kätter, „z' lang treibe tuet er's jo nemme, der Xaver, und uf d' Lammwirte ka mer sich net verlau, wenn se jetzt au heult."

Ich verstand nicht recht, was sie meinte und fragte: „Wieso denn?"

Die Nähkätter wischte sich mit dem Schürzenzipfel Stirn und Nase ab. „Ha no," sagte sie, „sie macht's ihm halt gar z' wüest, wenn se drein nei kommt. Sie sächt halt älleweil, d'r Xaver sei dran schuldig, daß se en d' Liederlichkeit neikomme sei. Und so e G'schwätz ist nix für ein, wo sterbe will. Wenn i des g'wißt hätt, hätt i se drunte g'lau; aber i han wölle em Xaver en G'falle to, weil i doch e Johr lang mit ihm g'gange be."

Schweren Schrittes ging sie die Staffel empor und wir wandten uns heimwärts.

Der grasige, ausgefahrene Weg, den wir gingen, war so naß, daß jeder unsrer Schritte ein gluckfendes Geräusch hervorrief. In dem Graben zur Seite, der sonst immer leer ist, rauschte das Wasser wie ein kleiner Bach. Ueber den Wäldern links drüben standen klare Sterne, und rechts schoben sich die schweren Massen des verziehenden Wetters dahin. Die spitzen Giebel der Häuser ragten schwarz ins Helldunkel, da und dort brach ein Lichtschein aus einem unverwahrten oder schlechtverwahrten Fenster.

Der Ferdinand hatte, wie er öfters tat, den gebogenen Griff seines Stockes in das Halsband des Hundes eingehängt und schritt so neben dem ruhig trottenden Tier sicher wie ein Sehender dahin.

„Ferdinand," sagte ich aus den Gedanken, die in mir wogten, heraus, „können Sie verstehen, wie dieses Weib auch noch in solcher Stunde so bitter sein kann?"

Der Blinde gab nicht sogleich Antwort, dann entgegnete er: „Gewiß kann ich das verstehen. Sie ist aus der Bahn gekommen durch ihres Mannes Art und kann das nicht verzeihen."

„Verzeihen, verzeihen?" rief ich, „an dem Mann ist doch gesündigt worden, er ist doch der Betrogene."

Ferdinand blieb plötzlich stehen, und die Dogge wandte den großen Kopf, so daß ich ihre Augen phosphoreszierend durchs Dunkel leuchten sah.

„Was ist schwerer zu schleppen: Leid oder Sünde?" fragte er fast barsch, „was ist also schwerer zu verzeihen: wenn man Kummer oder wenn man Schuld über einen gebracht hat?"

Wir gingen unsern Weg durch die frühe Nacht weiter und sprachen nicht mehr.

*

Nun ist die weite Höhe tief verschneit. Erst Ende Oktober und schon diese Schneemassen! Unter der weißen Decke hervor mußten die Andersberger ihre letzten Kartoffeln und Rüben holen.

Die Nähkätter, das wetterkundigste Weib da oben, sagt, das habe sie schon in jener Nacht, da der Amerikaner starb, so kommen sehen. Späte Gewitter bedeuten einen frühen und schneereichen Winter.

Ich muß oft an jene Gewitternacht denken. Die Lammwirtin, die aus Scheu vor den Dorfleuten schon vor der Beerdigung wieder heimlich fortgegangen ist, tut mir leid seit jener Nacht. Und der schläfrige Riese, der sein „Meile" suchte und nicht mehr finden konnte, tut mir auch leid.

Wie bös ist's doch, wenn zwei Menschen sich so wundreiben aneinander.

Mit Martin habe ich lange nicht von den zweien gesprochen. Scheu umging ich es, weil es mir weh tut, wenn er stets mit dem Ekel des Reinen vor dem Unreinen von solchen Dingen und Verhältnissen redet.

Und ich darf dann nicht mildern und glätten „Mild urteilen in diesen Dingen heißt schon halb lax sein," hat Martin früher einmal gesagt, und die Tante gab ihm recht, damals wie immer.

Aber einmal sind wir dann doch darauf gekommen, und das war bös.

Zwischen Tag und Dunkel war's.

Martin saß auf dem Sofa hinter dem Tisch und hatte sein Buch zurückgeschoben. Ich mußte die Arbeit sinken lassen, weil ich nicht mehr sehen konnte.

Ich hätte mich gern neben ihn gesetzt. Es verlangt mich oft, meinen müden Kopf an seine Schulter zu lehnen. Aber Martin mag das nicht.

Ich weiß nicht, wie wir ins Reden kamen. Meistens sitzen wir und reden gar nichts.

Digitized by Google

Feierabend

Nach einem Gemälde von Rudolf Dammeier

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Ich glaube, Martin hat von Helmut Stengel angefangen, daß der aus dem Kirchendienst weg und Bibliothekar sei. Ich wagte nicht, etwas darüber zu sagen, weil ich weiß, daß das gefährlicher Boden ist für eine, deren Herz und Zunge wilde Durchgänger sind.

Aengstlich und gespannt saß ich und wartete auf den Kommentar, den Martin zu der Nachricht geben würde. Aber er sagte nichts weiter; nicht einmal, ob der Stengel freiwillig gegangen oder entlassen worden sei.

Dann redeten wir vom Ferdinand, und da hielt ich nicht zurück. Es wäre mir wie ein Verrat erschienen, wenn ich nicht warm geworden wäre beim Klange seines Namens.

Martin saß unbeweglich mit auf dem Tisch gefalteten Händen. Er war es jetzt, der kein Wort einwarf, kein einziges.

„Jetzt, wenn der lange Winter wieder kommt und die einförmigen Tage, Martin, dann könntest du doch auch bisweilen mit mir hinauswandern in des Ferdinand Häuslein."

Er gab lange keine Antwort, dann sagte er leise: „Was ist dir denn nur dieser blinde Mann?"

Da brach's heiß aus mir hervor: „Er lehrt mich doch das Leben tragen, Martin, und einen Sinn finden in allem. Er sieht ja viel besser mit seinen blinden Augen als wir andern. Er sieht immer, wo eine Not frißt und wo ein Jammer quält. Es ist ihm gar nichts fremd, und gar nichts verdammt er. Man braucht ihm auch gar nichts zu sagen, er weiß immer alles."

Ich schwieg und schluckte und suchte nach besseren Worten, da fragte Martin mit einer Stimme, die mir ganz fremd vorkam: „Ja, brauchst denn auch du einen solchen Mann?"

Da war mir's schrecklich, daß Martin zu erschrecken schien, weil ich, die eigne Frau, ihm aus der Schule weggelaufen war. Ich hätte es gutmachen mögen und konnte doch nicht lügen, nicht widerrufen.

„Martin," sagte ich und schluckte an Tränen, deren ich mich schämte, „ich habe dich ja so oft etwas fragen wollen, da graute mir vor deiner Antwort. Du bist so fest. Du stellst immer gleich ein Ultimatum. Du läßt nie mit dir reden, mit dir handeln. Der Blinde weiß immer ein Uebereinkommen. Ach, du weißt nicht, wie mir oft ist. Ich bin meines Vaters Kind. Etwas in mir will nicht mehr, tut nicht mehr mit. Ihr seid mir zu fromm, zu himmelnah. Mich hält die Erde. Ich will leben. Du verstehst das nicht. Du hast mein Blut nicht. Der Ferdinand versteht's. Er sieht in alles hinein, bis in die innerste Tiefe und lächelt dazu. Er sagt nie, daß ich ihm Kummer mache, daß ich ein Sorgenkind sei. Nicht einmal die Lammwirtin hat er verdammt, Martin, die Ehebrecherin; er sagt — er sagt — —"

Ich konnte nicht weiterreden vor brausender Erregung, Herz und Kehle krampften sich zusammen.

„Was sagt er?" drängte da Martin mit heiserer Stimme, und er beugte sich vor über den Tisch.

Ach, ich wollte nicht reden. Es ging mir ja durch den Kopf, daß ich damit doch zu viel und Falsches sagen würde, daß Martin es in dieser Stunde und in diesem Zusammenhang als eine bittere und ungerechte Anklage gegen sich aufnehmen müßte. Aber dann stieß ich es doch hervor: „Er sagt, das Weib sei nur an ihres Mannes Art gescheitert. Er sei schuld, daß sie aus der Bahn gekommen. Und in die Sünde hineingetrieben worden zu sein, das sei viel schwerer zu tragen, viel schwerer zu verzeihen als zugefügtes Herzeleid."

Hätte ich sie ungesprochen machen können, meine Worte! So hatte ich's ja nicht gewollt, so nicht! Es paßte ja auch nicht auf meinen Fall.

Martin aber schob den Tisch von sich, daß die Tassen klirrten.

„Ja," stieß er hervor, und ich kannte seine Stimme nicht mehr, „ja, du! so ist's, so ist's! Zum Fluch werden wir einander, du und ich, du und ich. Das geht nicht mehr mit uns, das geht nicht mehr so —"

Ich sah sein Gesicht nicht. Ich sah nur, daß er die Hand vor die Augen gepreßt hielt, und hörte, daß es wie ein Stöhnen aus seiner Brust kam.

Mich packte helle Verzweiflung. „Martin," schrie ich auf, „sag das nicht, sag doch das nicht."

Ich wollte die Arme um seinen Hals legen, da sprang er auf und stieß mich von sich. „Rühr mich nicht an, rühr mich nicht an! Es ist aus, es ist zu spät." Dann wankte er aus dem Zimmer, und ich hörte die Türe seiner Stube schmetternd ins Schloß fallen.

Lange saß ich wie zerschlagen, wie gelähmt. Was hatte ich getan, was verbrochen, daß er mich wegstieß wie etwas Giftiges? Ich fühlte, wie mein Herz, mein Inneres nach und nach ganz starr und hart wurde. Also zu Ende, alles zu Ende zwischen uns zweien! Laut lachte ich auf. War denn schon einmal ein Anfang gewesen?

In meine Schlafstube schlich ich wie eine Diebin im eignen Haus. Das Agathle stand im Flur oben, ein flackerndes Licht in der hochgehaltenen Hand.

Weiß, verzerrt kam mir ihr Gesicht vor, und ihre Augen blickten scheu, wie in heißer Angst.

Sie trat mir entgegen, als hätte sie auf mich gewartet.

„I gang, Frau Pfarrer, i gang."

Ich verstand sie nicht. Ich weiß nicht, wie jene Nacht hinging.

*

Digitized by Google

Fast scheu, als ginge ich auf unrechten Pfaden, schleiche ich mich jetzt oft durch den Schnee hinaus in das Häuschen des Ferdinand.

Martin sagt nie etwas dagegen, wie er ja auch früher nichts gesagt hat, und doch ist mir nicht ganz frei ums Herz bei meinen Gängen.

Ach, mir ist überhaupt nicht mehr frei ums Herz! Seit das Agathle aus dem Haus ist, schon gar nicht mehr.

Sie war mir ja keine Magd; sie war mir wie Arznei. Ihre unverrückbare Ruhe, Klarheit und Sicherheit wirkten auf mich, wie die kühle Hand auf einer heißen Stirne. Aber man darf doch eine Tochter nicht halten, wenn der Vater sie braucht.

Der Hansjörg gesteht das zwar absolut nicht zu. Er schimpft und ist wütend auf das Agathle, weil sie aus der guten Stelle weggegangen sei, und er will haben, daß sie wieder eintrete und Geld verdiene, statt ihm und dem faulen Andresle hauszuhalten und um kümmerlichen Lohn zu spinnen und zu taglöhnern.

Aber das Agathle schüttelte den Kopf, als ich es ihr vorhielt.

„Frau Pfarrer," sagte sie, „i weiß, was i z' tu' han! Sie dürfet mer's glaube, daß 's kei Uebermut von mir ischt. Wenn d'r Vatter au' schempft. Der weiß oft selber net, was ihm und ander' Leut' guet tuet. Mei Mueter tät sage: Agathle, gang dei's Weg's nach dei'm G'wisse. Ebbes G'scheiters ka' kei' Mensch to' — —"

Wie sie so redete und dabei starr an mir vorbeisah und die Hände sinken ließ, da sah ich wohl, daß es ihr bitterer Ernst war und daß sie nicht anders konnte.

Jetzt dringe ich natürlich nicht mehr in sie. Ich mache mir nur oft Vorwürfe, daß ich sie überhaupt weggenommen hatte von dem gesunkenen Mann.

Ich wandere oft hinaus zu den dreien.

Jetzt im Winter hat das faule Andresle keine Dorfkinder zu hüten. Und der Hansjörg findet nicht viel Taglöhnersarbeit. Sie führen ein armseliges Leben miteinander, und das Agathle sieht schlecht aus.

Sie ist unsern besseren Haushalt, bessere Kost gewöhnt. Aber sie sagt, es sei doch das Richtige so.

Ihre Nachfolgerin besorgt schlecht und recht ihre Arbeit. Aber sie ist kein Agathle. Sie ist derb und ohne Takt und hat eine überlaute Stimme, so daß ich Martin schon zusammenschrecken sah, wenn sie anfängt zu reden.

Martin ist überhaupt überreizt. Ich glaube, er ist oder wird krank. Er gesteht es nicht zu. Aber ich bringe den Gedanken nicht los, seit er dazumal so schrecklich erregt war. Vielleicht setzt ihm der strenge Winter zu. Ich höre ihn oft husten und sehe, wie er fröstelnd den Ofen sucht.

Ein ungesundes Haus, das Andersberger Pfarrhaus! Es ist kein Plätzchen zu finden, an dem man warm wird. Richtig von innen heraus warm, oder warm bis ins Innere hinein. Immer ist dieses Frösteln zwischen den sonnenlosen Mauern.

Gut, daß wir wenigstens Holz in Hülle und Fülle haben. Martin hat sogar davon ins Gemeindehäuslein führen lassen. Das hat mich um so mehr gefreut, als er selbst nicht hinausgeht. Er mag den alten Trinker nicht leiden, und das Andresle ist nicht mehr als ein harmloses Tier.

Keinen der weiten Wege auf die Filiale hinaus, oft durch Sturm und Schneegestöber, schenkt sich Martin. Ich darf ihm da nichts dreinreden, sonst rückt er an der Brille, wie er das in der Erregung tut, und sagt: „Quäl' mich nicht, Martha!" Da war ich so froh, daß er es für das allein Würdige hielt, daß die Täuflinge aus den kirchenlosen Filialorten ins Gotteshaus zu uns gebracht würden.

Jetzt ist kurz vor Weihnachten etwas passiert, was ihn bewog, auch diesen Brauch fallen zu lassen.

Der Bauer vom Hof auf der andern Höhe hat sein Jüngstes zur Taufe gebracht und die ganze Sippe war da. Der Hirschwirt hatte einen guten Tag.

Erst am späten Abend, als der Mond auf den Schnee schien und die Sterne vor Kälte glitzerten, fuhren die Leute weg.

Ich hörte die Schlitten am Pfarrhaus vorüberklingeln und sorgte mich um das Kindlein.

Aber die Hirschwirtin, ein Weib, das Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, hatte schon vor mir dieselbe Sorge gehabt.

Sie steckte den Täufling ins warme Bett, und ließ die Betrunkenen ohne das Kind durch die eisige Nacht heimfahren.

Unterwegs aber haben die Leute den Täufling vermißt. Sie hatten es gar nicht bemerkt, oder wußten es wenigstens nicht mehr, daß die Hirschwirtin ihn zurückbehalten hatte. Vom Schrecken nüchtern gemacht, kamen sie mit Lärm und Geschrei zurückgefahren und suchten das Kind auf der Straße.

Martin ging selbst, zu sehen, was es gebe.

Fassungslos kam er heim. Er war ganz außer sich vor Schreck, Schmerz und Beschämung, daß in seiner Gemeinde so etwas möglich gewesen war.

„Martha," sagte er, und er stand vor mir wie ein ganz zusammengebrochener Mann, „Martha, es ist kein Segen mehr auf meinem Wirken, es ist umsonst." Ich kann nicht sagen, wie mich das erbarmte! Früher, als er noch nicht kränklich war, der Martin, ist er so sicher gewesen, so eisenfest, so voll Zuversicht.

Und jetzt so! —

Digitized by Google

Ich wollte seine Hände nehmen und ihm etwas Gutes sagen, irgend etwas aus meinem Erbarmen heraus.

Aber er schüttelte den Kopf und ging davon, um sich in sein Zimmer einzuschließen.

Seitdem tauft er in den Häusern und muß noch mehr als früher hinaus.

Auf Weihnachten hatte sich die Tante angemeldet.

Es war prächtige Schlittenbahn, und die weiße Höhe unter dem blauen Himmel, an dem die stille, ferne Sonne ihren niederen Bogen zog, war von wunderbarem Reiz.

Ich dachte, Martin, der sich mit der Tante seit jeher so vortrefflich gestanden hatte, werde sich freuen, ihr diese schweigende Winterherrlichkeit zeigen zu können.

Aber als ich ihm den Brief in seine Stube trug, war es, als erschrecke er.

„Schreib' ab, Martha," sagte er hastig; „Tante soll im Frühjahr kommen. Im Winter ist's nichts für sie da oben."

Da habe ich denn abgeschrieben.

*

Ich schreibe jetzt seltener an meinem Buch als früher. Es fehlt mir an Zeit, weil das Madele lange nicht so flink und gut arbeitet wie das Agathle, und es fehlt mir auch an Mut und Lust. Vielleicht ist's klüger, die flüchtigen Tage recht tief und recht schnell hinuntersinken zu lassen und ihrer nie mehr zu gedenken, statt sie wie an Stricken festzuhalten im geschriebenen Wort.

Aber dann denke ich auch wieder: viel gewonnen ist doch nicht! Es ist ja so vieles, was sich ins Herz einritzt und dort fester steht als auf dem Papier. Da mag dann wohl das übrige der Vollständigkeit halber auch noch aufgezeichnet werden.

So mache ich denn weiter, wie und wann ich kann.

Ferdinand hat sich Bücher kommen lassen, daraus lese ich ihm vor. In dem kleinen sonnigen Haus ist es so traulich, so wohnlich. Dort ist alles, was bei uns im Pfarrhaus fehlt.

Wieder und wieder habe ich Martin gebeten, dann und wann mit mir hinauszukommen. Er will nicht. Jedesmal findet er einen andern Vorwand, um es abzulehnen.

Und doch habe ich Martin nie das wiedererzählt, was der Blinde „Ketzerisches" gesprochen hat. Ich wußte ja, daß das so zwecklos wäre, daß Martin nie etwas andres heraushören würde, als eben die Ketzerei.

Bei unserm Lesen könnten wir jetzt Martin auch nicht brauchen. Er würde keine halbe Stunde zuhören. Er hat, wie alle, aus deren Kreis ich herauskam, gar so schnell das Wort von dem gedruckten Gift auf der Zunge. Es ist immer das Gleiche. Immer das Distanzhalten. Nie mit hellen Augen und im köstlichen Gefühl seiner zwei Fäuste mitten hinein! Für Kämpfer wollen sie gelten, die feigen und zahmen Leute, die sich scheuen, einen schmutzigen Rocksaum, einen blutigen Finger zu holen dort, wo der Kampf wogt.

Ich lache jetzt über diese Taktik des klugen Ausweichens. Vorwärts will ich, und ich will keine Wunden scheuen. Zurück kann ich nicht mehr, so muß ich denn hindurch. —

Einmal bat ich den Blinden: „Ferdinand, Sie müssen fertig sein innerlich; sonst wären Sie nicht so fröhlich und so gelassen. Sagen Sie mir, wie Sie fertig wurden und wie es jetzt ist!"

Er schüttelte den Kopf und sagte lange nichts. Dann legte er die Hände übereinander und antwortete: „Wie fang ich's nur an, um Ihnen klarzumachen, daß es verkehrt ist, so zu fragen! — Was suchen Sie eigentlich, liebe Frau? Suchen Sie fertige Ware, die Sie sich einfach aneignen und in Gebrauch nehmen können? Wenn es das ist, dann holen Sie das Alte wieder hervor! Für Leute, denen Fertiges paßt, gibt's nichts Besseres. Anders aber, wenn das Fertige Ihnen nicht auf den Leib paßt. Wenn es drückt und beengt und zerschleißen will, sobald Sie die Arme rühren. Dann bleibt nichts übrig, als aus den tausend Fäden, die uns das Leben reicht, mühsam und unermüdlich ein Kittelchen zu weben, das uns warm und trocken hält. Bequem ist das nicht. Wohlfeil auch nicht. Die, denen fertige Ware paßt, sind in jeder Hinsicht besser dran. Aber was ist zu machen? Da man den Leib nicht nach dem Kittel formen kann, muß man eben den Kittel nach dem Leib weben.

Verstehen Sie jetzt, warum es zwecklos wäre, wenn ich Ihnen allenfalls meinen Kittel zeigen wollte? Und ein Musterkittel ist meiner schon gar nicht! Immer wieder reißen mir die Fäden, brechen die Maschen. Ich habe genug zu tun, daß ich immer flicke. Nur der Zettel ist gut bei mir, der Einschlag taugt nicht viel."

„Welches ist dieser Zettel —?"

Er lächelte. Sein kluges, stilles Gesicht hob sich empor. „Ein Wort ist's, das wie ein Rätsel klingt, und das doch aller Rätsel Lösung birgt. Ein Kleinod, das die Menschen all die Jahrhunderte in den Sand hineintrampelten, um darüber hinwegzustürmen nach leeren Muscheln und bunten Kieselsteinen."

„Sagen Sie mir's," bat ich.

Er sprach leise. „Christus hat es gehört und gesagt und keinen Augenblick mehr vergessen, das Wort. Aber jetzt tut man, als stamme es vom schwärzesten Teufel. Wie ein Blitzlicht zeigt es uns durch die Erdennacht hindurch unsern Ursprung und unser Ziel."

Digitized by Google

Er neigte sich weiter zu mir her. „Ist euch nicht gesagt: Ihr seid Götter?"

Es fröstelte mich. Ein großer Schrecken durchfuhr mich. Es stand vor mir, das riesengroße Wort, wie mit flammenden Lettern geschrieben. Ein Stammbaum mit lodernden Aesten auf schwarzem Grund.

Es war still zwischen uns, und ich deckte die Hand vor die Augen.

„Ja," sagte danach der Blinde mit starker Stimme, „das ist ein ander Ding als das Liedlein vom Ausleben, und ein ander Ding als die Litanei vom Jammertal und vom Sündenlümmel, und vom zukünftigen Hallelujasingen im himmlischen Jerusalem. Das ist ein Wort, das uns an den Haaren nimmt und aufrüttelt, daß wir wache und lebendige Leute werden. Das ist ein Adel, der noch ganz anders verpflichtet als das blaueste Fürstenblut."

Ich wollte etwas einwerfen, etwas entgegnen; aber da ging die Türe von der Küche her auf, und der Hansjörg erschien auf der Schwelle.

„D' Hanne ischt net do, Herr Ferdinand, und des Reisich im Holzstall wär g'macht; was soll i jetzt no schaffe?"

Ferdinand wandte ihm das Gesicht zu. „Ruhet halt auch einmal aus, Hansjörg! Warum solltet Ihr nicht ein Stündchen feiern dürfen!"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nix do! Beim Tag schaff i — i laß mir do nix nochsage. Naliege und d' Füß nausstrecke, des ka i no nebe mei'm Annemeile draußе."

Ehe der Blinde entgegnete, fuhr Hansjörg mit kicherndem kurzem Lachen fort: „Naliege und d' Füß nausstrecke, jo, des will i e mol. Aber vom Halleluja singe und vo äll dem Dengs will i nix wisse. Des ist net für Leut, wo siebezig Johr lang z' Andersberg uf de Aecker rumg'stolpert sind. Des ischt für d' Faullenzer. I will mei Ruh han e mol, nix als mei Ruh!"

Er wandte sich um: „I gang jetzt und guck mir noch ere Aerbet. Sie wisset jo scheint's keine für mi, Herr Ferdinand. Und wenn i d' Frau Pfarrer wär', no tät i net so oft do rauslaufe, oder tät i so rauslaufe, daß mi d'r Müller, d'r Schulmeister, net sehe tät. Dem sei Maul ist net 's best." —

Ich saß und starrte auf die Tür, durch die Hansjörg gegangen war, und war wie vor den Kopf geschlagen.

Da weckte mich des Blinden fröhliches Lachen.

„Schutzengel, der Hansjörg! Frau Pfarrer, Sie haben mehr aus dem Menschen gemacht, als mir mit allem Bemühen gelungen ist. Freuen Sie sich doch! Der Müller — na ja! der ist auch ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

(Schluß folgt)

Karfreitag

Von

Adelheid Stier

Ich lieb' den Tag, den tränenfeuchten,
In seinem blauen Frühlingsflor,
Da alle Dornenkränze leuchten
Aus jeder Leidensnacht hervor.

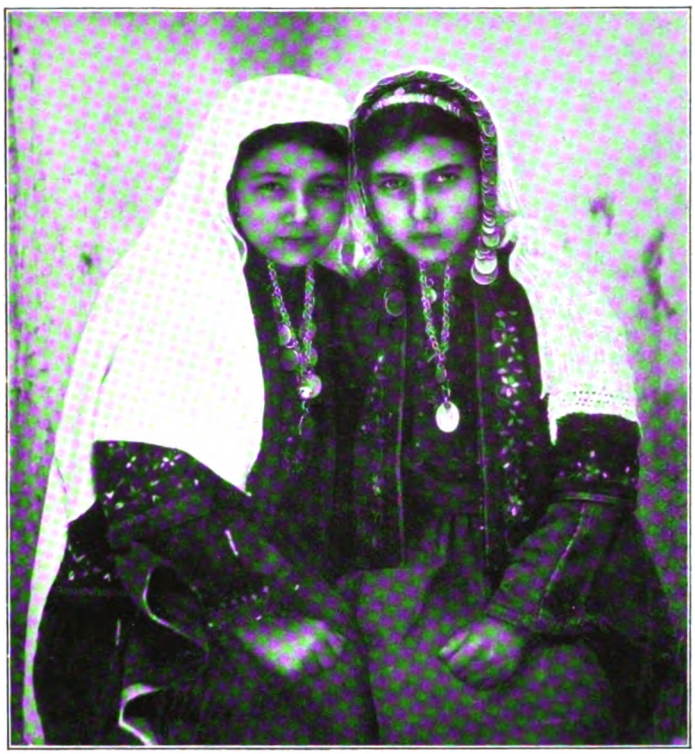
Den Tag, da alle Quellen rinnen
Mit leisem Klagen durch die Au, —
Da ich in tiefster Seele drinnen
Das Kreuzbild des Erlösers schau.

Den Tag, der unsern sünd'gen Herzen
Ein heilig Gnadenrecht gewährt,
Den stillen Tag, der alle Schmerzen,
Die uns das Leben bringt, verklärt;

Da alle Erdenwünsche schweigen
Und im Entsagen still verglühn,
Da uns an starren Dornenzweigen
Die Rosen des Erbarmens blühn.

Den Tag, der alles Glück hienieden
Entthront für eine kurze Frist
Und zeigt, wie reich an Himmelsfrieden,
Wie königlich das Leiden ist.

Digitized by Google



Mädchen aus Bethlehem

Im Heiligen Lande

Von

Max Peregrinus

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gesegnet von dem Ewigen ist sein Land
Mit köstlicher Gabe des Himmels von oben
Und der Flut, die unten lagert,
Mit köstlichem Ertrage der Sonne
Und mit köstlichem Erzeugnis der Monde,
Mit dem Besten der uralten Berge,
Mit köstlicher Gabe der ewigen Hügel
Und mit köstlicher Gabe der Erde und ihrer Fülle.
Segen Moses.

Gleich merkwürdig durch seinen Boden und seine Schicksale, bietet uns Palästina, solange wir es kennen, die seltsamsten Gegensätze dar, ein Land des Segens und des Fluches, im Anbau ergiebig, so daß das Leben sich in ihm stets von selbst zu erneuern scheint, und anderseits wieder von allem verlassen, was das Leben zu seiner notdürftigsten Befriedigung erfordert. Und wie das Land ist seine Geschichte. Berufen, der Wohnplatz eines Volkes zu sein, das sich in seiner Kultur zu den höchsten Zielen hätte ausleben sollen, hat es in seinem Innern sich fast nur selbstmörderische Zwiste abspielen sehen, so daß es ein wahrer Spielball des Geschickes wurde und bis in die neueste Zeit hinein die Keime selbst für weltbewegende Konflikte in sich getragen hat. Der Vorrang des „Heiligen Landes" und des „auserwählten Volkes" ist durch schreckliche Ereignisse vernichtet worden, aber den Schauplatz jener Ereignisse haben die Völker treu im Gedächtnis bewahrt und ihn immer von neuem aufgesucht. „Die Juden," so sagt einer der berufensten Kenner jenes Landes, „klagen um das längst zerstörte Jerusalem, die christlichen Völker suchen die Stätten, wo einst Jesu Füße gestanden haben, durch Wallfahrten, Gebete und fromme Stiftungen zu ehren, und selbst die Moslemin würdigen die alte Geschichte des Landes durch den Satz, daß Syrien die Heimat des Propheten sei."

Unter allen Stätten des Landes lenkt natürlich die alte Hauptstadt Jerusalem in erster Linie unsre Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist eine Bergstadt im vollen Sinne des Wortes, mitten im Herzen einer gebirgigen Landschaft gelegen, die von der großen Ebene Esdrelon bis zur südlichen Grenze des Landes reicht. Felsige Kalkgebirge umgeben sie von allen Seiten; rauhe und beschwerliche Bergpfade allein bringen uns in ihre Nähe. So hat die Natur selbst die Mauern gebaut, die den festen Ort beschützen sollten, und es hat der Psalmist recht, wenn er dieser eigentümlichen Lage der Stadt mit den Worten gedenkt: „Wie die Berge rings um Jerusalem, so ist der Herr rings um sein Volk her." Wie das alte, so steht auch das heutige Jerusalem am südlichen Ende einer sanftabfallenden

Digitized by Google

Hochfläche, die nicht mehr als vierhundert und einige Hektare groß ist und von den beiden bekannten Tälern des Baches Kidron und Hinnom begrenzt wird. Eine dritte Schlucht, das Tyropöon oder das Tal der Käsehändler, beginnt am oberen Ende der Hochfläche zwischen den beiden Tälern Kidron und Hinnom und läuft in südlicher Richtung fort, bis sie bei Siloa mit dem Kidrontal zusammentrifft. Diese Schlucht scheidet das Plateau, auf welchem die Stadt steht, in zwei Höhen, die indes in ihrer Bildung nur das miteinander gemein haben, daß sie in jähem Absturz nach Süden enden. Auf der östlichen und kleinen dieser Höhen, dem Berge Moria, haben einst der Tempel des Salomo, der des Serubabel, der des Herodes und der Palast Davids gestanden; auf der um 36,5 Meter höher liegenden westlichen Höhe hat einst die „obere Stadt" des Josephus gelegen; auch erhoben sich hier der stattliche Palast des Herodes und die drei großen Türme Hippikus, Phasarel und Mariamne.

Juden, im Talmud lesend

Unmittelbar hinter dem Kidrontal, das heißt östlich von Jerusalem, zieht sich der Oelberg hin, eine langgestreckte Höhe, deren anmutig geschnittenes Profil sich ziemlich scharf vom Horizont abhebt. Sanft erhebt sie sich zu mehreren runden Gipfeln, von denen man eine prächtige Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung genießt. Auf einer dieser Kuppen, die dem Moriaberge gerade gegenüberliegt, ihn aber nicht unbeträchtlich überragt, liegt die den Moslemin gehörige Himmelfahrtskapelle. Ein andrer nördlicher Gipfel trägt eine kleine Ruine, und es sollen hier die „Männer von Galiläa" gestanden und „gen Himmel 'gesehen" haben. Ein von Norden her unternommener Ritt über den Kamm des Oelbergs bis zur Himmelfahrtskapelle wird als besonders lohnend geschildert; Anregung und Genuß bieten sich hier in reicher Fülle, denn nach dieser Seite hin kann sich das Auge an stets wechselnden Ausblicken auf den tiefen Einschnitt des Jordantales und des Toten Meeres erfreuen, während ihm auf jener jeder Schritt vorwärts immer deutlicher einen Fleck Erde oder ein Gebäude zeigt, dessen Name Erinnerungen weckt, die uns seit unsern Kindertagen nicht mehr verlassen haben.

Jüdischer Rabbiner aus Jerusalem

Die Aussicht vom Oelberg muß geradezu zu den entzückendsten gerechnet werden, die sich überhaupt dem Weltenwandrer darstellen. Von Norden her winkt uns die mit einem Minarett gekrönte Anhöhe von Nebi Schamwil entgegen, die vielleicht das Mizpa der Heiligen Schrift ist. Im Osten sieht man nur graue, kahle Hügel, die, zerrissen, zerschnitten, zerklüftet von tausend Abgründen, steil in das Jordantal und zu jenem geheimnisvollen Salzsee abfallen, den wir das Tote Meer nennen, und der die tiefste Einsenkung ausfüllt, die sich auf Erden findet (sein Spiegel liegt 394 Meter unter dem des Mittelmeeres). Man rühmt hier der Luft eine ganz besondere Klarheit nach, und sie ist manchmal in der Tat von einer derartigen Durchsichtigkeit, daß man beinahe glauben könnte, es wäre möglich, mit den Händen nach dem stillen

Digitized by Google

Gewässer zu langen, obwohl es meilenweit entfernt ist und der Spiegel des Sees nicht weniger als 1189 Meter unter dem Gipfel des Berges liegt, auf dem wir stehen. Jenseit des Jordantales und des Toten Meeres erhebt sich ein langgedehnter Gebirgszug, der hin und wieder von wilden Schluchten unterbrochen wird, durch die sich die Gewässer des Arnon und andrer Flüsse ihren Weg suchen und in die Tiefe stürzen. Er erstreckt sich vom Gebirge Gilead im Norden bis zu den Bergen von Moab im Süden. Wenn der Abend naht, wenn die Sonne tief steht und die weißen Höhen im Vordergrunde der Landschaft ihren belebenden Schimmer verloren haben, wird die Färbung der entfernteren Berge unaussprechlich schön.

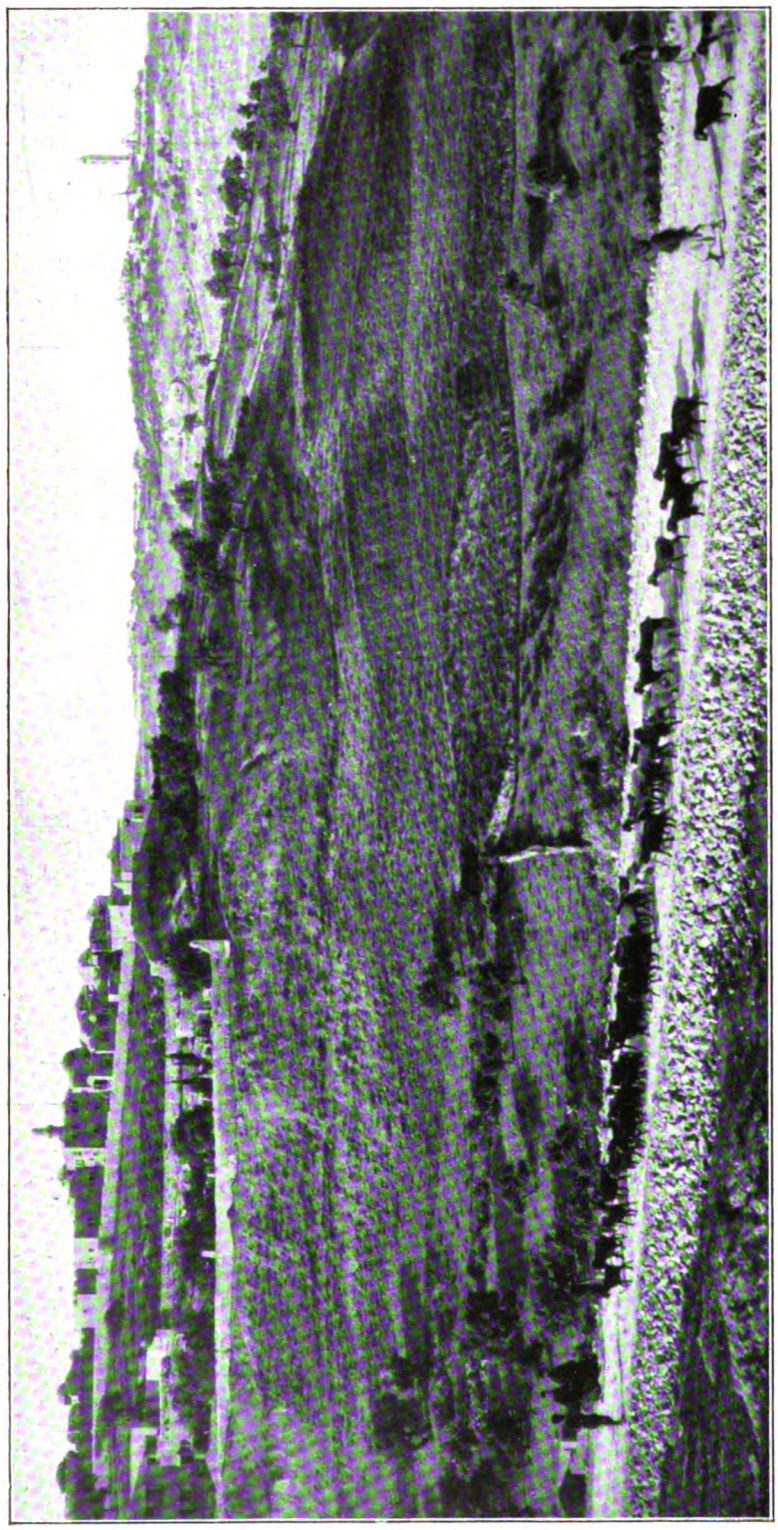
Blick auf Nazareth vom Wege nach Kana aus

Die Aussicht nach Westen, die man, wie schon Ebers in seinem berühmten Palästinawerke sagt, in der Frühe des Morgens genießen sollte, umfaßt die ganze Stadt Jerusalem. Jeder Hügel, jedes Tal, ja jedes hervorragende Gebäude ist deutlich erkennbar, und es fällt nicht schwer, von hier aus ein klares Bild von der Stellung aller Teile des Ortes zu gewinnen. Wer von dieser sehr günstigen Stelle auf dem Oelberg niederwärts schaut, der wird sich zunächst durch das zerfallene, trümmerhafte Aussehen überrascht fühlen, das Jerusalem in allen seinen Teilen darbietet, und ungern auf die großen Schuttmassen blicken, die sich in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung angehäuft haben. Die vormals tiefe Schlucht Tyropöon, welche die Mitte der Stadt durchschneidet, ist heute nur noch eine flache Bodensenkung; der wilde Abgrund, in dessen Boden der Teich Bethesda eingesenkt war, ist nun bis über den Rand zugeschüttet; im Bette des Bachs Kidron lagert Trümmerwerk in hohen Haufen; die Felsenabhänge, die Joab einst erklomm, sind durch Schutt und Geröll in Hügelwände verwandelt, auf denen Korn und Gemüse gedeiht, und die Via dolorosa liegt gegenwärtig 12 bis 15 Meter höher als die alte Straße. Die ausgedehnten Friedhöfe, die Jerusalem fast von allen Seiten umgeben, rufen in dem Beschauer einen äußerst trüben Eindruck wach. Dieser wird noch erhöht durch das tiefe Schweigen, das während des größten Teiles des Tages über der Stadt brütet, und die nüchtern graue Farbe der mit Kuppeln bedachten Häuser. Welch ein Unterschied zwischen heute und dem Tage, da der Psalmist der Stadt liebevoll zusingen konnte: „Du liebliche Höhe, du Freude des ganzen Landes!“

Das Vorwerk Gethsemane (Oelkelter) am Fuße des Oelbergs hat sich wenigstens der Stätte nach bis heute erhalten. Der Ort selbst ist bei der Belagerung durch Titus (70 n. Chr.) vollständig vernichtet worden. Die Oertlichkeit, die einst den Namen Gethsemane trug, befindet sich gegenwärtig im Besitze der Franziskaner und wird von ihnen als Gartenanlage unterhalten; sie enthält eine Anzahl zum Teil riesiger alter Oelbäume.

Die Hauptsehenswürdigkeiten Jerusalems, die sogenannten Heiligtümer, liegen sämtlich im Innern der Stadt und sind in der Via dolorosa, dem „Schmerzenweg“, das heißt der einen Kilometer langen, vom Stephanstore zur Kirche des Heiligen

Digitized by Google



Der Berg Zion und der Oelberg

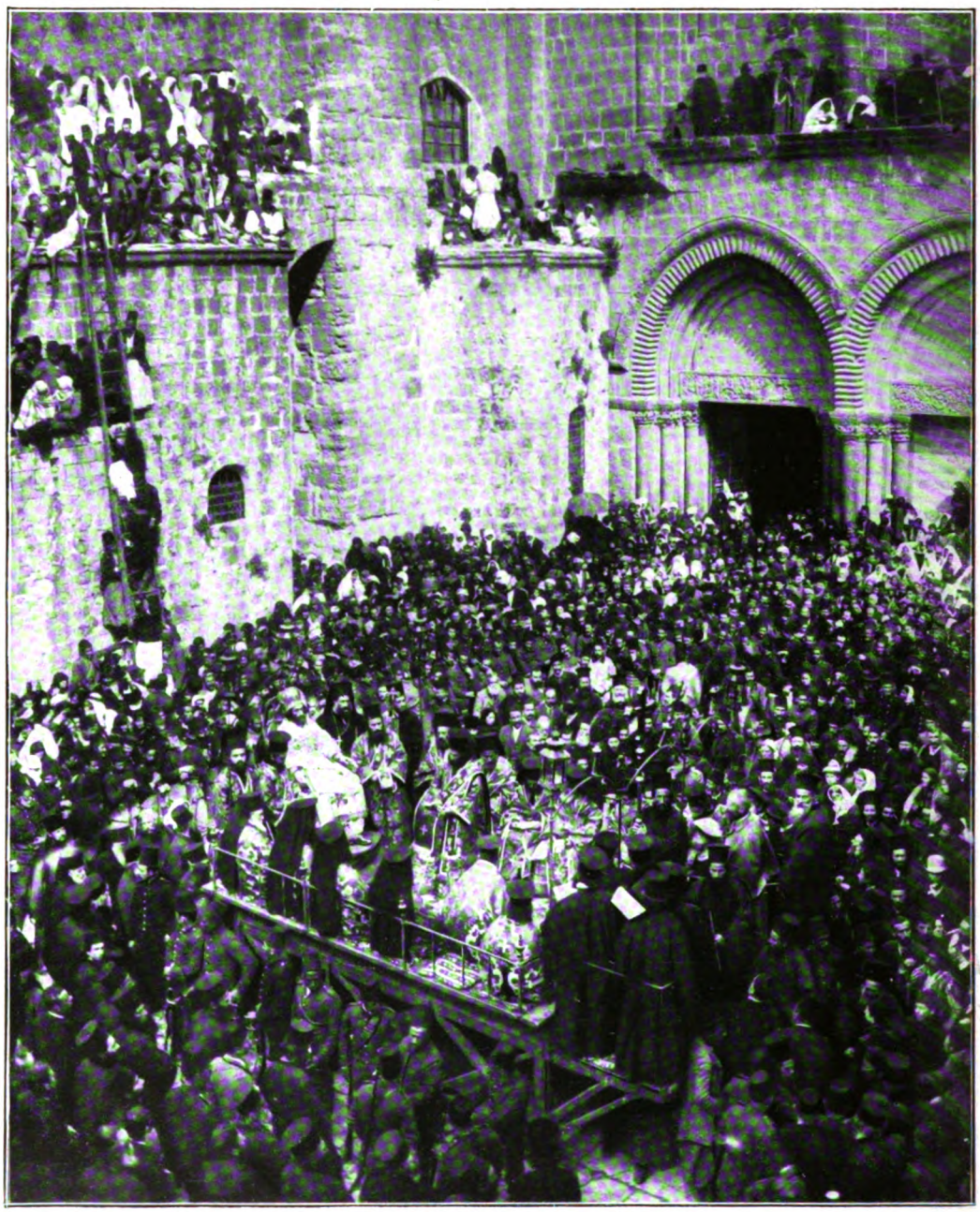
Grabes führenden Straße vereinigt. Man teilt den Weg nach den Hauptpunkten der Leidensgeschichte Jesu in 14 Stationen ein, von denen jedoch die letzten drei sich in der Heiligen Grabes-Kirche selbst befinden. Die letztere ist natürlich das Hauptsächlichste und Wesentlichste der Heiligtümer. Die Fassade der Kirche nimmt die ganze Nordseite des Hofes ein, durch den man allein zu ihr gelangen kann. Sie hat zwei Tore, von denen eines offen steht, während das andre durch eine Mauer der Kalvarienbergskapelle versperrt wird. Ueber jedem von ihnen befindet sich ein Fenster. Die ganze Fassade stammt aus dem zwölften Jahrhundert und ist von den Kreuzfahrern, als sie die alten Kirchen erneuerten, hergestellt worden. In der nordöstlichen Ecke des Hofes steht eine Kapelle der Heiligen, die als ägyptische Maria verehrt wird. Ueber dieser befindet sich die Schmerzenskapelle, die sich an den Kalvarienberg anlehnt und den Lateinern gehört. In der nordwestlichen Ecke des Hofs erhebt sich der Kampanile oder Glockenturm, ein Werk von großer Schönheit, das einst frei stand, jetzt aber mit der Kirche verbunden ist und aus ihrer Fassade hervorspringt. Wenn wir die Kirche selbst betreten, so empfängt uns unmittelbar das südliche Seitenschiff der Kreuzfahrerkirche, das heute den Eindruck einer Vorhalle macht. Wenn das Gotteshaus offen steht, so sieht der Eintretende stets zu seiner Linken einige Mitglieder der moslimischen Familien, denen die Schlüssel der Tore anvertraut sind. Schreitet man weiter, so erblickt man vor sich den „Salbungsstein“, der die Stelle bezeichnet, auf die man nach der Kreuzabnahme den Leichnam des Herrn gelegt haben soll, um ihn vor dem Begräbnis einzubalsamieren. Nach einigen Schritten gelangen wir in die Rotunde, deren Durchmesser 20,42 Meter beträgt und deren westliche

Digitized by Google

Das Grab des Lazarus in Bethanien

Der Garten Gethsemane

Digitized by Google



Zeremonie der Fußwaschung vor dem Heiligen Grab in Jerusalem

Digitized by Google

Hälfte ein gewölbter Gang mit drei jetzt mit Mauern eingeschlossenen und in Kammern verwandelten Altarnischen umgibt. In der Mitte dieses hohen Raumes steht die Kapelle des Heiligen Grabes, ein wenig geschmackvolles, in rötlichem Kalkstein ausgeführtes und in Rokokoformen gehaltenes Bauwerk. Sein Inneres zerfällt in zwei Teile, kleine Kapellen, von denen die eine die Engelskapelle heißt, während die andre das Grab Christi enthält. Vor dem Eingang der ersten hat man riesige Wachskerzen aufgepflanzt, die nur bei ganz besonders feierlichen Anlässen angezündet werden und neben denen sich die Pilger ihrer Schuhe entledigen, ehe sie es wagen, den Fuß auf den heiligen Boden in ihrem Innern zu setzen. In der Mitte der Kapelle selbst steht auf einem Piedestal und in Marmor gefaßt ein Teil des Steines, von dem es heißt, er sei derselbe, mit dem einst das Grab Christi geschlossen gewesen. An dem westlichen Ende des Vorgemachs befindet sich als die in das Grab selbst führende Pforte eine niedrige Oeffnung. Die Grabkammer ist ganz und gar mit Marmor bekleidet, und von ihrer Decke hängen 43 Lampen hernieder, von denen 13 den Lateinern, 13 den Griechen, 13 den Armeniern und 4 den Kopten gehören. Diese Lampen werden unaufhörlich in Brand erhalten. Das Grab selbst ist eine 0,61 Meter hohe, 1,93 Meter lange Bank, die 0,91 Meter breit und mit einer Marmorplatte, durch deren Mitte ein Riß läuft, bedeckt ist. Eine kleine, den Kopten gehörige Kapelle ist unmittelbar hinter dem Heiligen Grabe errichtet. Ihrem westlichen Eingange gegenüber führt eine Tür aus der Rotunde gegen Abend in die Kapelle der Syrer. Hat man diese durchschritten, so gelangt man in die Kammer, welche die Gräber des Joseph und Nikodemus enthält, die zu der als Kokim (tiefe, horizontale Nischen) bekannten Gattung gehören. Durch die Arkaden des nördlichen Teiles der Rotunde gelangt man in eine den Lateinern gehörige dunkle Kapelle, auf deren Fußboden ein Marmorring die Stelle bezeichnet, wo Jesus der Maria Magdalena als Gärtner erschienen sein soll, und nördlich daran anstoßend befindet sich die angeblich an der Stelle, wo er sich seiner Mutter zeigte, errichtete Kapelle. Weitere Heiligtümer schließen sich an, doch in überwiegender Anzahl nur solche, die als zweiten und dritten Ranges gelten.

Zu den Stätten, die der fromme Waller nach Jerusalem zunächst aufzusuchen pflegt, gehört natürlich Bethlehem. Die kleine Stadt, die sich ihren Namen (Haus des Brotes) unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten hat, liegt 8 Kilometer südlich von Jerusalem im Stammgebiete Juda. Die Altstadt zieht sich mit ihrer Hauptstraße heute noch wie wahrscheinlich schon im Altertum über zwei Hügel hin, die durch einen schmalen Sattel miteinander verbunden sind. Nach Westen hin hat sich Bethlehem in den letzten Jahrzehnten durch manchen Neubau nicht unbeträchtlich erweitert, und die Geschicklichkeit seiner Bewohner zeigt sich nicht am wenigsten in der sauberen und praktischen Art, in der sie ihre Wohnungen herzurichten verstehen. Interessant ist das Bild, das sich uns von einem der flachen Dächer der Häuser darstellt. Wohin man auch schauen mag, überall begegnet man biblischen Erinnerungen. Die große Gebäudegruppe im Osten, deren Aeußeres keinen bestimmten Baustil zu erkennen gibt, ist die berühmte Kirche der Geburt Christi nebst den sie umgebenden Klöstern der Griechen, Armenier und Lateiner.

Das Hauptheiligtum Bethlehems ist natürlich die Geburtskapelle unter der Marienkirche. Letztere soll nämlich über der „Höhle“ erbaut worden sein, in welcher der Heiland das Licht der Welt erblickte. Die heutige Geburtskapelle ist freilich keine Höhle mehr, denn sie besteht, wie das unwiderleglich dargetan worden ist, nicht aus Felsen, sondern aus Mauerwerk. Da, wo heute die Marienkirche emporragt, ist jedenfalls schon 330 auf Befehl Kaiser Konstantins eine schöne Basilika aufgeführt worden. Mag diese auch mehrfach umgebaut worden sein, so sind ihre Grundlinien doch in allen späteren Formen zu erkennen, welche die Marienkirche überhaupt angenommen hat.

Eine dritte Stadt, die im Leben Jesu eine hervorragende Rolle spielt, ist das in Galiläa im Stammgebiete Sebulon an einem Bergabhange gelegene Nazareth. Es ruht still und friedlich in der Mitte eines Hügelkranzes. Aus der Tiefe des länglichen Talbeckens, in das zahllose kleine Rinnen einmünden, erheben sich, Reihe über Reihe, natürlich nicht ohne die obligate orientalische Unregelmäßigkeit, die sauberen weißen Häuser des Ortes bis zur halben Höhe des steil ansteigenden Berges. Ohne den Vorteil einer beherrschenden Lage wie Bethlehem und andre zahlreiche Orte, ohne den Reichtum lebendigen Wassers wie Sichem trägt Nazareth die Züge der Abgeschlossenheit und Verborgenheit. Aber diese sind frei von der Zugabe des Schroffen und Rauhen, wie sie so charakteristisch für so manche andre Ortslagen in Palästina sind. Sanftere Formen als die südlichen Berge zeigen hier die Stufen des Berglandes von Galiläa, die zur großen Ebene hinabführen. Freundlich und lieblich lagern sich die Höhen um das Tal, und doch fehlt ihrem Aeußern, ihren Linien und ihren Farben nicht der Ernst, der sich auch unwillkürlich im Herzen des Wandrers mit dem freudigen Gruße verbindet, den er von der letzten Höhe dem geheiligten Städtchen entgegensendet. Die Abhänge sind nach Süden und nach Osten gut bebaut, Kornfelder wechseln mit Weingärten und Feigenbäumen, vereinzelte Dattelpalmen tragen nicht wenig dazu bei, der Landschaft ein anheimelndes Gepräge zu geben. Aber die umliegenden Gipfel sind öde und felsig, namentlich im Winter weiß und kahl, von weichem Kalkstein. Was ihnen trotzdem etwas Anziehendes verleiht, ist nicht das Großartige, sondern das Natürlich-Stimmungsvolle des Landschaftsbildes, in dem sie einen wesentlichen Bestandteil ausmachen.

Im Alten Testament nie genannt, galt Nazareth den Juden als ruhmlos, ja verächtlich; es hat sich niemals zu einer ummauerten Stadt erhoben und war bis vor kurzem nur ein Dorf, das seine Berühmtheit lediglich der Rolle verdankt, die es im Leben Jesu spielt.

Digitized by Google

Rätsel des Vogelfluges

Von

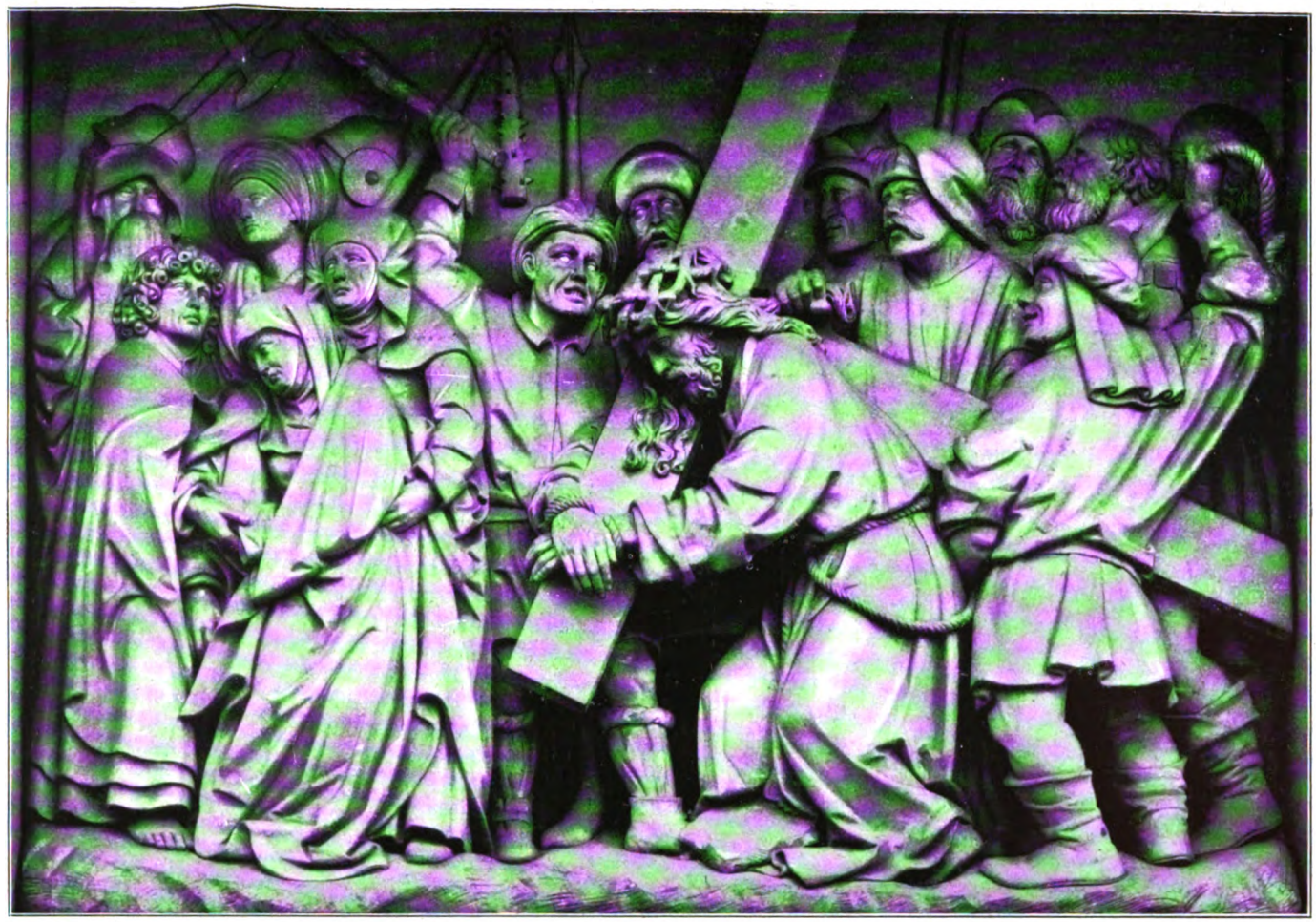
Theo Seelmann

In drängender Eile sind die gefiederten Geschwader aus dem Süden zurückgekehrt oder noch auf dem Wege nach den heimatlichen Stätten der gemäßigten und nördlichen Breiten begriffen. Nicht Meere, nicht Gebirge sind ihnen ein Hindernis auf ihrer Bahn, vorwärts, immer vorwärts ist ihr Flug gerichtet. Was treibt sie zum Aufbruch? was führt und leitet sie? Wie vermögen sie in jenen gewaltigen, luftverdünnten Höhen zu ziehen, welche die Existenz lebender Wesen fast ausschließen? Woher nehmen die schlechten Flieger und die Zwerge unter ihnen die Kraft, um unermeßliche Strecken beinahe ruhelos zu durcheilen? Was befähigt sie zu der unfaßbaren Schnelligkeit, mit der sie die Lüfte durchstürmen? Alle diese Fragen werfen sich immer von neuem auf, wenn die großen Völkerwanderungen der beschwingten Scharen vor sich gehen, und sie werden immer von neuem zum Antrieb, die Rätsel zu ergründen und zu lösen, die sich trotz aller Forschungen und Fortschritte in der wissenschaftlichen Erkenntnis bis heute noch mit dem Vogelflug verbinden.

Als Antrieb zur Frühlingswanderung, dem Zug von Süden nach Norden, gilt überwiegend das Erwachen des Dranges zur Erfüllung des Brutgeschäftes. Diese Erklärung ist auf den ersten Blick äußerst überzeugend. Aber bei einer eingehenderen Prüfung der Beobachtungstatsachen des Wanderzuges erhebt sich dagegen sogleich ein gewichtiger Einwand. Es ist klar, daß sich der Bruttrieb nur in ausgewachsenen, fortpflanzungsfähigen Vogelindividuen als Anstoß zum Aufbruch in die Heimat geltend machen kann, dagegen in unentwickelten Vögeln, die dem Brutgeschäft noch nicht obliegen, unwirksam bleiben muß. Nun aber schreiten durchaus nicht alle Vogelarten nach Vollendung des ersten Lebensjahres zum Brüten, vielmehr tun dies viele erst nach zwei, drei Jahren und noch später. Gleichwohl bricht auch dieser junge Nachwuchs zur festgesetzten Zeit nach Norden auf. Aber, kann man entgegnen, wenn nicht in diesen jungen, so erwacht der Bruttrieb doch wenigstens in den alten Vögeln, und wird dann nicht die Macht der Nachahmung die Jungen dem Beispiel der Alten folgen lassen? Dieser Einwurf würde erwägungswert sein, wenn die Jungen durchweg zugleich mit den Alten aufbrächen. Das ist aber keineswegs der Fall. Wie im Herbst vielfach die Jungen den Alten vorausziehen, so treten im Frühling die Jungen bei einer langen Reihe von Arten erst mehrere Wochen nach dem Weggang der Alten die Rückkehr an. Die Macht der Nachahmung ist deshalb hier auszuschalten. Bei den Jungen ist demnach der Bruttrieb sowohl unmittelbar als auch mittelbar sicher unbeteiligt, und somit dürfte er wahrscheinlich auch bei den Alten kaum den Urgrund für den Heimzug abgeben, und das um so weniger, als ja die Vögel auch im Herbst gleich stark vom Wandereifer ergriffen werden, wo der Bruttrieb bei keinerlei Altersstufen mitspricht. Ebenso können weder Nahrungsmangel noch Temperaturniedergang die eigentlichen Grundmomente der Wanderungen sein. Im Herbst sind sie zweifellos Hilfsursachen, aber schon nicht in dem Grade, wie man gemeinhin annimmt. Denn wie schon bemerkt, bleiben im Herbst die alten Vögel noch wochenlang in den gemäßigten und nördlichen Heimstätten zurück, nachdem die jungen Generationen südwärts abgezogen sind. Beispielsweise brechen die jungen Staare schon von Mitte Juni an nach dem Süden auf, während die Eltern noch zwei Monate in den angestammten Sitzen verharren. Wo aber für die Alten der Tisch noch reich genug gedeckt ist, dürften auch die Jungen doch ausreichende Nahrung finden. Gegen die Temperaturherabsetzung ist die Mehrzahl der Vögel bei weitem nicht so empfindlich, wie man in der Regel glaubt. Wir sehen es an den Nachzüglern, die aus dem einen oder andern Grunde ihren Aufbruch verzögern, und noch mehr an denjenigen Individuen, die ein Standquartier bei uns aufschlagen, daß die Vögel recht erhebliche Temperaturerniedrigungen schadlos ertragen. Für den Frühlingszug endlich können Nahrungsmangel und Temperaturabnahme als die einzig bewegenden Kräfte noch viel weniger gelten. Drückender Nahrungsmangel wird in den südlichen Ueberwinterungsgebieten niemals eintreten. Außerdem zeigt aber auch das schon erwähnte längere Zurückbleiben der Jungen gegenüber den Alten, daß es nicht die Nahrungsverkürzung sein kann, welche die Vögel von dannen treibt. Ein Temperaturwechsel kommt bei dem Frühlingsaufbruch als fortscheuchendes Moment überhaupt nicht in Betracht.

Auf gleich schwankendem Boden stehen die Erklärungsversuche, die sich auf eine Anlernung der

Digitized by Google



Die Kreuztragung Christi

Nach einem Bildwerk von Adam Kraft

Aus dem „Hausbuch deutscher Kunst", herausgegeben von Eduard Engels (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Digitized by Google

Jungen durch die Alten, die daraus hervorgehende Gewohnheit oder auf die Vererbung einer unbewußten Erfahrung gründen. Die Heranziehung einer Anlernung wird durch die schon angeführte Tatsache hinfällig, daß die alten Vögel keineswegs gewöhnlich die Anführer der Wanderscharen bilden, sondern alte und junge Vögel bei der großen Mehrzahl der Arten den Weg gesondert und zu verschiedenen Zeiten zurücklegen. Die Vererbung einer unbewußten Erfahrung ist ebenfalls unmöglich. Für die Gegenwart, und dasselbe gilt für eine nach Jahrtausenden zählende Vergangenheit, besitzen und besaßen die Zugvögel durchaus keine Erfahrung über das Herannahen des Winters und die ihnen damit drohenden Gefahren. Denn lange bevor der Winter hereinbricht, wenden sie sich nach dem Süden, und bei ihrer Heimkehr herrscht bereits wieder der Frühling. Sie kennen demnach stets nur ein milderes Klima auch in den gemäßigten und nördlichen Breiten und vermögen daher auch nicht eine Erfahrung über die Witterungsunbilden und die Bedrängnisse des Winters als dunkles Ahnen auf ihre Nachkommenschaft zu übertragen. Ganz und gar aber läßt diese Vererbungshypothese im Stich für die Frühlingswanderung. Denn hier kann von einer Bedrohung durch klimatische Aenderungen bei dem Temperaturverlauf des Südens und einer unbewußten Vererbung gesammelter übler Erfahrungen völlig nicht die Rede sein. Außerdem wäre es aber nicht zu verstehen, warum dieser Ahnungsanstoß bei Alten und Jungen nicht zu derselben Zeit, sondern bei den einen früher und bei den andern später auftaucht.

Zweifelsohne hat man die treibenden Kräfte der Vogelwanderungen zu sehr in der Einwirkung äußerer Faktoren gesucht. Wahrscheinlich dürfte die Hauptursache in dem Organismus des Vogels selbst liegen. In den Lebensprozessen des tierischen Körpers nimmt die Periodizität, die regelmäßige Wiederkehr bestimmter Neubildungen und innerer Stoffumsetzungen einen breiten Raum ein. Es sei hier nur an das alljährliche Abwerfen der Geweihe der Hirsche und ihren Wiedererſatz, an die Weißfärbung der hochnordischen und alpinen Tiere und an die Riechstoffanhäufungen in gewissen Drüsen des Bibers, der Bisamratte und andrer Tiere erinnert. Einer solchen Periodizität unterliegen auch die Vögel. Die Männchen schmücken sich im Frühjahr mit buntschillerndem Gefieder, mit Halskrausen, Schöpfen, Prunkschwänzen, mit Kämmen, Kehlsäcken und Hauthörnern, und ihr Stimmorgan erhält Tonfülle und Klangstärke. Nicht so auffällig tritt die Periodizität im Beginn der kühleren Jahreszeit hervor. Aber trotzdem waltet sie auch hier, wie die Herbstmauser anzeigt. Es steigt demnach im Frühjahr und Herbst im Körper der Vögel die Lebenswelle zu einer ungewöhnlichen Höhe empor und es vollzieht sich eine Stoffrevolution und Kraftaufspeicherung, die nach der einen Richtung hin schon ihren Ausdruck in den Wandlungen der Hautbedeckung finden. Aber hiermit wird der Kraftvorrat bei weitem noch nicht aufgebraucht. In dem Organismus der Vögel ist der Flugapparat derjenige Teil, auf dem ihre ganze Existenz beruht. Und wie immer im tierischen Körper der jeweilig wichtigste Organkomplex die umfassendste Versorgung erfährt, so verdichtet sich der Kraftüberschuß im Frühling und Herbst in den Flugapparat des Vogelkörpers. Die emporschwellende Lebenskraft regt rein reflexartig die Flugtätigkeit an, sie erweckt zur Herbeiführung des Ausgleichs und der Verwertung im Vogel den unbezwingbaren Flugtrieb, dessen automatische Umsetzung die Wanderungen werden, genau so, wie das Kind in der ersten Lebenszeit, sobald es die entsprechende Entwicklungsstufe erreicht hat, die unteren Gliedmaßen ohne alle Erfahrung und Ueberlegung völlig unwillkürlich zu Gehübungen und zur Fortbewegung zu verwenden anfängt. Unter diesem Gesichtspunkt wird es auch verständlich, warum im Herbst die Jungen den Alten vorauseilen, während im Frühjahr die letzteren eher aufbrechen. Den Sommer hindurch bis zum Flüggewerden sind die Jungen frei von aller Last und Mühe, welche die Nahrungsbeschaffung mit sich bringt, und die ganze Jugendzeit überhaupt ist eine Periode anstrengungsloser Muße. Infolgedessen häuft sich in dem jugendlichen Körper der Kraftvorrat, der die Wanderung auslöst, viel schneller an als in den Leibern der Alten, die durch das Brutgeschäft und die Fürsorge für die Nachkommenschaft angegriffen und erschöpft wurden. Die Alten bedürfen daher im Herbst erst einer gewissen Erholungszeit, damit die Lebenswelle bis zu jener Höhe aufflutet, welche die Kraftleistung des Fernzuges ermöglicht. Im Frühjahr jedoch haben sich die Verhältnisse verschoben. Die Jungen sind jetzt durchaus selbständig, aber ihr Körper besitzt gleichwohl noch nicht die Reife und Vollkraft, wie sie den Alten eigen sind. Demnach wird jetzt in diesen die periodische Lebensflut viel eher und rascher emporrauschen und sie zum Aufbruch antreiben, während bei den Jungen noch eine bestimmte Zeitspanne verstreichen muß, bis das Kräftemaß jenen Hochdruck erzeugt, der sie unwiderstehlich zur Rückwanderung fortreißt.

Aber die bewegende Ursache besagt noch nichts über die Faktoren, welche die Richtung und Bahn des Wanderfluges vorschreiben. Die bestechende Palménsche Hypothese, wonach die Flußläufe, Meeresküsten und alte Landbrücken die Zugstraßen abgeben, hat sich als irrtümlich herausgestellt. Die Mehrzahl der Vögel wandert in Höhen, die weit über das menschliche Sehvermögen hinausreichen. Denn das, was wir vom Vogelzug bemerken, sind nur die Wanderungen niederer Flieger oder jene kurzen Episoden, wo die tieferen Luftschichten ausnahmsweise für die Vorwärtsbewegung günstigere Bedingungen darbieten als die hohen Luftregionen. Wegen der Höhe der Flugbahn dürfte daher selbst dem scharfen Vogelauge die Gestaltung der Erdoberfläche, wenn überhaupt, nur in äußerst verschwommenen Umrissen wahrnehmbar werden. Ueberdies zieht der Haupttrupp vorwiegend nachts, und zwar mit Bevorzugung der finsteren Nächte, und zu diesen Nachtwanderern gehören vielfach Vögel, die für gewöhnlich Tagesvögel sind, wie Feldlerchen, Rotkehlchen, Goldhähnchen, Braunellen, Drosseln und Staare. Nach den Beobachtungen Gätkes auf Helgoland kann es als durchaus gesichert gelten, daß die Wanderung der Finkenhabichte in einer Höhe von 10000 Fuß verläuft, daß die Brachvögel bisweilen bis gegen 15000 Fuß emporsteigen und

Digitized by Google

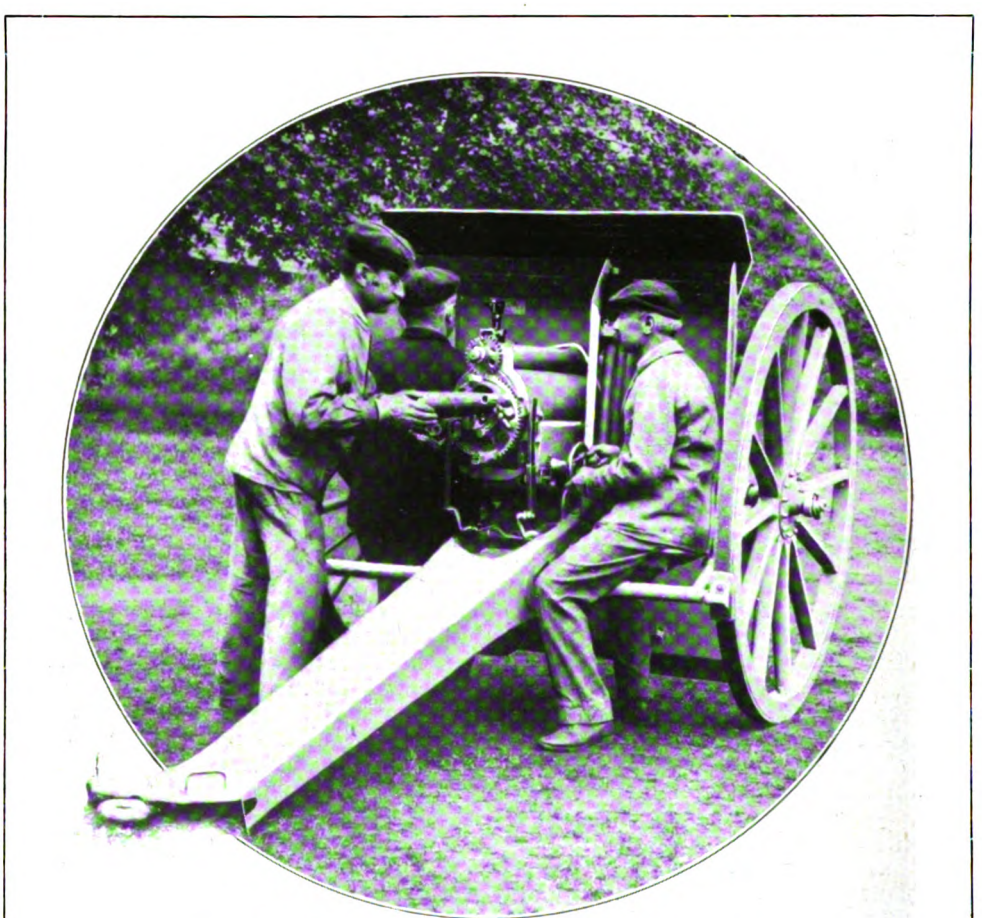
die Kraniche bis auf 20 000 Fuß hinaufgehen. In kaum geringeren Höhen vollzieht sich der Zug der kleinen Singvögel, denn selbst in großen Schwärmen entschwinden sie dem menschlichen Blick völlig. Auf der Erdoberfläche dürften demnach den Vögeln für die Bestimmung ihrer Flugrichtung schwerlich ausnutzbare Anhaltspunkte von Belang zukommen. Aber was wird ihnen dann zum Wegweiser und Führer? Es steht fest, daß die meteorologischen Vorgänge zuerst in den höchsten Luftregionen einsetzen und von da aus allmählich in die tieferen Luftschichten herabschreiten. Mögen es nun die Lichtschwingungen des Sonnenkörpers, die wechselnde Wärmeverteilung, ihr Wachsen und Schwinden je nach der geographischen Lage der Ländergebiete und dem Eintritt der Jahreszeiten, die periodische Wiederkehr bestimmter Windrichtungen und Luftdruckverhältnisse sein, eines oder mehrere dieser Momente dürften die allgemeine Direktive für die jeweilige Richtung des Wanderfluges abgeben. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß den Vögeln ein feines Empfindungsvermögen und ein weitreichendes Vorgefühl für den Gang der Witterungserscheinungen eigen ist. Allein schon der Umstand, daß gefangene Vögel in den Nächten, die sich durch die Massenhaftigkeit des Zuges auszeichnen, unruhig werden, ist eine Bestätigung hierfür. Die Höhe der Wanderungen wird zugleich die Wahrnehmung und Einwirkung der meteorologischen Einflüsse wesentlich fördern. Der Abbruch des Wanderfluges aber wird bestimmt durch die Erschöpfung des aufgespeicherten Kraftüberschusses. Die Vögel stellen je nach der Art die Wanderung ein, sobald der angesammelte Kraftvorrat verbraucht ist. In dieser Beziehung erst dürfte die Vererbung mitspielen. Vogelarten, die in Deutschland nisten, nach Nordafrika ziehen und von dort aus wieder die deutsche Erde aufsuchen, werden durch die Tausende von Generationen hindurch nur eine solche periodische Kraftaufspeicherung erwerben, wie sie eben zur Zurücklegung dieser Strecken erforderlich ist. Bei Vogelarten, die in den sibirischen Tundren heimisch sind und bis nach Zentralafrika wandern, wird zur Hinreise wie zur Rückreise die aufschwellende Kraftwoge notwendigerweise eine viel mächtigere Entfaltung erhalten müssen. Diese Abstufung des Kraftmaßes hat sich im Zeitenlauf immer wieder von neuem von den Alten auf die Jungen übertragen und ist so zu einem angestammten Erbstück der einzelnen Arten geworden. Das Aufsuchen der engeren Heimat, des alten Nistplatzes und der Geburtsstätte ist dann Sache des Ortsgedächtnisses, das erst zur Geltung gelangt, wenn die Krafterschöpfung der Wanderung ein Ende bereitet und sich der Flug aus der Höhe in die tieferen Regionen herabsenkt.

Die erstaunliche Höhe des Zuges regt die Frage an, wie die Vögel in jenen luftverdünnten, sauerstoffarmen Schichten der Atmosphäre zu existieren vermögen, die sonst allen andern warmblütigen Wesen verschlossen sind. In dieses bisher herrschende Dunkel haben die Untersuchungen Bärs Licht getragen. Der Atmungsapparat der Vögel besteht zunächst, wie es auch bei den Säugetieren der Fall ist, aus der Luftröhre und ihren Verzweigungen und aus der Lunge. Die Lunge ist verhältnismäßig klein, aber äußerst reich an feinsten Blutgefäßen. Aber hiermit findet der Atmungsapparat der Vögel noch nicht seinen Abschluß. Denn bei ihnen tritt dazu noch eine Reihe von Luftsäcken, die mit ihren letzten Ausstülpungen in die lufthaltigen Hohlräume der Knochen übergehen. Durchschnittlich besitzt der Vogelkörper fünf Paar Luftsäcke, die sich vom Hals an durch die Brusthöhle bis tief in die Bauchhöhle ziehen, sich zwischen die Eingeweide einschieben und um sie herumlagern und zum Teil sogar die Muskelzüge durchsetzen. Das Innere des Vogelkörpers ist daher förmlich in Luft gebadet. Die Luftsäcke stehen einerseits direkt mit Verzweigungen der Luftröhre, anderseits mit der Lunge in Verbindung. In der Ruhe vollzieht sich die Atmung und die Durchlüftung der Atmungsorgane ebenso wie bei den Säugetieren durch die sich rhythmisch wiederholende Erweiterung und Verengerung des Brustkorbes. Aber der Austausch der Atmungsgase erfolgt in einer ganz eigenartigen Weise. Denn bei der Einatmung dringt die Luft nicht nur in die Lunge, sondern auch durch die erwähnten besonderen Abzweigungen der Luftröhre selbständig in die Luftsäcke. Die Luftmenge, welche die Lunge durchströmt, gibt hier ihren Sauerstoff an das Blut ab und nimmt von ihm Kohlensäure auf. Da sich, wie bemerkt, die Luftsäcke in die Hohlräume der Knochen hinein fortsetzen und diese Hohlräume mit einem feinen Blutgefäßnetz ausgekleidet sind, so wird auch in den Knochenhöhlungen Sauerstoff in das Blut übergeführt und Kohlensäure ausgeschieden. Der größere Teil der in die Luftsäcke eingedrungenen Luft bleibt indessen einstweilen noch unausgenutzt. Bei der Ausatmung wird zunächst die Lungenluft ausgestoßen. Aber auch die sauerstoffhaltige Luft der Luftsäcke tritt die Rückwanderung an. Infolge eines mechanisch wirkenden Verschlusses ist ihr jedoch jetzt der Weg durch ihre eignen Luftröhrenäste verlegt und sie muß daher durch die Verbindungskanäle der Luftsäcke mit der Lunge in diese hineinfließen und durch sie hindurchströmen. Da sie noch sauerstoffhaltig ist, so teilt sie jetzt erst ihren Sauerstoff dem Lungenblut mit. Es ergibt sich demnach die wunderbare Tatsache, daß die Vögel nicht allein bei der Einatmung, sondern ebenso bei der Ausatmung ihrem Körper das lebenspendende Element des Sauerstoffes zuführen. Darin beruht zugleich das Geheimnis ihrer Existenzfähigkeit in den luftverdünnten, sauerstoffarmen Regionen der Atmosphäre. Während des Fluges treten indessen noch einige wichtige Veränderungen ein. Solange der Vogel fliegt, erfolgt die Atmung nicht unter Bewegungen des Brustkorbes, sondern dieser verharrt unbeweglich in der Einatmungsstellung. Er muß dies, denn an ihn setzen die die Flügel hebenden und senkenden Muskeln an, und würde er fortgesetzt der Atmung wegen bewegt, so würde die Flugmuskulatur des festen Widerlagers entbehren und die ihr obliegende Arbeit nicht leisten können. Aber wie atmet der Vogel dann? Ein Teil der Luftsäcke sendet Ausstülpungen zwischen die Flugmuskulatur hinein. Indem sich nun diese bei der Flügelbewegung verkürzt und darauf wieder ausdehnt, verengert und erweitert sie zugleich den Raumgehalt dieser Luftsäcke, so daß abwechselnd die Innenluft auf dem

Digitized by Google

Wege der Lunge und der Luftröhre ausgestoßen und die Außenluft durch dieselben Organe hindurch eingesaugt wird. Die Flügelschläge unterhalten demnach ein ununterbrochenes Pumpenspiel des Luftaustausches, ohne daß für die Atmung ein besonderer Aufwand von Muskelarbeit erforderlich wird. Diese Einrichtung ist für die Vögel von höchstem Wert, denn sie gestattet ihnen, alle Kraft auf die Flugbewegungen zu konzentrieren, während andernfalls eine erhebliche Kraftmenge für die Bewegung des Brustkorbes zur Aufrechterhaltung der Atmung abgegeben werden müßte. Dieser so vorteilhafte Organismus erklärt aber außerdem die ungeheure Schnelligkeit des Vogelfluges während der Wanderungen. Nach Gätkes einwandfreien Beobachtungen entfalten die schwerfälligen Graukrähen eine Wandergeschwindigkeit von 27 Meilen, die zierlichen nordischen Blaukehlchen von 45 und eine Regenpfeiferart von 53 Meilen in einer einzigen Stunde! Diese fabelhafte Schnelligkeit wäre undenkbar, wenn die Vögel einen besonderen Kraftaufwand für die Bewegung des Atmungsapparates aufbieten müßten und auf die Atmungsweise der Ruhelage angewiesen wären. Sie würden in kurzem ermüden und es würde ihnen, wie dem Menschen im schnellen Lauf, alsbald der Atem ausgehen. Der sinnreiche Atmungsmechanismus des Fluges aber bringt es mit sich, daß, je schneller die Flügelschläge erfolgen, desto reichlicher das Lungengewebe durchlüftet und deshalb auch in der sauerstoffärmsten Luft das Blut immer noch genügend mit diesem unentbehrlichen Lebensstoff versehen wird.

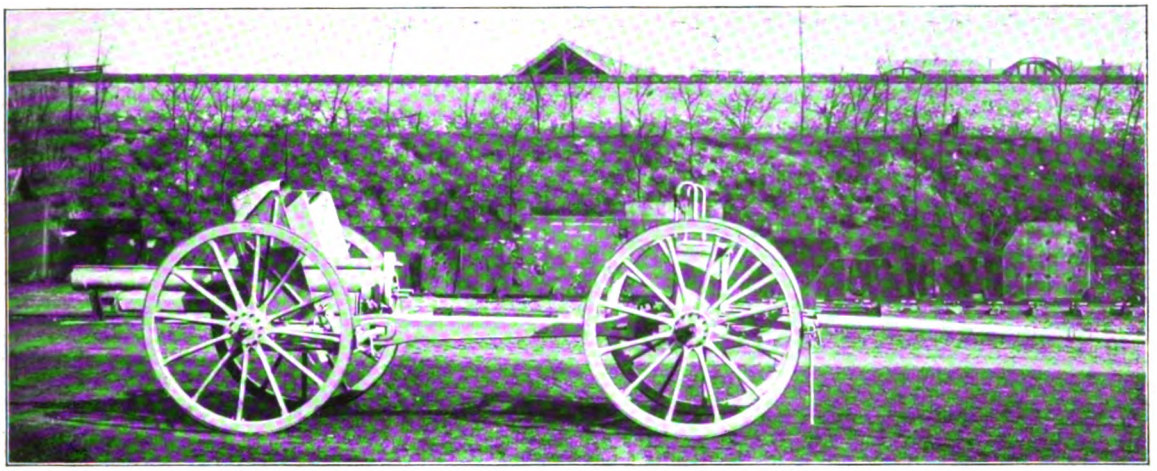
Wenn wir wie die Gestalten des Märchens die Sprache der Vögel verständen, was würden sie uns alles erzählen können von den fernen Ländern und fremden Menschen des Südens, die sie geschaut und kennen gelernt haben? Gewiß wäre es eine seltsame Kunde. Und doch würde unser Ohr noch gespannter aufhorchen und unser Sinn noch begieriger aufmerken, wenn sie uns die Geheimnisse restlos enthüllten, die in ihrem eignen Körper walten und weben.



Verschluß und Stellung der Bedienungsmannschaft

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Ein neues französisches Feldgeschütz")

Digitized by Google



Das Geschütz Deport, aufgeprotzt

Ein neues französisches Feldgeschütz

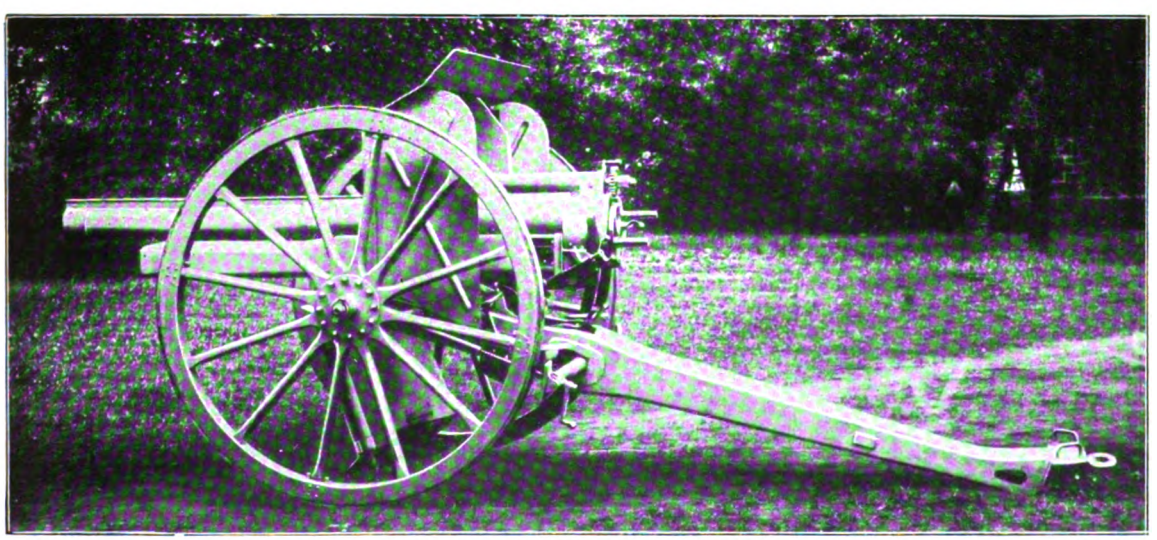
Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Bei den drei Modellen des vom französischen Lieutenant-Colonel Deport erfundenen Geschützes, die zurzeit die Aufmerksamkeit artilleristisch interessierter Kreise fesseln, handelt es sich nicht um eine bahnbrechende Neuerung, wie sie die Schaffung des Feldgeschützes 97, das von demselben Konstrukteur herrührt, darstellt, sondern nur um eine weitere Ausgestaltung der Einzelheiten des Rohrrücklaufgeschützes.

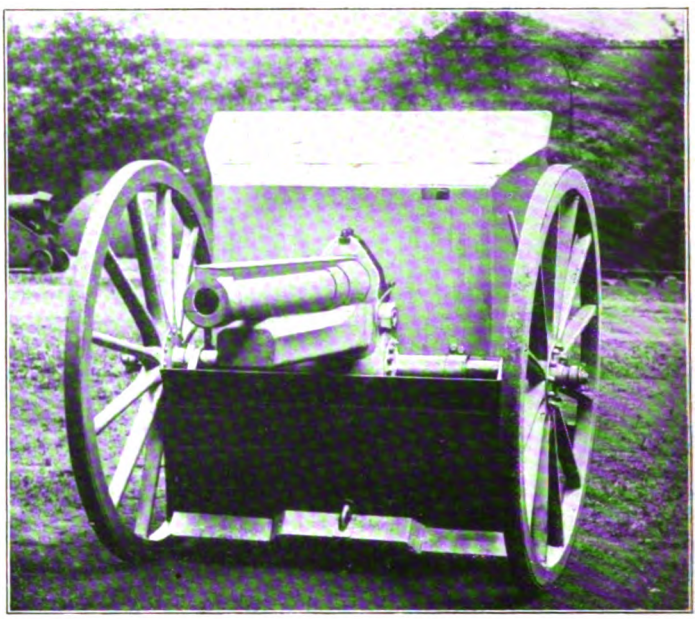
Die Konstruktion des Verschlusses ist insofern von Interesse, als sie sich dem Prinzip des in Deutschland eingeführten Keilverschlusses nähert. Aber dieses Prinzip bringt Deport nicht in der in Deutschland erreichten Einfachheit zum Ausdruck, denn es zeigt eine Verbindung des Keils mit einem an den jetzigen französischen Verschluß erinnernden Schraubenteil. So eigenartig aber diese Konstruktion auch sein mag, so darf man doch annehmen, daß sie, was Handhabung und Haltbarkeit anlangt, nicht an diese Eigenschaften des deutschen Verschlusses heranreicht. Die Konstruktion der Rohrbremse hat sich gänzlich von der bis jetzt fast ausschließlich angenommenen Flüssigkeitsbremse losgesagt, denn es wird lediglich die Luft als Bremsmittel benutzt. Mag die hierbei zur Verwendung gelangte Konstruktion zweier ineinander greifender Bremszylinder technisch



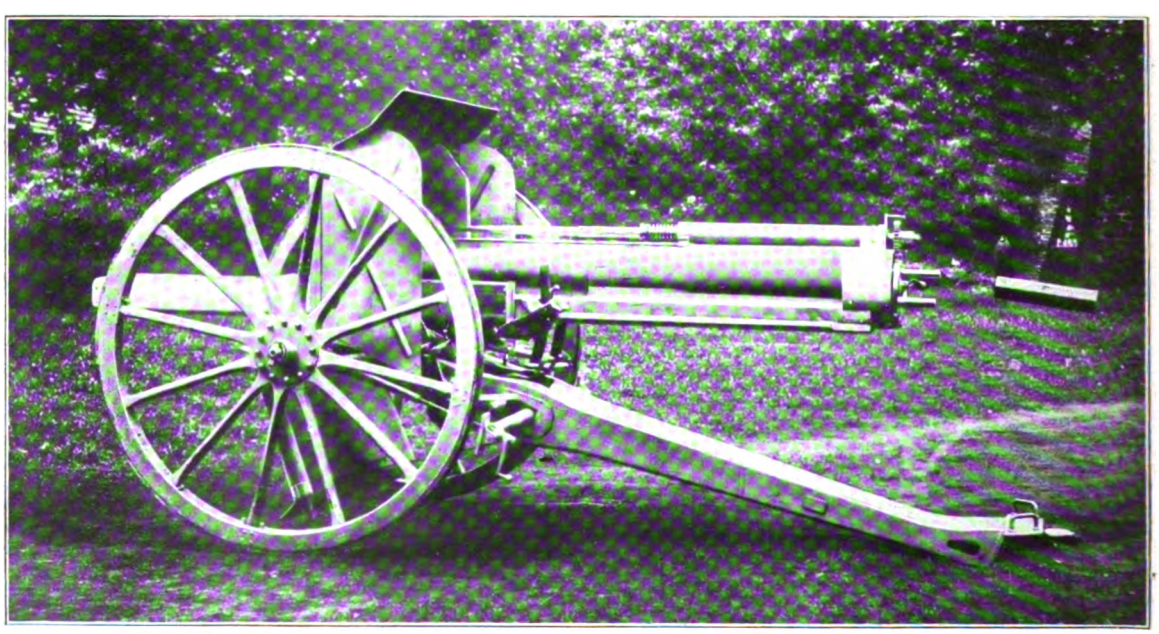
Das Geschütz Deport, von der Seite gesehen; Stellung vor dem Schuß

Digitized by Google

noch so ingeniös sein, so darf man doch auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen der Dauerhaftigkeit und Sicherheit dieser pneumatischen Bremse nicht allzusehr trauen. Mindestens ist in dieser Konstruktion ein für die Verwendung des Geschützes in Betracht kommender Vorteil nicht zu erblicken. Von den sonstigen Einzelheiten der neuen Geschützkonstruktion mag die am Modell 3 durchgeführte Anordnung des Schutzschildes noch näher erwähnt werden, bei der ein spatenartiger Ansatz am Unterschild die Standfestigkeit des Geschützes erhöhen soll. Beim Schuß gräbt sich der Spaten in den Boden ein, wenigstens wenn er nicht felsig oder gefroren ist; er wird in dieser Stellung durch ein in der Unterlafette an einer Federsäule befestigtes Tau erhalten. Möglicherweise erfüllt diese immerhin eine Komplikation bedeutende Einrichtung in den meisten Fällen ihren Zweck; aber es darf behauptet werden, daß auch hierdurch das Geschütz keine Ueberlegenheit über das unsre erlangt. Die Anbringung eines Seiten- und Kopfschutzes neben dem frontalen am Deportschen Geschütz ist nicht neu und schon vor Jahren bei den Konstruktionen deutscher Werke versucht worden. Die Dicke des Panzers am französischen Geschütz beträgt 3,5 Millimeter, genügt also der vermehrten Durchschlagskraft der neuen Infanteriemunition gegenüber nicht. Die Mündungsgeschwindigkeit des Geschosses von 520 Metern bewegt sich innerhalb der bisher im allgemeinen innegehaltenen Grenzen. Das Kaliber beträgt, wie das des französischen Armeegeschützes, 75 Millimeter. Es ist noch eine Doppelgeschoßausrüstung vorgesehen, was schießtechnisch und taktisch als nicht auf der Höhe stehend bezeichnet werden muß. Taktisch vorteilhaft ist aber das geringe Gewicht des Deportschen Geschützes, das mit Protze nur rund 1500 gegen etwa 1900 Kilogramm des Armeegeschützes beträgt. Indes der Konstrukteur hat sich die Erreichung dieses Vorteils leicht gemacht, indem er nur 20 Schuß in die Protze verpackt, während die meisten Artillerien, auch die deutsche, über 30 Schuß in der Protze mitführen.



Der Panzerschild des neuen Geschützes von vorn



Nach dem Schusse; das Rohr gleitet rückwärts und schleudert die Patronenhülse heraus

Digitized by Google

Arno

Die Geschichte einer Brieftaube

Von

Thompson E. Seton

I

Wir traten durch die Seitentür eines großen Stallgebäudes, das in einem westlichen Stadtteil von Neuyork lag. Der Geruch der gutgehaltenen Boxes verlor sich bald in dem süßen Heuduft, als wir eine Leiter emporstiegen und den ausgedehnten Bodenraum betraten. Hier war die nach Süden liegende Wand entfernt, und die vertrauten Töne „Ku—uh, kuuh, ruckekuh" zusammen mit dem „Wirr—wirr—wirr" des Flügelschlages sagten uns, daß wir uns im Taubenschlage befanden.

Der Eigentümer war ein bedeutender Taubenzüchter, der heute gerade ein Wettfliegen von fünfzig jungen Tieren im ersten Lebensjahr veranstalten wollte und mich als unparteiischen Beurteiler dazu eingeladen hatte.

Es handelte sich um einen Uebungsflug der jungen Vögel, die erst ein paarmal mit den Alten auf kurze Entfernung hinausgenommen und dann für den Heimflug freigelassen worden waren. Jetzt sollten sie zum erstenmal ohne die Alten ihre Schwingen versuchen, und der Ausgangspunkt, die Stadt Elizabeth im Staat New Jersey, bedeutete einen langen Flug für den ersten selbständigen Versuch. „Aber sehen Sie," bemerkte der Züchter, „auf diese Weise merzen wir die Nichtsnutzigen aus; nur die besten Vögel bringen's fertig, und die allein wollen wir zurückhaben."

Aber das war nicht das einzige Interesse an dem Flug; es sollte zugleich ein Wettflug unter denen stattfinden, die den Rückweg fanden. Die Leute des Eigentümers wie verschiedene in der Nähe lebende Züchter hatten je einen bestimmten Betrag eingezahlt und jeder auf eine bestimmte Taube gewettet. Wessen Tier zuerst nicht nur in die Gegend, sondern in den Schlag selbst zurückkehren würde, sollte den Gesamteinsatz gewinnen; denn nur die Vögel, die tatsächlich genau und unmittelbar zum Ausgangspunkt zurückkommen, sind als Brieftauben gut zu gebrauchen.

Die besten Brieftauben haben keine besondere Färbung noch auch sonst besonders entwickelte schmückende Abzeichen, wie man sie sonst bei Ausstellungstieren bewundern kann. Nicht die äußere Erscheinung hat der Züchter im Auge, sondern die Entwicklung der Schnelligkeit und der Fähigkeiten. Sie müssen ihrem Schlage treu sein und ihn unfehlbar wieder auffinden können. Nach den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung haftet der Richtungssinn an dem Labyrinthknöchel des Ohrs. Von allen Geschöpfen besitzt aber keines einen höher entwickelten Orts- und Richtungssinn als eine gute Brieftaube, und ihre einzigen äußeren Kennzeichen sind denn auch der große Wulst, der sich auf jeder Seite des Kopfes über den Ohren befindet, und die prächtigen Schwingen, die sie in den Stand setzen, dem ihr innewohnenden Triebe der Heimatsliebe zu folgen. Jetzt sollten also die geistigen und körperlichen Fähigkeiten der letzten Taubenbrut erprobt werden.

Obwohl es keineswegs an kontrollierenden Zeugen fehlte, so hielt ich es doch für das beste, nur ein einziges Flugloch des Schlages offen zu lassen, und machte mich bereit, dieses hinter dem ersten Ankömmling sofort zu schließen.

Die Aufregung jenes Tages werde ich nicht so bald vergessen. Man hatte mir vorher warnend gesagt: „Um zwölf Uhr werden sie in Elizabeth losgelassen, um zwölf Uhr dreißig sollten sie hier sein; aber passen Sie auf, sie kommen wie ein Wirbelwind. Sie sehen sie kaum, ehe sie drin sind."

Wir standen auf dem Boden, ein Auge auf das teilweise geschlossene Flugloch richtend und mit dem andern gespannt den südwestlichen Horizont absuchend, als auf einmal der Ruf erscholl: „Aufgepaßt — hier kommen sie!" Wie eine weiße Wolke schweben sie heran und gleiten dicht über die hohen Dächer der Weltstadt dahin; jetzt geht es um einen Haufen riesiger Schornsteine herum, und zwei Sekunden, nachdem sie sichtbar geworden, sind sie schon da. Das blitzende Weiß, der Flügelschlag war so plötzlich und jäh, daß ich trotz allem doch wie unvorbereitet war. Ich stand an dem einzigen offenen Loch. Pfeifend schoß ein blauer Pfeil herein, streifte mein Gesicht mit seinen Schwingen und war vorüber. Kaum hatte ich Zeit, die Oeffnung zu schließen, als alles in den Ruf ausbrach: „Arno, Arno! Hab' ich's nicht gesagt? 's ist ein Juwel; erst drei Monate alt und Sieger — 's ist ein kleines Juwel!" und Arnos Eigentümer sprang vor Vergnügen in die Höhe, mehr aus Freude über seinen Vogel als wegen des Geldes, das er durch den Sieg des kleinen Schnellfliegers gewonnen hatte.

Die Leute saßen oder knieten mit bewundernden Blicken um das kleine Geschöpf herum und sahen ihm zu, wie es einen Schluck Wasser nahm und sich dann dem Futternapf zuwandte.

„Seht nur das Auge. Was für Flügel und diese unvergleichliche Brust! 's ist ein wahrer

Digitized by Google

Edelstein!" rühmte der Besitzer gegenüber den jetzt stumm herumstehenden, minder glücklichen Taubenzüchtern.

Das war Arnos erste Tat. Als Sieger unter fünfzig aus einem guten Taubenschlag versprach er eine glänzende Laufbahn.

Er erhielt den silbernen Fußring des Neuyorker Brieftaubenklubs mit der Nummer 2590 C, die später in der Welt der Taubenzüchter so bedeutungsvoll werden sollte.

Bei jenem Uebungsflug aus Elizabeth waren nur vierzig Tauben zurückgekehrt. Das ist die Regel. Manche waren nicht kräftig genug und blieben zurück, andre waren nicht gewitzigt genug und zerstreuten sich. Mittels dieser scharfen Flugauslese verbessern die Taubenzüchter ihre Rasse. Von den zehn blieben fünf verschollen, während fünf noch am gleichen Tage den Heimweg fanden und einzeln sich später einstellten. Die letzte von den Bummlern war eine große, plumpe Blaue. Als sie einrückte, äußerte der Stallknecht: „Hier kommt die alte splintköpfige Blaue, auf die Jakob gewettet hat. Ich dachte nicht, daß sie zurückkommen würde; 's wäre mir auch recht gewesen, denn ich glaube, sie hat was von 'ner Kropftaube an sich."

Die große Blaue, nach ihrer Brutstätte auch „Eckkiste" genannt, hatte sich von vornherein besonders stark gezeigt. Obgleich alle gleich alt waren, war sie schneller gewachsen und größer, dabei auch schöner, wenn die Züchter auch hierauf nicht viel geben. Sie schien sich ihrer Bedeutung voll bewußt und zeigte sich bald den kleineren Kameraden gegenüber anmaßend. Ihr Besitzer prophezeite große Dinge von ihr, aber Billy, der Stallknecht, schüttelte bedenklich den Kopf über die Länge ihres Halses, den Umfang ihres Kropfes, ihre Haltung und ihre übermäßige Größe. „Ein Vogel mit 'nem Sack voll Wind vor sich kann nichts gewinnen. Die langen Beine sind nichts als bloßer Ballast, und mit so 'nem Hals kann man keinen Staat machen," murmelte er mißbilligend, als er eines Morgens den Boden kehrte.

II

Nun begann das regelmäßige Trainieren der Vögel. Jeden Tag ließ man sie dreißig bis vierzig Kilometer weiter vom Hause entfernt fliegen und wechselte fleißig mit der Richtung, bis unsre Tauben das Land zweihundert Kilometer in der Runde kannten. Von fünfzig Vögeln waren jetzt nur noch zwanzig übrig, denn die scharfe Probe räumt nicht nur mit den Schwachen und Minderbefähigten auf, sondern auch mit denen, die plötzlich von Krankheit oder von Unfällen betroffen werden oder sich unvorsichtigerweise vor dem Fluge überfressen haben. Unter der auserlesenen Schar waren viele schöne Vögel mit breiter Brust, glänzenden Augen und langen Flügeln, geschickt zu schnellstem Flug in edelm Dienst, denn sie sollten den Menschen zur Zeit der Not als Boten dienen. Meist waren sie weiß, blau oder braun gefärbt, und trugen sie auch keine Uniform, so hatte doch jede von den Bewährten das feurige Auge, die prächtigen Schwingen und die Ohrenwölbung, woran man das Brieftaubenvollblut erkennt.

Die beste und erlesenste von allen und auch fast immer die erste am Ziel war unser kleiner Arno. Im Zustand der Ruhe trat er kaum vor den andern hervor, denn jetzt hatten fast alle das silberne Fußband erworben, aber in der Luft, da zeigte Arno seinen Adel, und wenn das Ziehen des Schiebers das Zeichen zum Abflug gab, dann war Arno der erste unterwegs, er schwebte hoch empor, wie um sich jedem örtlichen Einfluß zu entziehen, fand instinktmäßig den Weg nach Hause und legte ihn zurück, ohne sich durch Hunger, Durst oder kameradschaftliche Lockungen aufhalten zu lassen.

Trotz Billys übeln Prophezeiungen war die große Blaue aus der Eckkiste unter den zwanzig. Oft kam sie spät zurück, nie war sie die erste, und manchmal, wenn sie erst ein paar Stunden nach den andern eintraf, zeigte sie weder Hunger noch Durst, ein sicheres Zeichen, daß sie unterwegs gebummelt hatte. Aber noch war sie jedesmal zurückgekehrt, und jetzt trug sie auch, wie die übrigen, das geweihte Zeichen mit einer Registernummer, das noch weiteren Ruhm in Aussicht stellte. Billy schätzte sie gering und stellte ihr als unerreichbares Muster Arno gegenüber. Aber ihr Besitzer verteidigte sie und sagte: „Laß ihr Zeit; schnell gewonnen, schnell zerronnen, gut Ding will Weile haben. Ich habe noch immer gefunden, der beste Vogel ist der, dem man's zuerst nicht anmerkt."

Noch war kein Jahr vorüber, und der kleine Arno hatte fertiggebracht, was noch keine von seiner Art vorher vermochte. Das Allerschwierigste ist das Fliegen übers Meer, wo es keinerlei Wegzeichen wie auf dem Lande gibt; und am schlimmsten ist es zur See bei Nebel, denn dann ist nicht einmal die Sonne sichtbar, und rein gar nichts kann zur Orientierung dienen. Wenn aber die Erinnerung, wenn Auge und Ohr im Stich lassen, dann bleibt noch eins für die Brieftaube übrig, und gerade darin liegt ihre Stärke, nämlich der angeborene Richtungssinn. Diesen kann aber nichts aufheben als die Furcht, und darum muß zwischen dem edeln Flügelpaar ein starkes kleines Herz schlagen.

Arno war im Laufe des Trainierens mit zwei Genossen an Bord eines nach Europa segelnden Dampfers gebracht worden. Sie sollten, wenn das Land außer Sicht war, freigelassen werden, aber ein starker Nebel setzte ein, so daß man sie nicht fliegen lassen konnte. Der Dampfer nahm sie mit, um sie auf dem nächsten Schiffe, das er träfe, heimzusenden. Als der Dampfer aber zehn Stunden in See war, brach die Maschine, dichter Nebel legte sich über das Wasser, und das Fahrzeug trieb hilflos wie ein Balken auf den Wellen. Nur die Dampfpfeife konnte man ertönen lassen, um Hilfe herbeizurufen. Aber der Kapitän hätte mit dem gleichen Erfolg auch Flaggensignale geben können. Dann dachte man an die Tauben. „Sternsicher", 2592 C, wurde zuerst gewählt. Man schrieb eine Bitte um Hilfe auf wasserdichtes Papier, rollte dieses zusammen und band es unten an die Schwanzfedern. Die Taube wurde in die Luft geworfen und verschwand. Nach einer halben Stunde wurde die große Blaue, die „Eckkiste",

Digitized by Google

2600 C, mit einem Briefe beschwert. Sie flog auf, kehrte aber fast unmittelbar zurück und ließ sich auf einer Rahe nieder. Es war ein klägliches Bild von Taubenfurcht, nichts konnte sie bewegen, das Schiff zu verlassen. Ihre Angst war so groß, daß sie sich leicht greifen und schimpflich in ihren Käfig stecken ließ.

Nun wurde die dritte herausgeholt, ein kleines, dürftiges Exemplar. Der Schiffsmannschaft war sie nicht bekannt, aber sie lasen auf ihrem Fußring Namen und Nummer: „Arno", 2590 C. Für sie wollte dies freilich nichts besagen, aber der Schiffsoffizier, der die kleine Taube hielt, merkte, daß ihr Herz lange nicht so heftig schlug wie das der Blauen. Der Notbrief wurde der großen Blauen abgenommen. Er lautete:

„Dienstag, 10 Uhr vorm.

Wir haben dreihundert Kilometer von Neuyork die Maschine gebrochen und treiben hilflos im Nebel. Schickt uns so bald wie möglich einen Bugsierdampfer. Wir geben jede Minute einen langen und gleich darauf einen kurzen Pfiff.

Der Kapitän."

Das Schreiben wurde zusammengerollt, in einen wasserdichten Umschlag gesteckt, mit der Adresse der Dampfschiffsgesellschaft versehen und unter Arnos mittlere Schwanzfeder gebunden.

Nachdem man Arno in die Luft geworfen hatte, kreiste er um das Schiff, dann zog er einen höheren und weiteren Kreis, stieg noch höher und entschwand den Augen. Aller Sinne, mit Ausnahme eines einzigen, beraubt, überließ er sich diesem einen ganz, der in ihm stark war und unbeeinträchtigt von der vernichtenden Tyrannei der Furcht. Fehllos wie die Kompaßnadel war nun Arnos Flug, ohne Zögern, ohne Zweifel; eine Minute, nachdem er seinen Käfig verlassen hatte, flog er geradeswegs wie ein Sonnenstrahl dem Schlage zu, wo er geboren war, dem einzigen Orte, wo er sich befriedigt fühlte.

An jenem Nachmittage ging Billy seiner Arbeit nach, als schneller Flügelschlag pfeifend die Luft durchschnitt; ein blauer Flieger stürzte in den Taubenschlag und hin zum Wassernapf. Er nahm einen Schluck nach dem andern, während Billy erstaunt rief: „Was, Arno, du bist's, mein Liebling?" Dann zog er als erfahrener Taubenmann seine Uhr heraus und notierte die Zeit zwei Uhr vierzig. Sofort bemerkte er auch den Brief an der Schwanzfeder. Augenblicklich schloß er das Abflugsloch und warf der Taube das Fangnetz über den Kopf. Im nächsten Augenblick hatte er die Rolle in der Hand, und nach zwei Minuten war er auf dem Wege zur Dampfschiffsgesellschaft, denn es stand ein artiges Trinkgeld in Aussicht. Dort erfuhr er, daß Arno die dreihundert Kilometer im Nebel und überm Meer in vier Stunden vierzig Minuten zurückgelegt hatte, und binnen einer Stunde war ein Hilfsdampfer auf dem Wege zu dem Schiffe in Not.

Dreihundert Kilometer im Nebel und überm Meer in vier Stunden und vierzig Minuten — das war eine vornehme Leistung! Sie wurde auch, wie sich's gebührte, zu Arnos Ehren in das Register des Klubs eingetragen und ein entsprechender Vermerk mit unvergänglicher Tinte auf dem schneeigen Weiß von Arnos erster rechter Schwungfeder aufgestempelt.

Von Sternsicher, dem zweiten Boten, hörte man nie wieder etwas; sicher war er im Meere umgekommen.

Die blaue Eckkiste aber ließ sich von dem Bugsierdampfer heimwärts befördern.

III

Das war Arnos erste öffentliche Leistung; aber sehr bald folgten weitere, und in dem alten Taubenschlage kam es mehrmals zu merkwürdigen Szenen, deren Mittelpunkt Arno bildete. Eines Tages fuhr eine Kutsche beim Stallgebäude vor, ein weißhaariger Herr stieg aus, kletterte die staubigen Treppen hinauf und saß den ganzen Morgen mit Billy im Schlag. Durch seine goldene Brille guckte er zuerst auf einen Haufen Papiere, sodann über die Dächer und harrte und wartete, worauf? Auf Nachrichten von einem kleinen Ort, keine fünfundsechzig Kilometer entfernt — Nachrichten, die für ihn von der größten Bedeutung waren, die ihn hochbringen oder zerschmettern konnten, und die ihn schneller erreichen sollten, als sie telegraphiert werden konnten, denn ein Telegramm bedeutete an beiden Enden mindestens eine Stunde Verlust. Wie ließen sich jene fünfundsechzig Kilometer schneller zurücklegen? In jener Zeit war das nur auf eine einzige Weise möglich, nämlich durch Benutzung einer erstklassigen Brieftaube. Erreichte er sein Ziel, so kam es ihm auf die Kosten nicht an. Die beste, die allerbeste mußte er um jeden Preis haben, und darum war Arno mit sieben unvergänglichen Diplomen auf seinen Federn der erwählte Bote. Eine Stunde verging, noch eine und eine dritte fing an, als das blaue Meteor mit scharfem Flügelrauschen wie ein Blitz in den Schlag fuhr. Billy stieß den Schieber vor und fing den Boten. Gleichgültig schnitt er die Schnur durch und reichte das Papier dem Bankier. Totenbleich öffnete es der alte Mann mit zitternden Händen. Dann kam ihm die Farbe wieder. „Gott sei Dank!" stammelte er und eilte freudig erregt als Herr der Lage in die anberaumte Sitzung. Klein Arno hatte ihn gerettet.

Der Bankier wollte den Glücksboten kaufen, um das edle Tier, dem er so viel verdankte, recht hegen und pflegen zu können; aber davon wollten Billy und sein Herr nichts hören. „Was soll dabei herauskommen?" sagte der Besitzer. „Sie können doch nicht das Herz einer Brieftaube kaufen. Sie könnten Arno wohl gefangen festhalten, aber weiter nichts; den alten Schlag, wo er aufgewachsen ist, zu vergessen, dazu könnte ihn nichts in der Welt bringen." So blieb Arno, wo er ausgebrütet worden war, doch der Bankier vergaß ihn nicht.

Digitized by Google

Wie in andern Ländern, gibt es auch in den Vereinigten Staaten bubenhafte Menschen, die eine fliegende Taube für ein gutes Wild halten, weil sie wahrscheinlich ihr Heim in der Ferne hat, oder weil sie meinen, ihr Vergehen könne ihnen nicht leicht nachgewiesen werden. So mancher edle Flieger, der mit einer Botschaft auf Leben und Tod dahineilte, fiel der Kugel eines solchen Elenden zum Opfer und mußte ihm zum schnöden Gaumenkitzel dienen. So fiel Arnos Bruder Arnolf, der drei schöne Ehrendiplome auf seinen Schwungfedern aufweisen konnte, während er gerade einen Eilbrief mit der dringenden Bitte um schleunige ärztliche Hilfe beförderte, der Kugel zum Opfer. Als er todwund vor den Füßen des Schützen niederfiel, breitete er seine Flügel aus und gab dabei von seinen siegreichen Taten Kunde. Bei diesem Anblick ergriff den Schützen die Reue. Den Brief ließ er an den Ort seiner Bestimmung tragen, und den toten Vogel brachte er zu dem Brieftaubenklub, dessen silbernes Fußband er bemerkt hatte, und erklärte, er habe ihn gefunden. Der Eigentümer stellte sich ein, worauf man den Ueberbringer in scharfes Verhör nahm und schließlich zu dem Geständnis brachte, er habe die Taube selbst geschossen, aber nur seinem armen, kranken Nachbarn zuliebe, der sich nach einer Taubensuppe sehnte.

Tränen mischten sich in den Zorn des Taubenbesitzers. „Mein Vogel, mein schöner Arnolf, zwanzigmal hat er mir die wichtigsten Botschaften gebracht, dreimal Preise gewonnen, zweimal Menschenleben gerettet, und Sie knallen ihn um einer Suppe willen herunter. Ich könnte Sie vor Gericht bringen, aber solche ärmliche Rache ist nicht nach meinem Sinn. Nur das sage ich Ihnen, wenn Sie je wieder einen kranken Nachbarn haben, der sich nach Taubensuppe sehnt, so kommen Sie her, wir wollen Ihnen gern junge Tauben dazu geben, soviel Sie wollen; wenn Sie aber nur eine Spur von Mannhaftigkeit besitzen, so werden Sie nie, nie wieder auf die unvergleichlichen, edelm Dienste gewidmeten Brieftauben schießen oder schießen lassen."

Während dies vor sich ging, befand sich zufällig der Bankier, dessen Herz so warm für die Brieftauben schlug, im Taubenschlage. Er war ein Mann von Einfluß, dem es gelang, die bekannten Taubenschutzgesetze des Staates Neuyork ins Leben zu rufen.

IV

Billy war niemals ein Freund der großen Blauen, der Eckkiste, gewesen, und wenn sie auch weiter in den Listen des Brieftaubenklubs geführt wurde, so war doch nach seiner Meinung nicht viel mit ihr los. Auf dem Dampfer hatte sie sich als feig erwiesen, und auf alle Fälle war sie zänkisch und unverträglich.

Als Billy eines Morgens hereinkam, gab es eine große Rauferei; zwei Tauben, eine große und eine kleine, umklammerten sich und hieben aufeinander ein, daß die Federn flogen und alles voll Staub und Getümmel war. Sobald er sie voneinander gebracht hatte, sah Billy, daß es Arno und die blaue Eckkiste waren. Der Kleine hatte sein möglichstes getan, aber der Gegner, der ihn an Schwere um die Hälfte übertraf, war ihm überlegen.

Bald konnte man auch sehen, worum sie sich gestritten hatten, es war ein hübsches, kleines Brieftaubenfräulein von der reinsten Rasse. Der große blaue Tauber hatte wegen seiner zänkischen Neigungen immer auf schlechtem Fuße mit Arno gestanden, aber erst die kleine Dame hatte sie zu tödlichem Kampfe aneinander gebracht. Billy durfte der großen Blauen nicht den Hals umdrehen, er griff aber, soviel er konnte, zugunsten seines Lieblings ein.

Taubenverbindungen werden in sehr einfacher Weise eingeleitet. Man bringt das erwählte Paar eine Zeitlang zusammen und überläßt das weitere der Natur. So schloß auch Billy Arno und die kleine Taube in einer besonderen Abteilung zwei Wochen lang zusammen und machte es, um ganz sicher zu gehen, mit dem blauen Tauber und einem andern verfügbaren Taubenfräulein ebenso. Der Verlauf der Dinge war der erwartete. Die beiden Paare fanden sich zusammen, und bald begann hier wie dort der Bau eines Nestes. Aber die blaue Eckkiste war sehr groß und schön. Sie konnte ihren Kropf aufblasen und in der Sonne einherstolzieren und ihren Hals ringsherum in Regenbogenfarben schillern lassen in einer Weise, daß das sprödeste Taubenherz bewegt werden mußte.

Arno war wohl verhältnismäßig kräftig gebaut, aber klein und, von seinen glänzenden Augen abgesehen, ohne besondere körperliche Vorzüge. Ueberdies wurde er oft wichtiger Geschäfte halber ausgesandt, während der große Blaue nichts weiter zu tun hatte als einherzustolzieren und seine müßigen Schwingen im Sonnenlicht spielen zu lassen.

Die Moralisten weisen gern auf niedere Tiere, insbesondere auch auf die Taube, hin, wenn sie ihren Mitmenschen Beispiele von Liebe und Treue vor Augen stellen wollen, und das mit Recht, aber ach, es gibt auch da Ausnahmen.

Arnos Weibchen hatte von vornherein Zuneigung zu dem großen blauen Tauber empfunden, und schließlich trat wirklich, als Arno wieder einmal ausgeflogen war, das Gefürchtete ein.

Als er eines Tages aus Boston heimkehrte, mußte er sehen, daß sein blauer Nebenbuhler, während er sein altes Nest in der Eckkiste beibehielt, auch sein, Arnos, Nest und Weibchen mit Beschlag belegt hatte. Die Folge war ein verzweifelter Kampf. Die einzigen Zeugen waren die beiden Weibchen, die mit kühler Gleichgültigkeit zuschauten. Arno gebrauchte tapfer seine berühmten Schwingen, die aber dadurch, daß sie jetzt von zwanzig Siegen zeugten, keine besseren Waffen wurden. Sein Schnabel und seine Füße waren, wie es sich für ein Rassetier geziemte, klein, und sein starkes kleines Herz konnte das größere Gewicht des Gegners nicht aufwiegen. So wandte sich das Kampfglück gegen ihn. Sein Weibchen rührte sich nicht, als ginge es die Sache gar nichts an, und es wäre vielleicht mit Arno ausgewesen, hätte sich nicht noch zur rechten Zeit Billy eingestellt. In seinem Aerger hätte er der Blauen diesmal den Hals umgedreht, aber es gelang ihr noch, sich ins Freie zu retten. Billy pflegte seinen Liebling sorgfältig ein paar Tage lang. Nach einer Woche war Arno

Digitized by Google

auch wiederhergestellt, und nach zehn Tagen befand er sich schon wieder unterwegs. Seinem treulosen Weibchen hatte er offenbar vergeben, wenigstens teilte er mit ihm sein Nest wie zuvor.

Gerade in diesem Monat fügte er seinem Lorbeerkranz zwei neue Blätter hinzu. In acht Minuten trug er eine Botschaft sechzehn Kilometer weit, und er vollendete den Weg von Boston nach Neuyork in vier Stunden. Beständig trieb ihn bei diesen Meisterflügen die übermäßige, leidenschaftliche Heimatsliebe vorwärts. Aber was er in der Heimat vorfand, war kränkend genug, denn sein Weibchen hatte sich wieder mit dem blauen Tauber eingelassen.

Trotz seiner Müdigkeit stürzte er sich sofort auf seinen Nebenbuhler, ein neues Duell fand statt, das wieder für Arno verhängnisvoll geworden wäre — ohne Billys Dazwischentreten. Dieser trennte die Kämpfer und schloß die Blaue in einem besonderen Verschlag ein, entschlossen, sie irgendwie endgültig beiseitezuschaffen.

Inzwischen kam die Zeit für das angesetzte Wettfliegen von Chicago nach Neuyork, das heißt fast fünfzehnhundert Kilometer weit, heran. Arno war schon vor sechs Monaten angemeldet und der bestimmte Einsatz für ihn bezahlt worden; er mußte also trotz seiner häuslichen Wirren auf jeden Fall teilnehmen.

Auf der Bahn wurden die Vögel nach Chicago gebracht und dort in Zwischenräumen nach Maßgabe ihrer Flugfertigkeit, aber in umgekehrter Reihenfolge, losgelassen; Arno war der letzte. Unverzüglich stiegen sie auf, und unweit von Chicago sammelte sich eine Schar dieser ersten Flieger des Landes, um auf der gleichen unsichtbaren Straße einen Wettflug auszuführen. Eine Brieftaube kann, von ihrem Richtungssinn geleitet, in gerader Linie vorwärtsfliegen; kommen ihr aber dabei bekannte Punkte zu Gesicht, so hält sie sich lieber an die ihr schon vertrauten Spuren. Die meisten Wettflieger kannten bereits den Heimweg von den Städten Columbus und Buffalo nach Neuyork. Arno war ebenfalls schon von Columbus nach Neuyork geflogen, aber auch schon von Detroit; den letzteren Weg zog er vor, und als er den Michigansee im Rücken hatte, steuerte er stracks auf Detroit zu. So machte er den Vorsprung der andern wett und gewann eine ganze Reihe von Kilometern. Detroit, Buffalo, Rochester mit ihren bekannten Türmen und Schornsteinen schwanden hinter ihm und Syracuse war nah. Es war Nachmittag; fast tausend Kilometer hatte er in zwölf Stunden durchmessen und war zweifellos allen voraus, da überfiel ihn der gewöhnliche Fliegerdurst mit unwiderstehlicher Macht. Wie er über die Stadt hinstrich, bemerkte er einen Taubenschlag. In ein paar großen Kreisen ließ er sich nieder, folgte den im Schlag einfallenden Tauben und stillte in gierigen Zügen seinen Durst am Wassertrog, wie er es oft getan hatte und wie es jeder Taubenfreund gastfreundschaftlich den fremden Brieftauben gönnt. Zufällig war der Eigentümer zugegen, er bemerkte den kleinen Fremdling und trat leise näher, um ihn genauer betrachten zu können. Eine von seinen Tauben wandte sich gerade gegen Arno und machte diesem den Platz streitig, und Arno, der sich seitlich gegen die Neidische stellte und dabei nach Taubenart den einen Flügel entfaltete, enthüllte dabei das lange Verzeichnis seiner Ruhmestaten. Der Mann war ein leidenschaftlicher Taubenzüchter, sein Interesse war erregt, er zog an der Schieberschnur, die Flugöffnung schloß sich, und Arno war gefangen.

Der Räuber breitete nun in aller Muße die Flügel aus, las staunend einen Triumph nach dem andern, warf dann einen Blick auf das silberne Fußband, das Namen und Nummer trug, und rief: „Arno, Arno! O ich habe von dir gehört, du kleines Juwel, und ich freue mich, dich fest zu haben.“ Dann schnitt er die Rolle von den Schwanzfedern, entfaltete sie und las: „Arno hat heute morgen um vier Uhr Chicago verlassen — Wettflug Chicago—Neuyork.“

„Tausend Kilometer in zwölf Stunden! Beim Himmel, das ist noch nicht dagewesen.“ Und der Taubendieb setzte den flatternden Vogel vorsichtig, fast ehrerbietig, in einen gepolsterten Käfig. „Ja,“ sagte er, „ich weiß wohl, es wäre vergeblich, dich dauernd hier halten zu wollen, aber ich kann Junge von dir erzielen und meine Rasse verbessern.“

So war Arno in einem großen, bequemen Taubenschlage mit verschiedenen andern Gefangenen eingeschlossen. Der Besitzer war wohl ein unehrlicher Mensch, aber ein Taubenfreund und ließ es daher im übrigen seinem Häftling an nichts fehlen. Drei Monate ließ er ihn aber nicht aus dem Schlag. Zuerst tat Arno den ganzen Tag nichts, als daß er am Drahtgitter auf und ab ging und beständig nach irgendeiner Oeffnung ausschaute, durch die er zur Freiheit und Heimat gelangen könnte; im vierten Monat schien er jedoch die Hoffnung und den Versuch aufgegeben zu haben, und sein Kerkermeister, der ihn nicht aus den Augen ließ, schritt dazu, den zweiten Teil seines Planes auszuführen. Er gesellte seinem Gefangenen ein junges, anziehendes Taubenfräulein zu. Aber es schien vergebens; Arno verhielt sich nicht einmal höflich gegen sie. Nach einer Weile wurde die Taube wieder weggenommen und Arno noch einen Monat allein gelassen. Jetzt brachte man ein andres Täublein zu ihm, aber mit keinem besseren Erfolg; und so ging die Sache ein Jahr lang fort, Arno ließ sich durch keinen Reiz locken; entweder wies er die Unwillkommene heftig zurück oder er zeigte eine empörende Gleichgültigkeit, und manchmal kam das alte Verlangen nach der Heimat mit doppelter Gewalt über ihn, so daß er vor dem Drahtfenster auf und nieder schoß oder mit Heftigkeit darauf losstürzte.

Als seine Schwungfedern sich zu mausern begannen, hob sie sein Kerkermeister als kostbare Besitztümer auf und trug sorgfältig auf jeder hervorsprießenden Ersatzfeder den entsprechenden Bericht von Arnos Siegen ein.

So strichen langsam zwei Jahre dahin, und der Kerkermeister hatte Arno in einen neuen Schlag gebracht und ihm eine neue Gefährtin zugesellt. Der Zufall wollte, daß diese der Treulosen daheim sehr ähnlich war. Arno zeigte daher keine feindseligen Gefühle gegen die neue Artgenossin. Einmal glaubte der Taubenzüchter zu bemerken, daß sein berühmter Gefangener der Verlockerin einige

Digitized by Google

Beachtung schenke, und wirklich, sie fing schon an ein Nest zu bauen. Da nahm er an, das Paar sei zu vollem Einverständnis gekommen; und zum erstenmal seit zwei Jahren ließ er das Flugloch offen, und Arno war frei. War er im Zweifel, was er tun sollte? Zögerte er? Nein, nicht einen Augenblick. Sobald der Schieber oben war und sein Auge frei in den Horizont tauchte, schoß er hindurch, breitete seine ruhmgezeichneten Flügel aus, und ohne der letzten Circe auch nur noch einen Blick zu schenken, entfloh er dem verhaßten Gefängnis — fort und immer weiter fort!

V

Wir vermögen nicht, in einer Taubenseele zu lesen, wir mögen fehlgehen, wenn wir ihr tiefgehende Liebes- und Heimatsgedanken zuschreiben, aber das ist sicher, wir können nicht zu stark schildern, nicht zu hoch preisen und rühmen den wunderbaren, von Natur angeborenen und vom Züchter weiter entwickelten Heimatssinn, der unstillbar in diesem edeln Tiere lebt. Nenne ihn, wie du willst, einen bloßen Instinkt, der vom Menschen absichtlich für seine selbstischen Zwecke entwickelt ist, erkläre ihn meinethalben weg, zergliedere und zerfasere ihn, und doch bleibt er bestehen mit überwältigender, unvertilgbarer Uebermacht, solange noch das tapfere kleine Herz und die Flügel sich regen können.

Heim, Heim, süßes Heim! Nie beseelte einen Menschen stärkere Heimatsliebe als unsern kleinen Helden. Die Qualen und Sorgen seines häuslichen Lebens waren vergessen in jener allbeherrschenden Kraft seiner Natur. Nicht jahrelanges Gefängnis, nicht die neue Liebe, nicht Furcht vor dem Tode konnten sie dämpfen, und hätte Arno die Gabe des Gesanges besessen, sicher hätte er wie ein Held im Augenblick seines höchsten Triumphes ein Jubellied angestimmt, als er vom Flugbrett sprang und im Kreise emporstieg, frei die Schwingen hebend, von dem einzigen Triebe erfüllt, der ihn zum Ruhme führte, hinauf, hinauf, in weiteren, höheren Kreisen, die sich graublau im Blau abzeichneten, seine glorreichen, blendendweißen Schwingen schlagend, bis sie wie kleine blitzende Punkte erschienen, — auf und nieder. So ging's der Heimat zu, ihr und ihr allein treu und ergeben, mit geschlossenen Augen, sagt man, mit geschlossenen Ohren, heißt es, mit geschlossenem Sinn, müssen wir glauben, gegenüber allem, was ihm näher liegt, gegenüber zwei Lebensjahren, gegenüber der halben Dauer seiner Lebensblüte, doch im Blau sich wiegend, in sein Selbst sich versenkend wie ein frommer Einsiedler und ganz dem innersten Herzenstriebe folgend. Arno war der Kapitän des Schiffes, aber Lotse, Seekarte und Kompaß, all das war jener tiefgepflanzte Instinkt. Als er tausend Fuß über den Bäumen schwebte, da sprach die leise, verborgene Stimme in seinem Innern, und wie ein trefflich entsandter Pfeil flog nun Arno nach Süd-Süd-Ost. Die kleinen Lichtpunkte der beseelten Schwingen verloren sich in der Höhe, und der Taubendieb aus Syracuse sah seinen Häftling nie wieder.

Der Schnellzug stampfte das Tal entlang, weit, weit vor Arno, aber dieser erreichte und überholte ihn wie die Wildente die schwimmende Bisamratte. Hoch über den Tälern und niedrig über den Bergen von Chenango, wo der Ostwind den stolzragenden Fichten Kühlung zufächelte, strich er hin.

Von seiner Eichbaumwarte kam ein Habicht rudernd und segelnd still daher, denn er hatte den Flieger eräugt und ersah ihn zur Beute. Arno wich nicht rechts noch links, nicht nach oben noch nach unten, nicht einen Flügelschlag verlor er. Der Habicht wartete auf ihn in der unendlichen Weite da vorn, und Arno flog an ihm vorüber wie ein Hirsch in der Vollkraft seiner Schenkel an dem Bären auf seinem Wege. Heimwärts, heimwärts! Das war der einzige brennende Gedanke, der gegen alles blind machende Trieb.

Klatsch, klatsch, klatsch gingen nun die schimmernden Flügel in ungehemmtem Schlage auf der jetzt vertrauten Straße. In einer Stunde waren die Catskillberge da, in zwei Stunden waren sie hinter ihm. Altbekannte, freundliche Orte, die nun schnell herankamen, beflügelten noch mehr die eilenden Schwingen. Nach Hause! Nach Hause! war der stumme Sang seines Herzens. Wie der verdurstende Reisende die fern lockenden Palmen, so sogen seine schimmernden Augen den Dunst über dem fernen Neuyork ein.

Vom Rücken des Catskills segelte ein Wanderfalke. Im Vollgefühl seiner Stärke und seiner Schnelligkeit, der kein Raubvogel gleichkommt, frohlockte er beim Anblick der würdigen Beute. Wie viele Tauben hatte er schon zu Horste getragen! Und so kam er mit dem Winde, fegend, seine Kraft zurückhaltend, des rechten Moments gewärtig! Hernieder wie ein blitzender Wurfspieß — keine Wildente, kein Habicht konnte ihm entgehen, denn er war ein Falke! Zurück nun, Flieger, rette dich, umgehe die gefährlichen Felsen! Wendet er den Flug? Nicht einen Deut! Wie könnte Arno das tun? Heimwärts! Heimwärts! Heimwärts! war sein einziger Gedanke. Nur seine Schnelligkeit steigerte er, um der Gefahr zu entgehen, und der Falke senkt sich hernieder, senkt sich worauf? — dort huscht etwas Blitzendes, Farbiges, etwas Blinkendes, Schneeiges, — und der stolze Falke wendet sich mit leeren Fängen zurück, während Arno die Luft des Tales durchschneidet wie ein Stein, welcher der Schleuder auf Nimmerwiedersehen entflieht, ein weißbeschwingter Vogel, ein Fleck mit blitzenden Punkten und bald ein entschwundenes Schemen. Vorwärts, das traute Hudsontal, die vieldurchflogene Straße hinab. Jetzt fliegt er niedriger, als der Mittagswind sich hebt und die Stromeswellen unter ihm kräuseln. Heimwärts! Heimwärts! Heimwärts! und schon kommen in der blauen Ferne die Türme der Großstadt in Sicht! Heimwärts! Heimwärts! Bei der großen, hochgeschwungenen Brücke von Poughkeepsie vorüber, tief am Ufer hin, wo der Wind sich hebt. Ach, nur zu tief. Welcher böse Gedanke treibt den Schützen, dort am Hügelrande im Juni herum-

Digitized by Google

Waiſen

Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas

Digitized by Google

Digitized by Google

zulungern, und läßt sein Auge auf das schimmernde Weiß fallen, das dort von Norden her das Blau durchmißt? O Arno, Arno, wenn du so niedrig streichst, erinnerst du dich da nicht an den Jäger von einst? Zu tief, zu tief nimmst du den Hügel da. Zu tief — zu spät! Puff-bang! und der tödliche Hagel hat ihn erreicht, getroffen, verstümmelt, aber nicht bezwungen. Zerbrochen flattern die gezeichneten Schwungfedern der Erde zu. Die Null ist aus seinem Seeflugbericht verschwunden; nicht mehr dreihundertsechzig Kilometer, sondern sechsunddreißig steht darauf zu lesen. O schändliche Unbill! Ein dunkler Fleck erscheint auf seiner Brust, aber Arno läßt sich dadurch nicht abhalten. Immer weiter geht der Heimflug, doch die wunderbare Schnelligkeit hat sich gemindert, kaum anderthalb Kilometer legt er noch in der Minute zurück, und der Wind rauscht und raschelt jetzt ganz anders in den zerzausten Schwingen. Der Fleck auf seiner Brust zeugt von gebrochener Kraft, aber vorwärts und geradeaus geht sein Flug. Die Heimat, die Heimat liegt vor seinen Augen, und vergessen ist aller Schmerz. Vorwärts, vorwärts — mag die Schwinge herabhängen, mag das Auge dunkler werden, der Trieb nach Hause wird nur immer mächtiger. Unter den hohen Klippen, die ihn vorm Winde schützen, fliegt er dahin, über die blitzenden Wellen, über die Bäume und dort jetzt unter dem Falkenhorst, wo die grauen, grimmen Lufträuber horsten, wie Wegelagerer spähen sie nach allen Seiten und bemerken die einsame Taube. Arno kannte sie schon von früher. So manche Botschaft seiner Kameraden lag unbestellt in jenem Neste, so manche lorbeergeschmückte Feder war von dort herniedergeflattert. Aber Arno hatte sich ihnen früher gewachsen gezeigt, und jetzt kam er wie früher — vorwärts, vorwärts, schnell, aber nicht so schnell wie sonst; das tödliche Blei hat seine Kraft gelähmt und seine Schnelligkeit gemindert. Vorwärts, vorwärts, und die beiden Falken, die den rechten Moment abgepaßt haben, schießen vorwärts wie zwei Armbrustbolzen, stark und blitzschnell, gegen den einen, der schwach und matt ist.

Was soll ich von der Hetzjagd sagen, die jetzt stattfand? Was soll ich die Verzweiflung malen, die das tapfere kleine Herz angesichts der vergebens, ach so sehr ersehnten Heimat zerriß? In einer Minute war alles vorüber. Triumphierend kreischten die Falken. Kreischend und flügelschlagend schwangen sie sich in ihren Horst, und die Beute in ihren Krallen war der Körper, war das letzte, was von unserm glanzvollen kleinen Arno übrig war. Dort in ihrem Felsennest röteten sich Schnabel und Krallen der Räuber von dem Blute des Helden.

In Stücke gerissen wurden die unvergleichlichen Schwingen und ihre Siegeskunde unbeachtet zerstreut. Im Sonnenschein wie im Regen lagen sie dort, bis die Räuber selbst ihr verdientes Schicksal traf und Flintenkugeln in ihrem Horst aufräumten. Und niemand wußte, welches Schicksal den unvergleichlichen kleinen Flieger getroffen hatte, bis die Ersteiger des Horstes tief unter dem Staub und Schutt des Piratennestes unter anderm dieser Art einen silbernen Ring, das Wahrzeichen der Rassebrieftauben, fanden und darauf die vielsagende Inschrift lasen: „Arno, 2590 C."

Morgenländische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Kalif berief einen berühmten Dichter an seinen Hof. Er wollte die Kunst erlernen, unter den Liedern, die man zu seinem Preise dichtete, die guten herauszufinden.

„Herr," sprach der Dichter, „nichts ist einfacher als das: wenn man dir in Zukunft wieder ein Lied darreichen wird, nenne es schlecht und abgeschrieben — und du wirst als der kunstverständigste Mann im Lande gelten."

*

Ein tatarischer Khan ritt mit seinem Gefolge auf die Jagd. Am Weg saß ein Derwisch und rief immerzu: „Für hundert Denare einen guten Rat." Der Khan war neugierig, ließ dem Derwisch hundert Denare auszahlen und fragte um den Rat.

„Was du tust — bedenke das Ende."

Die Höflinge brachen in Lachen aus — der Wesir schrie, man möge den Derwisch hinrichten lassen, er habe den Herrscher mit einem Wort getäuscht, das jeder im Munde führt. „Gerade weil es gang und gäbe ist, wird es so wenig befolgt," sprach der Khan sinnend, dankte dem Derwisch und ließ den Spruch über allen Türen seiner Paläste anbringen, über dem Thron und an allen Möbeln des Hausrates.

Nach einiger Zeit gedachte ein angesehener Führer am Hof des Khans seinen Herrn zu beseitigen. Er bestach den Leibarzt des Gebieters und besprach mit ihm, sie wollten den Khan bei nächster Gelegenheit vergiften. Bald danach ließ der Khan den Leibarzt kommen, er möge ihm zu Ader lassen. Schon wollte der Arzt den vergifteten Schnepper ansetzen, da fiel ihm der Spruch in die Augen, er stand über dem Bett geschrieben:

„Was du tust, bedenke das Ende."

Der Arzt erzitterte, legte das vergiftete Messer beiseite und ergriff ein andres. Aber der Khan hatte des Arztes Erregung bemerkt und fragte nach dem Grund. „Herr, das erste Messer ist stumpf gewesen."

„Du lügst, denn es ist scharf. Gestehe, Elender, warum du erbleicht bist."

Da warf sich der Arzt dem Herrn zu Füßen und beichtete. — Alsbald gingen Boten aus, den Derwisch zu suchen, der dem Khan einen so guten Rat gegeben hatte. Vergebens — sie fanden ihn nicht.

Digitized by Google

Selbstgespräch

Von

Felix Braun

Und wenn sie wüßte, daß ich nichts tu'
als immer nur träumen von ihr —,
sie schlösse vielleicht ihre Wohnung zu
und käme ins Zimmer zu mir.

„Ach du! Ich höre ein Flüstergewand:
an der Türe lauscht sie, versteckt.
Die Klinke, die ist von der zagenden Hand
wie mit lauter Schnee überdeckt."

Ach du! Eine Spalte, gefüllt mit Licht!
Die Tür schwebt auf wie im Wind. —
Hände, rasch vor mein Angesicht!
Augen, bleibt mir nicht blind! —

„Sag an, der du Tage und Nächte versäumst,
Fremdling der Liebe, du:
was riefst du ihr, von der du träumst,
als Gruß und Willkomm zu?"

Ach, Gruß und Willkomm wüßt' ich nicht,
wüßt' nicht ein liebes Wort. —
„O still —: jetzt zieht sie von deinem Gesicht
beide Hände fort.

Sie küßt dich mitten auf den Mund . . ."
— Ach! wär' es nur Stirn oder Haar —:
es währte mein Blühen im Herzensgrund
weit über mein Sterbejahr!

Digitized by Google

Arbeiterhäuser

Von

Architekt Ludwig F. Fuchs, Darmstadt

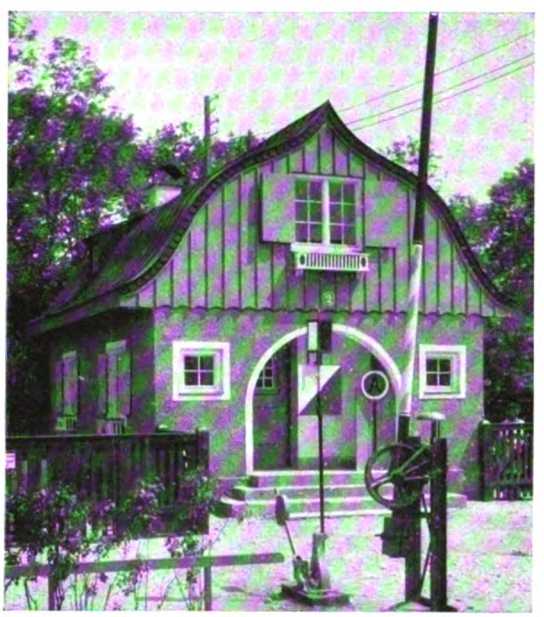
(Hierzu fünfzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Arbeiterhaus. Entworfen von Theodor Fischer

In der sozialen Fürsorge spielt die Beschaffung von billigen Kleinwohnungen eine Hauptrolle. So gut wie für einen gesunden Geist ein gesunder Körper Vorbedingung ist, ist wieder für beide eine gesunde Wohnung Voraussetzung. Gesund natürlich im weitesten Sinne. Es genügt noch lange nicht, daß alle hygienischen Forderungen der Neuzeit ihre Verwirklichung gefunden haben: deshalb kann die Wohnung doch frostig und unfreundlich sein. Es ist notwendig, daß sie auch praktisch und anheimelnd ist, kurz, daß sie die Bewohner an sich fesselt.

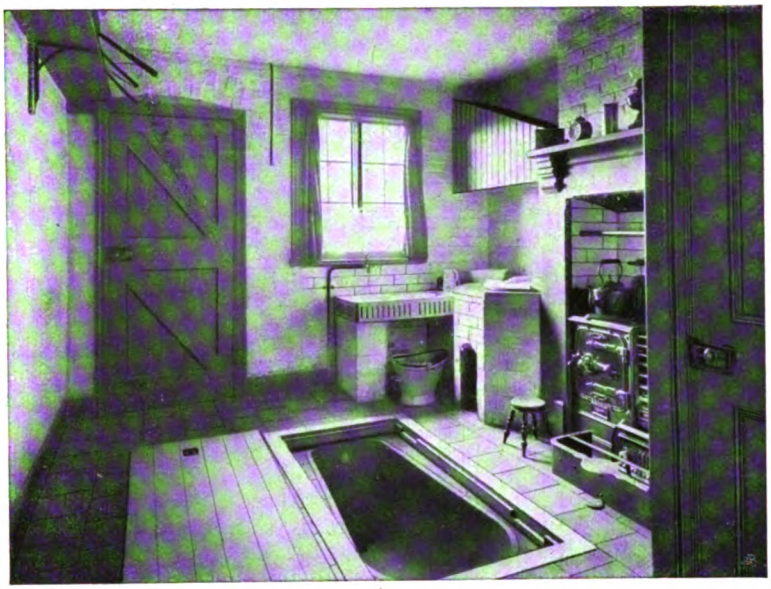
Der Beweis ist erbracht, daß eine vernünftige soziale Fürsorge, besonders wenn sie in der Familie die Grundlage des Staates sieht, mit in erster Linie das Wohnungswesen berücksichtigen muß, und es ist erfreulich, zu sehen, was auf diesem Gebiete in den letzten Jahren geleistet worden ist. Dürfte es doch kaum noch eine größere Stadt geben, in der nicht größere Mietshäuser, die wenig bemittelten Familien reinliche, wohnliche und billige Unterkunft gewähren, errichtet worden sind. Aber so sehr sie auch willkommen sind, das Ideal stellen sie noch lange nicht dar. Es sind immerhin Mietskasernen, in denen das wichtigste Gefühl niemals aufkommen kann: das Gefühl des eignen Herdes. Auch machen die Reibereien der einzelnen Familien untereinander den Aufenthalt oft genug zu einer Hölle.

Aber auch die gesundheitlichen Verhältnisse, selbst wenn die größte Reinlichkeit herrscht, sind durchaus nicht immer die günstigsten. Massenansammlungen von Menschen bieten Epidemien stets einen guten Boden. Es braucht ja nur in einer Familie eine Kinderkrankheit auszubrechen, und die „Gemütlichkeit“ ist im ganzen Hause gestört. Die Zinshäuser, die nur vier bis acht Familien Unterkunft gewähren und aus Kleinwohnungen bestehen, kommen dem Ideal schon viel näher. Ganz wird es aber nur erreicht von dem Kleinhaus, das eine, zwei, höchstens drei Kleinwohnungen enthält, deren jede ihren eignen Eingang hat. Der Errichtung solcher Einzelwohnhäuser stehen nun allerdings große Hindernisse im Wege. Größtmögliche Billigkeit muß die erste Vorbedingung sein. Hierfür hat als erster Grundsatz zu gelten: möglichste Terrainausnutzung. Es ist aber sonnenklar, daß der Bauplatz durch ein vierstöckiges Gebäude weit intensiver ausgenutzt wird als durch ein- bis zweigeschossige Häuschen. Also in vertikaler Richtung kann diese Ausnutzung nicht erzielt werden. Es bleibt also nur der Ausweg, das Baugelände selbst zu verbilligen. Leider kommt man da fast immer mit den mehr oder weniger veralteten Bebauungsplanbestimmungen der Baugesetze in Konflikt. So sind zum Beispiel die Breiten der Wohnstraßen, also solcher, die nicht vom Verkehr durchflutet werden, meist viel zu groß vorgeschrieben. Besonders für die Kleinhäuserviertel könnten dieselben ganz bedeutend verringert werden. Das eingesparte Gelände könnte eine wesentliche Verbilligung der Bauplätze herbeiführen. Allerdings wäre es notwendig, eine durchgreifende Scheidung von Verkehrs- und Wohnstraßen anzuordnen. Auch das Verbot, außerhalb



Streckenwärterhaus
Entworfen von August Blößner, München

Digitized by Google



Küche mit versenktem Bad in einem englischen Arbeiterwohnhaus

des Ortsbauplanes zu bauen, gehört hierher. Gerade solches Gelände eignet sich seiner Billigkeit wegen ganz besonders für Kleinhäuser, einzeln und in Kolonien. Eine andre Vorschrift wieder verlangt eine Mindestbreite der Häuserfront, die oft über das Maß des Kleinhauses hinausgeht. Freilich besitzen die meisten Verordnungen so viel Elastizität, daß sie sich bei etwas gutem Willen der guten Sache dienstbar machen lassen, besonders wenn sie so weit gegriffen sind, daß sie die Schaffung besonderer Ortsbaustatuten und Polizeireglements zulassen. Immerhin wird eine Regelung dieser wichtigen Gesetze angestrebt werden müssen, und zwar, wie man vorgeschlagen hat, nach dem Staffelsystem. Es wären für die einzelnen Distrikte der Bauzonen jeweils verschiedene Bauordnungen zu erlassen. Andre für die Villenkolonie, andre für das Arbeiterviertel, wieder andre für das streng zu isolierende Fabrikviertel und so fort.

Die gleiche übertriebene Bevormundung, wie wir sie oben kennen gelernt haben, erstreckt sich auch auf das Innere der Häuser. Vorschriften über Mauerstärken und Treppenbreiten, wie sie bei Mietshäusern oft gewissenloser Spekulanten Sinn und Berechtigung haben, können bei dem kleinen Eigenhause mit seinen winzigen Verhältnissen direkten Schaden anrichten. Aber wenn das Kleinhaus auch kein Eigenbau ist, sind dennoch keine Vorschriften nötig: hier kann beim besten Willen nicht viel Unglück passieren. Ein andrer Fall. Warum schreibt man eine Stockwerkhöhe von drei Metern allgemeingültig vor, wie das vielerorts baugesetzlich ist? Dem denkenden Zinshaus- und Villenbewohner ist sie meist schon ein Aergernis. Für den Kleinhausbewohner aber ein ausgerechneter Schaden. Hauptsächlich sind es die Aerzte, die der

Englische Einfamilienhäuser in Bourneville. Entworfen von W. A. Harvey-Birmingham

Digitized by Google

Altes englisches Dorfwirtshaus, dessen Architektur vorbildlich wurde für den Stil der Arbeiterhäuser

größeren Luftmengen halber für solche Zimmerhöhen eintreten. Aber was hilft das größte Quantum Luft, wenn es nicht öfters erneuert wird? Und das geschieht bei einem hohen Zimmer, das sich entsprechend langsamer erwärmt, sicher weit weniger wie bei einem niedrigen. Von den teureren Vorhängen ganz zu schweigen. Aber hingewiesen muß werden auf das Trauliche, Anheimelnde eines Zimmers von nur 2,50 Meter Höhe. Die Arbeiterhäuser der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, die auf der Münchner Ausstellung zu sehen waren, hatten sogar nur eine Stockwerkhöhe von 2,30 Metern. Und waren sie nicht das Entzücken aller Besucher? Große Geschoßhöhen verteuern aber nicht nur den Bau durch Materialverschwendung, sondern sie verlangen gemäß unsern Bauordnungen auch eine entsprechende Verbreiterung der Straße, da Haushöhe und Straßenbreite in ganz bestimmter Beziehung zueinander stehen müssen. Wie wir oben gesehen haben, kommt die Ersparnis an Straßengelände dem Bauplatz zugute.

Von Vorgärten könnte meines Erachtens bei Arbeiterhäusern ganz Abstand genommen werden, ohne deshalb eine besondere Verbreiterung der Straße dafür festzusetzen. Der Garten gehört ins Innere des Häuserblocks. Aber gerade hier liegt wieder eine Schwierigkeit. Die meisten Bauordnungen schreiben gemäß des Staffelsystems für die peripherische Zone eine gelockerte Bauweise vor. Selbstverständlich wird hierdurch abermals Boden verschluckt und die Bausumme vermehrt. Die Bauordnung wäre also in dem Sinne umzuändern oder zu — deuten, daß an Stelle der offenen Bauweise einzelne Häusergruppen treten, die in sich bis zu fünf Kleinhäuser vereinigen. Auch die halboffene Bauweise wäre zu empfehlen, bei der eine Blockseite vollkommen geschlossen ist, während die übrigen den Bestimmungen für die offene Bebauung genügen. Weiter müßten die baupolizeilichen Bestimmungen dahin wirken, daß das Blockinnere möglichst von Gebäuden frei bleibt. Der freie Platz könnte zu Gärten verwendet werden. In seinem Zentrum wäre vielleicht — nach Königsberger Muster — ein Spielplatz anzulegen. Dann kann auch das vorgeschriebene unbebaute Gelände um die einzelnen Häuser entsprechend kleiner sein, da auch ohnedies genügende Durchsonnung und Durchlüftung vorhanden ist.

Das sind aber nicht die einzigen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Sie kommen eigentlich sogar erst in zweiter Linie. Die erste und oberste Frage lautet: Woher ist das Baukapital zu nehmen? Ist es doch ein seltener Fall, daß der kleine Mann selbst über die notwendige Summe

Arbeiterhaus von Walbe (Hessische Landesausstellung)

Digitized by Google

Wirtshaus in der Arbeiterkolonie Gmindersdorf bei Reutlingen. Entworfen von Theodor Fischer

verfügt. Zudem wird es meist an der notwendigen Initiative fehlen. Wirkliche Vorteile gewährt auch hier nur der Zusammenschluß vieler, da er allein nur die Möglichkeit gibt, die zahllosen Schwierigkeiten zu beseitigen. Das war der leitende Gedanke bei der Gründung der zahlreichen gemeinnützigen Bauvereine. Also eine Neuerscheinung auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens. Es würde viel zu weit führen, an dieser Stelle all die Wege aufzuzählen, die von diesen Vereinen zur Beschaffung des Baugeldes eingeschlagen werden. Einige müssen jedoch Erwähnung finden. Zunächst kommt die Inanspruchnahme des Reiches in Frage. Das Deutsche Reich hat vom Jahre 1901 bis 1904 15 Millionen Mark zur Gewährung von Darlehen bereitgestellt an solche Bauvereine, die mindestens 100 Mitglieder besitzen und deren Kapital 30000 Mark beträgt. Der Zinsfuß beträgt 3 Prozent, die Tilgung mindestens 1 Prozent. Preußen hat zu demselben Zwecke bis 1902 32 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, Bayern beleiht Häuser des Staatsbahnpersonals. Sehr günstige Bedingungen gewähren Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg-Gotha. Das erstgenannte Herzogtum stellte 1901 350000 Mark zur Verfügung zu 2 und $2^1/_2$ Prozent bei $1^1/_2$ bis 2 Prozent Tilgung. Es leiht das Geld an die Gemeinden, die es unter gleichen Bedingungen nach eignem Ermessen weiterzugeben haben. Noch entgegenkommender ist Sachsen-Coburg-Gotha, das 200000 Mark unverzinslich, teils zu geringem Zinsfuß ausgeliehen hat. Lübeck bewilligte 150000 Mark zu 3 Prozent bei 1 bis 2 Prozent Tilgung, Hamburg 1200000 Mark zu 4 Prozent, zehn Jahre unkündbar, dann gegen Rückzahlung in zehn Jahresraten. Als bei weitem wichtigste Geldquelle kommen die Landesversicherungen in Betracht. Sie beleihen 60 bis 70 Prozent des Bauwertes einschließlich des Grund und Bodens. Insgesamt haben 31 derartige Anstalten $109^1/_2$ Millionen, davon zirka 89 Prozent innerhalb der Mündelsicherheit ausgeliehen. Davon entfällt ein großer Teil auf die gemeinnützigen Bauvereine. Ganz besonders günstige Bedingungen gewähren die Landesversicherungsanstalten der Provinzen Hannover und Westfalen. In Hannover wurden bis 1. Januar 1906 an 30 Baugenossenschaften 9,8 Millionen Mark zu 3 bis $3^1/_2$ Prozent ausgeliehen. Werden die Zinsen pünktlich bezahlt, verzichtet die Anstalt für 25 Jahre auf das Kündigungsrecht.

In Westfalen verlieh die Landesversicherung bis Ende 1905 für Kleinwohnungsbauten 10297585 Mark zu 3 Prozent, wobei bei über 4 Millionen Mark von den Gemeinden Bürgschaft geleistet wurde. Dieselben haben — wie besonders hervorgehoben werden muß — bisher keinerlei Verlust erlitten. Die idealsten Zustände herrschen in der Rheinprovinz, wo die Landesversicherung nicht nur zu sehr günstigen Bedingungen Baugelder leiht gegen Bürgschaft der Gemeinden, sondern auch ebensogut, wenn die darlehenheischende Baugenossenschaft dem Revisionsverband der Rheinischen Baugenossenschaften, dessen Sitz in Düsseldorf ist, angehören oder sich seiner Kontrolle unterwerfen. Dazu kommt noch eine außerordentlich weitgehende Gelegenheit, selbst über die Mündelsicherheit hinaus Baugelder zu beschaffen. Der frühere Staatssekretär Graf von Posadowsky hat am 18. April 1907 im Reichstag erklärt, daß nach gesetzlichen Bestimmungen ein Viertel des Vermögens der Invalidenversicherungsanstalten, mit Zustimmung der dafür haftbaren Kommunalverbände sogar die

Digitized by Google

Hälfte, zu humanitären Zwecken nicht mündelsicher angelegt werden können. Das wären nach dem jetzigen Stande 569 Millionen Mark. Davon sind heute erst 27,4 Millionen aufgewandt. Davon wieder ungefähr die Hälfte in dem Jahre, das dieser Erklärung folgte. Mögen die Hoffnungen, welche die Förderer des Kleinwohnungswesens auf diese Hilfsquellen setzen, in vollem Maße in Erfüllung gehen!

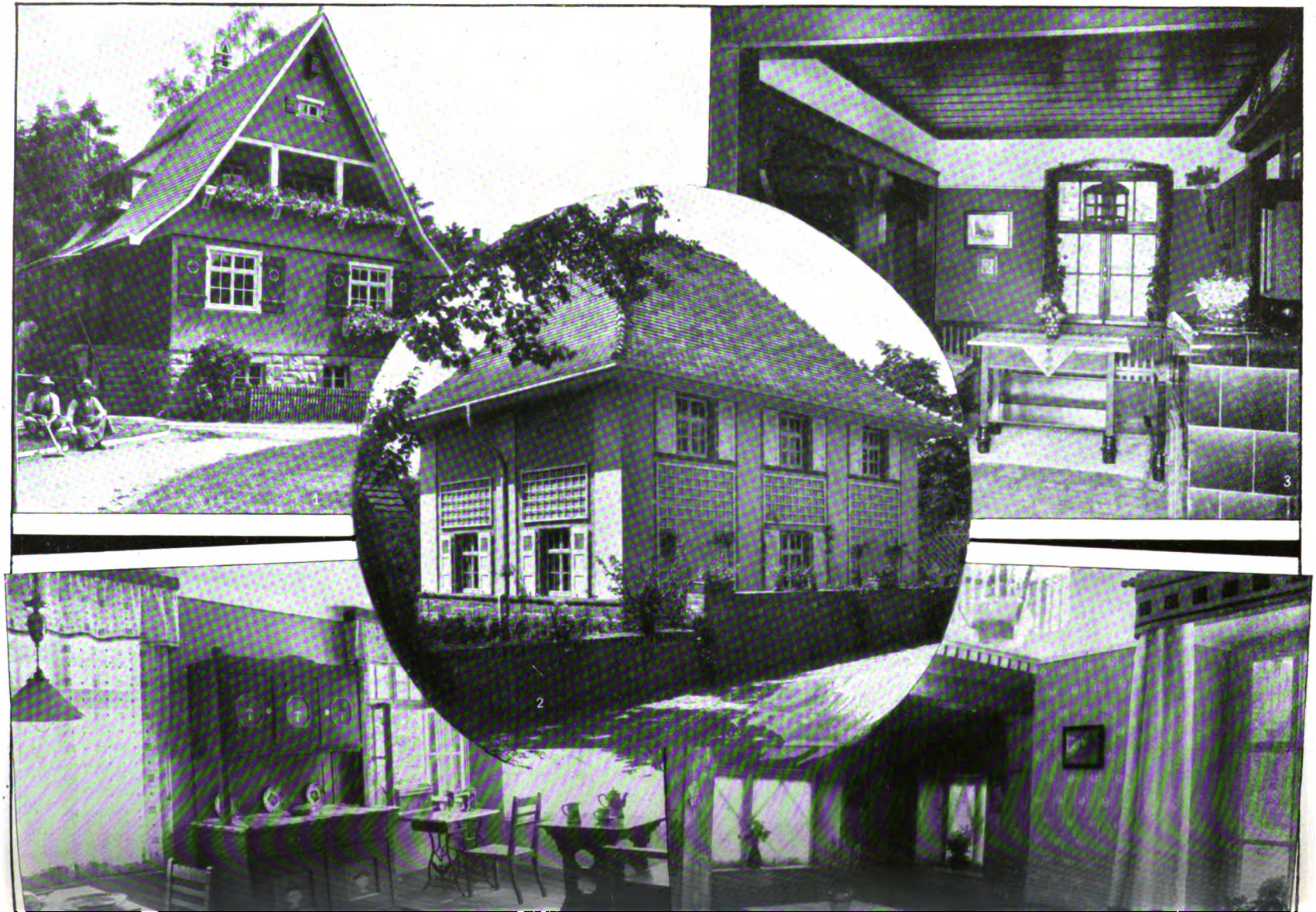
Der von dem Hessischen Ernst-Ludwig-Verein zur Hebung des künstlerischen Niveaus der Kleinhäuser veranstaltete Wettbewerb zeitigte ein Resultat von hoher Bedeutung, das, zu einem Werke von 66 Tafeln zusammengefaßt, vom Verein im Selbstverlag herausgegeben wurde. Die Beachtung, die dieser Wettbewerb nicht nur im engeren Vereinsgebiet, sondern im ganzen Reiche und im Ausland gefunden hat, ist der beste Beweis, daß es sich um eine Tat handelt, die einen entschiedenen Schritt vorwärts bedeutet und die ihre Früchte tragen wird.

Durch diesen schönen Erfolg ermutigt, ist der Verein noch weiter gegangen. Auf der vorjährigen „Hessischen Landesausstellung für freie und angewandte Kunst" in Darmstadt führte er eine ganze Kleinwohnungskolonie vor, die namhafte Architekten zu Urhebern hatte und Beispiele aller vorkommenden Typen zeigte. Es waren da zwei Einfamilienhäuser, ein Doppelhaus für zwei Familien und drei Einfamilienhäuser. Sechs hessische Großindustrielle haben die Baukosten, die der Inneneinrichtungen und der Gartenanlagen übernommen. Die Entwürfe stammen von den Architekten Georg Metzendorf, Joseph Rings, Mahr — in Firma Mahr & Markwort —, Professor Walbe, Professor Olbrich und A. Wienkoop. Unsre Bilder mögen zeigen, wie diesen Architekten fast durchweg eine wirklich künstlerische Durchbildung gelungen ist. Das ist für uns hier die Hauptsache, und es soll nicht an Kleinigkeiten herumgemäkelt werden. Nur auf eines glauben wir hinweisen zu müssen. Es ist die Verwendung von Volkskunstmotiven bei dem Mobiliar, die uns hin und wieder befremdet. An den prachtvollen Bauerntöpfereien haben wir natürlich nichts auszusetzen. An diese ist dort, wo sie erzeugt werden, jeder, nicht nur der kleine Mann, gewöhnt. Aber wenn schon die künstliche Wiederbelebung der Volkskunst bei Gegenständen für das Landvolk Bedenken erregen muß, so ist die Verwendung dieser Formen beim Arbeiterhaus — und der Arbeiter ist es doch, der hier meist in Frage kommt — erst recht unangebracht. Der Arbeiter steht gemäß seiner sozialen Stellung auf ganz anderm Boden wie die Bevölkerungsschicht, die das hervorbrachte, was wir Volkskunst nennen. Arbeiter und Bauer könnte man fast als Gegensätze bezeichnen, was jeder bezeugen kann, der die Verhältnisse in den Dörfern kennt, wo beide durcheinander wohnen. Dem Arbeiter, als einer modernen Erscheinung, gehört seine eigne Formensprache. Wer diese Sprache versteht, wird besonders an den Zimmern Metzendorfs und Mahrs seine Freude haben.

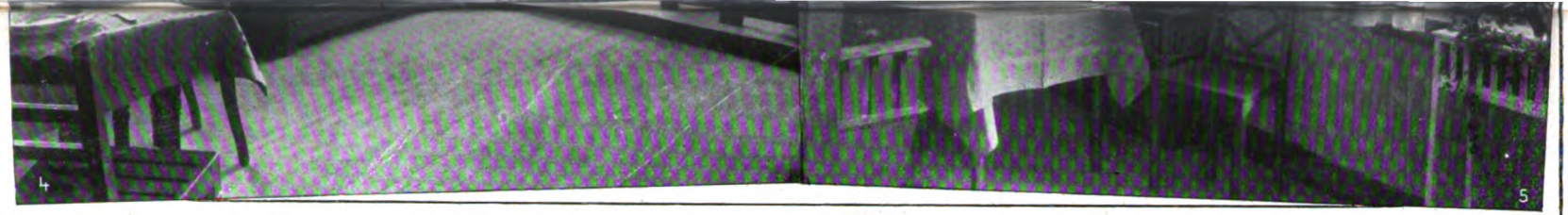
Die Baukosten dieser Musterhäuser weichen nicht wesentlich ab von den ortsüblichen. Folgende Normen wurden dafür festgesetzt. Das Einfamilienhaus darf nicht mehr kosten als 4000 Mark, das Zweifamilienhaus höchstens 7200 Mark. Mit dem Bauplatz, der selbstverständlich ein billiger sein muß, kostet ein Haus 4500 beziehungsweise 8000 Mark.

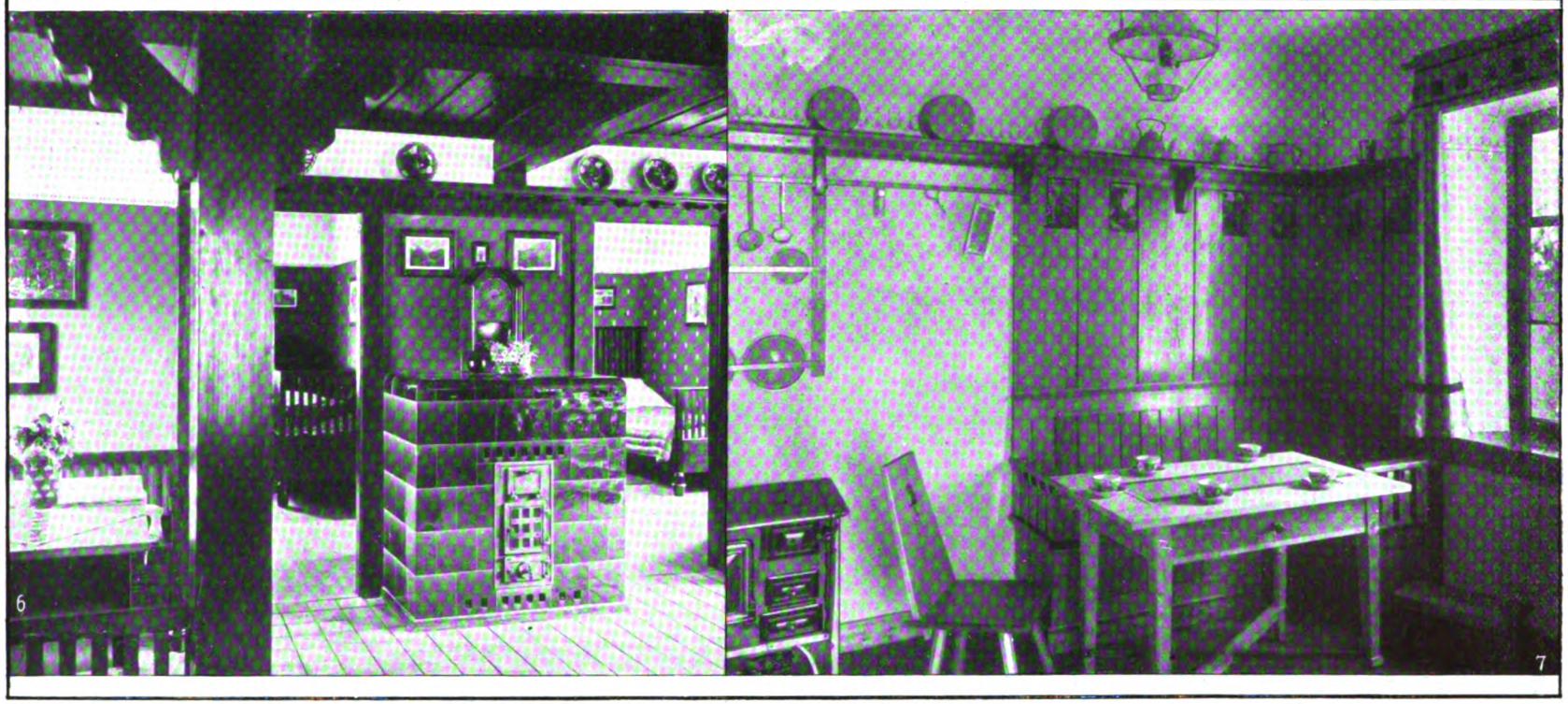
Kaufhaus in der Arbeiterkolonie Gmindersdorf bei Reutlingen. Entworfen von Theodor Fischer

Digitized by Google



Digitized by Google





1 und 4 Außen- und Innenansicht des Arbeiterhauses Junghans, Schramberg, Architekt: Professor F. Schuster, Stuttgart (Stil des Schwarzwaldhauses); 2 Doppelfamilienhaus von Gg. Metzendorf (Straßenfront); 3 Innenraum des Hauses Metzendorf; 5 Ecke in einem Arbeiterhause vom Architekten Mahr, Darmstadt; 6 Wohnraum und Schlafzimmer im Hause Mahr; 7 Küche im Hause Mahr

Moderne Arbeiterhäuser

Digitized by Google

Für das Mobiliar wurden vorgeschrieben:

Küche	141—190	Mark
Schlafzimmer . .	171—216	„
Wohnzimmer . .	200—260	„
Zusammen	512—666	Mark.

Die meisten Kleinhäuser der Darmstädter Ausstellung bieten für diese Summen sogar vierräumige Wohnungen.

Das entzückende kleine Arbeiterdörfchen mit dem schönen Brunnen in der Mitte und dem Odenwaldpanorama als Hintergrund war sicher der Clou der Ausstellung. Das Interesse bei allen Bevölkerungsschichten und besonders auch der Fremden war über alles Erwarten groß. Als äußerer Erfolg sei hier mitgeteilt, daß amerikanische Interessenten um Ueberlassung der Entwürfe gebeten haben. Sie sollen jenseits des großen Wassers ausgestellt werden. Ferner hat sich die Firma Krupp in Essen den Architekten Georg Metzendorf als Baumeister für ihre Arbeiterhäuser verschrieben.

Wir haben gesehen, daß auch auf der Münchner Ausstellung der neue Gedanke Verkörperung gefunden hat. Die deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, Dresden-München, haben hier zwei wohnfertig eingerichtete Arbeiterhäuser für die von ihnen gegründete Gartenstadt Hellerau bei Dresden aufgebaut. Alle Entwürfe stammen von dem bekannten Architekten Professor Richard Riemerschmid in München-Pasing. Das, was die Darmstädter Häuserkolonie so interessant macht, die verschiedenen Auffassungen der Architekten, fehlt also hier, wo nur ein einziger zu Worte kommt. Das tut natürlich der künstlerischen Qualität keinen Abbruch, ebensowenig wie der praktischen. In einer Beziehung scheinen sie uns den wirklichen Verhältnissen sogar näher zu kommen. Sie sehen den Reihenbau vor, das heißt die Aneinanderreihung des gleichen Typs in langer Flucht. Die Einsparung an Heizungs- und Baukosten werden wohl dazu führen, daß der vom ästhetischen Standpunkt willkommenere Einzelbau gegenüber dem Reihenbau zurücktreten muß.

Bezüglich der Preise finden wir folgende Angaben: Doppelhaus I 14500 Mark ohne Grundstück, entsprechend einer Monatsmiete von 28 bis 30 Mark unter Voraussetzung eines Betrages von 1200 Mark für Grundstück und Einfriedigung. Haus II, an das sich der gleiche Typus in langer Reihe anschließt, 4700 Mark ohne Grundstück, entsprechend einer Monatsmiete von 20 Mark unter Voraussetzung eines Betrages von 700 Mark für Grundstück und Einfriedigung.

An dieser Stelle sei auch das nette Streckenwärterhäuschen mit dem hübschen Nutzgarten auf der Münchner Ausstellung erwähnt, das August Blößner mit staatlicher Subvention erbaut hat. Im Erdgeschoß enthält es eine kleine Halle, ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und eine Speisekammer. Das Dachgeschoß kann zwei Kammern aufnehmen. Wenn die Erkenntnis, daß auch ein Bahnwärterhäuschen schön sein kann, früher gekommen wäre, würden wir statt mancher Naturverschandelung eine Idylle besitzen. Auch die ästhetische Bereicherung, welche die Kleinhäuser dem Städte- wie Landschaftsbild bringen werden, darf nicht zu gering angeschlagen werden. Daß eine derartige Arbeiterkolonie auch einen sozialen und ästhetischen Mittelpunkt haben muß, liegt auf der Hand. Unsre beiden nebenstehenden Abbildungen zeigen solche Zentren der von dem bekannten Architekten Professor Dr. Theodor Fischer entworfenen, von der Firma Ulrich Gminder, G. m. b. H. erbauten Arbeiterkolonie Gmindersdorf bei Reutlingen, die in mancher Hinsicht als vorbildlich gelten kann. Vorerst aber ist noch viele unverdrossene Arbeit zur Verbreitung der sozial so außerordentlich bedeutungsvollen Bewegung notwendig, wenn wir auch nicht bezweifeln, daß sie einst zum allgemeinen Durchbruch gelangen wird.

Wachgesicht

Von

Katharina Weise

In diesen klaren Nächten dann und wann —
Der Ostwind hält gleich mir den Atem an —
Ist's mir, als hört' ich fernes Gläserklingen,
Ein freches Lied von frechen Stimmen singen.
Und wie Verachtung mit dem tollen Chor
Dringt deines Mundes Spottgelächter vor.
Ich sehe dich. Ein Fremdling in dem Kreis,
Die Augen flammend, Stirn und Wangen heiß,
Neigst du als Sieger einem Mädchen dich,
Im Dunkelhaar — ach, schöner wohl als ich!
Und wie dein Glas an ihrem — klirr! — zerschellt,
Ist es mein Glück, das ihr zu Füßen fällt.

Digitized by Google

Wie mißt und bezahlt man elektrisches Licht?

Von

Hans Bourquin

Weiter und weiter hat sich das elektrische Licht verbreitet. Sehr viele Leute haben täglich mit demselben zu tun. Aber im allgemeinen überläßt dabei der Laie alles, was nach einer Berechnung aussieht, dem Fachmann, weil es ihm unheimlich wird, wenn er sich mit „Volt", „Ohm", „Ampere" und „Watt" abgeben soll. Man fügt sich eben dem Rat der Firma, läßt den Installateur arbeiten, wie er es für notwendig erklärt, und zahlt mehr oder weniger seufzend die Summe, die der unerbittliche Zählapparat mit seinem unermüdlichen Fortschritt verlangt.

Es mag sein, daß alle elektrischen Vorgänge letztlich etwas ganz Dunkles sind, worüber wir nur schüchtern Vermutungen aussprechen können: die rein praktische Orientierung bei einer Lichtanlage ist verhältnismäßig einfach, und es soll der Versuch der folgenden Zeilen sein, dem Leser zu zeigen, wie sich jeder über Helligkeit und Preis seines elektrischen Lichtes selbst klar werden kann, und wie man sich durch Wahl einer passenden Lampe die Beleuchtung billig einrichtet.

Wie mißt man zuerst die Lichtstärke?

Alles „Messen" ist einfach ein „Vergleichen", und es wird darum nötig sein, ein Normalmaß zu finden. Als solches galt früher die „Normalkerze". Sie wurde aus möglichst reinem Paraffin hergestellt, und es ging ein Dutzend derselben auf zwei Pfund. Man sieht nun aber ein, daß sich solche Kerzen nicht immer genau in gleicher Weise herstellen lassen, und daß es darum schwierig ist, dieses Maß festzuhalten. Der bekannte Elektriker Hefner-Alteneck konstruierte darum die „Hefnerkerze". Es ist das Licht einer Amylacetatlampe, die einen bestimmten Docht hat, und deren Flamme 40 Millimeter hoch brennt. Freilich scheint dieses Maß viel umständlicher zu sein: es hat aber auch den Vorteil, sich stets gleichmäßig herstellen zu lassen.

Um sich ein Bild von der Stärke solch einer Hefnerkerze zu machen, möge eine Petroleumlampe verglichen werden. Eine solche mit einem 14linigen Brenner gibt, wenn sie gut gereinigt und die Luft nicht verdorben ist, etwa 30 Hefnerkerzen. Manchem wird es geläufiger sein, sich ein Bild nach der 16kerzigen Lampe zu machen, die man häufig im Zimmer bei elektrischem Licht und auf der Straße bei gewöhnlichen Gasflammen findet. Begegnet dem Leser der Kunstausdruck „HK", so handelt es sich um Hefnerkerzen. Mehr veraltet ist das Maß „NK". Diese Normalkerze ist ungefähr $^5/_4$mal so lichtstark, und es findet also zwischen Hefner- und Normalkerze dasselbe Umrechnungsverhältnis statt wie zwischen Celsius- und Reaumurzahlen.

Wie berechnet man ferner, was das Licht kostet?

Man hat vielleicht eine allgemeine Vorstellung, wieviel etwa monatlich im Haushalt für die verschiedenen Lampen zu zahlen ist, und man klagt wohl auch über den hohen Preis.

Das ist aber keine gründliche Berechnung, welche Klarheit schafft und vielleicht zu zweckmäßiger Abhilfe führt. Besonders da, wo man solches Licht wieder weiter verkauft, wie es zum Beispiel der Hotelier tut, kann nur auf Grund einer genauen Berechnung der Preis, den der Gast zu zahlen hat, sachgemäß festgestellt werden.

Schraubt man eine elektrische Lampe ab, dann findet man oben etwa angegeben: 220 16. Das bedeutet: die Lampe muß 220 Volt Spannung haben und gibt dann 16 Kerzen Stärke. Das genügt allerdings, um sie praktisch zu brauchen: man weiß, wo sie ihren Platz hat, und man ist unterrichtet, was sie zu leisten verspricht.

Aber es genügt nicht, um den Preis einer Brennstunde zu ermitteln. Dazu muß noch eine Frage beantwortet werden, damit wir den Verbrauch zuerst kennen lernen. Wieviel Ampere Strom hat die Lampe? Die Firma, welche die Lampe liefert, der Arbeiter, welcher die Leitung anlegt, der Katalog, welchen man sich etwa hat senden lassen, sie geben bereitwilligst Auskunft; denn es handelt sich ja um kein Geheimnis. Nehmen wir bei unsrer Lampe an, daß sie $^1/_4$ Ampere Strom habe.

Jetzt läßt sich schon der Verbrauch berechnen. Wir multiplizieren nämlich 220 (Voltzahl) mit $^1/_4$ (Amperezahl) und erhalten: 55. Dann braucht die Lampe 55 „Watt" und verzehrt in der Stunde 55 „Wattstunden".

Um aber festzustellen, was diese kosten, muß noch die Taxe ermittelt werden, nach welcher das betreffende Elektrizitätswerk seinen Strom abgibt. Man rechnet da allgemein nach „Kilowattstunden". Die Kilowattstunde beträgt 1000 Wattstunden.

Die Werke geben den Strom sehr verschieden teuer ab: wo Wasserkraft zur Verfügung steht, wird der Preis niedriger sein, als wo man Dampfmaschinen zur Erzeugung des Stromes braucht. Nehmen wir einmal den ziemlich hohen Preis von 60 Pfennigen für die Kilowattstunde an. Jetzt läßt sich feststellen, was unsre 16 Kerzen in der Brennstunde wert sind.

Da nämlich 1000 Wattstunden 60 Pfennige kosten, so kosten 55 Watt nur $^{55}/_{1000}$ von 60 Pfennigen:

Digitized by Google

das sind 3,3 Pfennige. Die einzelne Kerze kommt dann in diesem Fall auf den 16. Teil zu stehen, und so gewinnt man ein Bild, wie sich die Beleuchtung im Preise stellt.

Aus derartigen Berechnungen kann man auch ersehen, wie der Wirt elektrisches Licht an den Gast abgeben kann. Nimmt man zum Beispiel an, daß in einem Zimmer eine Lampe von 16 Kerzen brennt, und daß dieselbe täglich durchschnittlich 2 Stunden gebraucht wird, so würde das Licht den Wirt 14-mal 3,3, das heißt 46,2 Pfennige wöchentlich kosten. Rechnet man also die Beleuchtung mit 50 Pfennigen an, so bleibt schon ein kleiner Gewinn übrig.

Häufig findet man in Preisverzeichnissen gleich angegeben, wieviel Watt die Kerze braucht. Eine sehr billige Lampe, eine „Sparlampe" ist die sogenannte „Osramlampe". Sie braucht pro Kerze nur ein Watt. Eine Lampe mit 32 Kerzen würde dann 32 Watt brauchen, und wenn man die Kilowattstunde wieder mit 60 Pfennigen ansetzt, so kostet die Brennstunde $^{32}/_{1000}$ von 60 Pfennigen, das heißt 1,92 Pfennige.

Dieser Preis gilt aber für 32 Kerzen; bei der Kohlenfadenlampe berechneten wir vorher für 16 Kerzen 3,3 Pfennige! Wir sehen nun schon, daß die verschiedenen Lampen sehr verschieden teuer arbeiten — und das führt uns auf den nächsten Punkt.

Wenn jemand eine neue Anlage errichtet, so wird es sich sehr empfehlen, nicht einfach einem Gebrauch oder einer Tradition zu folgen, sondern ein recht gründliches Rechenexempel durchzuarbeiten, um sich zu überzeugen, was für Lampen zu wählen sind. Man kann Hunderte von Mark jährlich bei einem großen Haushalt ersparen, wenn man die richtige Wahl trifft!

Meist werden ja die gewöhnlichen Kohlenfadenlampen angewendet. Sie sind billig, weil das Stück nur 40 bis 70 Pfennige kostet; sie werden für jede gebräuchliche Spannung hergestellt, passen überall hin und sind — das ist vielleicht das Entscheidende — am meisten bekannt und verbreitet.

Aber sie bieten das teuerste Licht. Prüft man die Farbe dieser Lichtquelle, so wird man bemerken, daß sie rötlich ist. Man sieht also, daß der Faden nur bis zur Rotglut erhitzt ist. Wäre die Faser weniger empfindlich, so könnte man die Lampe so einrichten, daß ihr mehr Wärme zugeführt wird; dann geriete der Faden in Weißglut, und dies wäre nicht nur darum günstiger, weil weißes Licht schöner und reiner ist, sondern auch aus ökonomischen Gründen. Je höher nämlich die Temperatur steigt, um so größer wird die Ausstrahlung im Verhältnis zu der Wärme, die hineingeliefert wird.

Etwa halb so teuer als bei der Kohlenfadenlampe stellt sich das Licht bei der Nernstlampe: auch sie ist in jedes gebräuchliche Spannungsnetz einschaltbar. Ihre Anschaffung ist jedoch etwas kostspieliger, und besonders die feineren Ausstattungen sind teuer. Die Grenzen des Preises liegen etwa zwischen 3 und 50 Mark. Schon dies wird manchen Käufer abschrecken, doch würde auf die Dauer die Stromersparnis angenehm empfunden werden. Hier kommt ein Stäbchen aus Magnesia, der andre Erden beigemengt werden, zum Glühen. Da diese Komposition eine sehr hohe Temperatur verträgt, erhält man ein weißes und ökonomisch sehr angenehmes Licht.

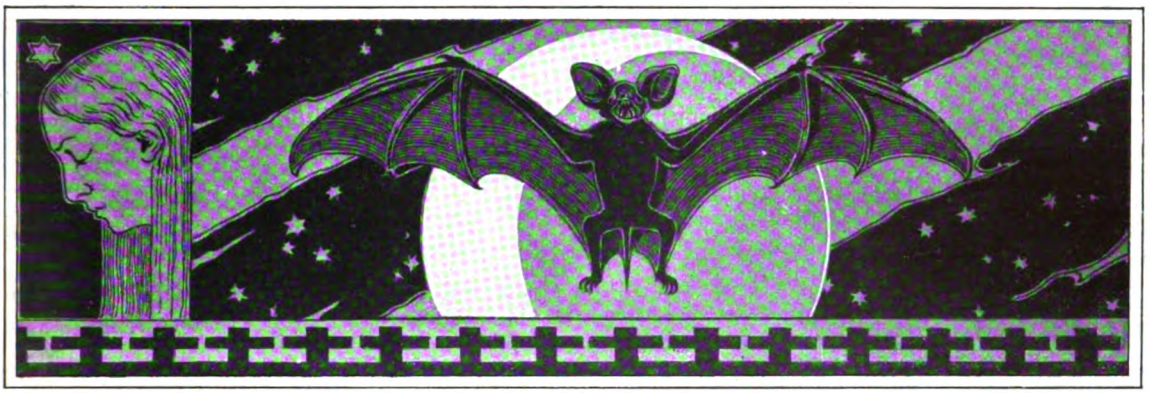
Nur ist hier ein kleiner Uebelstand zu beklagen. Das Stäbchen leitet den Strom nämlich erst, wenn es warm ist, und zu diesem Zweck möchte es erst Strom haben! Die Erwärmung muß daher auf einem andern Wege erreicht werden. Es geschieht dadurch, daß man jenes Stäbchen mit einer Metallspirale umgibt. Durch sie fließt zuerst der Strom, macht sie glühend und erwärmt dadurch das Stäbchen bis auf etwa 700 Grad. Nun leitet es selbst und gibt ein schönes Licht, während sich die Spirale, die nun ihren Dienst getan hat, selbsttätig ausschaltet. —

Zwei andre „Sparlampen" sind die Osram- und die Tantallampe. Sie sind nicht allzu teuer. Die erstere kostet 3 bis 6, die letztere 2,50 Mark. Besonders die überaus ökonomische Osramlampe würde wohl noch weiter verbreitet sein, wenn sie — ebenso wie die Tantallampe — für sehr hohe Spannungen besser eingerichtet wäre. Osmium und Tantal sind nämlich zwei Metalle, die als solche den Strom gut leiten. Bei ihnen ist es darum schwierig, eine hohe Spannungsdifferenz aufrechtzuerhalten. Man muß darum oft zu künstlichen Schaltungen greifen. Denn die Spannung, mit der man rechnen muß, kann man meist nicht willkürlich bestimmen: sie hängt von der Art ab, wie das liefernde Werk eingerichtet ist. Hat man zum Beispiel 220 Volt Spannung, so wird sich eine passende Kohlenfaden- oder Nernstlampe dafür finden lassen. Für Osram- und Tantallampe dagegen ist die Spannung doppelt so groß, als sie sein sollte. Man muß sich dann dadurch helfen, daß man immer zwei Lampen „hintereinander schaltet", das heißt, so anordnet, daß der Strom erst die eine, dann die andre durchfließt, so daß auf jede eine Spannung von 110 Volt kommt, wofür sich die Typen finden lassen.

Zum Schluß sei eine kleine Gegenüberstellung der verschiedenen Lampen betreffs der Brennkosten gegeben. Sie zeigt, wie viel Watt die Kerze gebraucht und was die Kerze jährlich kosten wird, wenn man annimmt, daß sie im Jahr 1000 Stunden lang brennt, und daß die Kilowattstunde a) mit 60, b) mit 50 Pfennigen berechnet wird.

	braucht pro Kerze: Watt:	Kosten: Mark: a)	b)
Osram	1	0,60	0,50
Nernst	1,5 bis 1,6	0,90 bis 0,96	0,75 bis 0,80
Tantal	1,5 bis 2,3	0,90 bis 1,38	0,75 bis 1,15
Kohlenfadenlampe	3,5	2,10	1,75

Digitized by Google



Schatten aus einem Jenseits

Von

Hans Freimark

(Hierzu dreizehn Abbildungen)

Noch nie haben sich die Menschen mit dem Gedanken befreunden mögen, daß mit dem Zerfall der derzeitigen Form ihrem Leben ein endgültiger Abschluß gesetzt sei. Ihr Wille zum Leben wünschte über das Grab hinaus fortzudauern, fortzudauern auch dann, wenn sie das Jenseits fürchteten. Die fromme Hoffnung ließ sich ihr Jenseits selbst nicht durch das kopernikanische Weltsystem rauben, das für den Himmel keinen Platz ließ. Ja, sogar die enragiertesten Diesseitsapostel, die materialistischen Philosophen, fühlten sich gedrungen, ihre Gläubigen darauf hinzuweisen, daß ihre Art in ihren Kindern und Kindeskindern fortlebe. Dieser Trost aber verfängt bei vielen nicht. Und wenn sie auch nicht mehr gleich ihren Ahnen meinen, dereinst verklärten Leibes in die Gemeinschaft der Engel einzugehen, so ist ihnen doch der Gedanke nicht eben unlieb, nach Aufgabe der irdischen Existenz ihr Leben in einem andern Zustande, da wo es hier aufhört, dort fortsetzen zu können. Aus dem Jenseits als Ort ist das Jenseits als Zustand geworden! Sie wissen freilich von diesem Jenseits ebensowenig Genaues wie die Alten von dem früheren, und was einem zuweilen an Details darüber zu Ohren kommt, ist genau so fabelhaft und theoriedurchtränkt wie nur je die Paradiesesschilderung eines mittelalterlichen Kanzelredners. Dennoch können die Neueren mit gewissen Fakten und dem Hinweise auf deren Vorkommen durch alle Zeiten aufwarten, die zu beweisen scheinen, daß ihrem Jenseits eine Existenzberechtigung zukommt.

Dieses „Jenseits" ist, wie du Prel es charakterisiert, ein Jenseits der Bewußtseins- und Empfindungsschwelle. Es erschließt sich nur teilweise in den Zuständen des Somnambulismus, Mediumismus und Hypnotismus. So unterschiedlich diese Zustände von den verschiedenen Zeiten und Geistesrichtungen auch benannt worden sind, es sind stets die nämlichen, und man kann an Hypnotisierten die gleichen Phänomene beobachten wie an Somnambulen und Magnetisierten. Diese Phänomene zerfallen in zwei Gruppen, einmal in die heute unter dem Sammelnamen Hysterie zusammengefaßten halluzinatorischen Visionen und epilepsieartigen Krampferscheinungen; und in jene Vorgänge, für

„Transzendentale" Photographie

Versuch von Dr. N. Wagner, Professor der Zoologie an der Universität von St. Petersburg

Digitized by Google

die derzeit eine Erklärung noch aussteht und die man darum, einen alten Begriff benutzend, okkulte nennt. Die Phänomenologie des Okkultismus, zu der man heutzutage das einfache Tischklopfen kaum noch rechnen kann, beginnt mit den ohne direkte Berührung erfolgenden Gewichtsveränderungen von Gegenständen und endet bei der Materialisation, der zeitweiligen feinstofflichen Verkörperung anscheinend vom Medium und den Sitzungsteilnehmern unabhängiger, intelligenter Wesen.

Diesen mysteriösen Vorkommnissen, die man vor noch nicht langer Zeit mit den Schlagworten Betrug und Selbsttäuschung abtun zu können glaubte, wendet sich mehr und mehr nicht etwa nur das Interesse sensationslustiger Neugieriger, sondern die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zu. Die Zeit, da man Crookes' Untersuchung der Tatsachenreihen des sogenannten Spiritismus für eine Entgleisung erklärte, da man Zöllners Experimente mit dem Medium Slade als Folgen einer Geistesstörung bezeichnete, da man die Forschungen der Society for Psychical Research als seltsamen Sport betrachtete, sind vorüber. Die Berliner Psychologische Gesellschaft, deren Vorsitzender Dr. Albert Moll gemeinsam mit Professor Dr. Max Dessoir von der Berliner Universität schon vor Jahren an die Beobachtung der fraglichen Phänomene herangetreten war, sandte kürzlich eine Rundfrage aus, die jeden aufforderte, seine vermeintlichen oder wirklichen okkulten Erlebnisse mit allen Daten zu beschreiben. Man hofft auf diesem Wege ein reiches Material von Aussagen zu erhalten und damit einen Einblick in die Psychologie der spiritistischen und okkultistischen Kreise. Gewiß eine Untersuchung von nicht zu unterschätzender Bedeutung; sie ist geeignet, die aus dem Milieu stammenden Einflüsse und die mit ihm gegebenen Vorbedingungen dem Forscher deutlich zu machen, und ermöglicht dadurch erst eigentlich eine exakte Untersuchung der Phänomene selbst. Dennoch ist es zu bedauern, daß man die experimentellen Feststellungen nicht gleichzeitig vornimmt, denn gegen Halluzinationen kann man sich recht wohl durch Zuhilfenahme der Photographie und registrierender Apparate sichern. Allerdings verfügen wir in Deutschland zurzeit nicht über so vorzügliche und wissenschaftlicher Forschung zugängliche Medien, wie es für Italien Eusapia Paladino und Politi sind. (Die nebenstehende Wiedergabe einer Aufnahme von Medien und Phantomen brachte die italienische Zeitschrift „Luce e Ombra". Die Aufnahme wurde bei einer Sitzung mit dem Medium Miller und einer medialen Dame von dem Magnetopathen Reichel gemacht. Man sieht auf dem Bilde das Phantom zwischen den Medien, außerdem befinden sich auf ihm noch verschiedene Köpfe. Diese Köpfe waren den Sitzungsteilnehmern selbst nicht sichtbar; sie zeigten sich erst nachträglich auf der Platte, während das Phantom in der Mitte von allen Anwesenden in der Seance gesehen wurde. — Das interessante Bild ist jedoch nur als eine Demonstration der Möglichkeit transzendentaler Photographien zu betrachten, da über die bei seiner Erlangung maßgebenden Umstände nichts Näheres verlautet, also die Echtheit nicht ganz sicher ist.)

Neben der englischen Society for Psychical Research steht in der exakten Erforschung der physikalischen okkulten Phänomene heute zweifellos die Società di Studi Psichici zu Mailand an erster Stelle. Die mustergültig zu nennenden Prüfungssitzungen dieser Gesellschaft mit der Paladino, dem australischen Medium Bailey und mit Politi, deren Berichte man in ihrem von Dr. Angelo Marzorati vortrefflich redigierten Organ „Luce e Ombra" findet, trugen nicht wenig dazu bei, die italienische Gelehrtenwelt auch außerhalb der Gesellschaft zu weiteren Untersuchungen anzuregen. An diesen beteiligten sich vorzüglich die Professoren Morselli, Psychiater zu Genua, Pio Foà, Anatom und Pathologe zu Turin, Botazzi, Direktor des physiologischen Instituts der Universität Neapel und andre mehr. Ueber die Ergebnisse dieser Sitzungen wurde zum Teil im Mailänder „Corriere della Sera" referiert, und das jüngst erschienene Werk Professor Morsellis, „Psichologia e Spiritismo", bespricht sie ausführlich. Professor Morselli erklärt: „Es ist merkwürdig und seltsam, alle möglichen Gegenstände nehmen unter dem medianimen Einflusse der Paladino eine scheinbar selbständige Beweglichkeit an, als ob sie lebendig wären." Und bezüglich der feinstofflichen Verkörperungen menschenähnlicher Gestalten gesteht er, „daß das Phänomen der Materialisationserscheinungen, wenngleich unbegreiflich, als wirklich und authentisch bestehen bleibt". Er fügt hinzu: „Die Phänomene sind bewiesen durch die Photographie."

In diesen Vorgängen nun, sowohl was die Bewegung von Gegenständen ohne Berührung — nebenbei bemerkt ein Phänomen, das sich in der Regel in vollstem Lichte vollzieht — als auch was die Materialisationen anlangt, äußert sich eine Kraft, über deren Ursprung und Wesen man noch gänzlich im unklaren ist. Das einzige, was nach den bisherigen Erfahrungen feststeht, ist, daß ihr Auftreten an die Gegenwart des Mediums geknüpft ist. Dieser Meinung waren übrigens schon die Verfasser des berüchtigten „Hexenhammers", die mehr wie einmal in diesem, gestützt auf die Autorität Thomas von Aquinos, darlegen, daß die „Dämonen", die modernen Spiritisten würden sagen die „Geister der Verstorbenen", nur wirken können mit Hilfe eines menschlichen Vermittlers. Obwohl also die wirkende Kraft zuweilen einen anscheinend vom Medium unabhängigen Willen und Intelligenz offenbart, kann man daraus doch nicht ohne weiteres schließen, daß sich durch das Medium fremde Wesenheiten äußern. Man muß vielmehr auf Grund verschiedener Beobachtungen annehmen, daß in dem autosuggestiv erzeugten Trancezustande das Unterbewußtsein des Mediums die Vorgänge während der Sitzungen regelt, wie das Unterbewußtsein eines jeden von uns die Träume dirigiert.

Am interessantesten von den wiederholt festgestellten Erscheinungen sind zweifellos die Materialisationen. Das Zustandekommen dieser fluidischen menschenähnlichen Gebilde hat bereits Crookes in seinen Experimenten mit der Florence Cook, der späteren Mrs. Corner, exakt untersucht. Das Medium wurde unter anderm in einen elektrischen Strom eingeschlossen, der jede seiner Bewegungen registrierte. Es konnte sich nicht aus seinem Kabinett entfernen, ohne daß sich dies angezeigt hätte. Der registrie-

Digitized by Google

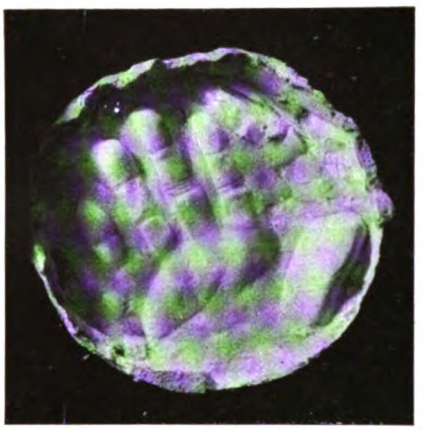
Beginn einer Materialisation (Aksakow)

Weiteres Stadium der Materialisation

Medien und verschiedene Phantome, bei einer Sitzung photographiert

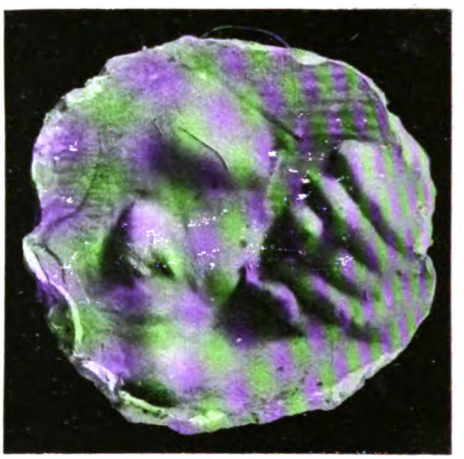
(Die Echtheit dieser Aufnahme kann nicht als ganz sicher gelten)

Digitized by Google



Handabdruck eines Phantoms

rende Zeiger markierte jedoch nur ganz geringe Schwankungen, obwohl sich das erscheinende Phantom frei im Zimmer und unter den Anwesenden bewegte. Crookes hat auch mehr als einmal Medium und Phantom beinander gesehen. Um dem zu erwartenden Einwande zu begegnen, daß die Erscheinung lediglich eine Halluzination sei, erbat und erhielt man von ihr Abgüsse ihrer Hände. Diese Abgüsse wurden in der Weise erlangt, daß man eine Schale mit kaltem und eine Schale mit heißem Wasser, auf dem gelöstes Paraffin schwamm, bereitstellte. Taucht man nun die Hand abwechselnd in das heiße und in das kalte Wasser, so erhält man deren genaue Form. Eine menschliche Hand kann aus diesem Ueberzuge ohne dessen Zerstörung kaum entfernt werden. Professor Dr. Alfred Lehmann-Kopenhagen behauptet allerdings in seinem Werke „Aberglauben und Zauberei", daß dies dennoch möglich wäre. Man hat daher mehr als einmal versucht, Phantom und Medium gemeinsam auf die photographische Platte zu bringen. In vielen Fällen ist dies auch gelungen. Eine der besten Aufnahmen ist die des Mediums Mrs. d'Esperance und des Phantoms Yolanda. Mit Mrs. Esperance haben Aksakow, der Verfasser von „Animismus und Spiritismus",*) und Hofrat Seiling, seinerzeit Professor an der



Abdruck materialisierter Körperformen

Technischen Hochschule in Helsingfors, experimentiert. Mrs. d'Esperance saß nicht wie die meisten Materialisationsmedien in einem Kabinett, sondern unter den Anwesenden, und die Phantome bildeten sich in einem durchsichtigen Gazeschrank.

Bei den Sitzungen, in denen der Vorgang der Phantombildung vom Anfang bis zum Ende ver-

*) Verlag Oswald Mutze, Leipzig. Diesem Werke sowie den im gleichen Verlage erscheinenden „Psychischen Studien" sind die Abbildungen entnommen.

Abdrücke materialisierter Körperteile (Medium: Eusapia Paladino)

Digitized by Google

Materialisationen mit menschenähnlichen Formen (Aksakow)

folgt werden konnte, sah man, nachdem das Medium in Schlaf verfallen war, wie sich um dieses weißliche Wolken bildeten. Es hatte den Anschein, als träten diese wolkigen Substanzen aus der Brust und der Herzgrube des Mediums aus. Sie verbreiterten sich allmählich nach den Seiten sowie nach oben und unten hin, bis sie die Form eines Kegels erlangt hatten, dessen Basis dem Boden parallel war. In diesem weißlichen, nach seiner ganzen Ausdehnung fließenden Wolkenkegel deuteten sich dann zuerst die Gesichtspartien als dunklere Schatten an. Weiter hoben sich die Arme mehr oder weniger deutlich aus dem Gewoge ab und schließlich, wenn die Bedingungen danach waren, erschien die Gestalt in vollkommen klaren Umrissen. Vielfach blieb sie mit dem Medium durch einen leuchtenden Strang verbunden; zuweilen aber löste sie sich von ihm los, ging umher und ließ sich anrühren. Manche Beobachter fanden bei diesen Berührungen keinen Unterschied zwischen dem Phantom und einem lebenden Menschen. Dennoch muß ein solcher bestehen. Erlebte es doch Crookes, daß die Hand einer Materialisation, die er in der seinen hielt und wie eine menschliche empfand, zwischen seinen Fingern in Dunst sich auflöste und verschwand. Andre Untersucher wieder hatten von den Gestalten, selbst wenn sie sich in voller Lebendigkeit zeigten, doch mehr den Eindruck von Gespenstern, das heißt feinstofflichen, zarten Gespinsten, deren eigentümliche Beschaffenheit keinen Vergleich, sei es womit immer, erlaubte. Jedenfalls ist das Gebiet, auf dem man sich bei diesen Untersuchungen bewegt, noch ein äußerst unsicheres. Die Photographie kann wohl das Phantom bestätigen, aber sie orientiert uns nicht über dessen sonstige Beschaffenheit; und die Aussagen selbst der bestgeschulten Beobachter gehen zurzeit noch zu weit auseinander, als daß man versuchen könnte, aus den subjektiven Wahrnehmungen den objektiven Kern herauszuschälen. Apparate, mit denen man Genaueres über die stoffliche Zusammensetzung der Materialisation in Erfahrung zu bringen vermöchte, existieren noch nicht, und was von einzelnen Okkultisten an Vermutungen darüber aufgestellt wird, ist eben nicht mehr als theoretische Behauptung.

Materialisationen mit fortgeschrittener Formbildung (Aksakow)

Digitized by Google

Etwas andres ist es um die Frage, ob jene Gebilde, wie es das meist unter dem Banne der spiritistischen Hypothese stehende Medium behauptet, wirklich von seinem Ich verschiedene Wesen sind. Hierüber geben die von de Rochas angestellten und von Durville, dem Direktor der Ecole de Magnetisme zu Paris, erneuerten Versuche einige Auskunft. Die Versuchspersonen wurden durch magnetische Einwirkungen — eine andre Form der Hypnose — in Schlaf versetzt. In diesem Schlafe tritt aus dem Körper eine rauchartige Masse aus, besonders deutlich aus der Kopfmitte, der Stirn, an der Kehle, am Epigastrium und an der Milz. Diese Masse umgibt den Körper der Versuchsperson anscheinend in mehreren Schichten. Der Körper des Schläfers ist nun, wie Rochas und Durville in vielen Versuchen festgestellt haben, vollständig empfindungslos. Nicht so der Aetherkörper, wie man die rauchartigen Schichten genannt hat, der sich auch, wie Durville beobachtet hat, zuweilen links vom Körper bildet. Schlägt oder sticht man nämlich diesen, dann erst zuckt der physische Körper sympathetisch zusammen. Den Geruch von Ammoniak nimmt der Schläfer nicht wahr, hält man jedoch den Ammoniak in die Aetherschicht, so reagiert der Schläfer durch Gesichtsverzerrungen. In seinen Werken „L'extériorisation de la sensibilité" und „L'extériorisation de la motricité" hat Rochas ausführlich über seine Untersuchungen berichtet. Sie scheinen zu beweisen, daß in gewissen Zuständen neben der natürlichen Ausstrahlung von Gasen auch eine Nach-außen-Verlegung der Empfindung und schließlich auch der Bewegung stattfinden kann.

Medium Eglinton in Trance mit einer Phantomgestalt in Weiß und Turban

Nehmen wir dies als gegeben an, so bietet die Erklärung der Materialisation kaum noch Schwierigkeiten. Zudem hat man vielfach festgestellt, daß die Erscheinungen trotz aller Unterschiede eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Medium hatten. Auf die innige Verwandtschaft der Gebilde mit dem Medium deuten ferner die berühmten „Entlarvungen" der Mrs. Corner und des Mediums Bastian durch Erzherzog Johann Salvator und den Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Mrs. Corner, die ehemalige Florence Cook, hatte mit ihrer Verheiratung die mediale Kraft eingebüßt. Dennoch versuchte sie, später wieder Sitzungen zu geben. Bei einer dieser kam aus dem Kabinett eine leuchtende Gestalt. Ein Anwesender stürzt auf sie zu und hat — Mrs. Corner in den Händen. Das Leuchtende aber war verschwunden. Aehnlich war es im Falle Bastian. Auch hier konnte von einer wirklichen Entlarvung keine Rede sein. In beiden Fällen waren die leuchtenden Ausstrahlungen tatsächlich vorhanden, und das Herausgehen des schlafenden Mediums aus dem Kabinett dürfte in einem im Unterbewußtsein auftauchenden Impuls seinen Grund gehabt haben.

Die Phantome nun scheinen unmittelbar durch die Phantasievorstellungen des Mediums und möglicherweise mittelbar durch die der Anwesenden beeinflußt zu werden. Darauf weist das Erlebnis des Ingenieurs Mac Napp, das dieser auf einem der in Paris stattfindenden Spiritistenkongresse berichtete. Er hatte mit einem Medium experimentiert, wobei es auch zu Materialisationen gekommen war. Eines Tages sah das Medium im Wachzustande ein ihm bis dahin noch nicht zu Gesicht gekommenes Gemälde. Es interessierte sich ungemein für die Phantasiepersönlichkeit, die es darstellte, und konnte gar nicht aufhören, diese zu betrachten. Bei der darauffolgenden Sitzung kam das Medium in Trance, in welchem es zu Boden stürzte. Ueber seiner Brust sammelten sich leuchtende Fluide, und aus diesen formte sich das kurz vorher besichtigte Bildnis in allen Einzelheiten.

Nicht immer bilden sich ganze Gestalten. Oft sieht man nur Köpfe oder es erscheinen nur leuchtende Hände. In den Sitzungen Crookes' mit

Digitized by Google

Home kam einst eine kleine Hand von der Decke, ergriff den auf dem Tische liegenden Bleistift, schrieb einige Zeilen und verschwand. Als Home bei Napoleon III. einst eine Séance gab, soll sich eine Hand gezeigt haben, die der seines großen Oheims glich. Sie schrieb dessen Namen in der charakteristischen Form und löste sich auf, nachdem der Kaiser und die Kaiserin sie ehrerbietig geküßt hatten. Auch in den Sitzungen mit der Paladino materialisieren sich oft nur fluidische Hände und Arme. Du Prel sah solche mehrfach während seiner Mailänder Sitzungen mit ihr, in Gemeinschaft mit Lombroso, Schiaparelli und andern, unter Bedingungen, die jede Täuschung seitens der Paladino ausschlossen. Gelegentlich andrer Sitzungen mit der Paladino erblickte man schattenhafte schwarze, wie aus Rauchschwaden geformte Gestalten, oder es schwärmten Lichter im Zimmer umher. Von den Köpfen und den Händen sucht man Abdrücke zu erhalten und erlangte solche auch zum Teil in Ton, zum Teil in Mehl. Im letzteren Falle fanden sich dann häufig noch Abklatsche auf dem Vorhange des Kabinetts, auf den Möbeln des Sitzungszimmers oder gar auf den Kleidern der Teilnehmer. Bei allen diesen Versuchen suchte man selbstverständlich sowohl etwaige betrügerische als auch unbewußte Nachhilfen seitens des Mediums durchaus zu verhindern. Es ist eigentlich traurig, aber bei dem allgemeinen Mißtrauen, mit dem man solchen Experimenten in den weitesten Kreisen entgegenkommt, unumgänglich, daß man diese Tatsache noch einmal über das andre ausdrücklich betonen muß. Wenn diese Zeilen vorerst nur den Erfolg haben, dies Mißtrauen gegenüber Personen, die sich mit derartigen psychologischen Fragen und Versuchen abgeben, zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken, so haben sie ihren Zweck vollauf erreicht.

Die Tatsächlichkeit und Echtheit der Erscheinungen läßt sich wohl nicht mehr bestreiten. Mit diesem Zugeständnis aber muß sich einstweilen auch der Gläubigste begnügen. Wenn er in den Phantomen Boten von jenseits des Grabes sieht, die ihm die Gewißheit der individuellen Unsterblichkeit vermitteln wollen, so läßt sich gegen diese subjektive Annahme nicht viel einwenden, weil sie ganz im Gefühle wurzelt. Die Wissenschaft aber kann in diesen Phänomenen nur die Aufforderung erblicken, sich der Erforschung eines bisher vernachlässigten Gebietes mit Eifer und Nachdruck anzunehmen.

Die Unsterblichkeit der Seele kann wohl eine religiöse Hoffnung oder eine philosophische Ueberzeugung, aber niemals wird sie experimentell beweisbar sein. Das Experiment, auch das auf okkultem Gebiete, erweitert höchstens die Grenzen unsrer diesseitigen Erkenntnis, was es uns über ein Jenseits offenbart, das wird nicht mehr sein als der Schatten einer Vermutung. Ein Schatten, flüchtig, vergänglich, veränderlich und deutbar nach unsern Wünschen, aber mehr nicht.

Fabel

Hoch auf einem Hause zwischen den steinernen Flügeln eines kleinen Liebesgottes nistete eine Schwalbe.

„Ich freue mich so," sagte das kleine Schwalbenkind, als es eben flügge geworden war, „daß der kleine Menschengott einmal seine Flügel ausbreiten und dann mit uns auf und davon fliegen werde." Die Schwalbenmutter spannte die feinen, rätselhaften Schwingen: „Du überschätzest die Menschen. Selbst ihre Götter können nicht fliegen." **C. B.**

Abdrücke einer materialisierten Hand

Digitized by Google

Die Kyz-Görüdschü

Skizze aus dem Haremsleben

von

Arslan Aga

Die Sache will überlegt sein," sprach die Witwe Nisah zu ihrer Tochter Kehli, „reiflich überlegt sein."

Auf den Teppichen des Versammlungszimmers saßen sich Mutter und Tochter gegenüber, innerhalb der hölzernen Barriere, die das Gemach in zwei ungleiche Teile schied. Die abgenutzten Teppiche und der zerschundene Minder (Holzdiwan), der rings um die drei Wände jenseits des Geländes lief, zeigten, daß der Haremluk, den der selige Namik Puldun zurückgelassen, keineswegs zu den reichsten Frauenabteilungen des Ortes gehörte. Freilich, als Namik Puldun starb — demnächst werden es zwanzig Jahre —, da sah es in den Zimmern, die seine einzige Frau Nisah mit ihren Kindern bewohnte, ganz respektierlich aus. Namik war Geschirrhändler gewesen. An sämtliche Haremluks des Ortes und der Umgebung hatte er Teller, Schüsseln und Krüge geliefert, dabei ein hübsches Geld verdient, und war als zärtlicher Familienvater auch stets auf Neuanschaffungen für seine „Abteilung" bedacht. Aber von dem Augenblick an, wo ihn des Erbarmers Ratschluß ins Paradies berufen, ging es abwärts. Den Geschirrhandel übernahm der unverheiratete Avdo Malay, und der Testamentsvollstrecker und Vormund Arif hatte nur wenig Zeit übrig, sich um die Erben seines Freundes Namik zu kümmern. Es war ihm auch nicht zu verübeln. Hatte er doch selbst für zwei Frauen und neun Kinder zu sorgen.

Wohl blieben aus dem Nachlaß des Geschirrhändlers etwas Bargeld, Haus und Hof, auch ein schöner Viehstand, aber das Geld war bald aufgezehrt, das Hausvieh auf eine einzige Kuh reduziert. Und von Haus und Hof allein konnte Frau Nisah mit ihren vier Kindern, drei Töchtern und einem Sohn, nicht leben. Aber Allah nimmt die Witwen und Waisen unter seinen väterlichen Schutz. Allah verlieh der Witwe Namik Puldun — Frau Nisah, geborene Jussuf Majin-Tuz — gewisse geistige Vorzüge, die allseits gebührende Anerkennung fanden. In der Kammer Nisahs, rechts im Winkel, stand die metallbeschlagene Truhe — sie war von der Urgroßmutter auf sie gekommen und natürlich für Kehli, ihre Aelteste, bestimmt —, deren glänzender Inhalt mit Recht der zerschlissenen Teppiche spottete.

„Ich frage mich," setzte Frau Nisah ihre Ansprache fort, „soll ich früher zu Hadschibegs oder zu Mustajpaschitschs gehen? Beide zählen, wie dir bekannt, Kehli, zu den angesehensten Familien."

„Die Frage ist allerdings nicht so leicht zu beantworten," versetzte Kehli. „Wenn du dich aber in den Familien gut auskennst, Mutter, dürfte dir die Wahl nicht schwerfallen."

„Diesmal wohl, mein Kind."

„Und für wen gehst du denn diesmal, Mutter?" fragte das Mädchen neugierig.

„Richtig, das hab' ich vergessen, dir zu sagen," erwiderte die Mutter rasch. „Es gilt, für Halil, den Sohn Gadban-Agas, das passende Mädchen herauszufinden."

„Den kenn' ich, Mutter," sprach Kehli, „mein Bruder Selim hat mir ihn gezeigt, als er jüngst an unserm Hause vorüberritt. Ein stattlicher Mann mit schönem schwarzen Schnurrbart."

„Und reich, sag' ich dir, Kehli, reich," bemerkte Frau Nisah. „Das höchste Glück für ein Mädchen."

Kehli rückte bei diesen Worten näher an die Mutter heran. Das Wörtchen „reich" übte auf sie wie auf alle ihre Genossinnen im Osten eine zauberische Wirkung aus. Reich sein, das ist das Ideal der Orientalin. Wenn der Wunsch des Mädchens im Westen dahin geht, der künftige Gatte möge nebst den intellektuellen und moralischen Qualitäten auch einigen Reichtum besitzen, so hat das seine Berechtigung. Den Damen im Westen bietet sich, vermöge ihrer freien sozialen Stellung, mannigfache Gelegenheit, durch unterschiedliche Annehmlichkeiten des Lebens den Besitz von finanziellen Mitteln zu verwerten. Die Toiletten für Haus und Straße, Bälle und Theater, Reisen und andre Vergnügungen der europäischen Gesellschaft. Wozu aber dient Reichtum der Orientalin? Auf der Straße darf sie die Pracht ihrer Kleidung nicht entfalten, öffentliche Unterhaltungen gibt es nicht. Also bleibt die Frau im Osten darauf beschränkt, innerhalb der Wände des Haremluk mit dem Schönsten und Besten sich zu zieren, das ihr der Gatte zu bieten vermag. Somit scheint Besitz den östlichen Frauen nur wenig zu frommen. So denkt der Europäer. Im Osten ist man andrer Ansicht. Nach Ueberzeugung der Welt im Orient vermag ausschließlich die dortige Frau den Reichtum in entsprechender Weise geltend zu machen. Man stelle sich vor, welche Ehre für die Damen des Haremluk es bedeutet, wenn sie bei den manchmal allzu häufigen

Digitized by Google

Empfängen von Besuchen jedesmal ein Seidenkamisol von andrer Farbe anzulegen in der Lage sind! Und dann — wie wohl das tut, wenn man zur Schaffnerin in Anwesenheit andrer Damen sagen kann: „Du, Kaduna, das Kollier drückt mich, ist zu schwer. Bring mir ein leichteres.“ Oder: „Das Armband mit den Saphiren gefällt mir nicht mehr. Ich trag' nur noch das mit den reinen Diamanten.“ Was aber ist das alles gegen das Wonnegefühl der Orientalin, einsam auf ihrem Boudoir zu sitzen und stundenlang auf das vor ihr ausgebreitete Geschmeide zu blicken!

„Also reich, Mutter, ist der Sohn Gadban-Agas,“ meinte Kehli, „dann ist es auch begreiflich, wenn sich die Hadschibegs und die Mustajpaschitschs um ihn bewerben.“

„Das will ich meinen, Kehli,“ bemerkte Frau Nisah. „Die Sache steht nun so: komm' ich mit den Damen Gadbans zuerst zu Hadschibegs und es wird was daraus, so sagen die Mustajs: ‚Wärst du doch früher zu uns gegangen. Beim Anblick unsers Kindes hätten Gadbans nicht weiter gesucht.‘ Mach' ich's umgekehrt, gehe ich vorerst zu Mustajpaschitschs und die Sache führt zum Ziele, dann heißt es bei Hadschibegs: ‚Du bist absichtlich zu uns später gekommen, weil du unser Mädchen für weniger schön hältst!‘ In jedem Falle müßt' ich mir's mit einer Partei verderben. Und doch muß ich bei einem Hause den Anfang machen.“

„Das ist richtig, Mutter,“ bestätigte das Mädchen. „O wie beneid' ich die, die einen solchen Mann mit solchem Reichtum bekommt!“

Frau Nisah warf einen mitleidsvollen Blick auf das Antlitz ihrer Aeltesten. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken als zwischen dieser Mutter und ihrer Tochter. Kehli war ein langes, hageres Geschöpf mit schmalem Gesicht von kränklich blasser Farbe und wässerigen blauen Augen. Sie glich, wie allgemein behauptet wurde, ihrem Vater, der früh aus dem Leben geschieden war. Nisah hingegen war von gedrungener Gestalt, um einen Kopf kleiner als ihre Tochter. Sie hatte tiefdunkeln Teint und schwarze Augen. Aus ihren Zügen sprach Energie.

Wenn Frau Nisah voll Mitleid auf ihre Tochter blickte, so wollte sie damit sagen: ‚Wer wird dich, armes, krankes Kind, zur Frau nehmen! Ueber dreißig Jahre bist du alt geworden, aber deine Mutter konnte dir keinen Mann verschaffen.‘

Aber nicht lange gab sich die Frau diesen trüben Gedanken hin. Sie hatte auch keine Zeit, sich mit solchen herzbedrückenden Fragen zu beschäftigen. Zu dieser Stunde gewiß nicht. Ihre Gedanken flogen vom Hemeg-Platz zur Mahi-Gasse, von den Mustajpaschitschs zu Hadschibegs.

„Weißt du was, Kehli,“ nahm Frau Nisah nach kurzer Pause das Wort, „wenn ich mir die Sache gründlich überlege, bleibt es sich doch einerlei, wessen Haremluk wir zuerst besuchen.“

„Wie meinst du das, Mutter?“ fragte die Tochter neugierig.

„Das ist ganz einfach, liebes Kind,“ erwiderte die Mutter lächelnd, „wie in den meisten Fällen wird es auch hier auf meine Ansicht ankommen. Halil wird schließlich das Mädchen zur Frau nehmen, über das ich bessere Auskunft gebe. Nicht umsonst bin ich die erste Kyz-Görüdschü (Heiratsvermittlerin) weit und breit.“

„Ich bin wirklich neugierig, Mutter,“ bemerkte Kehli, „welche Lösung du in dieser Sache herbeiführen wirst.“

„Laß mich nur machen,“ sprach die Frau, von den Teppichen sich erhebend, „die Erledigung soll unverzüglich vorbereitet werden.“ Frau Nisah ließ die Tochter im Empfangszimmer zurück und ging in die anstoßende Kammer, ihr Boudoir, um die Toilette zu wechseln. Ihrem raschen Handeln merkte man es an, daß ein Entschluß bei ihr feststand.

Mit Recht konnte Nisah auf ihren Ruf als Kyz-Görüdschü stolz sein. Die Söhne der vornehmsten Familien setzten sich, wenn sie eine Frau suchten, mit der Witwe Namik Pulduns ins Einvernehmen. Sie war die gesuchteste Kyz-Görüdschü, Mädchenseherin oder Freiwerberin. Und Nisah verstand sich auf ihr Handwerk. Mochte das zu „besehende“ Mädchen noch so sehr seine körperlichen und seelischen Defekte beschönigen, Nisah fand sie heraus. Sie wußte aber auch die Vorteile der Kandidatin ins rechte Licht zu stellen. Zudem hatte ihr Allah eine geläufige Zunge verliehen, die ihrem Urteil fast ausnahmslos zum Siege verhalf. Allerdings hatten in solchen Dingen auch die weiblichen Verwandten des Heiratslustigen, die nach Vorschrift der Tradition die Kyz-Görüdschü zu begleiten haben, gewichtige Stimmen. Wie konnte sich aber das Urteil solcher Frauen, die vielleicht ein- oder zweimal während ihres Lebenslaufs auf Mädchenschau gegangen waren, mit dem der Kyz-Görüdschü messen? Die Mädchenseherin hatte Erfahrung, ein geschärftes Auge. Kein Wunder, wenn die jungen Herren auf ihre Meinung etwas hielten.

„Kehli,“ wandte sich Frau Nisah, bekleidet mit Feredsche und Jaschmek (Straßenmantel und Schleier), an ihre Tochter, die noch immer auf dem Teppichboden saß, „die Mägde sollen Maismehl und Butter nehmen und das Essen bereiten. Ich gehe zu Gadban-Agas. Vielleicht komme ich erst am Abend zurück.“

Es ging schon auf Mittag, als Frau Nisah auf die Straße trat.

*

Der Kum-Dschamija, der sogenannten Sandmoschee gegenüber, befindet sich auf dem Hemeg-(Altes Tor)-Platze das einstöckige Wohnhaus des Spahi (Rittergutsbesitzer) Fadil Bey Mustajpaschitsch. Es gleicht in allem den umliegenden Gebäuden des Platzes. Es hat seine Einfahrt und den unentbehrlichen Tschoschak, den Erker mit buntfarbigen Glasscheiben und Gittern aus dickem Drahtgeflecht, wo die jungen Mädchen sich am liebsten aufhalten. In seiner Umgebung macht das Haus einen vornehmen Eindruck, denn binnen fünfzehn Jahren ist es bereits zweimal frisch getüncht worden. Rechts ist die Herrenabteilung, der Selamluk, links sind die Gemächer der Frauen, der Haremluk.

Hier war schon seit mehr als einer Stunde die rührigste Tätigkeit im Gange. Sämtliche Dienstboten, mit der Schaffnerin Peyli an der Spitze, waren auf den Beinen. Im Empfangssalon wurde gründlich aufgeräumt; die Teppiche wurden abgestaubt, Polster und Taburette in die Nähe der

Digitized by Google

Fenster gerückt, der Wanddiwan von den unterschiedlichen Gegenständen, Krügen, Schalen und Toilettestücken, befreit. Treppe und Gang waren sauber gefegt.

„Wirklich gut, daß du gekommen bist," sprach Malke, die wohlbeleibte Gattin Fadil Beys zu ihrer verheirateten Tochter Leja, „ich hätte sonst um dich senden müssen. Und da hätten wir viel Zeit verloren. So du aber rechtzeitig hier warst, fand ich Muße, mich für den Empfang vorzubereiten."

Sie zog den kleinen Handspiegel aus dem Gürtel und betrachtete sich wohlgefällig. Die grellrote Farbe ihrer Kleidung harmonierte mit dem Rot ihres feisten Gesichtes. Das Kamisol aus gelber Seide gehörte von jeher zu den Lieblingsstücken Malkes. Darum hatte sie es auch heute angelegt. Ihr welliges schwarzes Haar zierte ein kleines rundes Käppchen aus braunem Sammet. Ein schweres Kollier schmiegte sich an den dicken Hals, oberhalb der beiden Handgelenke trug sie breite goldene Spangen. Malke war von ansehnlicher Gestalt. Sie war in der Mitte der dreißiger Jahre und mußte vor nicht gar zu langer Zeit eine Schönheit gewesen sein.

„Wann sollen sie denn kommen?" fragte Leja, eine neunzehnjährige hübsche Frau in geschmackvoller dunkelblauer Tuchkleidung.

„Ungefähr eine Stunde vor dem Abendgebet," gab Frau Malke zur Antwort.

„Dazu fehlt nicht viel," meinte Leja. „Und dann wissen wir ja, daß die Kyz-Görüdschü mit ihren Begleiterinnen immer eine halbe Stunde vor dem bestimmten Zeitpunkt erscheint."

„Wenn sie wollen, können sie noch früher kommen," bemerkte die Mutter, „bei uns ist — Allah sei Dank — alles in Ordnung."

„Mutter," sprach Leja wieder, „hast du Seta gehörig über ihr Benehmen instruiert?"

„Haarklein hab' ich ihr alles auseinandergesetzt, jede Bewegung vorgezeichnet," erwiderte Frau Malke. „Uebrigens wird es doch gut sein, Leja, wenn du zu dem Kinde hinübergehst, um ihre Toilette in Augenschein zu nehmen."

„Das soll sofort geschehen," sagte Leja, die Gattin von Omar Effendi Kalamuz. Wie ihre Mutter hatte sie das Glück, die einzige ihres Gatten zu sein. Sie erhob sich und verließ das Zimmer.

Während Frau Malke wieder im Handspiegel sich bewunderte, brachten die Dienstboten einen niedrigen dreibeinigen Tisch, stellten ihn in die Mitte des Empfangs- und Versammlungszimmers und breiteten eine grünseidene Decke darüber. Auf die Decke schoben sie ein längliches Tablett, worauf sich mehrere Fildschans, die üblichen kleinen Kaffeeschalen, befanden. Etwas eingemachtes Obst und Schekerli, Süßigkeiten, vervollständigten die Vorbereitungen zum Empfang der Mädchenseherin.

„Bei Allah," meldete sich Leja, wieder ins Zimmer tretend, „unsre Seta ist reizend. Sie wird zweifellos Wohlgefallen erregen."

„Das hoff' ich zuversichtlich," bekräftigte Frau Fadil Bey, „nur möcht' ich gern wissen, welcher Haremluk nach dem unsern besucht werden soll."

„Heute bleibt das, wie immer, Geheimnis," versetzte Leja, „doch morgen werden wir es erfahren."

„Aber — daß ich nicht vergesse," rief Mutter Malke, erhob sich rasch vom Diwan, auf dem sie sich eben niedergelassen hatte, und eilte auf den Gang.

„Peyli," sprach sie zu der dort harrenden Schaffnerin, „hast du die Mägde verständigt, daß sie über den heutigen Besuch das tiefste Schweigen zu beobachten haben?"

„Ihre Lippen sind verschlossen, Malke-Hanum," erwiderte die Schaffnerin.

„Deine Pflichten kennst du ja," bemerkte noch Frau Malke und trat, ohne Antwort abzuwarten, in das Zimmer zurück.

Einige Minuten mochten Mutter und Tochter über Haremsangelegenheiten geplaudert haben, als die Stimme Peylis durch den Türvorhang erschallte: „Sie kommen!"

Die beiden Frauen schnellten von ihren Sitzen empor, raschen Schrittes eilten sie vor den Eingang. Hier standen drei verschleierte Damen.

„Friede mit dir, Nisah Puldun," rief Malke der ihr zunächst stehenden Dame zu. „Mögen du und deine Begleiterinnen Glück finden in unserm Hause."

„Friede mit dir, Malke Hanum Fadil Mustajpaschitsch," erwiderte Nisah. „Möge unser Eintritt Segen bringen für dich und deine Familie."

„Nun tretet näher," sprach Frau Malke, indem sie auf die Tür wies.

Sie und ihre Tochter, die gleich den Begleiterinnen Nisahs vorläufig kein Wort sprechen durften, machten den drei Damen Platz. Diese schritten bis zum Tischchen vor, wo sie haltmachten. Frau Leja nahm jetzt Nisah den Schleier ab und legte ihn auf den Minder.

„Wer sind die edeln Frauen, die uns durch ihre Anwesenheit ehren?" wandte sich Frau Malke an die Witwe Namik Pulduns. Sie mußte die Frage stellen, obwohl ihr die Namen der Gäste angekündigt waren. So verlangt es die strenge Etikette.

„Das hier" — Nisah wies auf die größere der beiden verschleierten Damen — „ist Simli Hanum, die Gattin des hochedeln Gadban-Aga Schain."

Leja nahm auch Simli den Schleier ab. „Friede mit dir, Simli," begrüßte sie Malke.

„Friede mit dir, Malke," lautete der Gegengruß.

„Und das ist" — Nisah zeigte auf die zweite Dame — „Fatme Hanum, die Gattin des edeln Ejub Effendi Karajen, die Schwägerin Simlis." Es erfolgte wie früher Abnehmen des Schleiers und Entbieten des Friedensgrußes.

„Bujur," meldete sich nun Leja. „Belieben Sie, meine Damen." So rasch als möglich war, schob Leja die beiden Peschkumstaburette an den Tisch, das eine zur rechten, das andre zur linken Ecke des letzteren. Simli und ihre Schwägerin ließen sich auf der rechten Seite nieder, Malke und Tochter nahmen an der linken Ecke Platz. Nisah hatte vorn in der Nähe ihrer Begleiterinnen ein Taburett bereit und machte sich's da bequem.

„Da gefällt's mir," begann Witwe Nisah, „da herrscht eine musterhafte Ordnung."

„Jede Hausfrau gibt ihren Töchtern das Beispiel," bemerkte Frau Simli, indem sie ihre Blicke durch das Gemach schweifen ließ.

„Das ist immer so gewesen," ergänzte Fatme Hanum.

Digitized by Google

„Und wie niedlich diese Fildschans sind," rief Nisah, indem sie die kleine Kaffeeschale in die Höhe hielt. Auf diesen Moment schien man gewartet zu haben. Leja eilte zur Tür und rief mit lauter Stimme zum Gang hinaus: „Die Kahve!" (Kaffee.)

Nachdem sie auf ihren Platz zurückgekehrt war, trat lautlose Stille ein. Aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den Türvorhang, der hinter Leja von der Schaffnerin herabgelassen worden war. Etwa fünf oder sechs Minuten verstrichen, da wurde der Vorhang wieder beiseitegeschoben. Hinter der Portiere trat ein Mädchen hervor. In ihrer Rechten hielt sie ein längliches Gefäß aus rotem Kupfer. Den Blick zu Boden geschlagen, schritt sie bis in die Nähe des Tischchens vor. Hier blieb sie stehen und verneigte sich vor den Gästen. „Maschallah (Gottes Wunder), welch herrliche Gestalt," brach die Kyz-Görüdschü in den traditionellen Ruf aus.

„Herrlich! Herrlich!" wiederholten Simli und Fatme.

„Maschallah, welch süßes Gesichtchen!" setzte Nisah ihre Ausrufe fort. „Es ist süß," bekräftigten die beiden Gäste. „Aus Rosenmilch," ergänzte Nisah.

Simli und Fatme bestätigten durch Nicken mit dem Kopfe die Richtigkeit der Ausdrücke.

Und das „süße Gesichtchen aus Rosenmilch" bedeckte bei den Maschallahs der Gäste flammende Röte. Diese Bewunderung seitens der Frauen machte das Mädchen ganz verwirrt. Sie getraute sich nicht, den Blick vom Boden zu erheben.

„Gieß den edeln Gästen unsers Haremluks die Kahve ein," ermahnte die Mutter, und langsamen Schrittes, am ganzen Körper zitternd, näherte sich das Mädchen dem Tische. Vorerst schenkte sie die rechts befindlichen Fildschans des dampfenden Getränkes voll, dann kamen die Schalen für Mutter und Schwester an die Reihe.

„Maschallah, welch reizendes Händchen," begann die Kyz-Görüdschü wieder ihre Ausrufe. Diesmal hatten die Begleiterinnen die Exklamationen nicht mehr zu wiederholen. Das Terrain wurde nun vollständig von der Kyz-Görüdschü beherrscht. Sie und ihre Begleitung langten nach der Schale und führten sie mit vornehmer Nachlässigkeit an die Lippen.

„Und wie nennt man dieses Engelskind?" wandte sich Frau Nisah an Malke Hanum.

„Jachme," gab diese zur Antwort.

„Jachme? Maschallah, ein schöner Name," meinte die Kyz-Görüdschü.

Jachme war, nachdem die Frauen die Schale in die Hand genommen, auf ihren früheren Platz, ungefähr drei Schritte vor dem Tisch, zurückgekehrt. Wieder heftete sich ihr Blick auf die Teppiche. Indes ruhten die Augen der Gäste unverwandt auf ihrer ganzen Erscheinung.

Die bisherigen Maschallahs der Werberinnen waren nicht ungerechtfertigt. Jachme war tatsächlich ein herrliches Kind. Fast so groß wie ihre Mutter, bot sie in ihren Gesichtszügen manche Aehnlichkeit mit denen Malkes, ihr Antlitz war aber viel schmäler, von schönem Ebenmaß. Auf dem kastanienbraunen Haar, das rückwärts zu einer dichten Flechte zusammengefaßt war, saß das hellrote niedere Fes, durch zwei goldene Nadeln befestigt, just in der Mitte. Hätte sich Jachme mit einer andern Kopfbedeckung in irgendeiner größeren Stadt des westlichen Europa gezeigt, man würde sie zweifellos für eine elegante Radlerin gehalten haben. Die breiten, dunkelblauen Hosen glichen einem Rock. Oberhalb des Gürtels aus lederfarbener Seide schmiegte sich die zitronengelbe Seidenbluse dicht an den Körper. Das Kamisol mit den trichterförmigen Aermeln bildete mit dem Beinkleid ein Kostüm. Die Füßchen waren mit blauen Socken bekleidet, die sich in Sandalen von der Farbe des Gürtels verbargen. Den Hals zierte ein aus länglichen Halbmonden zusammengesetztes Goldkettchen. Die Ohrgehänge waren einfache goldene Reifen.

Jachme befand sich, im Gefühl, das Objekt eingehenden Studiums zu sein, in peinlichster Verlegenheit. Sie kannte den Zweck des Besuches und wußte, daß der Eindruck, den sie auf die Kyz-Görüdschü und deren Gesellschaft machte, für ihre Zukunft maßgebend sein könnte. Gerade dieser Umstand ist für das Gemüt der Mädchen im Orient von mächtiger Wirkung. Die natürliche Schüchternheit und das Bewußtsein, eine geraume Zeit aufs genaueste beobachtet zu werden, erzeugen im Herzen der Orientalin bei solchen Anlässen sehr oft die unglaublichsten Verwirrungen. Nicht selten kommt es vor, daß dem Mädchen angesichts der Kyz-Görüdschü das Kupfergefäß zu Boden fällt und die „schwarze Kahve" den Teppich tränkt. Zunächst wird dem Mädchen der Name desjenigen verschwiegen, für den die Kyz-Görüdschü auf den Plan tritt. Die Fälle stehen jedoch nicht vereinzelt, wo die junge Moslemitin weiß, von wem die Mädchenseherin zu ihrem Haremluk gesendet wurde. Von ihren Leuten hat sie es nicht erfahren, aber von dem — Heiratskandidaten. Sie war mit ihm in einem Haschikluk eine Liebelei eingegangen. Vom Tschoschak, dem allbeliebten Erker, aus haben die jungen Leute sich Zeichen der gegenseitigen Neigung gegeben, über den Gartenzaun oder durch das Gebüsch während des Abenddunkels Worte der Liebe gewechselt. Solche Mädchen pflegen vor der Freiwerberin etwas Mut an den Tag zu legen. Jachme aber wußte nichts von Haschikluk.

Mehrere Male warf sie einen verstohlenen Blick nach den Gästen. Sie wollte sehen, ob diese ihre Fildschans schon geleert hätten. Dann war der Augenblick erschienen, wo sie sich entfernen durfte. Doch die fremden Damen nippten noch immer an der Schale; sie schienen keine Eile zu haben. Offenbar war die Zeremonie noch nicht zu Ende.

Die Kyz-Görüdschü erhob sich und trat dicht an das Mädchen heran. „Jachme, du teures Geschenk Allahs," sprach sie einschmeichelnden Tones, „gib mir noch einige Tropfen Kahve."

Das Mädchen wandte sich ein wenig nach rechts. Nisah hatte die Hand mit der Schale erhoben und Jachmes Arm mit dem Kupferkrug mußte in die Höhe folgen, um den Fildschan neuerdings mit dem unentbehrlichen Getränk zu füllen. In diesem Augenblick zog die Kyz-Görüdschü die rechte Hand zurück und wandte sich zu den Damen. „Da seht nur diese Augen!" rief sie. „Ein blauer See, wenn er vom schönsten Wald beschattet wird!"

„Allah, Allah!" wunderten sich Simli und Fatme.

Nunmehr hielt Nisah ihren Fildschan dem Mädchen hin. Jachme zeigte wieder eine solche Aufregung, daß sie die Schale Nisahs übergoß und

Digitized by Google

einige Tropfen auf den Teppich fielen. Nisah nahm wieder auf ihrem Sitze Platz.

„Nicht wahr, Jachme," nahm die Kyz-Görüdschü abermals das Wort, „wenn du einmal deinen eignen Haremluk haben wirst, da werden wir von Jachme Hanum wieder so eine feine, schmackhafte Kahve bekommen."

„Ha, ha, ha," lachte Frau Malke aus vollem Halse. „Ha, ha, ha," folgte Leja dem Beispiel der Mutter und hielt sich die Seiten. Jachme verzog keine Miene. „Es dürften ihr einige Zähne fehlen," flüsterte Fatme ihrer Schwägerin zu, „sonst hätte sie schon die Lippen geöffnet."

Frau Nisah leerte die Schale auf einen Zug und stellte sich vor den Tisch, so daß sie von Jachme und den übrigen gesehen werden konnte. „Ja, meine Liebe," sprach sie mit eigentümlicher Betonung der Worte, als wollte sie jemands Stimme nachahmen, „ja, dann wird Frau Jachme in ihrer ‚Abteilung' stolz dahergehen, wird den Mägden befehlen und dann — mit ihrer Familie spielen."

Sie imitierte die Bewegungen einer Frau, die ein kleines Kind auf und nieder schaukelt. Malke Hanum brach in ein lautes Gelächter aus, in das auch die andern zwei Damen einstimmten. Aber Jachmes Gesicht blieb unbeweglich.

„Du könntest recht haben," meinte nunmehr Simli Hanum, „jetzt hätte das Mädchen wirklich lachen müssen."

Leja erhob sich und machte sich in der Nähe der Schwester etwas zu schaffen. „So lach doch, Jachme," flüsterte sie dem Mädchen zu. Jachme schien es nicht zu hören.

„Aber Jachme, so lach doch endlich," wiederholte Leja.

Als sie sah, daß die Schwester zum Lachen absolut nicht aufgelegt war, fuhr sie ihr mit den Fingerspitzen leise über Hals und Nacken, als ob sie ihr die Flechte in Ordnung bringen wollte. Jachme zuckte bei der Berührung ihres Nackens zusammen. Ihre Lippen öffneten sich zu einem gezwungenen Lächeln und zeigten zwei Reihen blendendweißer Zähne.

„Maschallah," rief die Kyz-Görüdschü, „das ist Gebirgsschnee!" — „Lilienblätter!" bestätigte Frau Simli. — „Weiße Perlen!" ergänzte Fatme. Wie auf Kommando setzten die drei Frauen ihre Fildschans mit Geräusch auf den Tisch.

Ein leiser Seufzer entrang sich der Brust Jachmes. Sie nahm den Kahvebehälter in die linke Hand. Mit der Rechten fuhr sie gegen die Herzseite, verneigte sich tief und verließ rasch den Salon.

Die Damen waren alsbald in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt. Man sprach über fremde Haremluks und die unterschiedlichen Neuigkeiten des Ortes. Von dem Mädchen und dem Zweck des Besuches wurde nichts mehr erwähnt. Nur die Kyz-Görüdschü brach hier und da unvermutet in die Rufe aus: „Maschallah, wie mir das Mädchen gefällt!... Maschallah, ein seltenes Geschöpf, dieses Mädchen!"

Plötzlich zeigte sich das Haupt der Schaffnerin an der Tür. „Hanums," sprach sie, „die Jazya ist verkündet!" Die Frauen erhoben sich, neigten sich gegen Osten und sprachen das Abendgebet.

Peyli, die im Zimmer verblieben war, reichte den Damen Mäntel und Schleier, Leja half ihnen beim Ankleiden, und die Gäste schickten sich an, das Empfangszimmer zu verlassen. Simli und Fatme schritten voraus, Nisah folgte. In der Nähe der Portiere blieben die drei Frauen plötzlich stehen. „Malke Hanum," wandte sich die Kyz-Görüdschü an die Hausfrau, „möchtest du nicht erlauben, daß wir uns deinem lieblichen Kinde empfehlen?"

„Peyli, hole mir Jachme," gebot Malke Hanum, und ehe eine halbe Minute verging, trat Jachme wieder in den Salon. Ihren Bewegungen tat sie diesmal weniger Zwang an.

„Wer hat dir denn den hübschen Anzug verfertigt?" wandte sich die Kyz-Görüdschü an das Mädchen.

„Meine Mutter hat den Stoff gewählt, die Schneiderin Behle und ich haben ihn genäht," antwortete Jachme lebhaft.

„Aber man sieht dich so selten, Jachme," versetzte Simli Hanum.

„Wie sollte es auch sein?" meinte das Mädchen. „Ich habe nur wenige Freundinnen und bleibe am liebsten zu Hause."

„Das ist schön," bemerkte die Schwägerin Simlis.

„Allah mit dir, Jachme," grüßte die Kyz-Görüdschü. Wieder verneigte sich das Mädchen und verschwand hinter dem Vorhang.

Frau Malke und ihre Tochter bemerkten mit Wohlgefallen, daß Jachme bei den Gästen guten Eindruck gemacht. Sie hatte beide Prüfungen — die des Aeußeren und der Intelligenz — mit Erfolg bestanden.

Nach mehreren Selams traten Simli und Fatme auf den Korridor, die Kyz-Görüdschü blieb zurück. „Inschallah (so Gott es will) und wenn es Kismet ist, so werden die Kinder einander nehmen." Nisah sprach's und wandte sich zum Gehen. Vom Gang aus rief sie noch zurück: „Sie kann übermorgen vormittag kommen."

„Hast du die Maschallahs gezählt, Leja?" wandte sich Malke an ihre Tochter.

„Sechsundzwanzig," erwiderte Leja.

„Das ist sehr günstig," meinte die Mutter.

*

Auf dem Wege zur Mahi-(Fisch-)Gasse, den die Frauen Simli, Fatme und Nisah am folgenden Nachmittag unternahmen, bemerkte Nisah zu Simli: „Nach Hadschibegs sollten wir noch die Salih Effendis besuchen. Das Mädchen ist jedoch krank und wird wohl längere Zeit das Bett hüten müssen. Wir werden daher mit Hadschibegs unsern Rundgang abschließen. Seid ihr nicht auch der Meinung, Hanums?"

„Zwei Besuche," erwiderte Frau Simli, „erscheinen mir bei der Wahl für einen vornehmen jungen Mann, wie mein Halil ist, denn doch zu wenig. Ich habe geglaubt, wir würden mindestens in vier Haremluks vorsprechen."

„Aber Simli Hanum," replizierte die Mädchenseherin, „du weißt es ja doch als feine Dame, daß sich die besten Familien auf den Besuch von zwei Häusern beschränken. Nur gewöhnliche Leute dehnen ihre Ankündigungen noch weiter aus. Daß dem so, dafür bürgt dir meine langjährige Erfahrung. Wenn du aber willst, können wir noch zu andern Haremluks gehen. Mich findest du dazu bereit. Aber eines sag' ich dir, Simli, die Wahl wird ja doch nur zwischen Mustajpaschitschs und Hadschibegs schwanken. Jachme hast du gestern gesehen, Zaza soll dir jetzt vorgestellt werden. Das sind die zwei schönsten und edelsten Mädchen meilenweit."

Digitized by Google

Vor der „Goldenen Kanne“

Nach einem Gemälde von Pius Ferdinand Messerschmitt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

„Ich bin vollständig der Ansicht Nisahs," meldete sich Fatme, die wie viele ihrer Genossinnen am liebsten zu Hause blieb, „wir schließen mit Hadschibegs ab."

Frau Simli schwieg. Sie schien keineswegs die Meinung der beiden Frauen zu billigen. „Wie Allah will," meinte sie nach einer Weile. Und die drei Frauen setzten schweigend ihren Weg fort.

Man kam zu Hadschibegs. Derselbe Empfang, derselbe Vorgang wie bei Mustajpaschitschs. Vier Frauen harrten da der Ankunft der Kyz-Görüdschü: die Gattin Hadschi Mehemed Beg Tulin, kurzweg Hadschibeg genannt, Darche, geborene Arif Koslin, deren Schwiegermutter Teseh und ihre Schwester Rail, verwitwete Rhagib Imam (Priester) Petao.

Bei Hadschibegs schien man übrigens für Nettigkeit im Hause nicht viel Sinn zu haben. Als die Mitglieder der „Prüfungskommission" Platz genommen, stieß Frau Simli ihre Schwägerin leise mit dem Ellbogen. Sie wies mit eigentümlichem Blick ihrer Augen nach rechts. Teils auf dem Wanddiwan, teils auf dem Boden lagen Kleidungsstücke umher. An andern Stellen des Teppichs bemerkte man die Scherben eines zerbrochenen Fildschans.

Fatme nickte, als wollte sie sagen: „Noble Wirtschaft, das!"

Die einleitenden Redensarten „von der wirtschaftlichen Hausfrau, die ihre Töchter gut erzieht", waren vorüber. In das Empfangszimmer trat — unter Spannung der Gäste — die zweitjüngste Tochter Darches, um den Damen die Kahve zu kredenzen.

Zaza war bei weitem nicht so schön wie Jachme. Sie war von kleinerer Statur, und auch die Züge ihres bräunlichen Antlitzes waren keineswegs so fein und edel wie jene der Tochter Mustajpaschitschs. Aber in ihren großen schwarzen Augen loderte ein Feuer, das auf ausgeprägtes Gefühlsleben schließen ließ. Im Gegensatz zu Jachme umspielte Zazas Lippen ein fortwährendes Lächeln, das den Grübchen in den Wangen eine besondere Pikanterie verlieh. Wohl färbte sich bei den vielen „Maschallahs", die die Kyz-Görüdschü steigen ließ, auch Zazas Antlitz dunkelrot, allein die Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens half ihr über manche Verwirrung und Verlegenheit hinweg.

Diesmal hatte die Kyz-Görüdschü in der Beschauungsprozedur eine kleine Ausnahme gemacht. Sie wartete nicht mit dem Zurückrufen des Mädchens bis zu dem Augenblick, wo sich die Gäste zum Weggehen anschickten. Etwa zwei Minuten nach ihrer Entfernung wurde Zaza wieder in das Versammlungszimmer gebeten, und die kleine Zaza plauderte allerliebst. Die Damen unterhielten sich dabei vortrefflich. Beim Verlassen des Haremluks bemerkte die Kyz-Görüdschü wieder: „Wenn es Allahs Wille und Bestimmung ist, werden sich die Kinder nehmen" und fügte noch hinzu: „Morgen mittag kann sie kommen."

Auf der Straße flüsterte Simli-Hanum der Mädchenseherin zu: „Wollen wir heute die Besprechung halten?"

„Nicht möglich," antwortete diese, „bis morgen nachmittags habe ich keine Zeit." Die Damen mußten sich Nisah fügen.

Am nächsten Vormittag erschien Jachme bei der Witwe Namik Pulduns zu Besuch. Wie es die Sitte erheischt, war Frau Nisah abwesend, und deren nächste Verwandte, ihre Tochter Kehli, hatte den Gast zu empfangen. Die Begleiterin Jachmes, eine Dienstmagd, hatte an der obersten Stufe der Treppe auf das Haremsfräulein zu warten.

„Kehli," begann Jachme, nachdem die beiden Mädchen innerhalb der Barriere Platz genommen, „deine Mutter — Allah möge sie dir erhalten — hat etwas bei uns vergessen. Hier hast du es." Damit übergab sie Kehli ein mit schmalem weißem Seidenband umwickeltes Päckchen. „Sag deiner Mutter, Kehli," setzte Jachme hinzu, „man wird bei uns noch genauer nachsehen. Vielleicht ist noch etwas zurückgeblieben."

Die Tochter kannte die Worte. Schon oft hatte sie solche „vergessenen" Sachen im Namen ihrer Mutter in Empfang genommen. „Ich werd' es meiner Mutter übergeben," sagte sie. „Und wie geht es dir, Jachme?"

„Du weißt ja, Kehli, wie es einem Mädchen gehen kann, wenn die Kyz-Görüdschü bei ihr war!"

Kehli warf ihr einen eigentümlichen Blick zu.

„Man fragt sich nur," fuhr Jachme fort, ohne, wie es schien, den Blick bemerkt zu haben, „wann die Entscheidung fallen wird. Mutter und Tante behaupteten, bei mir sei die Sache so gut wie entschieden. Mein künftiger Haremluk sei schon bestimmt."

„Daran zweifle ich nicht," meinte Kehli, nur um etwas zu sagen.

„Aber sag mir nur, Kehli," fragte Jachme weiter, „warum bist du denn so blaß? Du hältst dich wahrscheinlich zu viel im Haremluk auf. Du solltest doch mehr an die Luft kommen. Auch solltest du möglichst viel Zeit im Garten zubringen."

Jachme brachte diese ihre ehrliche Meinung mit jugendlicher Unbefangenheit zum Ausdruck. Wie sie dachte, so sprach sie. Das Gesicht Kehlis aber wurde bei den Worten Jachmes womöglich noch blasser, und hätte Jachme sie in diesem Augenblick genauer beobachtet, so würde sie bemerkt haben, wie ihr Gegenüber die Zähne aufeinander preßte.

„Bei Allah, was soll ich machen?" sprach Kehli nach einer Weile. „Den Himajlijes (Amuletten) hat der Erbarmer keine heilende Kraft verliehen, und so schreitet mein Uebel fort. Aber das viele Ausgehen muß ich schon andern überlassen."

Nun erhob sich Jachme. „Ich muß gehen, Kehli," sagte sie, „man erwartet mich im Haremluk. Allah mit dir."

„Zieh in Frieden," erwiderte Kehli eisigen Tones. Sie geleitete den Besuch bis zur Tür und kehrte zum Diwan zurück.

Kehli langte nach dem Päckchen, das Jachme gebracht, und schleuderte es mit einem Ruck zu Boden. ‚Da schau einer diese boshafte Kröte an,' sprach sie halblaut. ‚Was geht es sie an, wie ich aussehe? So ein Frosch will mir Ratschläge erteilen!'

Hastigen Schrittes ging sie auf und nieder. Dann blieb sie mit gekreuzten Armen vor dem auf dem Teppich liegenden Päckchen stehen. ‚Ja, ja,' sprach sie zu sich, ‚schön ist sie, diese Jachme, wahrhaft schön! Doch weil sie so schön und reich, soll sie noch den prächtigsten und vornehmsten Gatten bekommen? O — Allah weiß, was er tut. Er wird wie immer auch diesmal seine Gaben in gerechter Weise verteilen.'

Langsam beugte sie sich zum Teppich und hob das Bündelchen auf. Sie öffnete es, warf einen Blick hinein und legte es auf den Minder. Darüber

Digitized by Google

breitete sie ein rotgesticktes Handtuch, dessen Reinlichkeit viel zu wünschen übrig ließ. Sie ließ sich nun auf den Diwan nieder, stützte das Haupt auf den Arm und begann zu grübeln. Kehli war eine Art Philosophin. Sie hätte Bula (Schriftgelehrte) werden sollen, doch hinderte sie die fortwährende Kränklichkeit im Studium. So begnügte sie sich damit, in ihrer Weise die ewigen Lehrsätze des Korans zu deuten.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte sie so in sich versunken dagesessen sein, als sich der Türvorhang leise in Bewegung setzte und ein neuer Besuch in das Zimmer trat: Zaza, die Tochter Hadschibegs. „Sei mir gegrüßt, teure Freundin," rief sie bei ihrem Eintritt Kehli zu, „wir haben uns schon seit langem nicht gesehen. Bei Allah, du hast dich aber zu deinem Vorteil verändert, Kehli. Deine Wangen sind ja so rosig angehaucht. Es freut mich wirklich, daß es dir besser geht, es freut mich von Herzen, Kehli."

Zaza ließ sich unaufgefordert auf dem Minder nieder. Damit wollte sie sagen, es bedürfe für sie keiner Aufforderung, sie sei von der Liebenswürdigkeit Kehlis im voraus überzeugt. Kehli ließ den Redestrom des um vieles jüngeren Mädchens lächelnd über sich ergehen. Sie konnte sich gar nicht erinnern, mit Zaza jemals in Verkehr gestanden zu sein. Aber was verschlug das? Die Bemerkungen Zazas taten ihr wohl und sie nahm neben ihr Platz.

„Ich danke dir, Zaza, für deine gute Meinung," sprach sie, „du und die Deinen befinden sich gewiß wohl?"

„Ach, Kehli," seufzte die junge Hadschibeg und schlug den Blick ihrer koketten Augen zu Boden, „mein Herz ist sehr bedrückt. Wenn die Wahl zwischen der schönen Jachme und mir ist, so scheint das Resultat nicht zweifelhaft." Sie zog das Spiegelchen aus dem Gürtel und betrachtete ihr bräunliches Angesicht.

„Deine Sorgen sind zwecklos," bemerkte Kehli, „du weißt ja, Zaza, das hängt vom Kismet ab. Wer weiß, ob dir nicht derjenige bestimmt ist, den man im Haremluk Mustajpaschitschs schon mit Sicherheit zu den Verwandten zählt."

„Du glaubst, Kehli?" fragte Zaza rasch. „Aber da plaudere ich mit dir und habe beinahe das Wichtigste vergessen. Auf dem Peschkum, wo gestern deine edle Mutter saß, lag dieses Päckchen. Es gehört zweifellos Frau Nisah. Hier nimm es."

Auch dieses von der Kyz-Görüdschü „Vergessene" war mit weißen Seidenbändchen umwunden.

„Mutter und Großmutter," fuhr Zaza fort, „durchsuchen eben den ganzen Haremluk. Nisah Hanum scheint noch andres bei uns liegen gelassen zu haben."

„Ich werd' es meiner Mutter übergeben," sagte Kehli gleichgültig und legte das Bündel auf das Handtuch, unter dem das erste Päckchen ruhte.

„Nicht wahr, Kehli," meinte Zaza, „wenn ich einmal in meinem eignen Haremluk bin, da wirst du mich öfters besuchen?"

„Gewiß, liebe Zaza," erwiderte Kehli. „Ich hoffe dasselbe auch von dir!"

Nunmehr langte auch Kehli in den Gürtel, zog den Taschenspiegel hervor und betrachtete sich mit Wohlgefallen. In diesem Augenblick huschte ein eigentümliches Lächeln über das Antlitz Zazas. Es schien, als wollte sie sagen: „Dich wird schwerlich ein Mann erwählen!" Aber sobald Kehli wieder aufblickte, nahmen die Züge Zazas wieder den Ausdruck höchster Liebenswürdigkeit und Offenheit an. Sie plauderte von diesem und jenem, wußte Kehli von andern Haremluks zu berichten und fand bei ihrer Zuhörerin gespannte Aufmerksamkeit.

Endlich verließ auch Zaza unter den üblichen Formeln die Wohnung Nisah Hanums.

„Die Kleine gefällt mir," sagte sich Kehli, als sie wieder allein war. „Sie hat Erziehung und ein wohlwollendes Herz. In bezug auf Schönheit kann sie sich freilich mit Jachme nicht im entferntesten vergleichen. Schade! Ihr möchte ich Halil eher wünschen als dieser unausstehlichen Jachme. O, daß mich Allah nicht so schön geschaffen!"

Frau Nisah, von ihren Geschäftsgängen zurückgekehrt, trat jetzt ins Zimmer. „Kehli, mein Kind," wandte sie sich an die Tochter, „waren sie da?"

„Ja, Mutter," erwiderte das Mädchen, „soeben ist die herzige Zaza fortgegangen."

„Und?"

„Die Sachen sind da."

Kehli ging zum Diwan und zog die beiden Päckchen hinter dem Handtuch hervor.

„Gelt, Kehli," sprach Frau Nisah und stellte sich lächelnd vor ihre Tochter, „Jachme ist ein prachtvolles Mädchen."

„Das ist wohl richtig, Mutter."

„Das reizendste Geschöpf, das ich kenne."

Kehli schwieg.

„Halil wird uns und seinen Verwandten ewig dankbar sein, daß ich ihm ein solches Weibchen verschafft."

„Mag sein," meinte Kehli, „aber mir gefällt Zaza besser."

„Wirklich? Doch zeig her, mein Kind, was die Mädchen gebracht."

„Das ist von den Mustajpaschitschs," sprach Kehli und überreichte der Mutter das erste Bündel.

„Drei Seidentücher," bemerkte Frau Nisah, den Inhalt betrachtend, „ein grünes, ein gelbes, ein rotes. Und hier drei Dukaten. Sehr schön. Und was haben die Hadschibegs geschenkt?"

„Zwei Tücher und zwei Dukaten," erwiderte Kehli, die Sachen zeigend, „aber die Seide scheint mir feiner als die der Mustajpaschitschs."

„Sollte mich sehr wundern," sprach die Mutter mit einem Blick auf den Tribut, „doch ist drei immer mehr als zwei. Und was die Hauptsache, Jachmes Schönheit bleibt unübertroffen."

Die Worte der Mutter gaben der Tochter Stiche ins Herz.

„Schönheit und vornehme Familie gelten viel," bemerkte Kehli, „das weiß ich. Aber auch die Eigenschaften des Herzens sollten bei solchen Fragen in Betracht kommen."

„Das ist auch der Fall, Kehli."

„Nun, Mutter, dann kennt die Kyz-Görüdschü das Mädchen nicht, das sie soeben bis zum Himmel gelobt."

„Du scheinst etwas sagen zu wollen, Kehli."

„Jawohl, Mutter. Wärest du nur dagewesen, du hättest Gelegenheit gehabt, über Jachme andrer Meinung zu werden. Denk dir nur, Mutter! Deine schöne, herrliche, prachtvolle Jachme — hat deine Tochter verhöhnt und verspottet."

Digitized by Google

„Verhöhnt und verspottet?“ forschte Frau Nisah, ihrer Tochter fest ins Auge blickend.

„Ja, verhöhnt und verspottet,“ wiederholte Kehli, jedes Wort scharf betonend. „Zuerst machte deine schöne, gute Jachme einige boshafte Bemerkungen über die Blässe meiner Wangen, dann spottete sie darüber, daß ich viel zu Hause hocke, zum Schluß gab sie mir zu verstehen, es wäre einerlei, was ich tue, einen Mann bekäm' ich ja doch nicht!“

„Das hätt' ich mir wohl niemals vorgestellt,“ meinte die Mutter tonlos. „Ein solches Benehmen ist ja niedrig.“

„Wie hat sich doch Zaza benommen,“ fuhr Kehli fort, „das ist die reinste Liebenswürdigkeit und Herzensgüte. Mit welcher Aufrichtigkeit hat sich dieses kleine, herzige Mädchen nach meinem Befinden erkundigt. Die Seele lag ihr auf den Lippen. Und dann hat sie mich noch gebeten, wie ein Kind, ich soll gewiß ihre Freundin bleiben, wenn sie einmal ihren eignen Haremluk haben wird. Dabei blickte sie mit den glanzvollen Sternen ihrer wunderbaren Augen zu mir auf, als wollte sie sich in mein Herz vergraben!“

Kehli schwieg einen Moment. Sie glaubte zu bemerken, daß das Lob Zazas bei ihrer Mutter kein sympathisches Echo erwecke, und fuhr fort: „Aber diese Jachme, wie hat mich die verletzt und verwundet! Kann ich dafür, daß ich nicht so schön geworden wie sie!“ Die letzten Worte sprach sie fast weinerlichen Tones. Sie warf sich auf den Minder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Mitteilung von der ihrem Kinde zugefügten Beleidigung übte bei Frau Nisah die von Kehli erwartete Wirkung aus. Frau Nisah Puldun trat an ihre Tochter heran und fuhr ihr mit der Hand über die Stirn: „Sei ruhig, mein Kind, Allah vergißt nicht das Schlechte und nicht das Gute, das dem Menschen zugefügt wird.“

Sie nahm die Tücher und die Goldstücke — diese zuerst — und trug sie auf ihre Kammer. „Wart, Jachme,“ kam es halblaut von ihren Lippen, „du sollst mich kennen lernen!“

*

Am Nachmittag fand sich die Kyz-Görüdschü im Haremluk der Gadban-Agas zur Besprechung ein.

„Wir haben uns schon geeinigt,“ eröffnete Simli-Hanum die Konversation, „Fatme und ich. Wir sind der Ueberzeugung, daß Jachme Mustajpaschitsch das richtige Mädchen für unsern Halil ist.“

„Und allen Anforderungen eines Jünglings aus edler Familie entspricht,“ ergänzte Frau Fatme.

„Somit käme Zaza Hadschibeg nicht mehr in Betracht?“ warf Nisah die Frage auf.

„Gewiß nicht,“ erwiderte Simli.

„Das ist euer gutes Recht,“ bemerkte die Witwe Pulduns. „Allein meine Pflicht ist es, noch einige Fragen an euch zu richten, edle Hanums.“

„Sprich, Nisah,“ ermunterte Frau Simli.

„Habt ihr auch die mutmaßlichen Charaktereigenschaften der beiden Mädchen miteinander verglichen?“

„Das ist doch selbstverständlich, Nisah,“ betonte Simli Hanum. „Jachme ist von großer Schönheit, besitzt Bildung und zeigte tadelloses Benehmen. Im Haremluk herrscht musterhafte Ordnung.“

„So ist es,“ bestätigte Schwägerin Fatme.

„Merkwürdig, Hanums,“ nahm Frau Nisah wieder das Wort, „merkwürdig, daß so gebildeten Damen wie euch etwas entgehen konnte, was doch jedermann an dem Mädchen aufgefallen wäre!“

„Und was soll das sein?“ fragte Fatme Hanum.

„Bei Allah, habt ihr denn nicht bemerkt, daß das Mädchen trotzig und eigensinnig ist?“

„Nicht das geringste,“ beteuerte Simli.

„Das wundert mich sehr,“ meinte Nisah. „Ich habe genau gehört, wie Jachme von ihrer Schwester wiederholt zum Lachen aufgefordert wurde. Das Mädchen wollte aber nicht lachen. Ja, es warf der jungen Frau einen wütenden Blick zu, als wollte es sagen: ‚Laß mich in Ruh', ich werde lachen, wann es mir beliebt.‘ Das ist doch ausgesprochener Trotz und Eigensinn!“

„Du bist im Irrtum, Nisah,“ äußerte Simli. „Das war nichts andres als mädchenhafte Schüchternheit.“

„Wenn ihr das besser versteht als die beim Mädchensehen ergraute Nisah, die Witwe Namik Pulduns,“ sprach Frau Nisah vorwurfsvoll, „dann wär' es besser gewesen, ihr hättet die Kyz-Görüdschü aus dem Spiele gelassen.“

„Aber Nisah,“ sprach Fatme wieder, „du hast ja gesehen, daß das Mädchen gelacht hat.“

„Freilich hat sie gelacht,“ eiferte Nisah, „aber nur, weil die Schwester sie am Rücken gekitzelt hat.“

„Was dir nicht einfällt,“ lächelte Simli.

„Ich hab' es selbst gesehen, bei Allah,“ rief die Witwe. „Im übrigen ist es mir ja gleichgültig, ob Halil dieses oder jenes Mädchen nimmt. Ich habe nur pflichtgemäß als Kyz-Görüdschü die Tatsache feststellen wollen, daß Jachme trotzig und eigensinnig ist. Daß sie sonst ein wunderbares Mädchen ist, geb' ich gerne zu. Habt ihr mit Halil über die Sache schon gesprochen?“

„Wir haben ihm Jachme genau geschildert,“ gab Simli zur Antwort, „und Halil ist ganz entzückt von ihr.“

„Verliebt ist er in Jachme,“ ergänzte Fatme, „und er will keine andre zum Weibe.“

„Unter solchen Umständen ist die Sache so gut wie erledigt,“ meinte Frau Nisah gleichgültigen Tones. „Ich aber muß ihm dennoch meine Wahrnehmungen mitteilen und ihn auch auf Zaza Hadschibeg aufmerksam machen.“

„Hör mir auf mit dieser Zaza,“ meinte Frau Simli, mit der Hand abwehrend, „das ist ein dummes Mädchen.“

„Und eingebildet,“ machte Fatme wieder die Fortsetzung.

„Hast du nicht bemerkt, Nisah,“ sprach Frau Simli wieder, „wie dieses einfältige Ding immer gelacht hat?“

„Und dann scheint bei Hadschibegs Ordnung im Hause Nebensache zu sein,“ äußerte sich Fatme, an die Witwe näher herantretend.

„Was ihr da sagt,“ meldete sich nunmehr Frau Nisah, „zeigt mir, daß eure Augen nicht ganz klar waren. Zaza lachte, weil sie fröhlicher Natur, gutmütig und nicht eigensinnig ist. Wenn im Zimmer irgendein Kleidungsstück zurückgeblieben war, so geht das Zaza nichts an. Bei unserm Eintritt war sie ja doch nicht anwesend. Mit einem Worte, Hanums: Jachme ist schön, Zaza lieblich und herzgewinnend. Wenn ihr mich früher gefragt hättet, ich hätte euch geraten: stimmet für Zaza, denn die ist wie geschaffen für den Haremluk Halils.“

Digitized by Google

Wieder trat in der Besprechung eine kurze Pause ein. Die beharrliche Festhaltung an Zazas Vorzügen machte die beiden Damen nachdenklich.

„Hm," äußerte sich Frau Fatme nach einer Weile, „zum Schluß wär' es ja doch nicht ganz unmöglich, daß Zaza ein besseres Mädchen ist als Jachme."

Simli Hanum zuckte mit den Schultern. Auf dem Antlitz Nisahs zeigte sich ein triumphierendes Lächeln. Nur für einen Augenblick. Dann fragte sie ernsten Tones: „Wo ist Halil?"

„Er dürfte dich schon erwarten," entgegnete Simli.

„Dann will ich gehen."

Nisah verabschiedete sich und ging hinunter. Sie wußte ja, daß sie der junge Mann nur an der Mauerecke, wo der Selamluk an die Frauenabteilung grenzt, erwarten durfte. Richtig, da lehnte der schlanke Jüngling, die Arme gekreuzt, an der Ecke.

„Ah, da bist du ja," rief er der Kyz-Görüdschü entgegen. „Nisah Hanum, ich muß dir wirklich dankbar sein für das Mädchen, das du meinen Verwandten gezeigt. Gleich morgen will ich um sie anhalten. Du aber, Nisah, sollst mich nach der Verlobung kennen lernen."

„Für morgen werden dich die Hadschibegs allerdings nicht erwarten, Halil."

„Die Hadschibegs? Da täuschest du dich aber gewaltig, Hanum. Ich meine die Mustajpaschitsch. Jachme nennt sich das Engelskind! Mein Herz schlägt nur für Jachme!"

„Jawohl, Jachme ist ein schönes Kind, Halil. Eine herrliche Gestalt mit prachtvollem Kopf. Und Zaza Hadschibeg, die gleicht einem lieblichen Vogel. Und Augen hat sie — wunderbar — unvergleichlich!"

„Was gehen mich die Augen Zazas an? Ich bleibe bei Jachme, das ist ein süßes Geschöpf Allahs."

„Schade wirklich, daß dieses Geschöpf Allahs so ... so ... kühl, Halil, so ... kalt ist. Doch Zaza hat heißes, edles Blut. Und diese Augen, ach, diese Augen!"

„Mag sein. Aber für mich gibt es nur eine Jachme, Nisah."

„Leider besitzt diese schöne Jachme auch ihre Mängel, Halil. Wir haben bemerkt, daß sie trotziger Natur und eigensinnig ist. Aber Zaza ist liebreich und gutmütig, wie ein Lämmchen. Und ihre Augen! O Allah, Allah!"

„Das Lob Zazas kommt zu spät, Nisah Hanum. Ich habe mich eben für Jachme entschlossen."

„Der Entschluß ist deine Sache, Halil. Ich aber, als Kyz-Görüdschü, muß dir alles mitteilen, was gut und was nicht gut. Damit es dir nicht ergehe, wie es Fadil Mehore damals ergangen."

„Was ist's mit Fadil? Der soll ja, wie man in den Haremluks erzählt, ungemein zufrieden sein."

„Mit vollem Recht," sprach die Kyz-Görüdschü, an Halil näher herantretend. „Seine jetzige Frau, Chana, ist wirklich ein Musterweib, wenn auch bei weitem nicht so schön wie die von ihm geschiedene Amrik. Ich habe ihm sofort gesagt — es war meine Pflicht —, Amrik ist zänkisch und unverträglich, Dungu, deren Rivalin, liebreich und herzensgut. Fadil glaubte jedoch, sein Herz schlage nur für Amrik, weil sie ihm von seinen Verwandten in glänzenden Farben geschildert wurde. Amrik wurde seine Frau, doch ehe ein halbes Jahr verging, mußte er sich von ihr scheiden lassen. Sie hatte ihm das Leben verbittert. Jussuf Olay hingegen nahm Dungu, das sanfte Täubchen. Er ist glücklich und denkt sich oft: ‚Fadil ist — sagen wir — ein gescheiter Mensch, daß er mir Dungu überließ.' In allen Haremluks hat man über Fadil gelacht. Natürlich, weil er die Sache besser verstehen wollte als die alte Kyz-Görüdschü!"

„Das ist allerdings traurig, wenn einem ein böses Weib beschieden," meinte Halil ernsten Tones.

„Jetzt, Halil, mach, was du willst," fuhr die Kyz-Görüdschü fort. „Mir ist es ja gleichgültig, ob du um die schöne, doch trotzköpfige Jachme wirbst oder um die lieblich-fromme Zaza. Daß du mir aber keine Vorwürfe machst, wenn es zwischen dir und Jachme zur Scheidung kommen sollte! Sonst müßte ich in den Haremluks herumerzählen: Halil ist — sagen wir — ein gescheiter Mensch, daß er einen andern Mann mit Zaza glücklich werden ließ."

Halil richtete seinen Blick zu Boden. „Jachme, sagst du, ist eigensinnig?" fragte er, ohne vom Boden aufzublicken.

„Und wie! Sie hat sich gar keine Mühe gegeben, es uns zu verbergen."

„Und Zaza mit den unvergleichlich wunderbaren Augen?" fragte der junge Mann kleinlaut, auf die Mädchenseherin schielend.

„Von Zaza will ich dir nun zum letztenmal sprechen, Halil. Ach, wird das eine Wonne sein für den Mann, wenn dieses feine, herzige, süße Kind die Sonne seines Augenlichtes auf den Gatten richten und mit der Flötenstimme fragen wird: ‚Omar, Ali, Achmed oder Sujo, hast du mich lieb?' Des wird sich Allah freuen. Und er wird den Engeln zurufen: ‚Diesem auserwählten Paar bringt meinen vollen Segen!'"

Halil kreuzte bei diesen Worten die Arme über die Brust und richtete seinen Blick auf Nisah. Diese rückte den Schleier, der sich beim Sprechen ein wenig zur Seite geschoben, langsam zurecht. Sie tat, als wäre sie im Begriff, ihren Weg einzuschlagen.

„Nisah Hanum," sprach der junge Mann treuherzig, „mir tut es schon leid, daß ich mich für Jachme entschieden."

„Aber du hast dich ja noch nicht entschieden, Halil. Man hat dich nur schlecht unterrichtet. Aber morgen muß es sein, sonst kannst du zu spät kommen. Wie leicht wäre es doch möglich, daß ich heute noch Zazas wegen mit einem andern Herrn sprechen müßte."

„Das sollst du nicht, Nisah Hanum. Mein Entschluß ist nunmehr endgültig gefaßt. Ich will ein frommes Weib, ich will den Segen Allahs haben. Nisah, ich bewerbe mich um Zaza Hadschibeg!"

„Bei Allah?"

„Bei Allah und dem Propheten."

„Er nehme dich in Schutz und gebe dir seinen Segen."

„Friede mit dir, Nisah Hanum." —

Strahlenden Antlitzes trat Nisah Puldun zu ihrer Tochter in den Haremluk.

„Kehli, mein Kind," rief sie ihr beim Eintritt zu, „du bist gerächt, Halil wird die kleine Zaza zum Weibe nehmen."

Und die Kyz-Görüdschü hat recht behalten.

Digitized by Google

Joseph Danhauser — Der Prasser

Digitized by Google

Joseph Danhauser — Die Klavierspielerin

Digitized by Google

Joseph Danhauser — Das Kind und seine Welt

Joseph Danhauser

Ein Maler der Biedermeierzeit

Von

Arthur Roeßler

(Hierzu achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Werken des Künstlers*)

Nachruhm ist ein blind geworfenes Los, das aus der Schale des Schicksals nicht immer auf den Würdigsten fällt.
P. H. Sturz

In der Vorstadt Wieden des vormärzlichen Wien stand gegenüber dem kaiserlichen Lustschlosse Favoriten das vormals gräflich Karolysche Gartenpalais. Das schmucke Gebäude durchzogen lange Korridore, von denen ausgekehlte, weiß lackierte Türen mit goldenen Leisten und verkrümmten Messingstangen als Klinken, in weite und helle Stuben mit glänzend gebohntem Estrich, farbig gestreiften Wänden und Stuckverschnörkelungen am Plafond führten. Zu seiten der hohen Fenster, die kleine Erker mit niederen Stufenantritten bildeten, hingen zarte, getupfte Tüllvorhänge nieder von weißgoldenen Karnischen und wurden unten gehalten von zierlich geknüpften, geblümten Bandmaschen an dunkel polierten Knöpfen. Auf den breiten Fensterbrettern standen in porzellanenen Töpfen blühende Balsaminen, Reseden und goldige Veiel. An die weitflächigen Wände der weißdeckigen Stuben lehnten sich gediegen getischlerte Möbel, viellädige Schubkasten, kunstvoll eingelegt, Spiegeltischchen, Armsessel, ein dünnbeiniges Spinett, gemächliche Sofas mit großplattigen Tischen davor aus Birn-, Kirschbaum-, Mahagoni- und Amarantholz. Zwischen den langschmalen und den ovalen Spiegeln hingen säuberlich gestochene Bilder, getuschte Zeichnungen und scharfscherig geschnittene Schwarzblätter. Auf all das strahlten schräge Lichtsäulen. Ganz ruhig war es da, denn das helle Geticke der vielen Uhren, die auf Konsolen, Schränken

*) Die Abbildungen sind dem bei C. Graeser & Co. in Wien erscheinenden Danhauser-Werke entnommen, dessen Verfasser und Herausgeber zugleich auch Schreiber dieses Artikels ist.

Digitized by Google

Joseph Danhauser Mädchen mit Puppe

und Tischen standen, vernahm sich als das stetig sachte Verrinnen der Zeit. Zuweilen nur drang das dumpfe Rollen eines unweit vorbeiratternden Wagens oder der dröhnende Klang schwingender Kirchenglocken in diese Stille. Dann gab es wieder lange Pausen völliger Lautlosigkeit, die allmählich in ein leises Wisperhuschen der bebenden Luft übergingen, das der Tauben flaumiges Gefieder durchstrich, deren Gurren und Getrippel man dann wohl auch von den Fenstergesimsen her vernehmen konnte. Und wieder kamen Weilchen, in denen auch alle nahen Geräusche verstummten.

Das war das einst berühmte Gartenpalais, in dem sich der Vater Danhauser sein Heim geschaffen hatte. Nicht immer war es darin so still, wie eben erzählt wurde; während vieler Jahre war es gar oft erfüllt von einem Gelärme von trappenden Tritten, Stuhlgerücke, Gelächter und Gerede, einem Singen und Musizieren, Jubeln und Tanzen. Denn es war eine Zeitlang das Hauptquartier einer genialischen Künstlerschar, die sich um den ältesten Sohn des Hauses, um Joseph Danhauser, gebildet hatte. Wenn die dickbäuchigen Kachelöfen wohlige Wärme ausstrahlten oder wenn sonst schlechtes Wetter war, das den Aufenthalt im Freien verhinderte, fanden sich in den traulichen Räumen des niedlichen Gartenschlosses die jungen Märzbrauser zusammen, um fröhlich zu musizieren, zu singen, zu trinken und frohgemut zu zanken über allerlei Dinge des Lebens und der Kunst. Der Tonangeber dieses Kreises war der junge „Pepi" Danhauser. Riegelsam, neckhaft, kräftig und ungewöhnlich klug, in allen adligen Leibesübungen, wie Reiten, Fechten, Schwimmen, Eislaufen und so weiter tüchtig, ein Virtuose der Geige, ein ernster Könner der Palette, war Danhauser von Natur aus dazu prädestiniert, vorbildlich zu wirken. Und tatsächlich berückte er alle, die ihm nahe traten, durch sein sieghaft gewinnendes, vornehm heiteres Wesen.

Ich habe versucht, im vorstehenden das Vaterhaus des Künstlers zu skizzieren, um an einem bildmäßigen Beispiel das Milieu zu veranschaulichen, in dem Joseph Danhauser sorgsam gepflegt aufwuchs. Es war das Milieu einer Altwiener Patrizierfamilie mit kunstgesättigter Atmosphäre. Es erklärt die erstaunliche Wesensverfeinerung, die Joseph Danhauser vor seinen gleichaltrigen zeitgenössischen Kollegen überaus deutlich unterscheidend auszeichnet. An diesem Künstler hat sich einmal die philosophische Kunsttheorie Taines von dem Einfluß und Wirkung des Milieus bewiesen. Danhauser ist ohne das

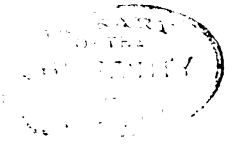
Joseph Danhauser Kirschenschmaus

Digitized by Google

Liszt am Klavier

Joseph Danhauser

Digitized by Google



Digitized by Google

vornehme Heim des Elternhauses, ohne Wien nicht zu denken. Ganz gewiß nicht ohne Wien, diese Stadt, die wie keine andre sonst in so inbrünstigem Tone besungen, aber auch wie keine andre sonst in so ingrimmigem Tone gescholten wurde. Nein, er ist nicht ohne diese naturfrohe Stadt zu denken, in deren „Straßen der Wald hereinwächst, der in ungezählten Hausgärten zwischen Latten und Mauerwerk sein grünes Wesen treibt" und deren linde Luft voll latenter Musik ist.

Joseph Danhauser wurde am 18. August 1805 in Wien geboren. Im Hause seines Vaters, eines wohlhabenden Großindustriellen, empfing er, wie schon angedeutet, eine gründliche humanistische Bildung, die ihn befähigte, später tief in die grundlegenden Theorien der Kunst einzudringen und über jede Richtung der Kunst, unbeirrt von den zahlreichen Täuschungen der Zeit, ein scharfes und richtiges Urteil zu fällen. Sein Beruf zum Maler war bald außer Zweifel, und so trat er, ein sechzehnjähriger Jüngling, als Schüler in die Akademie der bildenden Künste zu St. Anna ein. Nach Beendigung der akademischen Kurse wurde Danhauser Schüler des Historienmalers Peter Krafft, unter dessen Leitung er während zweier Jahre Koloritstudien, und zwar besonders nach Rubens machte, dessen unnachahmlich grandioser Vortrag ihn damals und später auch fesselte und begeisterte. Einer Anregung des Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker, folgend, der ein Freund der Familie Danhauser war, malte Danhauser damals vier Illustrationen zu Pyrkers „Rudolfiade". Der geistliche Kunstfreund war darüber so entzückt, daß er den jungen Maler zu sich nach Venedig einlud. Der mehrmonatige Aufenthalt in der Lagunenstadt bedeutete den Beginn einer Lebenswende für Danhauser.

Joseph Danhauser — Großmutter und Enkelin

„Der Anblick der großen Meister, die im Bunde mit Skulptur und Architektur ihr Volk verherrlicht und seine edelsten Bedürfnisse befriedigt haben, rückte ihm das Wesen der Kunst aus der Dämmerung bisheriger Erkenntnis in die Tageshelle. Er sah, daß die Malerei keine Schmarotzerpflanze, kein eitler Zierat der Wände ist, sondern ein notwendiges Möbel im Hausrate einer Nation." Der junge, für seinen Beruf entflammte Maler erkannte, daß die Kunst nicht bloß Objekt für theoretisierende Aesthetiker ist, daß sie nicht mit der Zwangsjacke der Theorie prahlt, sich nicht an Privatgelüste verkuppelt und Moden unterwirft, sondern daß sie aus dem Volke und mit dem Volke für das Volk wächst als ein Lebensnotwendigstes. Seit damals galt Danhauser jede Kunstrichtung, die das Volkstümliche verleugnet und damit alle Originalität in die Schanze schlägt, als eitle Flausenmacherei. Gleichviel ob sie historische oder religiöse Parade machte, er hielt sie trotzdem nur für wenig mehr als das Extraktdestillat aus dem künstlerischen Bestande andrer Nationen, für Bildermacherei aus Bildern. Er suchte die Traube und fand sie dort, wie einer seiner Freunde einmal sagte, wo Leben blüht. Der Pfennig, der selbst erworben, war ihm auch in der Kunst mehr als der Gulden, von andern geborgt.

Der Aufenthalt in Venedig bereicherte aber nicht nur die prinzipielle Erkenntnis Danhausers, sondern auch seine künstlerisch-technische Ausdrucksfähigkeit. Aus dem Studium der Werke von Tizian, Veronese und andern venezianischen Meistermalern der Renaissance gewann er sich manchen Vorteil für sein Kolorit, denn er untersuchte fleißig und mit Bedacht die alten Gemälde in bezug auf ihre Technik und Aesthetik der Farbengebung. Erhalten gebliebene handschriftliche Aufzeichnungen legen Zeugnis ab, wie intensiv Danhauser sich mit dem Studium der Harmonie der Farben und ihrer Brechungen, ihrer Haltung im Halbdunkel und im Schatten, des dadurch herauswirkenden Reliefs in den Lichtmassen und mit der Technik des Lasierens beschäftigte. Auch um die Bewältigung der Komposition bemühte er sich redlich, denn er wußte, was die räumliche Anordnung der Massen für die Bildwirkung bedeutet. Wenn nun meistens bei der Uebernahme

Digitized by Google

von fremden Formen und Verteilungsprinzipien anfangs oberflächlich vorgegangen wird, da erst nach eingehendem Studium und langer Ueberlegung der Künstler dahin gelangen kann, auf das Uebernommene persönlich aufzubauen, muß man es doch Danhauser zubilligen, daß er nicht leichtfertig vorging. Die räumliche Anordnung in seinen Kompositionen entspricht fast durchweg allen Anforderungen an Einheitlichkeit, Symmetrie und Harmonie. Seine Gruppen vereinigen sich, wie richtig bemerkt wurde, gewöhnlich zu einer schönen Hauptmasse von einfacher Form, häufig der Pyramiden- und Traubenform, in gefällig wirkenden, ungezwungen scheinenmodernen Lebens bezeichnen darf. Sie erregten im stets gern zum Jux und Witz geneigten Wien vorübergehendes Aufsehen und veranlaßten den besorgten geistlichen Mäzen Danhausers zu neuen Aufträgen kirchlicher Art. Pyrker, mittlerweile zum Erzbischof von Erlau aufgestiegen, bestellte bei seinem Schützling, um ihn von der „gemeinen Genremalerei" abzuziehen, mehrere Altarbilder. Obwohl schon durchaus gegen seine Stimmung, vollendete Danhauser die Altartafeln. Diese Arbeiten, ausgezeichnet durch gediegene Technik und scharfe Charakteristik, fanden damals ungeteilten Beifall. Dies hinderte den Künstler aber nicht, sich gleich wieder von der Historienmalerei

Joseph Danhauser — Der Antiquitätenliebhaber

den Linienverhältnissen. Auch in der malerischen Verteilung von Hell und Dunkel hat er einen hohen Grad der Meisterschaft erlangt, der es ihm ermöglichte, sich der Massen zu ästhetischen Zwecken mit Leichtigkeit und Geschmack zu bedienen.

Solcherart bereichert und gereift, kehrte er in die Heimat zurück. Die verrotteten Kunstzustände, die er da antraf, verdarben seine frohe Stimmung rasch und machten ihn mißmutig. Danhauser verlor sich jedoch nicht in fruchtlosem Nörgeln und Nichtstun, sondern gab auch seinem Groll und seiner Verbitterung künstlerisch wertvollen Ausdruck: er schuf jene köstlichen, oft satirisch-drastischen Atelierszenen, die man als die ersten seinem Wesen gemäßen, von der Schule unbeeinflußten Darstellungen abzuwenden. Das Beispiel einiger alter Meister brachte Danhauser auf die Idee, biblische Stoffe, beispielsweise Parabeln und Gleichnisse, niemals aber geschichtlich überlieferte Geschehnisse, modern genremäßig zu behandeln, das Ereignis in seine eigne Zeit hereinzuziehen und solcherart den Stoff aktueller und seine Moral verständlicher zu machen.

Danhauser hatte einen hohen Begriff von der Kunst und wollte von der l'art pour l'art-Tendenz nichts wissen. Ihm galt die Malerei nicht nur als ein Mittel, um ästhetische Lustgefühle auszulösen, er forderte von ihr eine erbauliche und erzieherische Wirkung. Ganz und gar der Gegenwart und ihren Anforderungen zugewandt, wie sein Freund Mielichhofer sagte, richtete er sich im

Digitized by Google

edelsten Sinne nach dem, was not tat. Er affektierte nie Stimmungen, die ihm und dem Volke fremd und entfernt waren. Denn er war der Meinung, daß jener, der vom Volke verstanden werden wolle, seine Sprache sprechen und in seinen Werken die Ideen der Mitzeit behandeln müsse. Aus eben diesem Grunde war er, gleich wie sein Freund Waldmüller, dem Ausstellen von Skizzen und Studien völlig abhold. Er wertete sie als Mittel zum Zweck und verschmähte es, mit seinen Virtuosenstücken, die seine Zeichnungen und Studien sind, billige Effekte zu erzielen. Ihm war es nicht um artistische Gaukelei, ihm war es um künstlerische Erziehung zu tun.

Wir finden daher auch, daß jedes seiner Bilder, auch die frühen Arbeiten nicht ausgenommen, eine mehr oder minder moralisierende Tendenz enthält. In seinen Briefen an seinen Bruder Franz kehrt in Variationen der Ausspruch oft wieder, daß es ihm widerstrebe, Stimmungen zu heucheln, die er nicht empfinde, Ideen zu veranschaulichen, die ihm nichts bedeuteten. Er wollte keine Bilder malen, zu denen er sich hätte zwingen müssen. Er wollte auch nicht der ermüdende Nachbildner längst verstorbener Kunstepochen, sondern ein freier Künstler sein, der sein Leben der Kunst, aber auch seine Kunst dem Leben weiht. Seine Zeit und sein Volk ist es, was Danhauser in seinen Bildern darstellen wollte — und auch wirklich nach heftigen Kämpfen

Joseph Danhauser Porträt von A. Graf

J. Danhauser Bildnis des Astronomen Littrow und seiner Frau

darstellte. Er verabscheute alle Phantasterei und verstiegenen Idealismus. Das Leben, wie es ist, erschien ihm wundervoll genug — und so bemühte er sich, es in seinen Bildern so zu zeigen, wie er es sah und empfand. Den Beweis dafür, daß er das Menschenleben scharf sah und tief erfühlte, erbringen wir Heutige, da auch uns manche seiner Arbeiten mehr noch bedeuten als ein Ding bloßer Augenlust.

Sein Lebenswerk scheidet sich im Verlaufe seiner künstlerischen Entwicklung in besondere Gattungen. In seiner Frühzeit ist das Atelier mit seinen derben Späßen der bevorzugte Gegenstand seiner Darstellung, später ist es der Salon mit seinen feinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kunst in ihren verschiedenen Arten, zuletzt wählt er das Heim, die Kinderstube mit der sorgsamen Mutter und der Hoffnung der Menschheit. Die auf diesen Blättern reproduzierten Gemälde „Mädchen mit Puppe", „Das Kind und seine Welt" und „Kirschenessende Kinder" geben vollgültige Proben dieser letzten Periode. Die gleichfalls reproduzierten Bilder „Der Antiquitätenliebhaber", „Die Klavierspielerin" und die Bildnisse des Klavierfabrikanten Graf und des Astronomen Littrow mit Frau sind Repräsentationsstücke aus der von mir als „Salonzeit" charakterisierten Epoche, die auch Werke wie die „Testamentseröffnung" gebar.

„Die Testamentseröffnung" ist eines der magistralen Werke Danhausers. In der Mitte des Zimmers (ich folge hier einer vom Künstler selbst inspirierten Beschreibung) an einem Tische sitzt der

Digitized by Google

Exekutor des Testamentes, ein ehrwürdiger Priester. Es ist der Augenblick, in welchem er den letzten Willen des Verblichenen, um den er vermutlich schon früher gewußt, den in zwei Gruppen geteilten Freunden und Verwandten aus dem offen vor ihm liegenden Dokumente soeben bekanntmachte. Auf den Gesichtern aller dabei Interessierten malt sich in allen Nuancen der Leidenschaft, nach der Verschiedenheit der Temperamente, der Ausdruck getäuschter Erwartung, freudiger Ueberraschung, je nachdem sie von dem Erblasser gänzlich übergangen, von dem Besitze des Nachlasses, den sie schon als den ihren betrachteten, ausgeschlossen oder, wider Vermuten, reichlich bedacht worden. Denn von

Joseph Danhauser — Der Geizhals

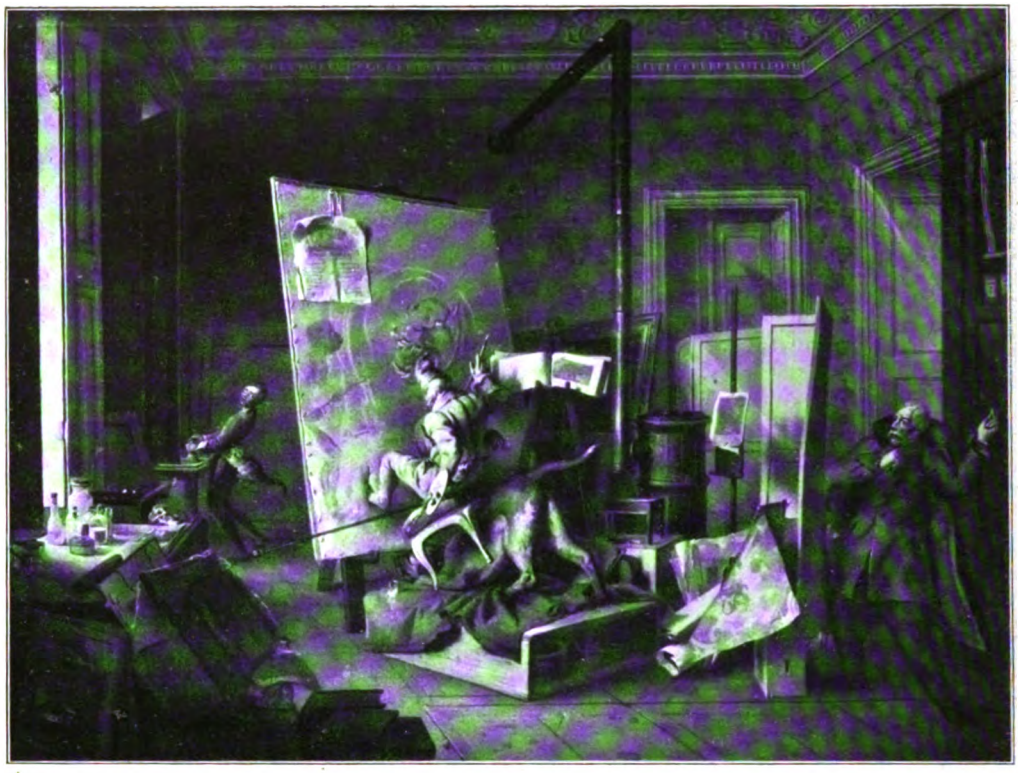
der größeren, in voller Erwartung ihn umdrängenden Gruppe weg der kleineren im Hintergrunde, bescheiden etwas entfernter postierten, das Greisenhaupt zugewendet, hat der Geistliche die letztere als Erben des Heimgegangenen erklärt. Dem soeben Gehörten nicht trauend, beugt sich, durch den eignen Augenschein sich davon zu überzeugen, ein Alter mit roter Perücke über die offene Schrift herab; und wie er die Sehnerven anstrengt, durch den vor Augen gehaltenen Stecher, mit dem Finger jeder Zeile nachfährt, um etwas ihm Angenehmeres, irgendeine ihm günstige Klausel herauszulesen oder sonst einen Haken zu finden, das Testament umzustoßen, — alles umsonst, es ist so, wie er es vernommen, und das Ganze in bester Form abgefaßt. Dieser beinahe ans Komische streifenden Figur zunächst eine andre männliche Gestalt, ebenfalls schon über den Lebenssommer hinaus, modisch in Schwarz gekleidet, deren ökonomische Verhältnisse, vielleicht nicht bestens geordnet, nach dem neu befruchtenden goldenen Regen aus den Wolken der gehofften Erbschaft sehr gelechzt haben mögen; denn der wild nach der Urkunde, an welcher seine Hoffnungen gescheitert, hinsehende eine Blick, und der wütend auf die bezeichneten Erben geworfene andre und die zornig geballte Faust sagen genügend, was in seinem Innern vorgeht. Seine Gefühle teilt eine junge Dame in kostbaren Trauergewändern, wahrscheinlich die Tochter, die bei der vermutlichen Ebbe in der eignen Kasse mit ihren die Börse viel in Anspruch nehmenden Wünschen von dem Vater auf die zu erwartende Flut vertröstet, die aus dem Zuschusse ihr versprochenen neuen köstlichen Schals, Kleider, Hüte und vielleicht auch glänzende Equipage schon in Gedanken gemustert, nun durch das gelöste Siegel von dem Eldorado ihrer Hoffnungen mit einem Male aus den schönsten Träumen unsanft gerüttelt wurde. Kaum mächtig der sie bestürmenden Empfindungen, sieht sie grimmig auf die hinüber, welche nun im Besitze alles dessen, was sie so sehnlich gewünscht. Sie sucht ihren Verdruß zu verbergen, spielend mit der Lorgnette an goldener Kette und einem neben ihr leerstehenden Sessel. Ihr zur Seite steht ein Jüngling mit nichtssagendem Gesichte, an dem Knopfe seiner Reitgerte kauend, als ginge ihn die ganze Szene nichts an. Von den zweien, dem Geistlichen zur Rechten sitzenden älteren Herren sieht der eine staunend, verwundert, mit halbgeöffnetem Munde nach der Gruppe im Hintergrunde hin, der andre, das spanische Rohr mit elfenbeinernem Knopfe an das Knie gelehnt, das farbige Sacktuch in den Schoß gelegt, wie gleichgültig bei der ganzen Sache, eine Prise nehmend, betrachtet sich mit dem halb erstorbenen Blicke die um und über den Tisch Sitzenden, Stehenden und Lehnenden. Mit dem Leben fast zur Neige, hat er die meisten der Interessen am Leben schon hinter sich, er braucht nicht mehr viel, den kurzen Rest zu fristen, und ist mit den wenigst gespannten Erwartungen gekommen. Ihn, den auf der Erde sonder Zweifel Alleinstehenden, kann nichts mehr hocherfreuen, nichts mehr tief betrüben; nur an dem Gebärdenspiele der am meist in ihren Wünschen Getäuschten, an dem Ausbruche ihrer törichten Leidenschaft scheint er sich noch etwas zu letzen. Ganz anders ist's mit dem abseits sitzenden, ärmlich gekleideten, von dem Leben gebrochenen Greise. Wohl steht auch er am Rande des Grabes, ist der Saat seiner Hoffnungen wenig mehr vom Irdischen beigemengt; doch durch die lauen, milden Lüfte, die ihm aus dem lichten Jenseits entgegenwehen, zieht wie der kalte Nord die Bekümmernis um das Schicksal

Digitized by Google

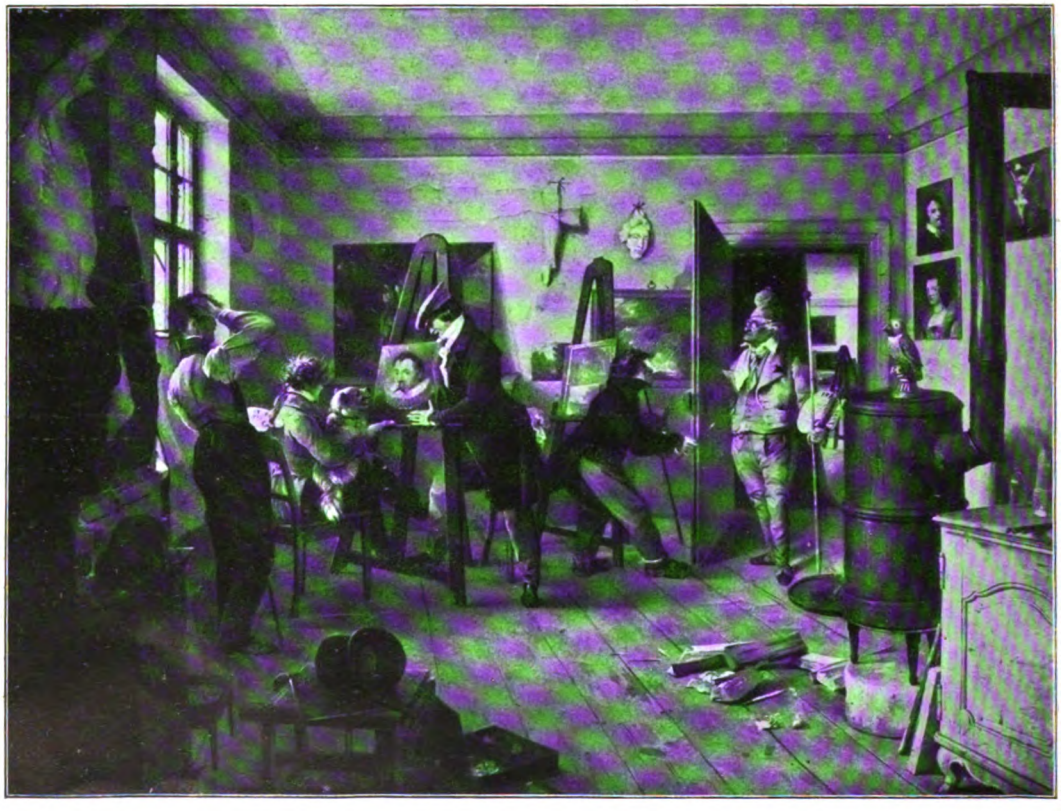
Joseph Danhauser — Die Klosterſuppe

Joseph Danhauser — Die Teſtamentseröffnung

Digitized by Google

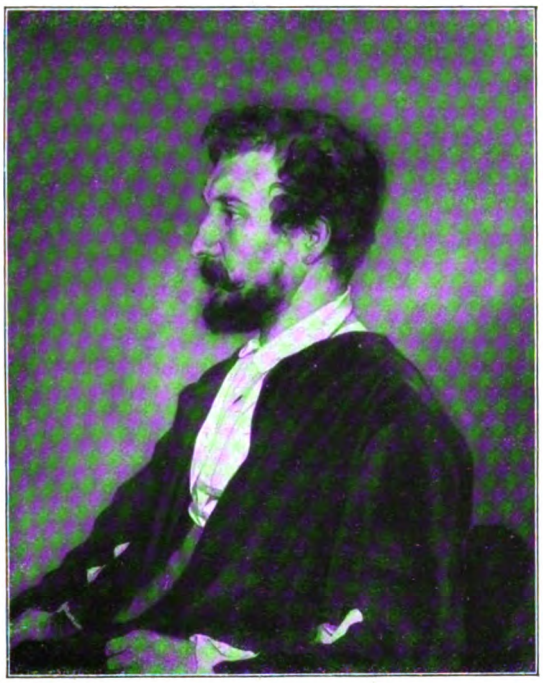


Joseph Danhauser — Unwillkommener Besuch



Joseph Danhauser — Der Herr Professor kommt

Digitized by Google



Joseph Danhauser Des Künstlers Bruder Franz

seiner Teuern, die er, bitterer Armut preisgegeben, im Leben zurücklassen soll. Da nehmen ihm wenige Federzüge von der Hand des edeln Abgeschiedenen, dessen letzter Wille freudig teilnehmend von dem würdigen Priester ihm verkündigt wurde, diesen schweren Kummer vom Herzen. Zitternd versucht er sich zu seiner Tochter emporzuheben, und sie, entzückt, dem geliebten alten Vater die letzten Tage verschönern zu können, hilft ihm zärtlich von dem Stuhle auf, unterstützt von dem sich an sie anschmiegenden jüngeren Bruder.

*

Unabhängig von der französischen romantischen Malerschule gelangte Danhauser durch eignes Bemühen auf selbstgefundenem Wege zu einer genreartig behandelten Geschichtsmalerei und technischen Meisterschaft. Stoffliche Wahrheit und Pracht des Kolorits steigerte er zu bewunderungswürdiger Höhe. Diesem schließlichen Zustand geruhsamer Reife und sicherer Könnerschaft war allerdings eine Periode schwankender Erwägung, des Grübelns und Experimentierens vorangegangen. Danhauser war sich geraume Zeit über die Grenzen zwischen der Historie und dem Genre nicht klar gewesen. Er quälte sich mit der künstlerischen Gewissensfrage, ob denn die Form, womit er die lebendig pulsende Gegenwart seines Volkes festzuhalten unternommen hatte, auch höheren Forderungen genüge, ob das Genre wirklich Kunst sein könne. Eine Reise, die er als Begleiter des Wiener Kunstfreundes Rudolf Edeln von Arthaber über Deutschland nach Belgien und Holland unternahm, brachte ihm die ersehnte Gewißheit. Er hatte Gelegenheit, Werke von Hogarth, Wilkie und Delaroche zu sehen — und die köstlichsten Stücke altholländischer Kleinmeister. Er fand sich, wie es in einer alten Notiz heißt, unter verwandten Geistern, er schlürfte heimische Luft, er überbrückte auf tausend zwanglosen Anknüpfungspunkten die Vergangenheit mit der Gegenwart. Er sah, daß das Genre, wenn auch nicht mit der tiefsinnigsten Poesie und in der größten Manier, doch auch eine Welt lebendig machen kann; daß es neben dem Reichtum seines oft mikroskopischen Details die feinsten Aufgaben der Psychologie gelöst hat, daß es, künstlerisch behandelt, eine Kunst ist. Nach seiner Rückkehr aus Holland rief er den versammelten Freunden freudetrunken zu: „Nun weiß ich, was ich will und soll!“ Er hatte recht, und die Arbeiten dieser letzten Phase seiner künstlerischen Entwicklung sind es, die auch dem verfeinerten Geschmack der künstlerisch schier bis zur Perversität kultivierten Nachwelt standhalten. Sein von jeher brillantes Kolorit, seine eminente Zeichensicherheit gewannen eine ungemeine Schönheit, Wahrheit und Prägnanz; sein Vortrag der Farbe wuchs mit dem Dinglichen so innig zusammen, daß es lauteres Ergötzen ist, ihre Harmonie wahrzunehmen. In gleichsam müheloser Arbeit, so wie von selbst die schwerhangende Frucht reift und abfällt, entstanden nun in rascher Aufeinanderfolge seine kostbarsten Bildwerke. Da, unvermutet, urplötzlich, trat der Tod hinter ihn. Es gab ein grausiges Ringen; in der Vollkraft der besten Mannesjahre wollte sich Danhauser, der die Kunst, das Leben und die Menschen liebte, nicht feigmütig ergeben. Der erbitterte Kampf, den er focht, war ebenso schmerzlich wie vergebens. Am 2. Mai 1845, im noch nicht vollendeten vierzigsten Lebensjahre, unterlag er dem Typhusfieber. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß die meisten damaligen Wiener beim Leichenbegängnis des Künstlers hinter seinem Sarge weinend schritten, denn Danhauser hat, man ist fast versucht zu sagen trotz seinen außerordentlichen Qualitäten, eine Popularität errungen, wie sie nach ihm in Wien nur noch Makart zuteil ward.

Joseph Danhauser Alter Mann

Digitized by Google

Doch die Zeit eilte weiter im Sauseschritt — und wenige Jahre hernach war Danhauser ein verklungener Name und seine Gemälde halbverschollen in privaten Sammlungen. Erst die Musterung ererbten Kunstbesitzes in unsern Tagen, die zur größten Ueberraschung einen ungeahnten Reichtum an hochbedeutenden Kunstdingen ergab, brachte neben F. G. Waldmüller auch J. Danhauser wieder zu Ehren. Danhauser ist es, der neben Waldmüller die österreichische Kunst der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts am wirkungsvollsten repräsentiert; und ist auch Waldmüller der Wuchtigere, Genialere, Danhauser als der ganz Andersartige, Vornehmere vermag neben ihm ganz gut und mit Erfolg zu bestehen. Manchen wird er sogar der Sympathischere sein. Vergleiche sind, wie stets, auch hier unzutreffend — man tut am besten, sich darüber zu freuen, daß das deutsche Volk „zwei solche Kerle“ hat.

Joseph Danhauser — Die Brautwerbung

Im Nebel

Von

Otto Ernst Sutter

Es ist so seltsam, im Nebel zu gehn
über die herbstlich müde Erde,
ein jedes Ding für sich zu sehn
in seiner stillen Gebärde,
als wär' es froh, allein zu sein,
um sich selber nachzuhängen,
und die Welt ist ohne Drängen,
ein unbekannter Schein.

Digitized by Google

Die Frau im Krankenstuhl

Von

Norbert Jacques, Salenstein a. Bodensee

Als ich den Bahnhof von Lemwig verließ, sah ich, daß er mit einigen neuen Gebäuden auf der Höhe einer Böschung lag und daß sich der eigentliche Ort drunten am Lymfjord befinden müßte. Die Richtung zu finden war nicht schwer; es ging nur eine Straße vom Bahnhof aus auf die Kante der Böschung zu, hinter der einige Dächer heraufschauten. Ein paar Neubauten standen, unzusammenhängend noch, rechts und links vom Weg, in dem die Schar der mit dem Zuge Angekommenen eine Staubwolke aufrieb.

Ich blieb zögernd langsam etwas zurück, und als ich an die Ecke kam, hatte sich die Menschengruppe schon in den Treppenweg versenkt, der zum Städtchen hinabführte. Eine Hecke, in der junggrüne Blättchen im Winde spielten, umzog an dieser Stelle einen Rasenplatz. Ein hagerer weißer Wegweiser stand gerade an der Umbiegung aus der Hecke heraus.

Aber als ich mich vor ihm aufstellen wollte, um ihn abzulesen, gewahrte ich dicht neben mir eine junge Frau in einem Krankenstuhl. Meine Blicke glitten an ihrem grauen, schlichten Kleid hinab; ich sah, daß sie die Beine übereinander geschlagen und die Hände ineinander geschmiegt auf dem hochstehenden Knie liegen hatte.

Aber meine Blicke wurden fast unwillkürlich von ihren Augen emporgezogen. Diese Augen waren vor allem blau. Sie hatten die stille, unbewußte Bläue eines Blümleins. Sie bestimmten auch mit der weichen Zufriedenheit ihrer Blicke den Ausdruck des sonst lieblich bedeutungslosen, von flachgeglätteten blonden Haaren umbordeten Gesichtes, bestimmten das Bild der ganzen Persönlichkeit dieser jungen, gelähmten Frau.

Nun erst fiel mir auf, daß sie ganz allein in ihrem beräderten Krankenstuhl an der Wegecke saß, und ich schaute sie erstaunt an. Sie nickte mir einen Gruß recht freundlich ins Gesicht, und ich sah auch in ihren Augen wohl den Wunsch, ob ich nicht vielleicht einer sei, mit dem sich ein kleiner Plauder anstellen ließe. Aber sogleich übermannte mich die Peinlichkeit des Gefühls, daß sie eine traurige, jugendliche Kranke sei, der das Geschick den besten Teil geraubt — die Freiheit, sich zu bewegen. Und gerade ausschließlich in der Sorglosigkeit dieser Freiheit hatte ich die vergangenen Wochen in ziellosen Wanderungen, Bahn- und Schiffahrten gelebt.

Deshalb wandte ich etwas erschreckt die Augen aus ihren freundlich aufmunternden Blicken und ging langsam, mit großer Aufmerksamkeit auf das Städtchen hinabschauend, davon.

Was war das für eine Frau, die da oben ganz allein in der Frühlingssonne in ihrem Krankenstuhl an der Hecke saß und deren Zustand so merkwürdig mit der stillen und milden Zufriedenheit ihres Gesichtes stritt? Ein leises abenteuerliches Rätsel der Seele wuchs in meinem Innern aus einem kleinen Pflänzlein rasch zu einem Gebüsch auf, und das Gebüsch nimmt alle Gedanken in seinen weich dunkeln Schatten; wie es uns oft an fremden Orten mit fremden Menschen geht, die uns im Vorbeigehen mit einer Seltsamkeit berühren — — —

Das Städtchen, das ich dann durchzog, besaß nichts andres, als was ich in den letzten Wochen immer in den jütischen Nordseehäfchen gesehen hatte. Es ließ meine Gedanken frei um das Geschöpf im Krankenstuhl und mit den blumenblauen Augen wuchern, und zum Teil wohl in der Hoffnung, die Frau droben noch einmal zu sehen, entschloß ich mich, gleich wieder zum Bahnhof hinaufzugehen, um noch vor der Nacht wieder wegzufahren. Bis zum nächsten Zug war noch ein Stündlein Zeit, und ich kletterte langsam den breiten Treppenweg zwischen den Häusern hinan, indem ich mich darüber zu freuen begann, daß ich so maßlos unabhängig war. Keiner konnte über meine Zeit gebieten. Ich konnte hier schlafen oder dort, in einem Hügel liegen oder Zug fahren, und hatte ich dazu kein Geld, so waren meine langen, starken Beine noch da.

Die Frau saß noch an der Ecke in ihrem Krankenstuhl, war noch immer ganz allein. Ich sah von weitem, daß ihre Augen zu mir herüberschauten, näher gekommen, daß sie mich erwarteten. Dieser erwartende blaue Blick ließ etwas leise Faszinierendes in meine Bewegungen gleiten. Ich wollte eigentlich an der andern Straßenecke vorbei und lenkte nun meine Schritte in die Mitte des Wegs.

„Hat Ihnen Lemwig nicht gefallen?“ fragte ihre Stimme mit einem wohlig singenden Fallenlassen des Tons, wie ich es merkwürdigerweise aus einem Städtchen meiner Heimat kannte.

Ich empfand einen leisen Stich im Herzen, als ich so plötzlich angeredet wurde. Sie nickt einen lächelnden, freundlichen Gruß. Ich zog die Mütze

Digitized by Google

und suchte die Worte der fremden Sprache zur Antwort herbei. Aber sie fuhr fort:

„Und nun wollen Sie mit dem Zug von 6 Uhr 10 schon wieder vom schönen Lymfjord weg? Es tut mir leid, daß Lemwig Ihnen nicht gefällt!"

„Auch mir tut's unendlich leid!" sagte ich. „Auf der Landkarte lag es so versprechend, halb Nordsee, halb Fjord ... Aber Landkarten sind wie Photographien, und die Originale finden schließlich bei persönlicher Berührung eine enttäuschte Liebe. Man wendet dann gerne doppelt schnell den Rücken!"

„Wie Sie vorhin vom Zug kamen, sah ich gleich, daß Sie ein Fremder sind. Wie Sie auf das Städtchen hinunterschauten zum Beispiel, das sah so aus, als kämen Sie nur wegen des Städtchens ... da habe ich mich sehr über Sie gefreut!"

„So war es ja auch! Aber diesen Ausdruck von Heimatsliebe, wie jetzt bei Ihnen, hab' ich noch nie gefunden," entgegnete ich.

Sie streifte mit einem zärtlichen Blick die Häuser, die sich mit kühler Phantasielosigkeit drunten zusammenscharten. Dann fragte sie plötzlich: „Und was haben Sie eigentlich da auf dem Rücken?"

„Das nennt man Rucksack bei uns. Es ist eine etwas primitive, aber um so bequemere Art eines Reisekoffers. Behindert einen sozusagen gar nicht und enthält alles, was man braucht. Damit kann man Gegenden bereisen, in denen es weder Fuhrwerke noch Dienstmänner gibt. Man ist wie mit ihnen verheiratet. Ein großer Vorteil!"

„Wenn Sie einen richtigen, schweren Koffer gehabt hätten, wären Sie sicher hier geblieben."

„Das wird wohl so sein. Denn ich wäre dann der Sklave dieses Koffers gewesen und, möge Ihre Heimatsliebe es mir nicht nachtragen, hätte es sich gelohnt? So wie Lemwig sah ich in der letzten Zeit ein paar jütische Oerter. Immer dasselbe, immer nur — Betriebsamkeit ... nur ...!"

„Genügt das nicht?" fragte sie und schaute mich freundlich, aber bestimmt an.

Diese Frage war ganz harmlos gestellt, doch ich errötete aus Scham, weil ich dachte, ich hätte durch die wegwerfende Art, über dieses Städtchen zu sprechen, sie daran erinnert, daß es der einzige Ort ist, den ihr der Krankenstuhl zugänglich macht.

„Werden Sie jetzt nicht rot?" fragte sie mit stiller Lebhaftigkeit. „Ja, nicht wahr, Sie sehen ein, daß Sie etwas Unwahres gesagt haben? Das war auch undankbar, was Sie sagten! O, wenn Sie einmal erlebt hätten, was in solch einem Ort alles steckt, was sich alles darin entwickelt, was aus Andeutung Leben wird. Ich bin in Lemwig zu Haus und ich sitze nun schon so oft hier an der Bahnhofsecke. Eigentlich schon etliche Jahre. Und hier geht unter meinen Augen alles Leben auf. Ich sehe drunten die Schiffe in den Hafen fahren und die Menschen vom Bahnhof herauskommen. Ich könnte diesen Platz nicht entbehren. Von hier aus hab' ich mich in alles mit hineingeschlichen, was so einem Städtchen, das emporkommt, die Kraft zuführt. Abends lese ich oft zu Haus Bücher. Aber in keinem war noch so etwas geschildert, wie ich es in diesen Jahren, von dieser Stelle aus mit gelebt habe. Und das ist so drollig und so rührend, wie ich hier die jungen Arbeiter aus der Gegend mit dem Zug zurückkommen sehe und wie ihre Schätzchen sie des Abends abholen kommen und wie dann bald die Schätzchen nicht mehr kommen, sondern zu Haus als Frauen das Abendmahl kochen; wie die Kinder kommen, langsam und doch schnell aufwachsen. Aus zwei Menschen werden sechs, und das Städtchen wächst mit ihnen. Auf dieses Abholenkommen zum Zug kann ich dann fast alles zurückführen, was im Ort wird. Das ist sozusagen die Grundformel, nach der alles geschieht. Daraus entstehen Arbeit, Wohlstand und die neuen Häuser und die neuen Kais im Hafen und die neuen Straßen hier oben, die drunten schon keinen Platz mehr finden. — Eigentlich möchte ich von dieser meiner Ecke mal ein Buch schreiben. Aber ich bin zu dumm dazu! ...

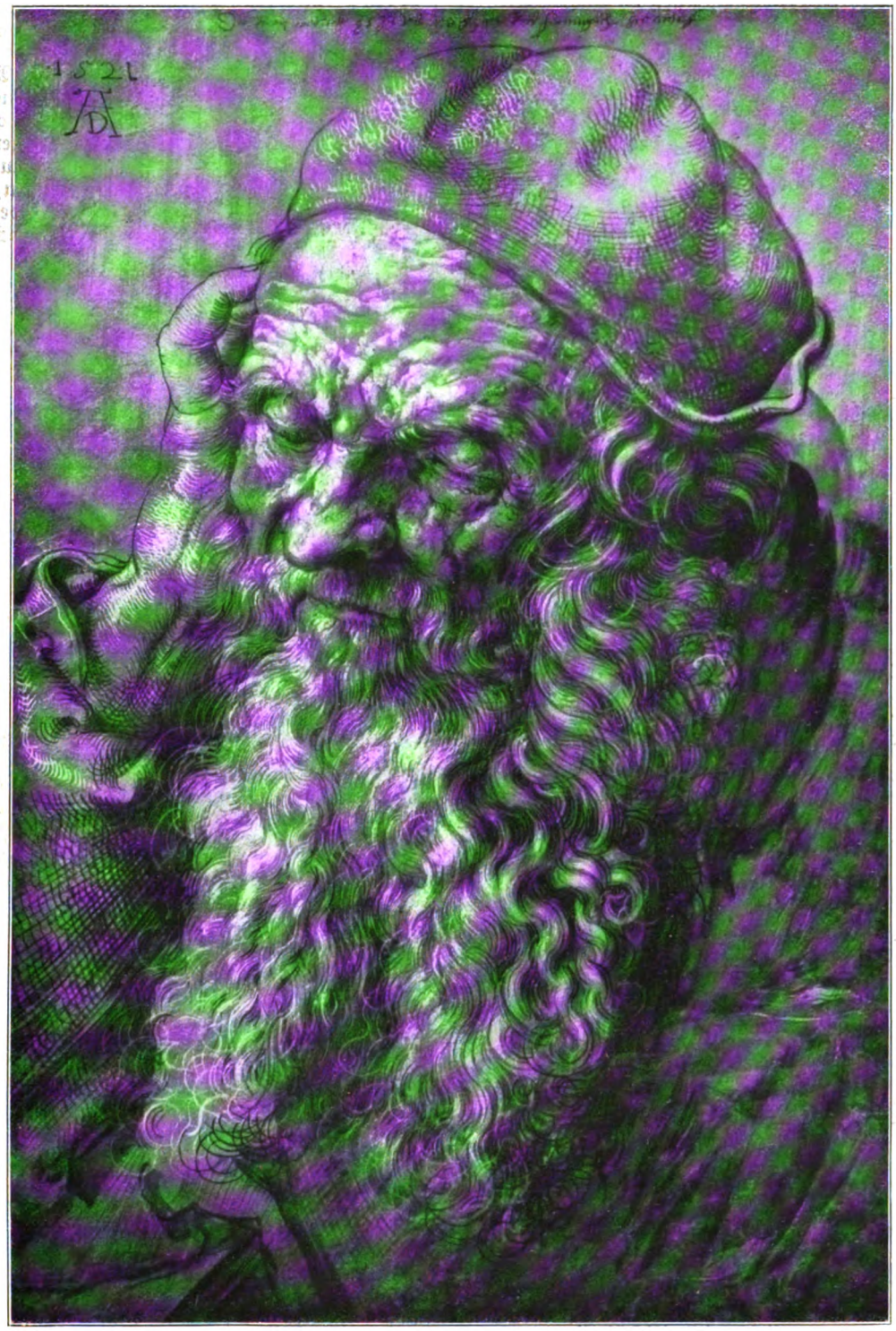
... O, adieu, lieber Herr! Schnell, da kommt mein Mann mich holen, und der ist eifersüchtig!" sagte sie mit einem warmen Lachen und schaute in den Treppengang hinab, indem sie mir zugleich die Hand reichte. „Ihr Zug geht ja auch gleich. Vorhin schlug's drunten sechs!"

*

Dann fuhr ich in der schmalspurigen Bahn wieder zurück. Der Abend zerschmolz alle Farben über dem Flachland zu der ungeheuern Einfachheit von Dunkel und Hell, und mit kalter Sehnsucht stand der starrblaue Himmel darüber. Flache, weiße Nebelkränze stiegen aus der Erde, umschlangen die Gruppen der kleinen Wälder und hoben sie wie dunkle Inseln einsam hoch. Der kleine Zug raste mit Stampfen und Schreien zwischen ihnen dahin. Ich dachte in seinem tobenden Prasseln an die gelähmte junge Frau mit den weichen, so zufriedenen blauen Augen, der ich vorrenommieren wollte, daß ein Koffer mir die Flügel lähmen würde. Und sie hatte mich dabei mit so einfältigem frommem Ernst angeschaut und hatte tote Beine, viel schwerer als alle Koffer der Welt, und besaß doch frohes Genießen im Herzen. Die Natur hatte ihr die Freiheit der Bewegungen genommen und gütig an ihrer Stelle dem Herzen die reiche, stille und genügsame Empfindsamkeit gegeben, das innige, fromme Erschauen, ohne die das Leben Laune und Zufall, Schaum und Vergehen ist. In ihren blauen Augen, nun weiß ich es, schaute die Güte, die sie erfahren hatte.

So fuhr ich auf dem schwankenden Züglein einem unbekannten jütischen Nachtstädtchen zu und war mit erschauerndem Herzen Gott dankbar für dieses Erlebnis, in dem Demut und Reichtum — inniges Leben — mit so stiller Tiefe an den Weg des unbedachtsam genießenden Wanderers gelegt worden waren.

Digitized by Google



Albrecht Dürer — **Der alte Mann von Antwerpen**

Nach der Zeichnung in der Erzherzoglichen Kunstsammlung Albertina in Wien

Digitized by Google

Roosevelt

Ein Gedenkblatt zu Ehren des scheidenden Präsidenten

Von

Lindsay Martin

Präsident Roosevelt nimmt Abschied

Die Stellung des Präsidenten in den Vereinigten Staaten gleicht äußerlich derjenigen des Staatsoberhaupts in europäischen Demokratien insofern, als ihm jedes Recht autonomen Eingriffs in den Mechanismus des Staatswesens genommen ist. Dem inneren Wesen nach aber erhebt sich das Amt des unionistischen ersten Beamten weit über die Bedeutung etwa des französischen Präsidenten und selbst des englischen Königs. Beide sind im Grunde nur Geschäftsträger der gesetzgebenden Körperschaften, und ihre repräsentativen Rechte und Pflichten haben fast rein ornamentalen Charakter. Die Väter der unionistischen Verfassung dagegen gaben den Funktionen des Präsidenten einen hohen ethischen Inhalt. Sie suchten die Wahl auf solche Männer zu lenken, die kraft ihrer geistigen und sittlichen Ueberlegenheit die Fähigkeit und den Beruf besitzen, Führer ihres Volks zu höheren Formen des politischen und sozialen Lebens zu werden. Es ist die Idee eines intellektuellen Königtums, die hier Gestalt gewonnen hat. Tatsächlich findet sich in der ganzen Reihe der Männer, die den Präsidentensitz in Washington einnahmen, kaum einer, der nicht durch die Kraft seiner Persönlichkeit hervorragte, und unter diesen ist die Auswahl solcher auffallend groß, die durch ihre Charaktergröße zu den edelsten Gestalten zählen, die jemals das Vertrauen eines Volks oder dynastisches Erbrecht an die führende Stelle eines Staatswesens berufen hat.

Es darf schon heute mit aller Bestimmtheit behauptet werden, daß die Geschichte Theodore Roosevelt, der am 4. März sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten niederlegt, unter diesen Männern, die als guter Genius das amerikanische Volk betreut haben, eine erste Stelle einräumen wird. Einem Lebenden gegenüber gebietet es schon Schicklichkeits- und Würdegefühl, nicht in persönlichen Lobeserhebungen sich zu ergehen, wie sie wohl dem Toten in meist mehr gut gemeinter als wirklich ehrender Weise um die Stirn geflochten werden. Nur Tatsachen und tatgewordene Ideen mögen reden; daraus das Charakterbild zusammenzufügen, soll dem Leser selbst überlassen bleiben. Und es trifft sich sehr glücklich, daß Roosevelt, dessen Namen die Weltgeschichte um seiner literarischen Leistungen willen aufbewahren würde, auch wenn er nie politisch sich betätigt hätte, hierzu in seinen Schriften selbst die beste und untrüglichste Quelle bietet. Aus ihrem kritischen Studium wird mühelos das Substrat gewonnen, das die Grundkräfte und den Wesensgehalt des ganzen Mannes erkennen läßt: seine Weltanschauung.

Ob Roosevelt seine Jagderlebnisse schildert oder seiner Nation von den Großtaten ihrer Vorfahren erzählt oder ihr in politisch-philosophischen Betrachtungen die traditionellen Ideale vorhält, immer leuchtet aus seinen Worten die Bewunderung männlicher Heldenhaftigkeit hervor. Aber dieser Heroismus wird einer scharfen Kontrolle unterstellt. Roosevelt ist strenggläubiger Anhänger des Christentums, und zwar in dessen puristisch-positivistischer Form, wie sie von Zwingli vertreten wird. „Es ist nicht die Aufgabe eines Christen, großartig über Lehren zu reden, sondern immer nur mit Gott große und schwierige Dinge zu vollbringen." Es gibt keine heldenhafte, den Vollbringer und die Mitwelt beglückende Tat, die nicht durchaus moralisch wäre. Arbeit ist der kategorische Imperativ der sittlichen Natur, wie umgekehrt sittliche Kraft nur erhalten werden kann durch Arbeit. Mit diesen Grundsätzen wendet sich Roosevelt einmal gegen die Konstruktion einer doppelten Moral, die in Amerika eine so große Anhängerschaft hat: einer privaten Moral, die auf äußerliche Kirchlichkeit hält, einer öffentlichen Moral, die Verfehlungen gegenüber dem Staat wie der Gesellschaft um politischer und geschäftlicher Vorteile willen mit unsittlicher Nachsicht beurteilt. Er bekämpft den Müßiggang der Söhne reichgewordener Eltern; nach seiner Auffassung ist der Faule nicht nur der unglücklichste, sondern auch der dem Staat verderblichste Bürger, gleichviel wieviel Steuern er bezahlt. Er eifert endlich gegen die banausische Lebensauffassung des Yankees, der „bigness" gleich „greatness" setzt, der den Ruhm seiner Vaterstadt nach der Höhe ihrer Wolkenkratzer bemißt und, an Aeußerlichkeiten klebend, nicht erkennt, daß es geistige und sittliche Werte sind, die letzten Endes die Größe eines Staatswesens bestimmen.

In der Verehrung des Heldentums erweist sich Roosevelt als ein echter Sohn seines Volks, das eben erst die Eroberung eines großen Kontinents vollendet hat und daher die kraftvolle Betätigung

Digitized by Google

persönlicher Energie im Kampf mit den physischen Gewalten über alles schätzt. Die Verfassung, die um der demokratischen Grundsätze willen der individuellen Freiheit so viel Ellbogenraum gab wie nur möglich, hat den Kämpfern den Boden zum Sieg aufs beste geebnet. Aber Roosevelt verkennt nicht die Gefahren dieses einseitigen Individualismus in einer Zeit, da in Stadt und Land die Bürgerschaft sich immer mehr zusammendrängt und demzufolge die gegenseitigen Abhängigkeiten und Bedingungen immer zahlreicher und stärker werden. Das starre Festhalten an der Norm schrankenloser persönlicher Freiheit hat jenes dissoziale Empfinden erzeugt, in dem Roosevelt mit Recht die Wurzel aller jener gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mißstände sieht, die in dem brutalen Machtmißbrauch einer gewissenlosen Plutokratie, der Trusts, sich polarisiert haben. Den besitzenden Klassen fehlt das Verantwortlichkeitsgefühl, weil sie die Arbeit nicht als eine Betätigung der Moral, sondern lediglich als eine Funktion der Muskeln und des Gehirns betrachten. Mit dem Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl verbindet sich notwendig ein ebensogroßer Mangel an Duldsamkeit. Roosevelt weist seinen Landsleuten nach, daß die gerühmte Freiheit, auf die sie pochen, vielfach nur auf dem Papier steht, weil die feindliche Hervorkehrung des Ichs seitens der Starken notwendig zur Verkümmerung der Rechte der Schwachen geführt hat, weil kleine schlaue Minderheiten große schwerfällige Mehrheiten übertölpeln. Die Roheit, die auf diese Weise in das amerikanische Leben eingezogen ist, tritt am deutlichsten in dem gegenüber fremden Nationen und Rassen, insbesondere den Negern und Mongolen, geübten Faustrecht zutage.

An diesem in der Union so heftig umstrittenen Problem angekommen, erhebt sich die Philosophie des Zensors amerikanischer Sitten zu höherem Flug. Das Ideal, das der Bürger der Union unter „Amerikanismus" begreife, beruhe auf der Gleichstellung aller Bürger ohne Ansehen der Geburt, des Standes, des Berufes. Dies Ideal sei rein äußerlich gedacht; es fehle ihm der ethische Inhalt. Es richte sich nur nach den Leistungen, es frage nicht nach der sittlichen Artung des Menschen. Nur aus dieser Fragestellung heraus aber könne eine Hochachtung der Individualitäten quellen, die wirklich verträglichen Wesens sei, keine Differenzierungen nach Farbe und Nationalität dulde und zugleich im Sinn einer Hinaufentwicklung der Menschheit, wie sie den größten Denkern aller Zeit vorgeschwebt, wirken. Zu diesem erhabeneren Gesichtskreis müsse sich der Amerikanismus emporheben; dann werde er eine Pflegestätte echt kosmopolitischen Geistes und wahrer Weltzivilisation und zugleich ein Hort des Weltfriedens werden.

Man mag diese in den Dienst realistischer Zwecke gestellte Weltanschauung etwas einseitig und eng begrenzt finden. Für den Politiker kommt es aber im Grunde nicht auf die Weite seiner abstrakten Ideenwelt an, sondern darauf, ob seine Ideale den Forderungen der Zeit und den Reformbedürfnissen des Staats, dem er dient, entsprechen: von dieser Kongruenz wird in erster Linie die Durchschlagskraft seines Wollens und Wirkens abhängen. Die unzweifelhaften und großen Erfolge Roosevelts beweisen das mit aller Deutlichkeit. Um seine Absichten zur Geltung zu bringen, hat die unionistische Verfassung dem Präsidenten kein andres Machtmittel an die Hand gegeben als das der Adressen an die Volksvertretung, die durch ihre allgemeine Bekanntmachung zugleich die Wirkung von Botschaften an das Volk selbst erhalten. Von diesem Mittel hat Roosevelt bekanntlich in umfangreichstem Maß Gebrauch gemacht. In immer neuen Formen hat er seinem Volk einen Sittenspiegel vorgehalten, hat er es zum Kampfe gegen den Geist zügelloser Habsucht aufgefordert, hat er ihm den Abgrund gezeigt, dem eine Nation entgegeneilt, die auf den Geldsack und den lediglich auf den Erwerb hin ausgebildeten Intellekt vertraut, statt vermöge moralischer Entwicklung sich zur Erkenntnis und zum Besitz höherer Lebenswerte emporzuzwingen. Man hat Roosevelt vorgeworfen, daß er als ewiger „Sittenprediger" ermüde und abstumpfe. Aber die Wirkung seiner Methode zeugt für deren Richtigkeit. Selbst die Roosevelt feindlichen Blätter geben zu, daß die Appelle an das Volk in diesem eine geistige Revolution von Grund aus angebahnt und die „große Partei der Ehrlichen" einmütig um das von dem Präsidenten entfaltete Banner geschart haben. Und diese Volkstümlichkeit gab ihm erst den nötigen Rückhalt zu erfolgreichem Auftreten gegenüber den Senatoren, bekanntlich den stärksten Reaktionären und Schildhaltern der Trusts. In früherer Zeit war man von vornherein überzeugt, daß jeder gegen die großen Korporationen gerichtete Gesetzentwurf am Widerstand der „big-headed senators" scheitern müsse. Roosevelt aber hat gezeigt, daß ein Präsident, hinter dem der geschlossene Volkswille steht, solche Gesetze auch durch das Oberhaus trotz allen Widerstandsversuchen hindurchzwingen kann.

Dennoch müßte man das Lebensschicksal Roosevelts fast tragisch nennen, bemäße man die Bedeutung seines Wirkens lediglich nach den sichtbaren positiven Erfolgen gegenüber dem Großkapitalismus. Um des Schutzes der demokratischen Prinzipien willen räumt die Verfassung der Union den höchsten richterlichen Instanzen ein Recht ein, das kein Richter eines andern Staats besitzt: ein Gesetz, obwohl es verfassungsmäßig zustande gekommen ist, außer Kraft zu setzen, sobald es nach ihrem freien Ermessen dem Geist dieser Verfassung zu widersprechen scheint. Durch die berüchtigten Einhaltsbefehle der Appellhöfe sind die wichtigsten trustfeindlichen Gesetze zu Grabe getragen worden. Es erscheint wenig gerecht, um solcher Urteile willen die höchsten Richter der Union als gefällige Diener der Trusts hinzustellen. Sie halten sich nur an den Buchstaben der Grundgesetze und legen diese in einer Weise aus, die allerdings jeglichen modernen sozialen Empfindens bar ist. Hier also muß der Reformator den Hebel ansetzen, will er durchgreifenden Erfolg erzielen. Während Roosevelt im Anfang seiner Präsidentschaft in radikaler und oft wohl etwas überhitzter Weise gegen die Trusts zu Felde zog, ist er denn auch mit der Zeit in dieser Richtung viel maßvoller und gerechter geworden und hat den Kampf auf breiterer Basis, nach tiefer durchdachtem System organisiert. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet die Einberufung der

Digitized by Google

sämtlichen bundesstaatlichen Gouverneure im Mai 1908 zu einer Beratung über „die Erhaltung der nationalen Hilfsquellen". Roosevelt kam es darauf an, durch den Mund dieser Versammlung, die aus der Elite amerikanischer Staatsmänner, Großindustrieller und Volkswirtschaftler sich zusammensetzte, dem Volk darzutun, wie Selbstsucht und Zügellosigkeit, die psychologischen Kennzeichen der Trusts, das gesamte Wirtschaftsleben der Union beherrschen, wie überall Raubbau und gewissenlose Vergeudung der natürlichen Reichtümer des Landes geübt, und wie so die Nation die Quellen ihrer zukünftigen Macht selbst verschüttet, eine wirtschaftliche und soziale Krisis schlimmster Art heraufbeschwört. Die Wurzel des Uebels liegt auch hier im starren Festhalten an den Normen des Individualismus: jeder Bundesstaat, jedes Gemeinwesen denkt nur an den eignen zeitlichen Vorteil, nicht daran, daß die Wohlfahrt des gesamten Staatskörpers und die einzelner Glieder voneinander abhängig sind. Das Endergebnis der Verhandlungen war also die Einsicht, daß die primitive Demokratie mit ihrem Aufbau auf individualistischen Gesetzen den Ansprüchen eines vorgeschrittenen Staatswesens nicht mehr genügt, daß ein neues Zeitalter mit neuen Lebensforderungen hereingebrochen ist, daß die alte Verfassung nicht umgestürzt, aber im Sinn der Begründung einer Volksgemeinschaft höherer Ordnung durch Einfügung der Prinzipien des modernen Sozialismus erneuert und aufgebaut werden muß. Dementsprechend beschloß das „Haus der Gouverneure", alljährlich in ähnlichen Konferenzen zusammenzutreten, um die Lösung des ebenso weitläufigen wie schwierigen und großartigen Problems methodisch in die Hand zu nehmen. Was Roosevelt hier begründet, ist zunächst nur ein Keim. Aber die Ideen, aus deren Boden er entwachsen, sind bereits Gemeingut des Volks geworden: das ist die Gewähr, daß er gepflegt und zu einem kräftigen Baum sich entwickeln wird, in dessen Schatten ein zukünftiges Geschlecht zufrieden und glücklich ruhen mag. Und dieses Geschlecht wird Roosevelt als den Meister preisen, der ihm zuerst die Wege seiner Verjüngung und Veredelung gewiesen.

Außenpolitisch trat Roosevelt zuerst 1898 hervor, als er beim Ausbruch des Kriegs mit Kuba sich an die Spitze eines aus Cowboys, Farmern und Sportsleuten schnell zusammengerafften Kavallerieregiments, der „Rauhreiter", setzte. Die Entscheidung dieses an sich nicht eben welterschütternden Kriegs war für die Union dennoch von ungeheurer Tragweite. Die Vereinigten Staaten wurden plötzlich eine Kolonialmacht und damit eine Weltmacht, deren Hand sich über den halben Erdkreis, bis zu den Philippinen, ausstreckt. Die geniale Natur Roosevelts zeigte sich auch hier: er erfaßte als einer der ersten klar die großen weltpolitischen Aufgaben, die der Union kraft ihrer zentralen Lage inmitten zweier Meere zufallen, von denen das eine, der Atlantische Ozean, der Brennpunkt des Handelsverkehrs und der Interessengegensätze der Alten Welt und der westlichen Kultur ist, das andre, der Pazifische Ozean, eine gleiche Bedeutung für die Neue Welt und die östliche Kultur in absehbarer Zeit erlangen wird. „Von der Kriegsflotte hängt das Wohl und Wehe der Union ab. Zu Lande ist sie unbesiegbar. Nur auf dem Wasser kann sie geschlagen werden." Von diesem grundsätzlich zweifellos richtigen Axiom ausgehend, hat Roosevelt mit unermüdlichem Eifer die Union zu einer Seemacht ersten Ranges zu erheben gesucht, und so als Wegweiser seines Volkes zur Zukunftsgröße eine ähnliche Rolle gespielt wie Wilhelm II. gegenüber Deutschland. Roosevelt ist ein glühender Imperialist, und er hat die Machtideen, die aus solcher Gesinnung fließen, namentlich in früheren Jahren, nicht ohne Chauvinismus vertreten. So zum Beispiel wenn er in seinen „Amerikanischen Idealen" der Monroelehre die Ausdehnung gibt: „Jeder wahre Patriot muß den Tag herbeisehnen, wo nicht eine einzige europäische Macht auch nur einen Fußbreit von unserm amerikanischen Boden inne hat." Oder wenn sein Marinesekretär Morton autoritativ erklärte: „Im Weißen Haus zu Washington waltet ein Mann, der für uns den Besitz der besten und stärksten Flotte der Welt anstrebt." Aber mit der Zeit haben sich die Ansichten des Präsidenten auch in dieser Richtung abgeklärt, gemäßigt. Roosevelt ist bekanntlich der Träger des Friedenspreises der Nobelstiftung. Er weiß zwar, daß Ausdehnung ein Prinzip völkischer Selbsterhaltung ist, und hält sich daher fernab dem Quäkertum, das jede Machtentfaltung als unchristliche Unduldsamkeit verabscheut. Aber er erkennt solchem Ausdehnungsdrang ein inneres Recht nur dann zu, wenn er der Fortpflanzung und Entwicklung höherer zivilisatorischer Werte dient. Aus dieser Auffassung heraus hat er das schöne Wort gesprochen: „Das Gedeihen eines Volkes hat normalerweise nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern die einer Hoffnung für die übrigen Nationen."

Impulsives Wesen, hohes ethisches Pathos, Wahrhaftigkeit, Tatendrang, Unbeugsamkeit, Entschlossenheit und vor allem ein seiner Zeit weit voraneilendes Erfassen zukünftiger Probleme: alle diese Eigenschaften und Fähigkeiten vereinigen sich, um in Roosevelt das Bild einer echten Reformatorengestalt der Welt vor Augen zu führen. Erst fünfzig Jahre alt, scheidet er aus dem Amt. Aber daß damit, wenn auch vielleicht seine politische Laufbahn, so doch nicht seine öffentliche Tätigkeit überhaupt abgeschlossen sein wird, dafür bürgt seine niemals ermüdende Arbeitslust und Lebensfrische, die ihm seine Freude am Sport und sein heiteres, humorvolles Temperament erhalten haben. Die Mitwelt hat Ansprüche an die großen Männer, die sie hervorgebracht hat, und Roosevelt, der Verkünder der Moral der Arbeit, ist der letzte, der sich diesen Forderungen entziehen wird.

Digitized by Google

Der neue Präſident der Vereinigten Staaten, W. H. Taft, und Gemahlin

Digitized by Google

„An Englishman's Home",

die neueste Londoner Bühnensensation

Von

L. Hoff

(Hierzu zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Foulsham & Banfield, London)

Ueber den Tiefstand der dramatischen Kunst im Heimatlande Shakespeares ist wohl kaum noch ein Wort zu verlieren. Das, was das englische Durchschnittspublikum, von dem ja allein die Rede sein kann, von Bühnengenüssen sucht, findet es in der „Music-Hall", das heißt dem Tingeltangel, und allenfalls im Operettentheater. Sonst ist sein Herz nur für ein einziges dramatisches Genre empfänglich, für die „Sensation", das heißt für das Mord- und Spektakelstück, so blutrünstig, wie es nur je über die Bühne der Pariser Porte St. Martin geschritten, als an dieser die Räuber- und Gaunerromantik ihre üppigsten Blüten trieb, und dieses Genre wird ihm denn auch von spekulativen Theaterunternehmern von Zeit zu Zeit in seiner ganzen Grauslichkeit vorgeführt. So gegenwärtig in London in Windhams Theater, wo Abend für Abend ein Stück, „An Englishman's Home" (Eines Engländers Heim), in Szene geht, und zwar mit einem derartigen zündenden Erfolge, daß man augenblicklich daran denkt, es noch auf einer zweiten Londoner Bühne zu inszenieren und eigne Gesellschaften zu organisieren, die es im ganzen Lande zur Aufführung bringen sollen. Wir haben es in ihm mit dem richtigen Sensationsstücke zu tun, allein sein geradezu verblüffender Erfolg wurzelt nicht nur in diesem seinem Charakter, sondern hat noch einen andern Grund; das Stück verfolgt eine ganz und gar aus der Tagesströmung geschöpfte politische Tendenz, den Gegenstand seiner Handlung bildet das, was augenblicklich wie ein drohendes Schreckgespenst nicht auf dem ganzen englischen Volke (das zu behaupten, hieße dem englischen Volke das bitterste Unrecht tun), wohl aber auf dem gesamten englischen Philister- und Spießbürgertum lastet — die „Invasion". Sein Zweck soll sein, wie das übrigens nicht nur Bierbank- und Kaffeehauspolitiker, sondern auch ganz ernsthaft zu nehmende Vertreter der öffentlichen Meinung behaupten, die englische Nation aus ihrem Schlummer aufzurütteln und ihr an einem handgreiflichen Beispiel die ganze große Gefahr zu veranschaulichen, in der das Land schwebt, solange seine gegenwärtige, auf dem Werbe- und Söldlingssystem beruhende Wehrverfassung bestehen bleibt. Der Titel ist ironisch-satirisch gemeint, denn der Verfasser (der sich übrigens nicht nennt, aber ein augenblicklich in Südafrika stehender englischer Offizier, ein Major Guy du Mourier, sein soll) bestrebt sich, seinen Landsleuten zu Gemüt zu führen, was für einen Hohn und was für einen Spott auf die zurzeit bestehenden Verhältnisse das stolze Wort des Engländers „My house is my castle" bildet, sobald eine ernste Kriegsgefahr an das Land herantritt, und wie wenig ihm in diesem Falle diejenigen zu helfen vermögen, die nach dem bestehenden Wehrsysteme hierzu am meisten berufen wären, die so vielgepriesenen Freiwilligenkorps. Die „Invasion" ist zu Beginn des Stückes zur Tatsache geworden, aber man gebe wohl acht, unter welchen Umständen! Schon seit einiger Zeit sind die Postangestellten im Ausstand begriffen und dazu ist dichter Nebel über das Land hereingebrochen. In der Villa des Mr. Brown, eines dem begüterten Mittelstande angehörigen biederen Bürgers und pünktlichen Steuerzahlers, in Essex lebt man daher wie von der Welt abgeschnitten, aber auch in einem geradezu idyllischen Frieden und denkt an nichts als die verschiedenen Arten des Sports und die harmlosen Freuden des Landlebens. Da nähert sich dem Hause ein Trupp Soldaten. Wer kann es sein? Natürlich nur „Freiwillige", aber man hat nicht Lust, sich von ihnen belästigen zu lassen, und Mr. Brown bedeutet ihnen ziemlich barsch, sie möchten irgend anderswo Unterkunft suchen als unter seinem Dache. Sie verlassen in der Tat auch das Haus, kehren in verstärkter Anzahl alsbald aber zurück und mit ihnen ein höherer Offizier. Jetzt erst fällt es den Bewohnern der Villa wie Schuppen von den Augen. Die vermeintlichen „Volunteers" sind gar nicht, was sie scheinen, ja nicht einmal Engländer, sondern fremde Krieger, die über Nacht in das Land hereingebrochen sind, und ihr Anführer stellt sich — man lasse ja die feinen Pointen des Autors nicht außer Augen — vor als „Fürst Yoland, Rittmeister bei den Schwarzen Husaren Ihrer Majestät der Kaiserin des Nordens". Die fremden Krieger installieren sich in der Villa, Fürst Yoland trifft verschiedene Anordnungen, fertigt Depeschen an das Hauptquartier ab, zieht sich dann jedoch mit seiner Mannschaft zurück, sich erbietend, 25 Schillinge als Entschädigung für die verursachte Störung zu zahlen, ein Anerbieten, das indes von Mr. Brown entrüstet zurückgewiesen wird. Darauf rücken die Feinde ab, und es halten an ihrer Stelle die „Schützer des Landes", die Freiwilligen ihren Einzug, mit ihnen aber auch das Unglück in seiner eigentlichen und wahren Gestalt. Die Freiwilligen, brave und gute Jungen, aber Faselhänse, richten sich in der Villa kriegsmäßig ein und machen das friedliche Bürgerheim zu einem militärischen Posten. Was sie damit angerichtet, zeigt sich alsbald; eine Kugel saust durch den Fenstervorhang, und es folgt eine zweite, die einen der Hausbewohner tot zu Boden streckt. Es kommt

Digitized by Google

Die „Invasion“ auf der englischen Bühne: Schlußszene des ersten Aktes

Die Angreifer dringen in die Villa der Familie Brown ein; ihr Führer gibt sich mit den Worten zu erkennen: „Ich bin Fürst Yoland, Rittmeister der Schwarzen Husaren Ihrer Majestät der Kaiserin des Nordens“

Digitized by Google

zu einer regelrechten Beschießung des Hauses, und zu spät sehen die Freiwilligen ein, welchen Torenstreich sie begangen haben. Ein Befehl des Vertreters der regulären Armee nötigt endlich die unbesonnenen jungen Leute, ihren gefährlichen Posten zu verlassen, und auch die übrigen Hausgenossen suchen einen zuverlässigeren Zufluchtsort auf. Nur Mr. Brown ist nicht zum Abzuge zu bewegen. „Sein Haus ist seine Burg", und diese Burg ist er gesonnen bis zum letzten Blutstropfen zu behaupten. Er bemächtigt sich eines Gewehres, das ein Freiwilliger zurückgelassen hat, und obwohl er es nur notdürftig zu handhaben versteht, feuert er damit auf den Feind und streckt gar zwei seiner Krieger zu Boden. Damit ist sein Schicksal besiegelt. Die Villa wird von den „Schwarzen Husaren Ihrer Majestät der Kaiserin des Nordens" im Sturm genommen und Mr. Brown blutend und mit der Waffe in der Hand ergriffen. „Krieg wird nur von Soldaten gegen Soldaten geführt. Der Zivilist hat nicht das Recht, Waffen zu tragen!" Fürst Yoland bleibt unerbittlich, Mr. Brown wird standrechtlich auf seinem eignen Grund und Boden erschossen, während seine Tochter, die den Sieger vergeblich für ihn um Gnade angefleht hat, ihrem Leben durch einen Sturz aus dem Fenster ein Ziel setzt.

Man sieht, das Ganze läuft auf das alte Franktireurmelodram der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus; es erscheint nur in zeitgemäßem neuem Aufputz, und für diesen Aufputz muß das Schreckgespenst der „Invasion" herhalten. In welcher Weise, wird man leicht nach den wenigen Worten ermessen, die wir über den Inhalt dieses jüngsten der blutrünstigen Sensationsdramen der modernen englischen Bühne verloren haben.

Literatur

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier, herausgegeben und bevorwortet von Wilhelm Schussen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein recht heimatliches, echt schwäbisches Buch. Betrachtungen, Stimmungsbilder, kleine Geschichten sind hier vereinigt als Tagebuchaufzeichnungen eines armen Schreiberleins, das in einem kleinen schwäbischen Städtchen mühsam und ehrlich sich mit seiner neunköpfigen Familie durchs Leben schlägt, bis er irgendeiner Krankheit zur leichten Beute wird. Was der Dichter uns durch dessen Mund kündet, ist ein Evangelium beschaulicher Lebensfreude und schlichter Güte; es wird zu einem „Lob der Armut", weil es gegeben ist als die Weisheit eines Menschen, der schwer mit der Enge und Dürftigkeit seiner materiellen Lage und mit allerlei körperlichen Leiden zu ringen hat, ohne sich seinen Humor und seinen Idealismus rauben zu lassen, aber dadurch, daß dies äußere Elend nie beschönigt, daß vielmehr das eigentlich Drückende, Beklemmende der Armut stark betont wird und daß es auch an kräftigen treffenden Worten gegen gedankenloses Wohlleben, gegen Geldhochmut und Kastengeist nicht fehlt, bleibt das Idyllische der Schilderungen vor aller fälschlichen Süßlichkeit bewahrt und erhält die Beschaulichkeit der Gedanken einen kräftigen Ton von männlichem Ernst und sittlichem Pathos.

Der Insel-Verlag zu Leipzig veranstaltet eine neue, von Wilhelm Herzog herausgegebene sechsbändige Gesamtausgabe der Werke Heinrich von Kleists (geb. M. 6.— pro Band), die bis zum hundertjährigen Todestag des Dichters vollständig vorliegen und noch wirksamer als das geplante Denkmal aus Erz dazu beitragen wird, das Gedächtnis dieses großen schöpferischen Geistes im deutschen Volke lebendig zu erhalten. Die schön ausgestattete Ausgabe wird alles vereinigen, was an Dichtungen und Briefen Kleists auf uns gekommen ist. Außerdem werden die Entwürfe und Pläne und neben den endgültigen Fassungen die später beseitigten Formen als wertvolles Dichtergut mitgeteilt. Die „Familie Ghonorez", die ursprüngliche Gestaltung des Schroffenstein-Dramas, wird neben diesem vollständig abgedruckt; beide Werke sind in dem kürzlich erschienenen ersten Bande enthalten, der außerdem noch eine knappe Einleitung des Herausgebers und „Robert Guiscard" bringt. Der Arbeit des Herausgebers kamen die Resultate der Forschung, die sich in der letzten Zeit fleißig und erfolgreich an Kleist betätigt hat, zugute. Die Anmerkungen geben außer den Varianten alle irgendwie erwünschten Hinweise und Aufklärungen, halten sich aber frei von jeder Pedanterie. Der Text hat durch einen erneuten Vergleich aller erreichbaren Handschriften und der maßgebenden Drucke wesentlich gewonnen. Für den Druck ist die alte Ungertype, die schönste Fraktur, die in der Kleistzeit selbst entstanden und einst schon für den ersten Druck Kleistscher Werke verwendet wurde, gewählt.

Die holsteinische Dichterin Luise Schenck, deren starke novellistische Begabung schon in den Anfängen ihrer literarischen Schaffenstätigkeit von Theodor Storm und Gustav Freytag, später auch von Paul Heyse mit Worten hoher Anerkennung gewürdigt worden ist, von Gustav Freytag unter anderm in einem ehrenden Vorwort zu ihren „Brasilianischen Novellen" (1887), hat kürzlich nach längerer Pause einen neuen Novellenband, „Aus dem Hamsterkasten", erscheinen lassen, den wir allen Freunden einer gehaltvollen Erzählungskunst aufs beste empfehlen können (Dresden, E. Pierson; geh. M. 2.50). Die sieben hier vereinigten Novellen, in denen sich die Verfasserin ganz auf heimatlichem Boden bewegt, zeichnen sich durch originelle Erfindung, kräftige und lebensfrische Darstellung, sichere Charakteristik und ein warmes, inniges, den Ernst wie den Humor des Lebens gleich stark reflektierendes Empfinden aus.

Erinnerungen an Karl Stauffer-Bern, den Maler und Radierer, bietet der Münchner Professor Peter Halm, einer seiner besten Freunde, in dem ersten Heft des sechsten Jahrgangs der „Meister der Farbe" (Leipzig, E. A. Seemann, jährlich 12 Hefte à 2 M.). Das mag zur Kennzeichnung der Ernsthaftigkeit dienen, mit welcher der Verlag fortgesetzt bestrebt ist, auch dem literarischen Teil dieses bestbekannten Sammelwerks, dessen Hauptwert bekanntlich in seinen vorzüglichen mehrfarbigen Reproduktionen zeitgenössischer Kunst liegt, dokumentarischen Wert zu verleihen. — Auch das Werken alter Kunst gewidmete gleichartige Unternehmen desselben Verlages: „Die Galerien Europas" (monatlich ein Heft à 2 M.), hat vom neuen Jahrgang an Zeitschriftencharakter angenommen. Den literarischen Teil des ersten Heftes eröffnet Georg Gronau mit einer hübschen Studie über „Raffaels Freunde".

Heim Neuland. Ein Roman von der Wasserkante und aus Deutsch-Südwest von Friede H. Kraze. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Schon durch seinen Stoff wird dieser Roman allgemeines Interesse erwecken. Birgt er doch in seinem zweiten Teil — der erste spielt an der „Wasserkante" — eine überaus anschauliche und fesselnde Schilderung deutschen Lebens in unsrer Kolonie Südwestafrika, eine Schilderung, die ihren Höhepunkt erreicht in den Kapiteln, die uns in den Ausbruch und das Wüten des Aufstandes hineinführen. Wie hier das Unglück in elementarer Gewalt die fröhlich gedeihende Saat ernster Arbeit vernichtet, über Wohlstand, Familienglück und Leben der Ansiedler zerstörend dahinbraust, das ist mit einer Kraft geschildert, die den Leser in atemloser Spannung hält. Versöhnend aber kommt dann das starke ethische Moment zur Geltung, daß auch hier das Unglück nicht nur zerstört, sondern auch läutert. Manche Irrungen, die sich unter der heißen afrikanischen Sonne angesponnen haben, finden Sühne im Tod, Lösung im mutigen Bestehen der furchtbarsten Gefahren. So hat der Roman, von der farbenreichen und herzenswarmen Schilderung mannigfach bewegter Einzelschicksale abgesehen, einen höheren, weiteren Gehalt: „Heim Neuland" darf ein deutscher Kolonialroman im besten Sinn, ein echt vaterländisches Buch genannt werden.

Digitized by Google

Die „Invasion" auf der englischen Bühne: Szenenbild aus dem dritten Akt
Kapitän Lindsay von der regulären englischen Armee ordnet die Räumung der Villa Brown an

Digitized by Google

Hochzeit im Hause Zeppelin

Am 19. Februar fand in der Schloßkirche zu Stuttgart die Trauung der Gräfin Hela von Zeppelin mit dem Oberleutnant im Ulanenregiment König Karl Nr. 19 Alexander von Brandenstein statt. Der König von Württemberg hat aus diesem Anlaß den jungen Gatten in den erblichen Grafenstand erhoben mit der Maßgabe, daß dieser fortab den Namen von Brandenstein-Zeppelin führe und die Bezeichnung „Zeppelin" sich im Mannesstamme in gerader Linie vererbe. Der König und die Königin wohnten der kirchlichen Feier bei und nahmen auch an dem Hochzeitsmahl teil. Als sie vor dem Hotel Marquardt eintrafen, wurden ihnen stürmische Ovationen vom Publikum dargebracht. Diese spontane Huldigung erschien als der beredte Ausdruck der großen Sympathien, die sich der König durch seine dem Grafen Zeppelin während einer langen, an Mühen und Enttäuschungen reichen Prüfungszeit bewiesene Treue und Anhänglichkeit in seinem Volke erworben hat.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Der Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin

Hochzeit im Hause Zeppelin: Die Braut, Gräfin Hela von Zeppelin, und ihre Eltern fahren zur Trauung in die Schloßkirche zu Stuttgart

Der Neubau der Königl. Bibliothek in Berlin

Die Königliche Bibliothek in Berlin ist bekanntlich die drittgrößte Bibliothek der Welt; sie zählt in runder Summe 1 230 000 Bände und 30 000 Handschriften und steht nur hinter der des Britischen Museums und der Pariser Nationalbibliothek zurück. Für diesen Bücherreichtum war es in dem alten Gebäude längst zu enge geworden, und vor kurzem ist die Bibliothek in den neuerbauten Bibliothekspalast übergesiedelt. Das neue Gebäude erhebt sich auf dem Grundstück zwischen den Linden, der Charlotten-, Dorotheen- und Universitätsstraße und ist nach dem Entwurf des Geheimen Oberbaurats Ihne erbaut. Dreizehn übereinander liegende Büchergeschosse, die vom Keller bis zum Dachstuhl reichen, nehmen die Bücherschätze auf. Den großen Lesesaal überwölbt ein 34 Meter hoher Kuppelbau; er enthält die durch terrassenartige

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von der Zusammenkunft des Königs von Spanien mit dem König von Portugal in Villaviçosa

Anordnung mit kleinen Nebentreppen sinnreich verteilte Handbibliothek von zirka 11000 Bänden und bietet 360 Benutzern gleichzeitig Arbeitsplätze. Außerdem enthält das Gebäude noch Schausäle für Ausstellungen, einen Hörsaal für Demonstrationen und mehrere Sonderzimmer für Gelehrte, die mit besonders wichtigen Werken beschäftigt sind.

Die Zusammenkunft des Königs von Spanien mit dem König von Portugal in Villaviçosa

Die Zusammenkunft des Königs von Spanien mit dem König von Portugal in Villaviçosa hat in den weitesten Kreisen zu den mannigfachsten Vermutungen Anlaß gegeben. Zunächst glaubt man, daß es sich um Interessen dynastischer Art gehandelt habe und daß Vereinbarungen für den Fall revolutionärer Erhebungen getroffen seien. Dann will man wissen, daß ein Defensivbündnis zwischen Spanien und Portugal zum Abschluß gelangt sei. Das letztere dürfte aber auf keinen Fall zutreffen, denn Spanien hat gegenwärtig keine äußeren Feinde zu befürchten, und Portugal muß vor allem sein Kolonialreich schützen, wobei es Spanien, das ohne namhafte Seemacht ist, nicht unterstützen kann. Der offiziöse spanische „Heraldo" meldete, daß die Reise König Alfons' lediglich persönlichen Zwecken diene, und diese Meldung hat eine gewisse Berechtigung, da der König ursprünglich von keinem Minister begleitet wurde und der portugiesische Minister des Aeußern erst später eintraf. Dann dürfte die Vermutung berechtigt sein, daß die Zusammenkunft mit der geplanten Heirat König Manuels in Verbindung steht. In Portugal würde man es gern sehen, wenn sich der König mit einer englischen Prinzessin verloben würde. Es werden auch in dieser Beziehung bereits zwei Prinzessinnen genannt; zunächst Alexandra, die Tochter des Herzogs Fife und der Tochter des Königs von England, und dann Viktoria Patrizia, die jüngste, 23 Jahre alte Tochter des Herzogs von Connaught und der Prinzeß Margarete von Preußen. Prinzessin Patrizia ist also eine Nichte des Königs Eduard. Wenn Manuel aber die Absicht hat, sich mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, wäre es nicht erfindlich, weshalb er sich der Vermittlung Spaniens bedient, da Portugal die freundschaftlichsten Beziehungen zu England unterhält. Wahrscheinlicher ist es, daß er eine mit Spanien verwandte Prinzessin heiraten soll, nämlich die Cousine König Alfons' XIII., Donna Maria del Pilar. Sie ist eine Tochter Ludwig Ferdinands von Bayern und der Infantin Maria de la Paz und wird am 13. März 18 Jahre alt. Diese Heirat würde aber sehr ungünstig aufgenommen werden, das abergläubische Volk würde wieder daran erinnert werden, daß schon einmal eine spanische Prinzessin, Isabella von Aragonien, Unheil über das Land gebracht habe und daß ihr Gatte auch ein Dom Manuel war. Auf jeden Fall entbehren die Gerüchte von einer Verlobung des Königs von Portugal nicht der Wahrscheinlichkeit, da die Königin-Mutter Amalia bei der Zusammenkunft zugegen war und die Regierung den Gerüchten bisher nicht widersprach, obwohl sonst jede Unrichtigkeit sofort energisch richtiggestellt wird.

Hauptmanns „Versunkene Glocke" im Königlichen Schauspielhause zu Berlin

Die Aufführung von Hauptmanns „Versunkener Glocke" im Königlichen Schauspielhause zu Berlin ist deshalb bemerkenswert, weil dem schlesischen Poeten damit aufs neue die Pforten geöffnet worden sind, die ihm seit der Erstaufführung von „Hanneles Himmelfahrt" vor etwa fünfzehn Jahren verschlossen waren. Daß Paul Lindau, der neue Dramaturg und Regisseur des Schauspielhauses, ihm diese Genugtuung bereitete, verdient Anerkennung, aber Lindaus Regiekunst hat es nicht verhindern können, daß das Stück nur einen matten Erfolg erzielte. Vor zwölf Jahren begrüßte das Publikum die „Versunkene Glocke" im Deutschen Theater mit Jubel, heute steht es dem Stücke kühl gegenüber. Vielleicht hat sich der Geschmack gewandelt, vielleicht fallen jetzt auch die Schwächen, die dem Märchendrama doch ohne Zweifel anhaften, stärker in die Augen; trotz einer guten Aufführung bei glänzender Ausstattung wollte die „Versunkene Glocke" im Königlichen Schauspielhause keinen guten Klang mehr geben.

Phot. Zander & Labisch, Berlin

1 Gerhart Hauptmann; 2 Paul Lindau; 3 Otto Sommerstorff

Hauptmanns „Versunkene Glocke" im Schauspielhause zu Berlin: Während der Hauptprobe hinter den Kulissen

Digitized by Google

Rücktritt des englischen Admirals Ch. Beresford

Der Rücktritt des Admirals Lord Charles Beresford vom Kommando der Kanalflotte war zwar in unterrichteten Kreisen schon längst vorausgesehen, hat aber doch, da er geraume Zeit vor dem normalen Ablauf des Kommandos erfolgte, großes Aufsehen erregt. Es ist ja bekannt, daß Lord Beresford verschiedentliche Male Differenzen mit der Admiralität hatte. Vielleicht haben diese ihn veranlaßt, vorzeitig zurückzutreten. Wahrscheinlicher ist allerdings, daß er mit der Neugruppierung der Seestreitkräfte, die den Schwerpunkt der maritimen Verteidigung in die Nordsee verlegt, in Zusammenhang zu bringen ist. Die Schwächung, die das seinem Befehl unterstehende Kanalgeschwader erfahren wird, dürfte den Admiral zum Rücktritt bestimmt haben. Denn Lord Beresford ist nicht der Mann, der eine zur Division der neuen Nordseeflotte degradierte Flotte befehligen möchte.

John S. Sargent

Der bekannte Maler John S. Sargent in London ist vom König von Preußen durch Verleihung des Ordens Pour le mérite (Friedensklasse) ausgezeichnet worden. Sargent ist einer der beliebtesten und angesehensten Maler der englischen Gesellschaft. Auch in Deutschland ist er sehr geschätzt; erst in der vorjährigen Ausstellung, welche die Akademie der Künste in Berlin veranstaltete, war er mit mehreren Gemälden vertreten, die ihn als einen Porträtmaler großen Stils kennzeichneten. Der Künstler ist im Jahre 1856 in Florenz als Sohn amerikanischer Eltern geboren; er studierte bei Carolus Duran und erhielt auf den Pariser Weltausstellungen 1889 und 1900 den Großen Preis. Von seinen Gemälden sind namentlich die Porträte des Herzogs von Portland, der Schauspielerin Ellen Terry als Lady Macbeth, des Präsidenten Roosevelt und des Generals Hamilton weiteren Kreisen bekannt geworden.

Copyright Purdy, Boston

John S. Sargent,
erhielt den Orden Pour le mérite (Friedensklasse)

Phot. Montague Tyron & Comp.

Der verabschiedete Befehlshaber der englischen Kanalflotte Lord Charles Beresford mit seinen Bulldoggen

Der König von Spanien bei dem Aeronautiker Wilbur Wright

König Alfons von Spanien ist bekanntlich ein eifriger Sportsmann, er interessiert sich auch in besonderem Maße für Luftschiffahrt und Flugtechnik, und man wollte sogar wissen, daß er die Absicht gehabt hatte, sich eine Flugmaschine anzuschaffen. Das wird nun wohl nicht so bald geschehen, denn trotz der großen Fortschritte, die in der Flugtechnik gemacht worden sind, ist eine Fahrt mit einem Aeroplan nicht so gefahrlos, daß ein König es wagen dürfte, sich diesem neuesten Fortbewegungsmittel anzuvertrauen. Die größten Erfolge mit der Flugmaschine hat ohne Zweifel der Amerikaner Wilbur Wright errungen. Der König von Spanien hatte deshalb schon längst den Wunsch, einem Aufstiege Wrights beizuwohnen und vielleicht sogar einen Flug zu unternehmen, und er konnte denselben leicht erfüllen, da Wright gegenwärtig in der Nähe des Pyrenäenbades Pau Flugversuche unternimmt und drei Schüler in der Kunst des Fliegens unterrichtet. Als der König im Automobil auf dem Flugfeld bei Pau eintraf, bestieg Wilbur Wright sogleich seinen Drachenflieger, und wenige Minuten darauf schwebte er 34 Meter über der Heide. Er führte alle Evolutionen aus und landete nach Abstellung des Motors in 40 Meter Flughöhe in sanft geneigter Schwebebahn wenige Meter vom König, der gespannt jede Phase des Fluges beobachtete. Der Flug war so tadellos, daß der König und die übrigen Zuschauer entzückt waren. Hierauf verlangte König Alfons eine genaue Erklärung des Drachenfliegers und stieg in denselben, so daß man annehmen mußte, er werde einen Flug ausführen, denn Wilbur Wright setzte sich neben den König, während Orville mit den Mechanikern an die Schrauben trat. Doch blieb der Aeroplan ruhig im Grase liegen; der König hatte auf Bitten seiner Begleitung darauf verzichtet, einen Aufstieg zu unternehmen. Wilbur erläuterte dem König die Betätigung des Steuerhebels, das Verziehen der Tragflächen und die Dämpfung der Drehwendung durch das Seitensteuer. Dann machten Wilbur Wright und Graf Lambert eine Fahrt.

Digitized by Google

Neue Wagen der Wiener Strassenbahn

Es ist bei den Straßenbahnwagen schon längst als ein Uebelstand empfunden worden, daß an einer Haltestelle ein Gedränge entsteht, wenn die aussteigenden Personen den Wagen verlassen und die Wartenden danach streben, den Wagen schnell besteigen zu können. Dem ist durch eine Einrichtung bei den neuen Wagen der Wiener Straßenbahn abgeholfen worden; die Wagen haben zwei Zugänge, so daß

Phot. Illustr.-Zentrale, Wien

Neuer Wagen der Wiener Straßenbahn mit gesondertem Ein- und Ausgang

Phot. Charles Delius, Paris

Der Schah von Persien (1) und der Großwesir Sadrajam (2)

eine Mark. In dieser Hinsicht hat er also bereits vor der Ausreise den Vogel abgeschossen. Im übrigen Weidmannsheil!

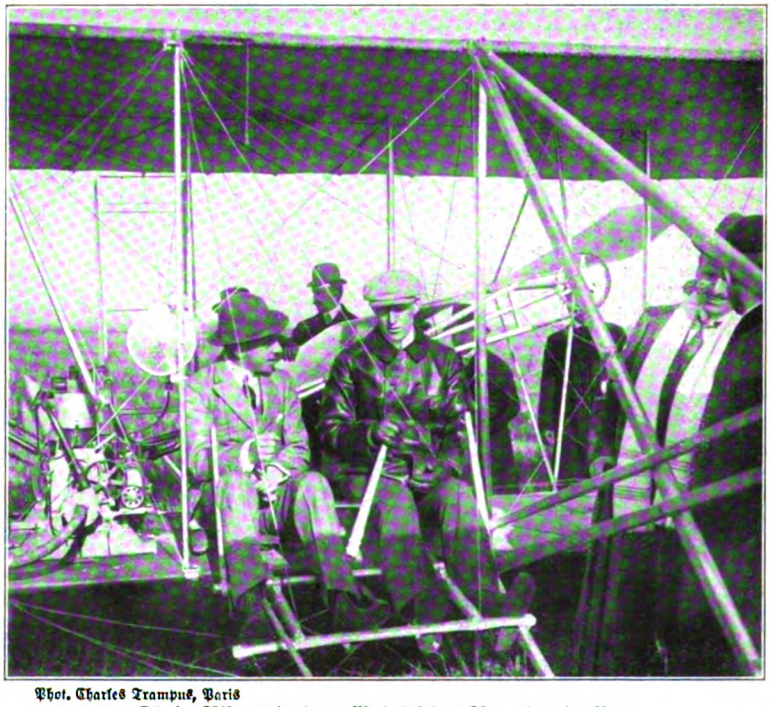
Der Kampf um die Verfassung in Persien

Die Lage in Persien wird immer unhaltbarer; sie gewinnt für den Schah mit jedem Tage ein ungünstigeres Aussehen und wäre nur noch zu retten, wenn der Schah die Verfassung schleunigst einführen würde. Die Revolutionäre in Täbris benehmen sich im großen und ganzen ziemlich zurückhaltend; sie haben zwar den ältesten Bruder des Schahs gefangengenommen und fordern ein Lösegeld von 1000 Pfund, das

das Publikum zu gleicher Zeit unbehelligt ein- und aussteigen kann.

Roosevelts Jagdausflug nach Ostafrika

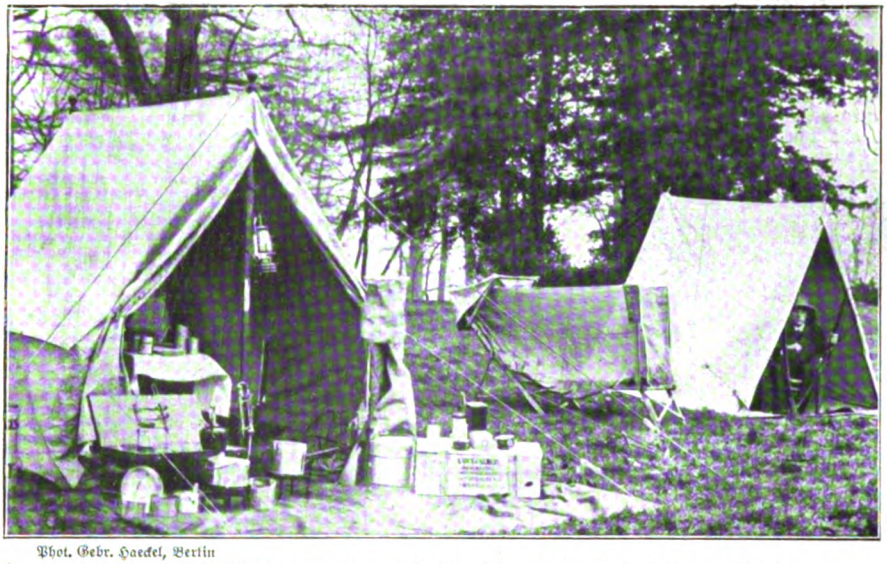
Ehe sich Theodor Roosevelt der Politik zuwandte, lebte er bekanntlich in Gemeinschaft mit den Cowboys ein Abenteuerleben auf den weiten Prärien des Westens. Auch nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen und eigentlich Gelegenheit in Hülle und Fülle hatte, seinem ungestümen Tatendrange Luft zu machen, vertauschte er gelegentlich gerne die Feder mit der Kugelbüchse und pirschte im fernen Urwald auf den Grislybären. Am 4. März verließ er das Weiße Haus in Washington, und schon am 13. ging er zu Schiff nach der Alten Welt. Diesmal steht sein Sinn — Teddy liebt immer das Kolossale — auf Löwen und Elefanten. Von einem der Häfen des englischen Ostafrikas will er bis zum Viktoria Nyanza vordringen und später — immer mit der Büchse in der Hand — auch dem Sudan einen Besuch abstatten. Sein Sohn Kernit wird ihn begleiten. Da Roosevelt auch gewandter Schriftsteller ist, so entstand natürlich ein förmliches Wettrennen der amerikanischen Verleger und Zeitungsbesitzer, um sich die literarische Ausbeute dieser Reise zu sichern. Es heißt, der Expräsident erhalte für jedes Wort, das seiner Füllfeder entfließt, ungefähr



Phot. Charles Trampus, Paris

König Alfons in dem Wrightschen Aeroplan in Pau

Digitized by Google



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Ausrüstung des Präsidenten Roosevelt für seine Jagdreise ins Innere Afrikas

will aber nicht viel besagen. Der Schah ist ziemlich ratlos und jedenfalls auch machtlos, denn es fehlt der Regierung an Geld; die Truppen haben seit Monaten keinen Sold erhalten und drohen in Meuterei auszubrechen, außerdem verfügt die Regierung nur über wenig Truppen, noch weniger Kanonen und Munition. Ob die Mächte eingreifen werden, entweder mit bewaffneter Macht oder durch Geldunterstützung, ist zurzeit noch fraglich. Es wäre dies auch gar nicht nötig, wenn der Schah sich bereit erklärt, die Verfassung einzuführen, da dann die Revolutionäre sofort die Waffen niederlegen würden.

Eine wissenschaftliche Hunger- und Durstkur

Frau Claire de Serval führt gegenwärtig in der Berliner Charité eine Hunger- und Durstkur aus; diese unterscheidet sich jedoch von früheren Schaustellungen dadurch, daß sie lediglich wissenschaftlichen Zwecken dient. Frau Serval, die eine Nichte des bekannten Hungerkünstlers Dr. Tanner ist, hatte die Beobachtung gemacht, daß eine Hungerkur sie von dem heftigen Kopfschmerz, an dem sie häufig leidet, befreie; sie hatte ferner gefunden, daß das periodische Enthalten von Nahrung ihrer Gesundheit zuträglich sei, daß das Fasten sie gewissermaßen verjünge. Da sie in der letzten Zeit wieder von heftiger Migräne geplagt wurde und eine Hungerkur durchmachen wollte, stellte sie sich der Charité zur Verfügung, damit durch die Beobachtungen vielleicht wichtige Anhaltspunkte für die normale Ernährung und die Heilung krankhafter Störungen des Stoffwechsels, zum Beispiel Fettsucht, gewonnen werden könnten. Die Hungerkünstlerin befindet sich in der Charité in einem eigens für sie gebauten Glashause und steht unter ständiger Beobachtung der Aerzte. Ein Motor führt dem Glashause frische Luft zu und entfernt durch eine besondere Ableitung die Ausatmungen und Ausdünstungen. Diese Ausdünstungen der Luft werden gleichfalls wissenschaftlich untersucht. Während der ersten zehn Tage hat Frau Serval gehungert und gedurstet; nach dieser Zeit wird sie zur Löschung ihres Durstes nur Wasser zu sich nehmen und sich noch weitere zwanzig Tage jeder Nahrung enthalten. Unsre Kolonialtruppen zeigten schon nach dreitägiger Durstperiode große Erschlaffung und Abspannung; das Befinden der Frau Serval läßt jedoch nach der zehntägigen Durstkur nichts zu wünschen übrig. Die Haut hat zwar ihre natürliche Schwellung verloren, so daß sie eingefallen erscheint, und das Körpergewicht ist von 104 Pfund auf 92 Pfund zurückgegangen, sonst ist aber nichts von den Entbehrungen zu merken, die sie sich auferlegte. Es gehört ohne Zweifel ein großes Maß von Willenskraft dazu, eine derartige Kur auszuführen; die Aerzte werden eine solche wohl nie verordnen, trotzdem Frau Serval davon überzeugt ist, daß nicht nur alle Stoffwechselkrankheiten, sondern auch Nieren-, Leber- und Gallensteinleiden durch diese Kur geheilt werden können.

Phot. Frankl, Berlin

Die Hungerkünstlerin Frau Claire de Serval bei ihrer in der Berliner Charité ausgeführten Hunger- und Durstkur

Digitized by Google

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Albert Georg K. in Bayern. Geistige Grazie, Eleganz der Ausdrucksweise sind Ihnen unbekannte Begriffe. Ihrem Wesen haftet geradezu eine gewisse Schwere an. Die materielle Seite ist besser entwickelt als die ideelle. Sie pflegen das geistige Element zu wenig, erfassen die Dinge nicht genügend in ihren feinen Einzelheiten, zu stark bloß als Ganzes. Sie sind leidenschaftlich, Genußmensch und gehen unbekümmert um andre Ihres Weges. L. Meyer, Matenfeld b. Ragaz.

Vorschlag zur Lösung des österr.-serb. Konflikts

Die serbische Frage

Von

Dr. Wladan Georgewitsch,

ehemaligem serbischen Minister-Präsidenten

Geheftet M 2.50

Geheftet M 2.50

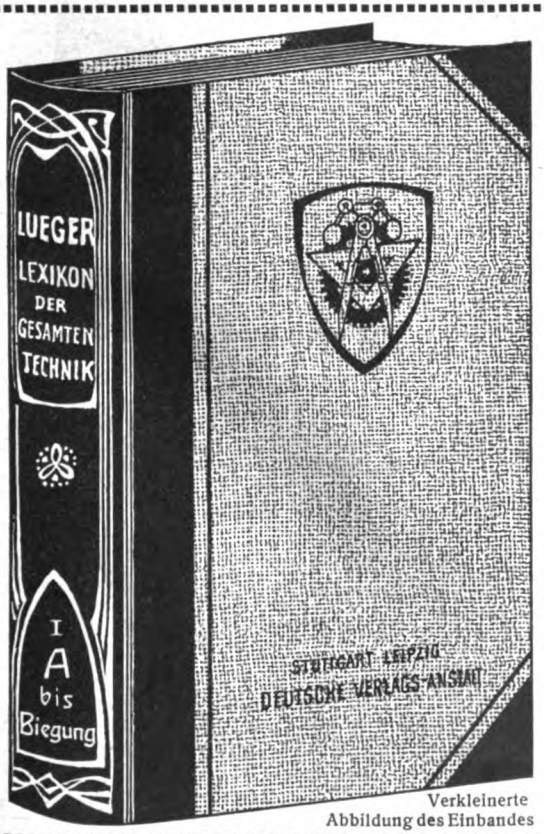
Als persönlicher Freund und Leibarzt des Königs Milan, später noch unter dessen Regierung Kultusminister, hat Ministerpräsident Georgewitsch seinem Land langjährige große Dienste geleistet, so daß wohl niemand mehr berechtigt war, zu dieser hochwichtigen brennenden Frage Stellung zu nehmen. Nach einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des serbischen Staates und der letzten Ereignisse aus der Gegenwart formuliert der Verfasser die Forderungen seines Volkes. Man mag nun diese Forderungen ernsthaft diskutieren oder ablehnen, jedenfalls muß man das reiche Material kennen, das der Verfasser hier bietet, um sich eine eigene Meinung über diese hochwichtige Frage bilden zu können. Von höchster Wichtigkeit für die Beurteilung ist namentlich das, was Georgewitsch über die zweideutige und widerspruchsvolle russische Politik im ersten Kapitel schreibt.

Zeitgemäß! || Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart || **Hochaktuell!**

Digitized by Google

Durch viele Jahrmillionen

in die Dunkelheit der Vergangenheit hinab hat der Forschergeist die Entwicklung des Lebens verfolgt, vom Menschen herunter bis zum Urtier. Die Forschungsresultate sind in zahlreichen Büchern volkstümlich bearbeitet und so allen Gebildeten zugänglich gemacht worden. Doch dürfte wohl keines der bisherigen Werke eine so glänzende illustrative Ausstattung bieten wie das neueste Prachtwerk „Vom Urtier zum Menschen, ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen". (Herausgegeben von Dr. Konr. Guenther. 2 Bde., M 26.—, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) So urteilt Edgar Wolfert in der Wiener Tageszeitung „Die Zeit". Er fährt in seiner Kritik dann fort: Das Werk beabsichtigt, den Leser in das große Gebiet mit der hier möglichen Gründlichkeit einzuführen und ihm Gelegenheit zu bieten, sich über die Abstammungsgeschichte ein Urteil zu bilden. Es werden die Tatsachen in Bildern vorgeführt, wie sie den wichtigsten, neuesten Arbeiten der Zoologen, Anatomen und Biologen entnommen sind. Wenn der Leser dieses Werk durchstudiert hat, so wird er unzweifelhaft sich in seiner Phantasie ein Bild gestalten können von der Geschichte unsrer Erde und von den gewaltigen Katastrophen, die über sie hinweggerauscht sind. Die Versteinerungskunde oder Paläontologie liefert uns einen großen Teil der Naturgeschichte, die auf viele Hunderttausende von Jahren zurückgeht. Verwandlungen von Tieren vor unsern Augen können wir allerdings an den Zuchtresultaten auch heute beobachten. Ja, es gibt sogar ein Beispiel von einem Tier, das sich in unsrer Zeit in ein ganz andres Wesen verwandelt hat. Das ist das von Haeckel beschriebene Porto-Santo-Kaninchen. Im Jahre 1419 wurden nämlich auf der Insel Porto-Santo bei Madeira Kaninchen ausgesetzt, deren heutige Nachkommen ihren Voreltern ganz unähnlich geworden sind. Sie unterscheiden sich von diesen durch eigentümliche Färbung, rattenähnliche Form, nächtliche Lebensweise und außerordentliche Wildheit und lassen sich sogar mit gewöhnlichen Kaninchen nicht mehr kreuzen. Das alles erhöht die Wahrscheinlichkeit der Deszendenztheorie gewiß. Ebenso interessant wie wichtig für die Abstammungsgeschichte, weil viel ausgiebiger als die Paläontologie, ist unsre zweite Urkunde, die Morphologie, die die Tiere auf ihren Bau und ihre Organisation hin miteinander vergleicht. Die Entwicklung bewegt sich um die zwei Pole: Vererbung und Variation der Organismen. Letzteres ist das Gesetz, wonach sich selbst unter Geschwistern immer kleine Abweichungen und individuelle Verschiedenheiten finden. Wenn Tiere, die an einem Ort der Erde seit Generationen lebten, nach einem andern verschlagen wurden, dann konnten die hier herrschenden Lebensbedingungen in verhältnismäßig kurzer Zeit (in geologischem Sinne) die Wesen so umformen, daß sie ihren zurückgebliebenen Geschwistern unähnlich, dagegen den viel weiter mit ihnen verwandten neuen ‚Mitbürgern' ähnlich wurden. Um ein etwas äußerliches Beispiel zu nehmen, erinnere ich an den Hasen. Setzen wir den Fall, die Heimat des Hasen sei Europa, hier hätten unsre Tiere in Anpassung an ihre Umgebung ihr graubraunes Fell erhalten, denn in der Tat herrschen ja diese Farben in unserm Lande vor und sind den meisten größeren Tieren eigen. Als nun, so nehmen wir weiter an, einige Hasen nach Norden wanderten und in Norwegen oder gar auf Spitzbergen in Gegenden kamen, wo das ganze Jahr weit und breit nichts als der die Lande bedeckende weiße Schnee zu sehen war, da mußten auch die Hasen allmählich die weiße Farbe erwerben. In dieser Eigenschaft aber glichen sie jetzt viel mehr ihren neuen Nachbarn, den Eisbären, Polarfüchsen, Polareulen u. s. w., als den Hasen der Heimat, während doch die Stammeltern, die sie mit diesen gemein hatten (also die Urhasen, wenn ich so sagen darf), vor viel kürzerer Zeit gelebt hatten als die, die sie mit jenen zusammen besaßen (also die Urfäugetiere). Der Raum gestattet nicht, aus der Fülle des Gebotenen noch andre Beispiele herauszugreifen, wir verweisen den Leser auf das Werk selbst, das außer der Naturgeschichte auch alle andern Vorgänge des Entstehens in vorzüglicher illustrativer und textlicher Darstellung enthält.



Verkleinerte Abbildung des Einbandes

Luegers Lexikon
der
gesamten Technik
und ihrer Hilfswissenschaften

2., vollständig neubearbeitete und vermehrte **Auflage**

8 Bände mit mehr als 6400 Seiten
Jeder Band in Halbfranz geb. M 30.—

Band VII
(Papierfärberei bis Schwefelsäure)

soeben erschienen!

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
:: :: IN STUTTGART :: ::

Digitized by Google

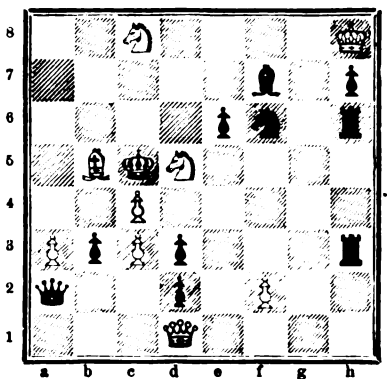
Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VI Von Chr. Christensen

in Kopenhagen („Nationaltidende")

Schwarz (11 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

S. 2. Sb5×d6 W. 3. Se8—c7 matt. D. S. 1. g6×h5 W. 2. Dd3×f5† S. 2. Ke6×f5 W. 3. Se8—g7 matt. E. S. 1. g5×h4 W. 2. Dd3—e4† S. 2. f5×e4 W. 3. Th5—e5 matt.

Auflösung der Aufgabe V

W. 1. Sf2—g4
S. 1. Le8—d7 (Sb5—c7, d4)
W. 2. Dd3(×)d4
S. 2. Sb5×d4 oder beliebig anders
W. 3. La 4×d7, Dd4—e5 matt.

A.

S. 1. Sb5—d6
W. 2. Dd8×d5†
S. 2. Ke6×d5
W. 3. Se8—c7 matt.

B.

S. 1. Sb5—a3
W. 2. Sg4—f6 u.
W. 3. Dd3×d5, —d6 matt.

C.

S. 1. Sd5 beliebig
W. 2. Dd3—d6†

Partie Nr. VII

Turnierpartie, gespielt zu Prag am 19. Mai 1908.

Wiener Partie

Weiß: R. Spielmann, München. Schwarz: L. Prokes, Prag.

	Weiß	Schwarz		
1.	e2—e4	e7—e5	12.	Sf4×e6	Dd7×e6
2.	Sb1—c3	Sg8—f6	13.	Lf1—d3	g7—g6 [4])
3.	f2—f4	d7—d5	14.	Df2—e2	De6—d5
4.	f4×e5	Sf6×e4	15.	0—0	Dd5×d4† [5])
5.	Dd1—f3 [1])	f7—f5	16.	Lc1—e3	Dd4—d5
6.	d2—d3 [2])	Se4×c3	17.	Ta1—d1	Dd5—a5 [6])
7.	b2×c3	d5—d4!	18.	Ld3×f5!	Th8—f8
8.	Df3—f2	d4×c3 [3])	19.	De2—g4	g6×f5 [7])
9.	d3—d4	Le8—e6	20.	Dg4—h5†	Tf8—f7
10.	Sg1—h3	Lf8—e7	21.	e5—e6	Aufgegeben.

[1]) Dies ist wohl die beste Fortsetzung des Angriffs.

[2]) Sehr gut kommt hier 6. Sg1—h3 in Betracht. Nach dem Textzug stellt sich Schwarz günstig.

[3]) Statt dessen sollte Sb8—c6 geschehen, womit Schwarz den Druck auf das weiße Spiel festhält.

[4]) Rochiert Schwarz, so rochiert Weiß gleichfalls, und der Angriff auf f5 ist erneuert.

[5]) Zu viel Bauern darf man nicht nehmen, das kostet zu viel Zeit. Hier war wieder Sb8—c6 die gebotene Fortsetzung.

[6]) Die Entfernung der Dame vom Kriegsschauplatz gibt dem Anziehenden Gelegenheit zu einer hübschen Schlußattacke.

[7]) Auf Tf8×f5 folgt Turmtausch und sodann gleichfalls 21. Dg4—h5† nebst 22. Le3—h6† und 23. Dh5—e8†; auf sonstige Züge entscheidet 20. Lf5×g6† nebst Damenschach auf c8, beziehungsweise (falls Sb8—a6) Matt auf d7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

RETURN CIRCULATION DEPARTMENT
TO → 202 Main Library 642-3403

LOAN PERIOD 1	2	3
4	5	6

LIBRARY USE

This book is due before closing time on the last date stamped below

DUE AS STAMPED BELOW

RECEIVED BY
FEB 2 1981
CIRCULATION DEPT.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6A, 20m, 11/78 BERKELEY, CA 94720

YE 06310

AP
30
A7
V. 25:2
193234